


Ford-Messer
Bequest













Göttingische gelehrte Anzeigen.

Unter der Aufsicht
der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Der erste Band
auf das Jahr 1832.



Göttingen,
gedruckt bey Friedrich Ernst Huth.

Von dreyen dieser Werke haben wir nicht nöthig zu sprechen, da schon bey Anzeige der früheren Lieferungen von ihnen geredet worden ist. Daß der Fleiß der Bearbeiter sich auch hier gleich geblieben sey, dafür leisten schon die früheren Bände Bürgschaft. Nur von dem Werke des Herrn van Kampen sind wir unsern Lesern eine genauere Anzeige schuldig.

Die Herausgeber fanden es, bey einigen der auswärtigen Staaten gerathen, sich nach einheimischen Mitarbeitern in denselben umzusehen. Sie waren so glücklich bereits bey zweyen derselben, des der Niederlande, und des von Schweden, diese unter den ersten ihrer jetzt lebenden Geschichtschreiber zu finden. Herr van Kampen, Professor in Amsterdam, in seinem Vaterlande durch seine historischen und statistischen Schriften gleich geachtet, übernahm die der Niederlande. Herr Geijer, Professor der Geschichte in Upsala und K. Historiograph, die von Schweden. Jeder wird, dem Plan der Unternehmung gemäß, sein Werk in zwey bis drey Theilen beendigen.

Die Erscheinung der Geschichte der Niederlande muß schon deshalb erwünscht seyn, weil wir in Deutschland noch keine derselben besitzen, welche, bis auf die jetzigen Zeiten heruntergeführt, den Bedürfnissen entspräche. Wäre unsere Unternehmung nur auf die Gegenwart berechnet, so würden wir hinzusetzen, daß durch diese das Bedürfniß verdoppelt sey. Aber auch ohne Rücksicht darauf, kann es den Freunden der Geschichte nicht anders als erwünscht seyn, nun ein Werk zu besitzen, das in einem mäßigen Umfange den Forderungen die man an dasselbe machen kann, entspricht.

Wie der Verfasser sich seine Aufgabe gestellt,

und seinen Plan gefaßt habe, darüber lassen wir lieber ihn selber aus der Vorrede sprechen.

'Die Geschichte der Niederlande zu schreiben (heißt es darin) ist vielleicht schwerer als die eines andern Landes. Nur zweymal, und nur für kurze Zeit vereinigt, unter Karl V. und in unsern Tagen, machen sie kein organisches Ganzes aus; es ist kein Mittelpunct der Vereinigung da, woran der Geschichtschreiber sich zu halten hätte. Und doch haben diese Lande, sie hatten wenigstens in früheren Zeiten so viele Aehnlichkeit in Sitten, Sprache und Regierungsform; ihre Geschichte steht in so enger Beziehung, daß es ein fruchtloses Unternehmen seyn würde, die Geschichte Belgiens ohne die der vereinigten Niederlande zu schreiben. Aber diese Republik, ein selbständiger, mächtiger Staat, muß in der Geschichte das Hauptland bleiben. Darum wird, nach der Waffenruhe im Jahr 1609 sie auch immer bey dem Geschichtschreiber in den Vorgrund gestellt werden müssen. Belgien hatte im 13ten und 14ten Jahrhundert Augenblicke des Ruhms; doch war es noch kein eigentliches selbständiges Gebiet; es waren nur entweder zum deutschen Reiche, oder zu Frankreich gehörende Provinzen. — Der Verfasser hat sich vor dem sechzehnten Jahrhundert nur kurz gefaßt, das Wichtigere herausgehoben, und sich vorzüglich mit der Geschichte des Volkes, der Regierungsform, des Handels und der Cultur beschäftigt, ohne sich ängstlich mit den Regierungsfolgen aller Grafen und Herzöge, oder den endlosen Fehden und kleinen Kriegen des Mittelalters zu beschäftigen. Als Vereinigungspunct hat er die Provinz Holland, in spätern Zeiten gewiß die reichste, mächtigste, und durch große Männer merkwürdigste, gewählt; jedoch von den

andern, wie er meint, auch das Bedeutendste nicht übersehen. Die zahlreichen, in Deutschland fast ganz unbekannten Geschichtsforschungen so vieler trefflicher Niederländer in ihrer Sprache standen ihm dabey zu Gebote, und wenn er für Deutschland einen ersprießlichen Beytrag zur Geschichte eines Volks geliefert hat, welches nach Verhältniß seiner Zahl, wohl am meisten und wohlthätigsten auf Europa gewirkt hat, so ist es bloß diesem Umstande zu verdanken.'

Aus diesen Aeußerungen des Verfassers werden die Leser so viel ersehen, daß er sich die Gesichtspuncte genommen hat, welche dem Geiste unsers Unternehmens gemäß sind. Ueber die Ausführung muß sein Werk selber entscheiden, und wir fürchten im mindesten nicht, daß es das Urtheil sachkundiger Leser und unparteyischer Beurtheiler zu scheuen hat. Mit welcher Sorgfalt die Niederländischen Quellen benutzt sind, werden die Citate fast auf jeder Seite bezeugen. Und da dieser Theil bereits bis auf das Jahr 1609 heruntergeführt ist, so enthält er nicht nur die glänzende Burgundische Periode, sondern auch, die Geschichte des Freyheitskampfes, und der beiden ersten großen Oranier bis zu jenem — eigentlich schon entscheidenden — Zeitpuncte. Gern wird man darüber den Holländer sprechen hören; aber als Beweis seiner Unparteylichkeit wollen wir zugleich darauf aufmerksam machen, welche Gerechtigkeit er ihrem gefährlichsten Gegner, Alexander von Parma, widerfahren läßt.

Der Herr Verleger hat es passend gefunden, einen kurzen Bericht über den jetzigen Stand und Fortgang unsers ganzen Un-

ternehmens so eben bekannt zu machen; den wir unsern Lesern, deren gewiß viele sich dafür interessieren, bey dieser Gelegenheit mittheilen wollen.

'Daß die Geschichte der Europäischen Staaten ein wahres Bedürfniß unserer Zeit befriedige, hat sich allgemein ausgesprochen; Geschäftsmänner in den verschiedensten Kreisen gebrauchen es; Geschichtsliebhaber lesen es mit Vergnügen, und die Historiker finden darin erhellende Zusammenstellungen, denen gründliche Forschungen unterliegen.

In ganz Deutschland hat die Europ. Staaten-Geschichte bedeutenden Eingang gefunden; auch ist man bereits im Auslande darauf aufmerksam geworden. Das Interesse dafür steigt, so wie durch Erscheinung neuer Abtheilungen der innere Werth der Arbeiten mehr erkannt, die Sorgfalt der Herausgeber mehr bemerkt wird; und so wie die Sicherheit zunimmt, daß der Verleger im Stande sey, seine Zusagen zu erfüllen. An der Zeit ist es jetzt, eine Uebersicht vom Stande des Werkes zu geben. Die erschienenen sechs Lieferungen enthalten:

Geschichte von Italien, vom Prof. Leo in Halle. Fünf Theile, womit vollständig.

Geschichte der Deutschen, vom Dr. Pfister in Stuttgard. 1 — 3 Theil.

Geschichte von Sachsen, vom Prof. Böttiger in Erlangen; 2 Theile, womit vollständig.

Geschichte des Preußischen Staats, vom Prof. Stenzel in Breslau. 1. Theil. Geht bis 1640.

Geschichte von Spanien, vom Dr. Lembke in Göttingen. I. Theil. Bis gegen 850.

Geschichte der Niederlande, vom Prof. van Kampen in Amsterdam. 1. Theil.

Im Jahr 1832 wird erscheinen:
Geschichte der Deutschen, 4. Theil, womit vollständig
Geschichte der Niederlande, 2. Theil, desgleichen.
Geschichte von Spanien, 2. Theil.
Geschichte von Schweden, vom Prof. Geijer in Upsala. 2 Theile; vollständig.

Demnächst wird folgen:
Geschichte Spaniens (Schluß) — Rußlands — Frankreichs — Englands u. s. w.

Ununterbrochen werden Fortsetzungen von vier bis sechs Bänden jedes Jahr geliefert werden können.

Sollte mancher Leser den Wunsch hegen, daß diese oder jene Geschichte früher erschienen wäre, oder erscheinen möge als einige der oben angeführten, oder daß dem ersten Bande die andern schneller folgten; dann bittet der Verleger mit Billigkeit zu erwägen, daß, um der wissenschaftlichen Gründlichkeit nichts zu vergeben, die Wahl der Historiker Schwierigkeiten hat; und diejenigen, welche die Ausarbeitungen übernahmen, nicht gedrängt werden konnten; daß Krankheiten, Vertauschungen des Wohnortes, vermehrte Geschäfte, politische Umwälzungen, und Todesfälle von Mitarbeitern Hindernisse in den Weg legen können.

Noch werde erwähnt, daß jetzt schon Bedacht genommen wird, ausführliche Register beyzugeben, die den Gebrauch des Werks, besonders Geschäftsmännern, erst recht dienlich machen.

Der bisherige Subscriptionspreis: 24 Bogen zu 1 Rthlr. 6 Ggr. bleibt fortdauernd.

Im December 1831. — Friedrich Perthes von Hamburg.

Aus diesem Bericht erhellt, daß seit der ersten Lieferung zu Ostern 1829, in nicht vollen drey Jahren, die Geschichte von sechs Staaten in dreyzehn Bänden theils schon vollendet, theils der Vollendung nahe, theils angefangen ist. Für die noch fehlenden Hauptstaaten ist bereits gesorgt; und in einem ähnlichen Zeitraum hoffen wir das ganze Werk vollendet zu sehen. Wenn dieß, aus reiner Liebe für die Wissenschaft mit völliger Uneigennützigkeit begonnene, so umfassende und gewagte, Unternehmen einen so glücklichen Fortgang hat, so verdanken wir dieses — wir sind stolz darauf es sagen zu können — dem eignen und selbständigen Urtheil des deutschen Publicums; und also allein dem innern Werth und der Zweckmäßigkeit der gelieferten Werke. Denn außer den Anzeigen von ein paar einzelnen derselben, hat keine unserer größeren literarischen Zeitschriften, so viel wir wissen, das Ganze ihrer Aufmerksamkeit, geschweige denn einer aufmunternden Beurtheilung, gewürdigt. Wohl aber hat eine bekannte Literaturzeitung bey Gelegenheit des Böttigerschen Werks, sich zu Unwahrheiten und Plattheiten herabgelassen. Die Unwahrheiten sind, auf die Aufforderung des Herrn Verlegers, öffentlich berichtigt; auf die Plattheiten, ihres uns wohlbekannten Urhebers, sehen wir mit gebührender, aber stillschweigender, Verachtung herab.

Hn.

Berlin.

Grundriß der neuern Geschichte für Gymnasien und andere höhere Lehran-

stalten und zum Selbstunterricht
Gebildete; von Dr. E. A. Schmidt. 18
140 Seiten in 8.

Der Titel sowohl als der Umfang zeigen, hier keine ausführliche Behandlung, sondern ein Abriß der neuern Geschichte gegeben wi jedoch in fortlaufender Erzählung. Er ist n nach einzelnen Staaten, sondern nach Zei rioden eingetheilt; die Eintheilung ist diese welche auch in dem Handbuche des Ref. befi ist. Der Verfasser hat es zunächst zum brauch bey seinen Vorlesungen bestimmt; fortlaufende Vortrag macht es aber auch z Selbstunterricht geschickt. Es ist nach der ei nen Angabe des Verfassers besonders auf Preußischen Staat dabey Rücksicht genomm und das diesen Betreffende verhältnißmäßig a führlicher behandelt. Auch ist in kurzen Anh gen eiue Uebersicht der Fortschritte der wiss schaftlichen und ästhetischen Bildung gegeb In wiefern ein in fortlaufender Erzählung gefaßter Abriß für Andere zum Gebrauch ihren Vorlesungen passend gefunden wird, m dem Urtheil eines jeden überlassen bleiben. ertheilen demselben gern das Zeugniß daß durch seine Genauigkeit, so wie durch seine handlung und Schreibart sich empfiehlt, geben auch den politischen Ansichten und Urth len des Verfassers gern unsern Beyfall. beygefügte Literatur beschränkt sich auf aus suchte, und zugleich Jedermann leicht zugä liche Werke.

Hn.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

2. 3. Stück.

Den 5. Januar 1832.

Berlin und Stettin.

In der Nicolaischen Buchhandlung, 1831: Ueber Raphael und sein Verhältniß zu den Zeitgenossen, oder: Italiänische Forschungen. Dritter Theil. Von C. F. von Rumohr. 154 S. in 8.

Obgleich über den größten christlichen Künstler, den einzigen Raphael, schon unendlich viel geschrieben ist, sowohl in allgemein geschichtlichen Werken, über Kunst, als auch in besondern Abhandlungen über dessen Leben und Kunstwerke; so ist doch ein Werk über ihn, von einem so ausgezeichneten Kunstkenner, wie der Herr Baron von Rumohr es ist, sowohl Kunstkennern wie auch practischen Künstlern eine höchst willkommene Erscheinung. — Frühere Werke über Raphael, enthalten entweder nur eine Aufzählung seiner Malereyen, oder eine Schilderung seines Lebens, die, wenn nur aus dem Vasari entnommen, oft unrichtig ist.

Herr von Rumohr, der als der gründlichste Geschichtsforscher für neuere Kunst, sich außer

andern Werken, besonders als solcher in den 'Italiänischen Forschungen', zeigte, hat diesen vorliegenden Gegenstand, mit derselben historischen Strenge und Gewissenhaftigkeit, verbunden mit demselben künstlerischen Scharfsinne, wie in früheren Werken, behandelt.

Diese Schrift zerfällt in vier Abtheilungen, deren wesentlicher Inhalt hier kurz angedeutet werden soll.

Die erste untersucht: was Raphael vor allen neuern Künstlern auszeichnet.

Um diese Frage gründlich zu beantworten, handelt der Verf. zuerst von dem Schönen selbst, um den richtigen Maßstab für Raphaels Künstlerwerth zu gewinnen. Daß sein Künstlerwerth seit 300 Jahren anerkannt wurde, ist geschichtlich bekannt, obschon Theorien und blendende Erscheinungen stets wechselten. Bey den Alten war das richtige Kunstgefühl stark genug, um den theoretischen Richtungen die Wage zu halten, bey den Neuern nicht so; hier ist die Theorie im Allgemeinen über das Gefühl vorherrschend. Die Originale der besten neuern Kunstwerke kommen wenigen zu Gesichte, und sind oft nur durch ungenügende Kupferstiche oder aus dem Urtheil Anderer bekannt; so konnten Theorien oft Jahrhunderte bey der Menge Einfluß bekommen, bis neue sie verdrängten. Dieß kann um so eher der Fall seyn, als die Theorie des Schönen, als freyes Geistesproduct, schon durch rednerische Methodik und formelle Consequenz sich auszeichnen und selbst befriedigen kann; nicht so die Praxis des Schönen. Da sie sich mit der Hervorbringung des Schönen beschäftigt, so muß sie sich dem Bedürfnisse anpassen, muß anwendbar, brauchbar seyn.

Da nun hier in der ästhetischen Praxis Kunstwerke aus einer langen Folge von Ueberlegungen und Handlungen entstehen, in welchen bald die Schönheit im Allgemeinen, bald ganz untergeordnete (specielle) Schönheiten, das Augenmerk des Künstlers sind, so leitet dieß stets darauf hin, die Schönheit abgesondert aufzufassen, und deren Begriff bis in die verborgensten Theilungen zu verfolgen. Nicht so fühlt der Theoretiker das Bedürfniß, die Schönheit als etwas für sich Denkbares, von den schönen Erscheinungen abzusondern, aus Furcht, das Schöne möge durch Zergliederung in seine Elemente in sich aufgehoben, vernichtet werden. Der allgemeine Begriff der ästhetischen Praxis von dem Schönen ist: Erfreulichkeit des Scheines, des Anscheines, der Apparenz. Da nun der erfreulichen Erscheinungen so viele sind, so sucht der Künstler dieselben durch Ordnen zu übersehen, deshalb faßt er die einzelnen Schönheitsgesetze scharf auf, unterscheidet, bezeichnet sie, so entstehen in den Grundlagen schon geschiedene Schönheiten: 1) die sinnliche Annehmlichkeit, beruhend auf dem Organismus des menschlichen Sinnes; 2) die Schönheit geometrischer Verhältnisse, welche gleich der musicalischen Harmonie, in weitumfassenden Naturnothwendigkeiten begründet ist; 3) die Erfreulichkeit durch sinnliche Wahrnehmungen mittelbar in der Seele angeregter, bestimmterer Vorstellungen, gegründet im sittlichen Gefühle. Diesen drey allgemeinen Unterscheidungen lassen sich noch viele speciellere Begriffe unterordnen, bemerkt der Verf. ferner; als der sinnlichen Annehmlichkeit: Schmelz, Contrast, Ton, Haltung, gefällige Textur der Körper; der Schönheit der Raumverhältnisse: das Gedrängte, Schlanke, Be-

wegte, Gesammelte; den bestimmten Vorstellungen, durch sinnliche Wahrnehmungen in der Seele angeregt: Anmuth, Reiz, Würde, Erhabenheit. Die ästhetische Praxis unterscheidet sich von der Theorie darin, daß erstere, ursprünglichen Schönheitsgesetzen Unveränderlichkeit, abstracten Schönheitsbegriffen Allgemeinheit, einräumt, den schönen Erscheinungen selbst aber Allgemeinheit abspricht, da sie (durch den Character) bedingt, unbegrenzbar mannigfaltig, unabläßig fortschreitend, sich verjüngend sind; die Theorie aber verwirft und bestreitet, daß die Schönheit als ein für sich Denkbares, abstract aufgefaßt werde; bemüht sich, aus einem daher unbefriedigten Verlangen nach Allgemeinem, das einzelne Schöne zu einem Allgemeinen, das Bedingte also zu einem Unbedingten, zu erheben; so entstanden hier, um aus dem Einzelnen äußere Grenzen und materielle Normen des Schönen abzuleiten, Schönheitslinien und Normalformen.

Hiernach erklärt es sich nun, wie die Theorie die selbst an dem Vortrefflichsten ihre materiellen Normen des Schönen anlegt, auch an Raphaels Werken stets zu tadeln fand, da das Einzelne dem andern nicht durchgehend gleich sieht. In der ästhetischen Praxis aber nahmen Raphaels Werke immer die höchste Stelle ein, da man den Werth derselben, als schöne Erscheinungen, nach den in ihnen vorwaltenden Schönheiten abmißt. Das erste Beyspiel nun, wo die Theorie an Raphaels Werken zu tadeln fand, haben wir bey dem Vasari selbst; er als Anhänger, Schüler des Buonarota, und Wortführer dessen Schule, fand in der zur Manier gewordenen Formengebung seines Meisters eine unumstößliche

Norm des Großartigen, auch des unbedingt Schönen. So ist Vasari unter Raphaels Werken dasjenige das Beste, was den Maßstab dieser Norm aushält, so daß schon hiernach Raphael nur als guter Nachahmer des Michelangelo Werth hatte. Eben so ging es mit später entstandenen Normen des absolut Schönen, welche man bey Tizian, Corregio, und zuletzt in den antiken Statuen entdeckte. Da nun diese Normen alle vereiniget sich nicht bey Raphael fanden, so entdeckte man auch nichts ganz Musterhaftes. Die ästhetische Praxis erkannte ihn stets als höchstes Muster, sie glaubt daher, daß alle diese Schönheitsnormen nicht in einem Kunstwerke vereinbar sind; zum Beweis dienen ihr die fehlgeschlagenen Versuche der Caracci und mehr noch des Mengs, diese Normen zu vereinigen. Wenn man nun in Beziehung der Darstellung eine Menge Arbeiten des Buonarota, Tizian, Correggio betrachtet, und berücksichtiget nur die Art der Darstellung, die Manier, so zeigen alle Arbeiten von einem Meister dasselbe Wollen, dieselbe Manier, so macht oft in dieser Beziehung das eine das andere entbehrlich. Bey Raphael aber ist es umgekehrt, hier unterstützen und ergänzen sich dessen Werke gegenseitig; sein Geist ist nie durch angewöhnte Handhabungen (Manieren) beschränkt worden, immer durchdrang er seinen Gegenstand vollkommen, und stellte ihn seinem Character nach dar, er gab sich ganz seinem darzustellenden Gegenstande hin, lebte in ihm; in dieser seiner Eigenthümlichkeit, ist er den Alten vergleichbar. Als Schüler des Perugino zwar malte er ganz wie dieser, nur besser. Dieß widerspricht vielleicht dem obigen, aber seine Thätigkeit war damals die des Schülers, nicht

des frey dastehenden Künstlers. Seine Modellierung (Formengebung) richtet sich durch die Pinselführung stets nach der Form und Masse, nicht nach einer Gewöhnung der Hand (Manier). Dieß unterscheidet ihn von seinen Zeitgenossen, indem Tizian auch Stellen wo Knochen durchziehen, wie fleischige Stellen behandelt. Der Verf. spricht Raphael von Manier frey, erkennt aber in dessen Werken mehr Styl, als in irgend andern Werken gleichzeitiger Künstler. Styl ist hier aber nicht etwa gleichbedeutend mit Manier, sondern religiöse Unterwerfung unter unveränderliche Schönheitsgesetze. Als auffallendes Beyspiel wird der Tempelraub des Heliodor in den vaticanischen Stanzen angeführt; dieses Bild würde nach den Stylgesetzen der Caraccischen Schule, welche die Hauptgruppe einer darzustellenden Handlung stets in die Mitte des Bildes setzt, als schlecht gruppiert angesehen werden, da die Mitte des Bildes nicht von den Haupthandlungen angefüllt ist; aber Raphael wollte die Schnelligkeit des rächenden Gottesboten ausdrücken, daher der Raum hinter ihm noch nicht vom Volke wieder besetzt seyn konnte; hier trägt das Bild sein Stylgesetz in sich, nach dem es allein beurtheilt werden kann. Obgleich seine Schüler ihm im Style oft nahe kamen, so erreichte ihn doch keiner, da sie nicht die Objectivität ihres Meisters besaßen.

Die zweyte Abtheilung handelt von: Raphaels Jugendwerken. Der Verf. schildert hier, theils nach Vasari's Beschreibung, theils nach eigener Anschauung von den Werken des jungen Raphaels, dessen erste Entwickelungsperiode, in wie weit er dessen Lehrer, Pietro Perugino und dessen Vater Giovanni Sanzio als Schüler nachahmte; wie man in seinen Wer-

Im allmählich das eigene Kunstgefühl erkennt, besonders in vielen Werken die dem Perugino allein zugetheilt werden, und doch größtentheils von Raphael sind, ferner den Einfluß der umbrischen Schule überhaupt, so daß der Verf. selbst glaubt, daß Raphael bey Andrea di Luigi gearbeitet habe, ehe er zu Perugino kam; der bräunliche Ton seiner ersten Bilder, und die bessere Behandlung der Oelmalerey als bey Perugino, bestimmen ihn gewiß mit Grund dazu. Der Ref. hat schon früher in Italien, da er sich längere Zeit in der Gegend von Foligno und Perugia aufhielt, Gelegenheit gehabt das Wesen der Umbrischen Schule kennen zu lernen, worauf derselbe später zurückkommen wird, und ist derselben Meinung wie der Verfasser. Eins der schönsten früheren Bilder des Raphael, ähnlich der Madonna im Hause Contestabile zu Perugia, nur dreymal größer, befindet sich im Hospitale della Misericordia daselbst. Da alle Jugendarbeiten des Raphael angeführt sind und dieses, eines der vorzüglichsten nicht, so hat der Verf. dasselbe wahrscheinlich nicht gekannt; der Ref. macht hiermit darauf aufmerksam, da es bald, von Herrn Kupferstecher Krüger in Dresden, sehr treu nach dem Originale gezeichnet, auch im Stich herauskommen wird. Raphael tritt zuerst von der Peruginoschen Schule frey auf, 1505, in einem Altarbilde al fresco in dem Kloster San Severo zu Perugia. Ungemein wahr sagt der Verf., daß dieß einzig schöne Bild, den Keim alles dessen in sich schließt, was Raphael einige Jahre später in Rom leistete. Raphaels Werke von 1505 bis 1508 werden, nebst angegebenen Gründen über deren Echtheit genannt, so seine Bilder, die er zu Florenz malte, und wie er

ver mit Ridolfo del Ghirlandajo und Fra Bartolommeo bekannt wurde, und wie dieselben auf ihn einen Einfluß ausübten.

Bey dem dritten Abschnitte, welcher über Raphaels Leistungen zu Rom unter Julius II. handelt, spricht der Verf. von dem Unterschiede des ersten Bildes in Rom der Disputa, mit den späteren Vaticanischen und andern Arbeiten; und von den Gründen wie diese Umwandlung bey Raphael veranlaßt wurde. Michelangelos anatomische Studien, die Formenschönheit der Antiken, und die breite Behandlung der Massen bey den Florentinern, haben bey seiner Umwandlung den wichtigsten Einfluß ausgeübt. Alle Werke die in diese Epoche fallen, werden kritisch untersucht und der Zeit nach aufgeführt.

Der vierte Abschnitt hat zur Ueberschrift: Raphael, und die Kunst überhaupt unter Leo X.

Im Anfange dieses Abschnittes stellt der Verf. eine Parallele zwischen Julius II. und Leo X. auf, und folgert hieraus den Einfluß auf Raphaels Kunstentwickelung, so daß derselbe unter Leo X. zwar den höchsten Grad der Methodik, Kunsteinsicht und Productionskraft zeigt, aber darnach sich auch schon die Vorboten des nahen Verfalles zeigen. Die Gründe für Letzteres, S. 145, sind unübertrefflich und geistreich, mit der tiefsten Einsicht, künstlerischer Thätigkeiten, dargestellt. Sehr interessant ist die Bemerkung, daß die Sixtinische Madonna, wahrscheinlich eine Processionsfahne (Drappellone) gewesen sey, indem sie auf Leinewand gemalt ist, und nicht wie andere Altargemälde auf Holz. Die Madonna steht oder sitzt nicht wie sonst gewöhnlich

festen Grund, sondern sie schwebt auf Wol-
, ferner bestätigen diese Vermuthung die heil.
:bara und der heil. Sixtus. Denkt man sich
Bild im langsamen Zuge fortschreitend, so
d der Eindruck unendlich erhöhet, eben so wie
Guido's Himmelfahrt der Maria in Mün-
l. Die Gemälde alter Zeit und so auch Ra-
els, wurden stets den Anforderungen der Be-
er, des Ortes ihrer Bestimmung und der
llen Richtung des Cultus genügend ausge-
rt, daher auch wohl der Grund, weshalb
he Kunstwerke nur an ihrem ursprünglichen
te so bezaubernd wirken, und die Folge da-
, daß, wer nicht Werke an Ort und Stelle
sehen Gelegenheit gehabt hat, selten im Stan-
ist, Kunstwerke der Art richtig zu beurtheilen.
Bey den Bildnissen des Johannes in der Wü-
(S. 136) führt der Verf. nur die vier zu
renz, Paris, Bologna und Rom an, sollte
 das fünfte, und des Ref. Meinung nach,
 beste zu Darmstadt in der Großherzoglichen
llerie, nicht bekannt seyn? Herr Director
üller daselbst, hat das Bild sorgfältig gerei-
jet, und es zeigt mehr als alle übrigen Bil-
des Johannes, Raphaels geistreiche Pinsel-
rung und Modellierung der Formen.
Am Schlusse dieses Werkes vertheidigt sich der
rf. gewissermaßen gegen den Ausspruch: daß
r Künstler künstlerische Leistungen beurtheilen
nen; was die Vertheidigung selbst anbetrifft,
ist der Ref. überzeugt, daß jeder tüchtige
nstler dieselbe billigen wird; aber ob der Ver-
ser selbst einer solchen Vertheidigung bedurfte,
eine andere Frage; bis jetzt ist derselbe als
hrer Kunstkenner und Kritiker, auch von tüch-
en Künstlern als solcher anerkannt; derselbe

ist aber ja auch practischer Künstler, oder do practischer Lehrer, als solcher zeigte er sich, b einem jungen talentvollen Landschaftsmaler i Bellosguardo bey Florenz, wo der Ref. von de Verfasser auch eine eigenhändig gemalte Lan schaft sah, bey welcher die Luft demselben sel gelungen schien; eben zu der Zeit im Augu 1828 theilte der Verf. dem Ref. seine Meinu gen über Raphael, so wie sie in diesem Wer entwickelt sind, mit, und solche schienen demse ben schon damals, im frischen Andenken d Kunstwerke Raphaels, ungemein wahr zu sey

C. De.

Leipzig.

Verlag der J. C. Heinrichsschen Buchhan lung: Die Regierung Friedrich Augusts, König von Sachsen. Nach den Quellen dargestellt vo Karl Heinrich Ludwig Pölitz, Königl. Säch schem Hofrathe und ordentlichem öffentlichen Le rer der Staatswissenschaften an der Universit zu Leipzig. 1830. Erster Theil. Den Zeitrau von 1763 — 1806 enthaltend. Mit Beylage und dem Motto: die Politik des Churfürsten i die Politik des ehrlichen Mannes. von Gu schmid. XLII u. 330 S. Zweyter Theil. De Zeitraum von 1806 — 1827 enthaltend. M Beylagen und dem Motto: Providentiae m mor. X u. 410 S. in Octav.

Es war eine würdige Aufgabe die Regierun eines Monarchen darzustellen, der länger als ei halbes Jahrhundert unter den wechselndsten Ve hältnissen den Scepter führte und den nicht d Stimme einzelner Schmeichler, sondern das ei

mmige Zeugniß seines Volks und des Auslandes, mit dem rühmlichsten Beynamen auszeichnete, der einem Regenten zu Theil werden mag, den alle Welt den Gerechten genannt hat. Je schöner aber und je erhebender der Beruf war, die Regierungsgeschichte eines Monarchen zu erzählen, über den aller Orten nur Eine Stimme herrscht, um so schwieriger war jedoch zugleich die Erfüllung dieser Aufgabe in andern Rücksichten. Der Verfasser, sächsischer Unterthan und in sächsischem Dienste, ward von Dresden selbst aufgefordert, die Regierung Friedrich August's zu beschreiben; schon das hätte vielleicht der Unparteylichkeit des Geschichtschreibers Eintrag thun mögen —; dazu waren es großentheils erst kürzlich verflossene Begebenheiten und Ereignisse, die erzählt werden sollten, die eben deshalb nicht leicht ganz leidenschaftslos beurtheilt werden mochten, es waren Ereignisse, die zum Theil mit manchen höchst reizbaren, vorzüglich auswärtigen Verhältnissen zusammenhingen. Alle diese Schwierigkeiten hat jedoch der Verf., wie wenigstens Ref. sich überzeugt hält, glücklich überwunden. Er hat sich streng nur an die Facta gehalten und freylich bedurfte es auch da, wo die Thatsachen so laut und so überzeugend reden, nur ihrer ungeschminkten Darstellung, um ein klares Bild von der Regierungsweise eines Fürsten zu entwerfen, der während seiner ganzen öffentlichen Laufbahn in allen Verhältnissen immer mit Offenheit und Redlichkeit zu Werke ging, der über seine Ansichten und Absichten immer unumwunden und deutlich gegen seine Unterthanen sich aussprach, und der freylich auch bey einer Politik, wie die seinige, das Licht nicht zu scheuen brauchte, denn diese Politik,

wie einst der Minister von Gutschmid sich
treffend gegen den Verfasser äußerte, war zu
der Zeit die Politik des ehrlichen Mannes.
ängstlich aber hat der Verfasser alles zu verm
den gesucht, was auch nur entfernt als
oder Zuneigung ausgelegt werden konnte,
so sorgfältig jedes Urtheils enthalten und
die Facta sprechen lassen, daß vielleicht an e
zelnen Stellen dadurch die Darstellung selbst
Frische und Lebendigkeit eingebüßt haben m
te. — Nur das öffentliche Leben des Verew
ten sollte hier dargestellt werden, nur den
genten nicht den Privatmann wollte der V
fasser seinen Lesern vorführen —; wie Fri
rich August in seinem Privatleben sich zeig
das hat er andern darzustellen überlassen.
wiß aber werden manche Leser mit dem R
den Wunsch theilen, daß es dem Verfasser
fallen haben möchte, uns mit dem ehrwürdi
Monarchen auch in seinen Privatverhältnis
näher bekannt zu machen; nicht bloß desha
weil die Kenntniß des Privatlebens gar häu
das öffentliche Leben zu ergänzen und zu erl
tern dient, sondern auch weil bey einem F
sten wie Friedrich August, das allgemeine
teresse für ihn durch Darstellung seiner Priv
verhältnisse nur noch gesteigert werden konn
War es doch hier nicht, wie so oft der F
daß der öffentliche und der Privatcharacter
einander im Widerspruche standen, daß
Schwächen und Mängel des letzteren, den
gen des Publicums sorgfältig entzogen zu w
den brauchten! — Strenge Rechtlichkeit,
tigkeit und Ordnungsliebe machten die Gru
züge des Characters Friedrich August's aus.
gehörte nicht unter die ausgezeichneten Reg

in dem Sinne, daß durch ihn in den äußeren und inneren Verhältnissen seines Landes wesentliche und durchgreifende Veränderungen bewirkt worden wären; vielmehr war seine Politik recht eigentlich nur eine erhaltende; nach Außen selbstthätig und selbstständig aufzutreten, gestatteten ihm die Verhältnisse des Landes nicht, das er regierte, und im Inneren wesentliche Umstaltungen vorzunehmen, daran ward Friedrich August schon durch seine ängstliche Achtung alles dessen, was er für wohlerworbene Rechte hielt, durch seine sorgfältige Scheu vor allem, was auch nur entfernt der Willkühr ähnlich sehen mochte, abgehalten. Daher ließ er auch, zumahl bey vorgerücktem Alter manches bestehen, dessen Mangelhaftigkeit selbst laut von der öffentlichen Stimme anerkannt ward, wie er denn unter anderen die bereits im Jahre 1818 von den Ständen gewünschte größere Publicität ihrer Verhandlungen, desgleichen den im Jahre 1821 von ihnen gemachten Antrag auf Entwerfung einer neuen Landtagsordnung ablehnte; Veränderungen, deren Zweckmäßigkeit und Nothwendigkeit durch die kürzlich zu Stande gekommene neue Verfassung des Königreichs Sachsen überzeugend dargethan sind. Wenn aber auch so die Regenten-Wirksamkeit Friedrich August's allerdings kein glänzendes Bild darstellt, so stellt sie dagegen ein um desto erfreulicheres dar. Diese hohe, mit Milde gepaarte Rechtlichkeit, diese gewissenhafte Treue in der Erfüllung aller seiner Berufspflichten, diese unausgesetzte Thätigkeit, und dieser Geist der pünctlichen Ordnung hatten dem Könige allerdings mit Recht die ungetheilte Liebe seines Volks und die allgemeine Achtung des Auslan-

des erworben, und ließen dagegen die kleinen Schwächen und Mängel, von denen auch er nicht ganz frey war, gar leichtlich übersehen. Die Darstellung selbst, die der Verfasser von dem öffentlichen Leben von Friedrich August entworfen hat, ist von der Art, daß sie ein möglichst vollständiges Bild desselben gibt, nichts ist übertrieben und nichts entstellt, es sind die Facta hingestellt und zwar mit einer solchen Vollständigkeit und einer solchen Genauigkeit, daß ein jeder, der überhaupt zu urtheilen versteht, sich daraus schon selbst sein Urtheil über den Monarchen bilden mag. Nicht nur sind alle gedruckt vorhandenen Quellen mit der musterhaftesten Genauigkeit benutzt, sondern auch manche sonst unzugängliche Quellen standen dem Verfasser zu Gebote und ausdrücklich gesteht er selbst ein, daß ohne die sicheren handschriftlichen Mittheilungen, die er erhalten, wenn er auch im Allgemeinen nur den gedruckten Quellen gefolgt sey, dennoch mancher Abschnitt mangelhaft und unvollständig geblieben seyn würde. Daß die Befolgung einer streng chronologischen Methode durchaus keine allgemeine Uebersicht gegeben haben würde, ist sehr richtig bemerkt und daher die Geschichte Friedrich Augusts in drey verschiedene Perioden getheilt, so daß in jeder derselben die Begebenheiten und Thatsachen wiederum nach einer bestimmten Ordnung zusammengestellt sind. Es lag in der Natur der Sache, daß diese Perioden von sehr ungleichem Umfange seyn mußten. So umfaßt die erste Periode von dem Regierungsantritte des Königs bis zur Annahme der Königlichen Würde, im Frieden zu Posen, von 1768 bis 1806, den langen Zeitraum von acht und dreyßig Jah-

en, die zweyte die sechs Jahre vom Frieden zu Posen bis zur Schlacht von Leipzig, von 1807 bis 1813, nebst der Geschichte der Verwaltung von Sachsen durch fremdes Gouvernement vom 21sten October 1813 bis 5ten Junius 1815, und die dritte den zwölfjährigen Zeitraum von der Rückkehr des Königs nach Sachsen bis an seinen Tod, von 1815 bis zum 5ten May 1827. In jeder einzelnen Periode hat alsdann der Verfasser wieder in einer bestimmten Ordnung die Veränderungen in der Verfassung und den verschiedenen Zweigen der inneren Verwaltung, so wie in den auswärtigen Verhältnissen und den Zusammenhang und die Wechselwirkung zwischen dem inneren und dem äußeren Staatsleben entwickelt. Mit einer solchen Genauigkeit und Pünctlichkeit aber ist derselbe bey der Behandlung der einzelnen Gegenstände verfahren, daß Ungleichartigkeit in der Behandlung der einzelnen Elemente, worüber in der Vorrede Klage geführt wird, wohl nur von wenigen Lesern bemerkt werden möchte. Daß übrigens von einem Werke wie dem vorliegenden, ein Auszug im Einzelnen in diesen Blättern gegeben werde, wird niemand erwarten und wir begnügen uns daher mit der wiederholten Versicherung, daß der Leser seine Hoffnung, eine vollständige Darstellung der Regierungsweise und des ganzen Zustandes von Sachsen unter Friedrich August hier zu finden, in jeder Hinsicht vollkommen befriedigt sehen wird. Verschiedene interessante, staatswirthschaftliche und statistische Beylagen sind jedem der beiden Bände angehängt.

F. S.

Elberfeld und Bremen.

Rector J. H. Müller: Europa und nehmlich Deutschland in seiner n sten Gestalt. 1831. 321 S. in 8.

Der Verfasser bestimmt nach seiner ei Aeußerung dieses Buch nicht sowohl zur G lage bey dem Unterricht (dafür hat er ein nes Lehrbuch herausgegeben), als vielmehr Lesebuch und Selbstunterricht. Es ist b ders auf Deutschland Rücksicht genommen, ches beynahe die Hälfte des Ganzen einni und eignet sich daher besonders für das gr vaterländische Publicum; um so mehr d Verfasser es sich zur Pflicht macht, die und Anhänglichkeit an das Vaterland Schilderung der Vorzüge desselben zu l dern. Wir haben, so weit wir es vergl die Angaben so richtig gefunden, als es dem Gebrauch guter Quellen zu erwarten Einzelne kleine Unrichtigkeiten in Zahlen Angaben von Merkwürdigkeiten können in solchen Buche nicht fehlen, und können bey fältiger Revision in einer künftigen Auflag bessert werden. Auch hätten wir es in Buche dieser Art erwartet, daß mehr sicht auf die Verfassungen genommen wäre so viel mehr, da der Verfasser es als Zweck seines Werks bemerklich macht, a dieser Rücksicht die Liebe zu dem Vaterlan befördern.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

4. Stück.
Den 7. Januar 1832.

Paris und Bonn.

1) Vendidad Sadé, l'un des livres de Zoroastre, publié d'après le manuscrit zend de la Bibliothèque du Roi, avec un Commentaire, une traduction nouvelle et un mémoire sur la langue zende considérée dans ses rapports avec le sanscrit et les anciens idiomes de l'Europe. Par Eugène Burnouf. Texte zend. Livraison I. II. III. Chez l'éditeur. 1830. 168 S. in gr. Fol.

2) Fragmens rélatifs à la réligion de Zoroastre, extraits des manuscrits persans de la Bibliothèque du Roi. Paris 1829. VII und 34 S. in gr. 8.

3) Fragmente über die Religion des Zoroaster. Aus dem Persischen übersetzt und mit einem ausführlichen Commentar versehen, nebst dem Leben des Ferdusi aus Dauletschah's Biographien der Dichter. Von Dr. Johann August Vullers. Mit einem Vorworte von Hn. Prof. Windischmann.

Bonn, 1831. Verlag von T. Habicht. XXXII und 144 S. in 8.

Im 61. Stück des Jahrgangs 1830 ist schon bemerkt, wie das lange vernachlässigte Studium des Zend, vorzüglich durch die jetzt mögliche genauere Kenntniß des Sanskrit, in unsern Tagen mit neuem Eifer wieder erwacht. In №. 1. der vorliegenden Schriften sehen wir den Anfang eines ausführlichen Werks des gründlichen Kenners des Sanskrit, Herrn Burnouf, welches, wenn es vollendet seyn wird, jedem im Sanskrit nicht Ungeübten einen leichten Zugang zu diesem Studium eröffnen kann. Der Text des Vendidad-Sade, nach einer sehr schönen Pariser Handschrift, von der schon Anquetil ein Blatt zur Probe im Kupferstich gegeben hatte, durch die Kunst des Steindrucks treu nachcopiert, wird zunächst in 10 Heften erscheinen, worauf dann der Commentar, die Uebersetzung und die Abhandlung über die Zendsprache in besondern Heften folgen sollen. Von dem Texte liegen dem Ref. erst drey Hefte vor, mit deren Anzeige er nicht glaubt länger zögern zu dürfen. Der Vendidad-Sade umfaßt bekanntlich die drey von Anquetil übersetzten Bücher Izeschne, Vispered und den eigentlichen Vendidad: die hier copierte Handschrift fängt mit dem Izeschne an, S. 116 im dritten Hefte folgt aber schon, gegen die Ordnung der Anquetil'schen Uebersetzung, der Vendidad, wovon Olshausen eine besondere Ausgabe mit Varianten schon im Jahre 1829 angefangen hatte. Ref. möchte jedem, der sich in diesen Studien versuchen will, mit diesem Vendidad anzufangen rathen, da dessen zusammenhängende Erzählungen viel leichter und angenehmer zu lesen sind als die abgebrochenen Gebetformeln des Izeschne.

Da die vorliegenden Lieferungen der Arbeit Burnouf's keinen Stoff zu weiterer Kritik geben, so mögen hier nur einige Bemerkungen über die Zendsprache folgen, zu deren etwas sicherer Kenntniß das bisher Gedruckte schon hinreicht. Alle die, welche glaubten daß das Zend reiner und ursprünglicher sey als das Sanskrit, ja wohl gar die Mutter dieses Zweiges des großen Sprachstammes, sehen nun ihre Vermuthung widerlegt; denn diesen Glauben kann nur haben wer entweder das Zend oder das Sanskrit nicht genug versteht. Viele Wörter und Formen sind im Zend wie aus ihren Fugen gehoben, während im Sanskrit ihr Organismus noch vollkommen klar ist. Z. B. das sanskr. manuscha ist im deutschen Mensch noch viel deutlicher erhalten als im zend. maschia. Auch in einzelnen Fällen geht das Zend vom Sanskrit aus, wo die übrigen Sprachen selbständig sind, z. B. zajata p. 8, 11 *) sanskr. ag'âjata = ἐγένετο, wo das Sanskrit das schließende N der Wurzel g'an verloren hat. Indeß würde man doch irren, wenn man das Zend so unmittelbar wie das Pali und Prakrit vom Sanskrit ableiten wollte: denn das Zend hat auch manches vom Sanskrit abweichende, worin es sich oft den westlichen Sprachen nähert; wie zâ (nom. zaô, accus. zam p. 17, 2, auch länger zemo, wovon [illegible]), das gewöhnliche Wort für Erde, γῆ, während das sanskr. go, obgleich es die Nationalwörterbücher in dieser Bedeutung kennen, in Schriften sehr selten ist und meist Erde-Platz bedeutet; mada = μετὰ, als Präposition im Sanskrit ganz unbekannt, obgleich dieses die entsprechende Wurzel mith als Verbum und in andern Ab-

*) Nach Olshausens Ausgabe, als der gewöhnlichern.

leitungen erhalten hat; für atresch neupersisch آتش und آذر (Feuer) ist im Sanskr. âgira sehr selten; ganz unsanskritisch ist asmâno (Himmel). Man muß daher das Zend, obgleich es im Ganzen dem Sanskrit näher steht als das Lateinische und Griechische, doch für eine alte selbständige, aus der verloren gegangenen, im Sanskrit am reinsten erhaltenen Ursprache entsprungene Tochter halten. In seiner ursprünglichen Aussprache ist das Zend viel rauher und härter als das Sanskrit, worauf schon das völlige Fehlen des L-Lautes führt; das R, welches im Sanskrit sogar oft bis zum dünnen Vocallaut erweicht wird, wird im Zend sehr hart gesprochen, vgl. mahrko (Tod) Wurz. mer; vahrko (Wolf) sanskr. vrikas, wo h bloß durch folgendes r eingedrungen ist; v nach s sehr oft zu p erhärtet, wie spâ (κύων), sanskr. çvâ, doch gen. pl. noch sûnâm p. 14, 2. 3, aspo, wovon ἵππος, sanskr. açvas (equus), vispe sanskr. viçva (omnis); ferner Aussprachen wie khschtûm bey Ol. und Burn. sanskr. schaschtas gr. ἕκτος. Es muß aber eine Periode hinzugekommen seyn, wo das Zend einer starken Erweichung seiner Aussprache entgegen ging, bis wohin das Sanskrit in dieser Ausdehnung nie gelangte; das Prakrit wird dadurch dem Zend oft ähnlicher. So ist s im Anfang des Worts und vor m sehr regelmäßig in h übergegangen: ham (oder heam) aus sam, σύν, ahmi aus asmi, εἰμί, wogegen die ursprünglichen Kehllaute sehr oft in Zischlaute verändert sind, wie ziam aus sanskr. hima, χεῖμα, za aus γᾶ, azem aus sanskr. aham, ἐγώ. In den Vocalen zeigt sich in sofern große Auflösung und [illegible]ung, [illegible] die Kraft der langen Vo-

wie ô, ê durch ein vortretendes a schwächt, wie aëtat aus sanskr. êtat (τοῦτο), raotsch (glänzen) sanskr. rutsch. Und da die Endsylben in der Aussprache schon sehr verkürzt sind, so findet sich der kurze Endvocal ganz zurückgezogen, wie âad aus sanskr. atha (tum); ein endendes i wirft regelmäßig seinen Laut zurück, wie païtis (Herr) aus patis, daïti (dat) aus da-ti; paôiri (voll) Wurz. pri = ple. Das Augment fehlt meist immer, wenigstens glaubt Ref. daß Formen wie mraôt (er sprach), (W. mrû s. bhrû), peresat (er fragte) den sanskr. Augment- oder Imperfectformen abhrût, apritschat entsprechen. Auch sonst findet man die Wörter gegen die Etymologie durch leichtere Aussprache verändert, wie bitîm (secundus) völlig wie das lat. bis aus dem sanskr. dvis entstanden ist. Viele Ableitungen stehen ohne daß in der Sprache noch die Wurzel erhalten wäre, z. B. nôit (nicht) statt des sanskr. na. Es würde zu weit führen, die Characteristik der Zendsprache hier weiter fortzuführen; möge aus den Resten der Zendliteratur bald eine Zendgrammatik abgeleitet werden. Wenn auch das Zend keine so große Wichtigkeit wie das Sanskrit hat, kann es doch als ein altes Glied in der Kette der sanskritischen Sprachen von Asien und Europa zur Erklärung dieser, besonders des Lateinischen und Germanischen, sehr nützlich seyn. Zum Verständniß des Pehlvi und Neupersischen, welches bey den ältesten Dichtern, wie Firdussi, noch so rein von arabischen Wörtern erscheint, ist zumal das Zend ganz unentbehrlich.

Die Forschungen über die Zendbücher und die Religion Zoroasters haben auch das zweyte der oben genannten Bücher entstehen lassen. Die Herren Olshausen und Mohl kamen auf

den glücklichen Gedanken, die in der neupersischen Literatur zerstreuten, nicht unbedeutenden Reste der altpersischen oder vielmehr zendischen Religion und Sage zusammenzustellen. Vieles ist darunter von Guebern selbst geschrieben, und muß uns, bey dem Mangel anderer und älterer Zeugnisse, dazu dienen, eine richtige Idee von dem Umfang und Inhalt der alten Zendbücher zu fassen. Leider ist dieser Plan von jenen zwey Gelehrten nicht vollständig ausgeführt; der Text von drey wichtigen Stücken ist indeß mit einer kurzen Vorrede in dem angezeigten Buche erschienen. Das erste Stück S. 1 — 10 ist das schon von Anquetil benutzte, aber nicht immer verstandene Ulemai-Islam, eine theologische Abhandlung, welche auf Veranlassung der Fragen einiger wißbegierigen muhammedanischen Gelehrten geschrieben wurde, um die Grundlehren der Guebern kurz zu erläutern. Man würde sich täuschen, wenn man hier einen vollständigen Abriß der zoroastrischen Lehre suchte: die kleine Schrift erklärt nur die Lehre oder die Mythologie Zoroasters über die Schöpfung, Beschaffenheit und Bestimmung der Welt und der menschlichen Seele, und auch diese nur in dürftigen Andeutungen; indeß betrifft dieser Theil der zoroastrischen Religion gerade Dinge, welche in den erhaltenen Zendbüchern so wenig berührt werden, daß diese kleine Abhandlung eine Hauptquelle dafür bleibt. Ref. kann indeß dieß Schriftchen, welches einige bis ins siebente Jahrhundert versetzen, nicht für sehr alt halten. Der Text ist nicht sehr rein, auch nicht ohne Lücken. — Das zweyte Stück S. 11 — 17 enthält die Namen und kurze Inhaltsangabe der 21 Nosk oder Haupttheile des Zend-Avesta, ein Stück welches uns ungeachtet der kargen Kürze der

Mittheilungen und eines in den Handschriften sehr verdorbenen Textes sehr wichtig ist. Denn dieses ist die einzige Quelle, woraus wir einen vollständigen Ueberblick über den großen Umfang und mannigfachen Inhalt des Zend-Avesta gewinnen können. Hätten wir diese 21 Theile des Zend-Avesta noch, so würden wir daraus das altpersische Alterthum nach allen Seiten hin vollständig erkennen, auch über die Geschichte der Zend-Religion wichtige Aufschlüsse finden. Aber jetzt ist kaum der zwanzigste Theil des Ganzen erhalten, und nicht der wichtigste. Der fünfte Rosk, Duaste Hamast, würde uns über die zoroastrische Lehre von der Auferstehung, der sechste, Radir, über die alte Astronomie und Astrologie, der elfte, Beschtasp-Schah, über die Entstehung und älteste Geschichte der zoroastrischen Lehre ausführliche und sichere Kunde geben. Der Text dieses wichtigen Stücks erscheint hier vollständiger als bey Anquetil im 38sten Theil der Mémoires de l'Acad. des Inscr. — Den Rest des Buchs füllen Auszüge aus Firdusi's Schahnameh, die Geschichte Zoroasters und seiner Lehre betreffend. Daß Firdusi eine gute Kenntniß der alten Religion und Geschichte hatte, leuchtet aus seiner dichterischen, aber episch einfachen Darstellung der Regierung Guschtasp's eben so klar hervor, wie eine gewisse bewundernde Vorliebe, die er gegen das erhabene Alterthum und gegen die dem Götzendienst entgegengesetzte Lichtreligion hegte. Gewiß war kaum ein Muhammedaner, der, ohne Muhammed zu verläugnen, so frey und gerecht über die alte von den Arabern verdrängte Religion dachte und mit wärmerer Begeisterung ihre Geschichte beschrieb. Bekannt ist auch, wie Firdusi gegen Ende seines Lebens den Orthodoxen

verdächtig war und sich in die Einsamkeit flüchten mußte. Diese Fragmente aus dem Schahnameh erscheinen hier, wenigstens in Europa, zum erstenmahl gedruckt. Wie verschieden und verdorben der Text Firdusi's in den Handschriften ist, ist hinlänglich bekannt. Der Herausgeber, Herr Mohl, hat auf die Bestimmung des Textes großen Fleiß gewandt; doch sind darin noch einige Fehler, besonders S. 33 ff.

Was die meisten Freunde solcher Studien bey diesem kleinen Buche vermissen werden, eine treue Uebersetzung und erläuternde Bemerkungen, das hat Herr Dr. Vullers in der Schrift №. 3. gegeben, so daß dieses Werk wie eine Ergänzung des vorigen betrachtet werden kann. Neu ist darin nur das Leben des Firdusi, welches zwar schon früher nach einer Uebersetzung de Sacy's bekannt war, hier aber zugleich im persischen Original erscheint. Die drey oben genannten Stücke, deren Verständniß manche Schwierigkeit darbietet, findet man hier durch das Sanskrit, durch Auszüge aus dem Siebenmeer und Burhankati, so wie aus andern seltenen Hülfsmitteln recht nützlich erläutert, und hat nur zu bedauern, daß das Hauptmittel, die Kenntniß der Zendsprache selbst, noch nicht zu Hülfe genommen werden konnte. Das Neupersische dagegen versteht der Verf. nach den Anmerkungen sehr wohl. Ref. möchte nur nicht (mit S. 21 und sonst) das letzte Glied eines persischen zusammengesetzten Adjectivs wie باجم den Imperatif nennen, der seinem Begriffe nach nicht hieher gehört: es ist die kurze Wurzel selbst wie im Sanskrit, welche nur zufällig im Persischen mit dem Imperativ übereinstimmt. Daß einige Stellen in der Uebersetzung noch zweifel-

haft sind, hat seinen Hauptgrund in den ungemeinen Schwierigkeiten der Sache und den verdorbenen Texten. Was sich zur Verbesserung der Fehler des gedruckten Textes ohne Hülfe von Handschriften thun ließ, hat der Verf. wirklich geleistet.

Bey dieser Gelegenheit kann Ref. nicht umhin, auf ein kleines Werk aufmerksam zu machen, worin viele unbenutzte Schätze zur altpersischen Literatur verzeichnet sind:

Catalogue of several hundred Manuscript Works in various oriental languages, collected by Sir William Ouseley. London, 1831. VIII und 24 S. in gr. 4.

725 Bände der von W. Ouseley in Asien gesammelten, jetzt zum Verkauf im Ganzen ausgebotenen Bibliothek werden hier kurz genannt und beschrieben. Der größte Theil besteht aus neupersischen Handschriften. Unter den mannigfachen Schätzen dieser Sammlung sind indeß wohl am meisten auszuzeichnen die die altpersische Literatur betreffenden Handschriften in Zend, Pazend, Pehlevi und Neupersisch, №. 533 — 565. Einige darunter scheinen noch einzig in Europa zu seyn.

G. H. A. E.

Berlin.

Versuch einer pragmatischen Geschichte von Meklenburg von K. Ch. F. von Lützow, G. H. Meklenb.-Schwerinschen Kammerherrn. Zweyter Theil. 1831. 468 S. in 8.

Der erste Theil dieser wichtigen deutschen Landesgeschichte ward in unsern Blättern (G. g. A. 1828. St. 101) mit der ihm gebührenden Ach-

tung angezeigt. Historische Werke wie dieses, welche dem größern Theile nach neu aus den Quellen, großentheils handschriftlichen Quellen, bearbeitet werden, lassen sich nicht so schnell fortsetzen, daß ein vierjähriger Zwischenraum eine Verspätung genannt werden könnte. Dieser zweyte Band umfaßt den fast dreyhundertjährigen Zeitraum von 1225 bis 1520, und gehört also noch der letzten Hälfte des sogenannten Mittelalters an. Wir bemerken hier zuerst, was die Quellen betrifft, daß der Verf. nicht bloß gedruckte Werke benutzte, von denen wohl nicht leicht eins von Erheblichkeit ihm entgangen seyn möchte, sondern auch von der ihm gegebenen Erlaubniß, die Meklenburgischen Archive zu benutzen, den fleißigsten Gebrauch machte. Die Zahl der Urkunden vermehrte sich natürlich, so wie der Vf. in der Zeit weiter fortschritt, und indem diese Quelle immer reichlicher floß, erhielt sein Werk dadurch durchweg die historische Gewißheit, welche dem frühesten, halb mythischen, Stoff noch nicht in gleichem Maße gegeben werden konnte. Mit welchem Fleiße aber diese Hauptquelle benutzt ist, davon wird das Buch selber die Beweise ablegen; wir können hier nur im Allgemeinen die Versicherung geben, daß durchweg bey allen erheblichen, oft auch geringfügigern, Gegenständen auf die urkundlichen Beweise verwiesen ist; wo es nöthig schien selbst mit Anführung der Worte der Urkunden. Sind dieselben schon gedruckt, so werden die Sammlungen und Werke wo sie stehen, mit Genauigkeit nachgewiesen. Auf diese Weise liefert uns der Verf. eine auf festen historischen Boden gegründete Geschichte, wofür das wissenschaftliche Publicum, insbesondere aber sein Vaterland, um so mehr ihm Dank schuldig ist, da er es sicht.

bar zu einer Hauptaufgabe seines Lebens gemacht hat.

Der Verf. ist auch in diesem Theile seinem Plan getreu geblieben, die äußern von den innern Verhältnissen zu trennen, und beide abgesondert zu behandeln. Der erste Abschnitt, die äußere Geschichte, nimmt natürlich den größern Theil ein, da sie die ganze eigentliche politische Geschichte umfaßt. Der Verfasser hatte hier mit der großen Schwierigkeit zu kämpfen, die jeder Behandler einer deutschen Staatengeschichte, nur der eine mehr, der andere weniger, empfindet; der der Theilungen, und daraus hervorgehenden verschiedenen Linien. Der Verfasser hat diese so zu besiegen gesucht, daß er zwar die Geschichte der einzelnen Linien abgesondert, aber doch der Zeitordnung nach möglichst parallel behandelt. So folgen sich die Meklenburgische Linie bis 1301, die Rostocksche bis 1314; die Werlesche bis 1316. Hierauf wieder die Meklenburgische bis 1329, die Werlesche bis zu ihrer Erlöschung 1436. Dann wiederum die Meklenburgische Linie, von der sich auf eine Zeitlang die Stargardsche Linie, erloschen 1471, trennte. Schwerlich war ein anderer Plan ausführbar, da die vielfachen Beziehungen, in denen die verschiedenen Linien unter einander standen, den Parallelismus der Zeitfolge nach durchaus erforderten, wenn man nicht die eine über die andere aus den Augen verlieren sollte; aber doch auch zugleich die Absonderung in den einzelnen Zeitperioden nöthig machten, wenn eine klare Uebersicht des Ganzen erhalten, und Verwirrung vermieden werden sollte.

Die äußere Geschichte eines deutschen Staats in diesen Zeiten ist zunächst die Geschichte seiner

Fürsten und ihrer Unternehmungen. Was könnte sie viel anderes seyn? Mit Recht daher wird die Geschichte an die Reihe der Regenten in den einzelnen Linien geknüpft. Je mehr aber hier der persönliche Character derselben entscheidet, um desto mehr ist es auch Pflicht, denselben möglichst zu erforschen, und treu darzustellen. Auch ist es eben dieses, was der Geschichte ihre sonst unvermeidliche Einförmigkeit benimmt. Wenn der Verfasser daher sich dieses zur Hauptaufgabe machte, so kam ihm auch wiederum die Geschichte des Staats die er behandelt, darin zu Hülfe, daß sie ihm mehrere ausgezeichnete, aber in verschiedenem Sinne ausgezeichnete, Fürsten darbot. Sie sind nach ihren Thaten gewürdigt, ohne Vorliebe und ohne Haß. Aber auch selbst glänzende Thaten haben den Verfasser über ihre Mängel nicht verblendet. Es ist besonders der so häufige Wechsel der Schicksale dieser Fürsten, der unsere Theilnahme erregt. Ein Tag, Ein unglückliches Gefecht reichte oft hin, sie von ihrem Fürstenstuhl in die Gefangenschaft zu stürzen, aus der erst nach Jahren ein schweres Lösegeld sie befreyte. Oft gränzt ihre Geschichte an das Romantische. Wir sehen einen Heinrich den Pilger auf seiner Pilgerfahrt zum heiligen Grabe mit seinem treuen Diener 25 Jahre als Gefangner in Cairo harren, bis er, schon ganz verschollen in Europa, von diesem begleitet unerwartet wiederkehrt, und die treue Gattin, anfangs zweifelnd ob er es auch sey, und den zum Helden unterdeß herangewachsenen gleichnamigen Sohn wiederfindet. Wir sehen in diesem, der den Beynamen des Löwen erhielt, den Hauptgründer der nachmaligen Herrschaft, nicht ohne Größe, jedoch auch nicht ohne Fehler. Aber wir sehen auch die Söhne, die

den eigenen Vater mordeten (1291), von dem rächenden Geschick verfolgt. Und wie manches Andere könnten wir noch anführen, wenn es uns hier verstattet seyn könnte, tiefer in das Einzelne hineinzugehen.

Statt dessen sey es uns erlaubt, einige allgemeine Bemerkungen über die Geschichte dieses Staats hier hinzuzufügen. Sie entwickelte sich grossentheils aus seiner geographischen Lage. Wenn gleich ein Mitglied des deutschen Staatskörpers, nahmen doch die Herzöge an dessen allgemeinen Angelegenheiten keinen sehr thätigen Antheil. Sie hatten der Beschäftigung genug mit ihren nächsten Nachbaren, den Markgrafen und demnächst Churfürsten von Brandenburg, den Königen von Dänemark, und eine Zeitlang, da selbst ein Prinz dieses Hauses die Schwedische Krone trug, mit Schweden. Und da die Kaiser nicht leicht in diese entfernten Lande kamen, so knüpften sich auch nicht leicht persönliche Bekanntschaften, die in jenen Zeiten in der Politik so wichtig waren, mit diesen an. Ueberhaupt lag es nicht in dem Character der Meklenburgischen Fürsten, an entfernteren Händeln, die sie nicht zunächst angingen, großen Antheil zu nehmen.

Der Hauptpunct, um den sich ihre Thätigkeit dreht, sind die Verhältnisse mit ihren Städten. Und in dieser Rücksicht gehört die Meklenburgische Geschichte zu den lehrreichsten. Ihr Land umfaßt die beiden wichtigen Städte Rostock und Wismar. Beide nicht bloß Land- sondern auch Seestädte; eben deshalb durch ihren, durch den Handel erworbenen, Reichthum, und durch ihre Lage, da man ihnen die Verbindung mit dem Meere nicht leicht abschneiden konnte, im

Stande ihren Landesherrn, wenn sie wollten, hinter ihren Mauern Troz zu bieten. In keiner andern deutschen Landesgeschichte bekommt man leicht einen so klaren und anschaulichen Begriff von diesem, uns jezt fremd gewordenen, aber für die Geschichte des Mittelalters so entscheidend wichtigen, Verhältniß als in der Meklenburgischen. Wenn auch diese Verhältnisse zuweilen friedlich wurden und sich aufklärten, so war doch dieses stets nur vorübergehend. Die Spannung dauerte fort, und konnte nicht aufhören, da völlige Unabhängigkeit das Ziel war, welches diese Städte sich vorgesteckt hatten, und auch wohl gewiß erreicht hätten, wenn nicht die inneren Spaltungen in denselben den Fürsten es oft erleichtert hätten, ihre Rechte wiederherzustellen, oder zu behaupten.

Die Verhältnisse mit diesen Städten waren aber noch um desto wichtiger, da sie großentheils auch die mit dem benachbarten Auslande bestimmten. Sie gehörten der mächtigen Hanse an; ihre Händel wurden gewöhnlich auch die der Hanse; und in den meisten Fällen konnten sie auf ihren Beystand, oder doch ihre Vermittelung, rechnen. Das mächtige Lübeck war eine Nachbarstadt, und führte wiederum die Händel mit Dänemark und den so häufigen Glückswechsel in diesen herbey.

Der Zeitraum, den dieser Theil umfaßt, ist derjenige, in welchem Meklenburg fast ganz seinen noch jezt bestehenden Umfang erhielt. Wie dieses auf so verschiedene Weise, durch Heirath, Erbverbrüderungen, Todesfälle und Kriege geschah, wie der Zufall und das Waffenglück dazu beytrugen, ist auch eben so lehrreich als unter-

haltend zu sehen. Eine beygefügte Uebersichts-karte nach den einzelnen Landestheilen, würde dieß noch deutlicher gemacht haben, und kann vielleicht, mit einer genealogischen Stammtafel, dem noch übrigen dritten Bande beygefügt werden.

Der zweyte kürzere Theil von S. 323 bis ans Ende beschäftigt sich mit der inneren Geschichte, der des Volks und seiner Cultur. Der Verfasser geht hier aus von der Geschichte der Sprache, wie die deutsche Sprache ohne Zwang die wendische verdrängte und Volkssprache ward, während die lateinische diplomatische (und Kirchen-) Sprache wurde. Von inländischen literarischen Sprachwerken ist nur noch die Rostocker Chronik vorhanden, von der wir so eben Herrn Professor Grautoff in Lübeck eine verbesserte Ausgabe verdanken, die dem Verfasser zu spät zu Händen kam, um sie noch benutzen zu können. Die Sprache ist bekanntlich ein Dialect der Niedersächsischen Mundart, die freylich in diesem Theile Norddeutschlands in ihrer Bildung am wenigsten fortgeschritten zu seyn scheint; wenn sie gleich nicht ohne Volkspoesie blieb. Auch die Gründung der Universität Rostock konnte darauf, aus bekannten Ursachen, wenig oder gar nicht einwirken, wenn sie auch sonst nicht ohne Verdienste für die wissenschaftliche Ausbildung war.

Ausführlich handelt der Verfasser alsdann von den Sitten, deren Glanzseite und Kehrseite unparteyisch geschildert wird. Immer bleibt es eine schwere Frage, wie in so sturmvollen Zeiten, und bey solcher Unsicherheit des Eigenthums, dennoch mit dem Wohlstande Ueppigkeit und Luxus so sich verbreiten konnte, ohne

daß alle dagegen gegebene Gesetze etwas auszurichten vermochten; wenn man nicht bedenken müßte, daß derselbe wohl mehr bey einzelnen feyerlichen Gelegenheiten, als im täglichen Leben sich äußerte. Kunst und Literatur blieben auf einer sehr niederen Stufe, wiewohl die Baukunst in den Kirchen doch auch hier, weniger jedoch wie in den Städten von Süddeutschland, hervorragte. Wir übergehen die Untersuchung über den Handel, die nach des Verfassers eigener Bemerkung meist aus dem neuen Werke von Sartorius, und gewiß mit Recht, geschöpft ist. Auf diese folgt die politische Landesverfassung. Wo die Formen noch so unbestimmt sind, ist es ein Hauptverdienst, nicht mehr bestimmen zu wollen, als sich bestimmen läßt. Sehr sorgfältig aber ist der Verfasser bey der Erörterung der Stadtverfassungen, die einen so wesentlichen Theil der Landesverfassung ausmacht. Die nicht tröstliche Schilderung des Religionszustandes, die jedoch der Reformation den Weg bahnte, macht den Beschluß.

Mit diesem Zeitpuncte wird der dritte und letzte Theil beginnen, der also die neuere Geschichte umfassen wird. Wir sehen dieser mit froher Erwartung entgegen, die gewiß jeder Freund der Geschichte, nicht bloß Meklenburgs, sondern unsers deutschen Vaterlandes mit uns theilen wird.

Hn.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

5. Stück.

Den 9. Januar 1832.

Paris. Oxford.

Von dem größern Werke des Ref. den Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmsten Völker der alten Welt erscheint jetzt zu gleicher Zeit eine neue Französische und eine Englische Uebersetzung; jene zu Paris, diese zu Oxford; von deren jeder bereits die Hälfte in drey Bänden vor uns liegt. Wir glauben um so mehr davon eine Nachricht geben zu müssen, da nicht nur von beiden in den Zeitschriften jener Länder bereits gesprochen ist, sondern beide auch durch neue Beyträge, von mehr als Einer Hand, erweitert sind. Die französische trägt den Titel:

De la politique et du commerce de peuples de l'antiquité, par A. H. L. Heeren, Membre associé de l'Institut de France etc. traduit de l'Allemand sur la quatrième et dernière edition, enrichie de cartes, de

Plans, et de notes inédites de l'auteur par W. Suckau. T. I. XXXI und 555 Seiten. T. II. 470 S. 1830. T. III. 489 S. 1831. Octav. (bey Firmin Didot). — Die beiden ersten Theile waren schon in der Mitte des Jahrs 1830 beendigt, als die, alle litterarischen Unternehmungen zerstörenden, politischen Stürme eine Unterbrechung verursachten, welche erst in dem verflossenen Jahre aufhörte, und die Fortsetzung gestattete. Der Uebersetzer, Herr Suckau aus Liefland, seit längerer Zeit privatisierender Gelehrter in Paris, und früher Lehrer der deutschen Sprache und Literatur in der königlichen Familie, und beider Sprachen vollkommen mächtig, hat mit größter Treue das Original wiedergegeben, so daß der Verf. sich Glück wünschen muß, einen solchen Dollmetscher gefunden zu haben. Die drey Theile enthalten, wie im Original, die Asiatischen Völker; der erste: die Einleitung und die Perser. Der zweyte: die Phönicier, Babylonier und Scythen; der dritte die Inder. Die Uebersetzung enthält auch die Beylagen, wodurch also auch auch die Untersuchungen des Herrn Director Grotefend über die Keilschrift, mit den dazu gehörigen Tafeln, in Frankreich bekannt gemacht sind. Hinzugekommen sind theils einzelne Anmerkungen, von dem Verf. mitgetheilt; theils bey dem Bande über die Inder Erörterungen aus dem Sanskrit, von einem der Sprache kundigen Gelehrten, nebst andern zerstreuten Bemerkungen. Druck und Papier sind, wie man aus den Didotschen Pressen es erwarten kann. Die folgende Lieferung wird, wenn nicht aufs neue politische Stürme es verhindern, die beiden Theile der Africanischen Völker ent-

halten, die für Frankreich jetzt um so interessanter seyn können, da der erste derselben auch das Land umfaßt, wo jetzt eine französische Colonie gegründet werden soll; und der andere dasjenige, was nicht nur französische Eroberung war, sondern dessen Denkmäler auch in einem französischen Gelehrten ihren Entzieferer gefunden haben.

Von der Englischen Uebersetzung liegen gleichfalls drey Theile vor uns; jedoch bisher nicht die drey ersten, sondern die drey letzten des Originals. Sie ward nämlich zuerst dadurch veranlaßt, daß die in Nordamerica erschienene Uebersetzung des Theils über die Griechen nach England kam. Dieser ward in Oxford nachgedruckt, und die so günstige Aufnahme, welche derselbe fand, brachte den Verleger, Hn. Talboys, zu dem Entschluß nun eine eigne Uebersetzung der übrigen Theile, und mithin das ganze Werk herauszugeben. Er fand es indeß seinem Interesse gemäß es nach den Welttheilen abzutheilen, und mit Africa den Anfang zu machen. Zugleich ist er aber auch mit einem Americanischen Buchhändler in Unterhandlung getreten, um seine Uebersetzung auch dort erscheinen zu lassen, und dadurch dorten den Nachdruck zu verhindern. Die bisher erschienenen drey Theile führen den Titel:

Reflections on the politics of ancient Greece. Translated from the German of A. H. L. Heeren. 1828. 350 S. in 8. (Dieß ist der Nachdruck der in Boston von Hn. Bancroft erschienenen Uebersetzung, wovon in unsern Blättern (G. g. A. 1825. St. 27) Nachricht gegeben ist.

Reflections on the politics, intercourse, and trade of the ancient nations in Africa, by A. H. L. Heeren, translated from the

German. Vol. I. Introduction. Carthaginians. Ethiopian nations. 1830. XX u. 525 Seiten. Vol. II. Egyptians. 1831. 424 S. gr. 8.

Bey dieser Uebersetzung tritt der seltene Fall ein, daß der Verleger zugleich der Uebersetzer ist; jedoch erst als solcher nach der Erscheinung der beiden Theile sich dem Verf. kund gab. Herr Talboys ist nicht bloß ein wissenschaftlich gebildeter Mann, sondern selber Schriftsteller. Wir besitzen von ihm eine sehr wohl geschriebene Abhandlung: über den Einfluß der Wissenschaft auf das practische Leben, der selbst von dem Institut der Oxford Mechanics kürzlich der Preis zuerkannt ist. Es wird also auch nicht erst unserer Versicherung bedürfen, daß auch diese Englische Uebersetzung unsern Wünschen völlig entspricht. Hinzugekommen sind theils mehrere Anmerkungen und Berichtigungen des Vfs.; theils eine Beylage: über die seit der Erscheinung der letzten deutschen Ausgabe gemachten Forschritte in der Erforschung Libyens, und deren Beziehungen auf die Forschungen des Vfs. Die folgende Lieferung wird die drey Theile über die Völker Asiens enthalten, jedoch von einem andern Uebersetzer, wovon der über die Inder bereits in der Arbeit ist.

Da wir hier wiederholt der Inder zu erwähnen hatten, so mag es dem Ref. erlaubt seyn, zum Schlusse dieser Anzeige der Erweiterungen der Sanscrit-Literatur seit der letzten Ausgabe seiner Untersuchungen, und des Verhältnisses in dem sie zu diesen stehen zu gedenken. In dem siebenjährigen Zeitraum, welcher seit jenem Zeitpunct 1824 verflossen ist, hat diese Literatur die wichtigsten Erweiterungen erhalten, und bis auf ein Paar Ausnahmen durch Deutsche erhalten.

Erweiterungen nämlich nicht bloß in Uebersetzungen, sondern in den gedruckten Originalen. Die erste die wir hier anzuführen haben, ist die der Veda's. Wir kannten sie bisher nur in den Auszügen und Nachrichten in der wichtigen Abhandlung von Colebrooke. Das einzige Exemplar derselben in Europa lag seit mehr als Einem Decennium in dem Britischen Museum unbenutzt. Ein Deutscher war es, der in dem verflossenen Jahre anfing es aus dem Dunkel hervorzuziehen. Durch Hn. Prof. Rosen in London erhielten wir: Righvedae specimen, edidit Fr. Rosen. Londini 1830 (G. g. A. 1831. St. 25). Von den beiden großen epischen Gedichten erschien der erste Theil des Ramajana durch Hn. v. Schlegel: Ramajana, idest carmen Epicum de Ramae rebus gestis, poëtae antiquissimi Valmicis opus; Vol. I. P. 1. 1829. (G. g. A. 1829. St. 153). Aber auch der Mahabaratha trat stückweise ans Licht. Außer der schon früher erschienenen Episode des Nalus, erhielten wir durch Hn. Prof. Bopp: Diluvium, cum tribus aliis Maha Bharati praestantissimis Episodiis, primus edidit Franciscus Bopp (G. g. A. 1829. St. 137) nachdem schon früher die Episode des Baghavat Gita durch Hn. v. Schlegel herausgegeben war. Die berühmte Fabelsammlung des Hitopadesa haben uns nun gleichfalls die Herren v. Schlegel und Lassen im Original mit einem erläuternden Commentar gegeben: Hitopadesa i. e. institutio salutaris, cur. A. W. a Schlegel et Chr. Lassen 1830. (G. g. A. 1830. St. 132). Zu diesem kam nun ganz kürzlich durch Hn. v. Chezy das Original der Sacontala, auch mit der sich darauf beziehenden Episode des Maha Ba-

ratha; und die Institutes of Menu by Haughton, London 1827 (G. g. A. 1829. St. 37). Von den Uebersetzungen bemerken wir nur, daß durch Wilsons theatre of the Hindus (G. g. A. 1829. St. 18. 19.) auch unsere Kunde der dramatischen Poesie dieses Volks erweitert ist.

Aus diesen Angaben erhellt nun wohl, daß wir im Jahr 1832 mit größerer Zuverlässigkeit über die poetische Literatur der Hindus urtheilen können, als dieses noch 1824 — wo die letzte Ausgabe des Verfassers erschien — möglich war. In wiefern haben sich nun die damals von ihm aufgestellten Hauptsätze bestätigt? Diese Hauptsätze waren folgende: Die Sanskrit-Poesie zerfällt der Zeitfolge nach in die drey Perioden: die älteste die der Vedas; die zweyte die der großen Epopoeen; die dritte die dramatisch-lyrische; in sofern wir von jeder derselben den Hauptcharacter angeben wollen. Ferner: Die epische Poesie ward die Hauptquelle der Kunst und der meisten übrigen Zweige der Poesie. Endlich: sie ward auch die Quelle der Volksreligion, nicht aber die Vedas, welche nur als die Quelle der älteren Naturreligion anzusehen sind.

Die Perioden-Bestimmung konnte damals nur nach historischen Beweisen gegeben werden. Jetzt haben wir die urkundlichen Beweise vor uns. Aus den drey Zeitaltern besitzen wir jetzt hinreichende Proben um darnach zu urtheilen; und jene Perioden-Abtheilung bestätigt sich dadurch von selbst. 'Die Probe der Veda-Literatur, sagt der Beurtheiler derselben in diesen Blättern (G. g. A. 1831. St. 125), reicht hin ihren Unterschied von der übrigen alt-Indischen

zu entwerfen. Der Unterschied weiset auf den Zwischenraum mehrerer Jahrhunderte hin, der die Vedas von dem Ramajana trennen muß. Wir sehen wie die Sanskritsprache der Vedas in den epischen Gedichten fast eben so gesetzt und gleichförmig geworden ist, wie die Homerische Sprache in der Sprache der griechischen Dramatiker ihre Freyheit abgestreift hat. Denselben Abstand zeigen in den Vedas die Metra. Sie sind noch weit entfernt von der Art und den festen Gesetzen der epischen Sloka.' Eine gleiche Abstufung findet wieder Statt bey der epischen und der dramatischen Poesie. Wie weit der Zeit nach die Dichter der Vedas, des Ramajana und Mahabharata, und der Sacontala aus einander standen, können wir freylich nicht genauer bestimmen; aber so gut wir in der Geschichte unserer eigenen Poesie die Perioden von Luther, von Klopstock und Schiller, unterscheiden, können wir auch in der Sanskrit-Poesie die von Vyasa, von Valmicki, und von Calidasa festsetzen. Ja, wer die Vedas, den Ramajana und die Sacontala, mit den Propheten unserer Bibelübersetzung, der Messiade, und der Jungfrau vergliche, könnte leicht sich noch zu weitern Parallelen verführt fühlen, deren wir uns absichtlich enthalten.

Daß die epische Poesie der Hindus die Hauptquelle der Kunst, wie der dramatischen und der lyrischen Poesie sey, ist zwar schon, was die Kunst betrifft, aus den aus ihr entlehnten Darstellungen auf den Monumenten bewiesen; für die dramatische Poesie haben wir jetzt einen neuen unwiderleglichen Beweis, da uns Chezy mit der Sacontala auch die Episode aus dem Mahabarata gegeben hat, aus der der dramatische Dich-

ter schöpfte; und wenn es noch eines Beweises des Abstandes der dramatischen von der epischen Poesie bedurfte, so liegt er hier vollständig vor Augen.

Erwiesen ist es nun auch endlich, daß die Vedas nicht als die Quelle der jetzigen Volksreligion betrachtet werden dürfen. 'Eine große Veränderung, sagt der oben angeführte Beurtheiler, muß in dieser Zeit das geistige Leben der Inder umgestaltet haben, die sich in der religiösen Ansicht und der Mythologie noch stärker zeigt als in der Sprache. Die Hymnen der Vedas sind gerichtet an die Morgenröthe, die Sonne, das Feuer, den Regen u. s. w. also nur an vergötterte Naturwesen; die Beschreibungen solcher Götter sind treue Bilder der Natur, in welche noch keine Heroensage gemischt ist. Von der unendlich reichén und ausgebildeten Mythologie der epischen Gedichte (von Schivà, Krischna u. s. w.) erscheint hier noch keine Spur, und die einfachen Götter der Vedas treten später in den Hintergrund.' So wie also, nach dem Zeugniß Herodots, bey den Griechen die epischen Dichter ihre Götterwelt schufen; so auch bey den Indern; und die Behauptung daß die ästhetische und religiöse Bildung dieser Nation auf eine ähnliche Weise aus dem Ramajana und Mahabharata floß, wie bey den Griechen aus der Ilias und Odyssee, wird keiner weitern Rechtfertigung bedürfen.

Hn.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

6. Stück.

Den 12. Januar 1832.

London.

Not for sale auf 192 S. gr. 8. 1831: Of the vocation of our age for legislation and jurisprudence, translated from the German of Fred. Chr. von Savigny by Abr. Hayward.

Die Englische Uebersetzung eines so vorzüglichen und von so vielen deutschen Schriftstellern als vorzüglich anerkannten und, wie der Unterz. auch hier wiederholen darf, in Vergleichung mit viel früheren damit übereinstimmenden Aeußerungen, Anderer sogar für das einzige gehaltenen Buches, mag hier als eine literarische Merkwürdigkeit angezeigt seyn, ohne daß über das Buch selbst, oder über die Uebersetzung, die Vorrede, was er an die Stelle des ersten Anhangs gesetzt hat, und die Anmerkungen des Uebersetzers, noch etwas gesagt würde. Letzteres auch um deswillen, weil der Unterz. Gelegenheit gehabt hat seine Bemerkungen dem Uebersetzer selbst mündlich mitzutheilen, ehe diese Anzeige auch

nur geschrieben worden ist. Lehrreich ist es aber gewiß, an diesem Beyspiele zu sehen, wie schwer es oft bey den besten Vorkenntnissen und der besten Unterstützung durch Freunde ist, alle Aeußerungen in einer fremden Sprache und alle Einrichtungen eines fremden Volks ganz richtig zu verstehen, was wir uns denn auch, wenn wir Bücher in einer fremden lebenden Sprache, und vollends wenn wir die Alten lesen, zur Warnung dienen lassen mögen. Nur beyläufig mag hier noch zweyerley erwähnt werden, zuerst die Art, wie diese Uebersetzung erschienen ist, und dann die Person des Uebersetzers. Die Uebersetzung soll nicht verkauft werden. Dieß heißt bedeutend mehr, als wenn man bey uns ein Buch 'als Manuscript für Freunde' drucken, oder gar nur nicht in den Buchhandel kommen läßt, zuweilen um es mit desto mehr Gewinn zu verkaufen. Daß in England öfters Bücher gedruckt werden, um die einzelnen Abdrücke zu verschenken, ist bey uns ziemlich bekannt, und daß es bey den 1829 S. 1441 angezeigten französischen Briefen von Cooper der Fall ist, hat der Unterz. nicht gewußt, weil er die bloße Weglassung der Buchhandlung auf dem Titel, und die Nennung bloß des Druckers am Ende, wie hier auch auf dem Titel, nicht für gleichbedeutend mit not for sale ansah; aber manchen Lesern mag es wohl so überraschend seyn, als es ihm gewesen ist, zu hören, ein Buch werde dadurch wohl nur um so schneller und um so weiter verbreitet, und dieß hängt so zusammen, daß man in England es für unfein hält, ein für Geld zu habendes Buch zu verschenken, ungefähr wie man dort Jemand wohl als Gast zu einem Schmause einzuführen, aber nicht für ihn zu bezahlen das Recht und das Herz hat, oder

wie in Frankreich es unhöflich ist, einen Brief bey der Absendung zu bezahlen, da ja der Empfänger es mit der Antwort eben so halten müßte, und ein solches gegenseitiges Vorausbezahlen manche Unbequemlichkeit hat, die vermieden wird, wenn jeder Empfänger das Postgeld erst bezahlt, wenn der Brief schon in seine Hände gekommen ist. Auch könnte das Verschenken eines im Buchhandel zu habenden Werks aussehen, als ob dieses keinen Absatz fände.

Was die Persönlichkeit unseres Uebersetzers betrifft, von welchem selbst in der Fortsetzung des gelehrten Englands nichts stehen kann, und auch in der dritten civilistischen gelehrten Geschichte Nichts steht, so ist hier wohl das Merkwürdigste, nicht daß er 1802 geboren und Barrister in London, von der Art der special pleaders ist, sondern daß er seit der Mitte von 1828 eine der wenigen juristischen Zeitschriften herausgibt, welche in England erscheinen. Sie heißt: Law-magazine, und da alle Vierteljahre ein Heft herauskommt, so ist nun №. 13 in den Händen des Unterz. Von dem Herausgeber ist darin was auswärtiges Recht und Verbesserung des Rechts betrifft; die Aufsätze über Römisches Recht sind von Barke, Verfasser eines historical essay on the roman law, sonst arbeiten daran noch Park, Verfasser des contre-projet gegen des nun verstorbenen Humphrey's so viel besprochenes Buch on real property (über Grundeigenthum) und Professor der Rechte an the King's college, der vorhin genannte Cooper, Lewis, einer der Uebersetzer der Dorier, und Sir A. Johnston, Letzterer besonders was das Indische Recht betrifft. In dem letzten Hefte ist auch Hogg's, der durch Lord Brougham Professor der Rechte an der Lon-

doner Universität werden wollte, nicht wirklich gehaltene einleitende Vorlesung, aber nicht mit großem Lobe, angezeigt. Das ganze law-magazine scheint allerdings Beyfall zu verdienen, aber bey der geringen Zahl von Personen, die sich im eigentlichen England, denn Schottland ist davon verschieden, mit dem Römischen Rechte beschäftigen, muß eine Englische juristische Zeitschrift sich ihre Leser hauptsächlich durch Artikel verschaffen, die für Auswärtige kaum verständlich sind. So enthält z. B. die erwähnte dreyzehnte Numer von S. 189 an wenigstens bis S. 225, einen Digest of Cases, diese Tochter des lateinischen Worts digesta wieder in einem andern Sinn genommen, der Aehnlichkeit hat mit dem, welchen der Französische Oberst Dupin für eine neue sehr nützliche Einrichtung bey der Englischen Admiralität anführt, wofür wir etwa Repertorium sagen würden. Es sind Entscheidungen von Rechtsfällen nach alphabetischer Ordnung des Gegenstandes, welche dreymal von Neuem anfängt, nach den drey, nur in England verschiedenen, allgemeinen Rubriken: Common Law, Equity und Bankruptcy, worauf noch ein ebenso dreymal von Neuem anfangendes, nach den Namen des Klägers oder Appellanten oder des ex-parte in the matter eingerichtetes Register folgt. Aber auch noch weiter hinten kommen ähnliche Nachrichten vor, z. B. S. 232 ein Vortrag des Lord Brougham im Oberhause, der geradezu seine Entscheidung heißt, wie man in keinem andern Lande eine Relation, sey es auch des Präsidenten, nennen würde, und womit die Schottischen Richter, die das vorige Urtheil gefällt hatten, sehr unzufrieden gewesen seyn sollen.

Eine andere Englische Zeitschrift unseres Fachs,

the Jurist, hat von 1827 bis 29 nur sechs Hefte geliefert, die Herausgeber hießen: Scharpe, und Foublanque, und ihr Gehülfe für Deutschland war Goff, der sehr gelobt wird. Man spricht davon, daß diese Zeitschrift wieder aufleben soll. Noch erscheint wöchentlich the Law observer von zwey ungenannten attorneys oder Procuratoren bloß auf ihre Mitbrüder berechnet.

Hugo.

Ebendaselbst.

Printed for the Autor, by William Nicol, Shakspeare Press, and sold by Ridgways, Piccadilly, and Treuttel, Wurtz and Co. Soho Square. The Genera and Species of Orchideous Plants by John Lindley, F. R. S.; L. S.; et G. S. etc. Professor of Botany in the University of London; illustrated by Drawings on stone from the Sketches of Francis Bauer, Esq. F. R. S.; L. S. et H. S. Eart I. 1830. Zehn Steindrucktafeln, zehn nicht paginierte Blätter Text und Vorrede in Folio.

Schon seit langer Zeit war es bekannt, daß Franz Bauer in Kew, ein eben so ausgezeichneter Botaniker als Künstler, den bewundernswürdigen und schwer aufzufassenden Bau der Orchideen zu seinem Lieblingsstudium gemacht und durch treffliche Zeichnungen so vollständig erläutert habe, wie noch niemand vor ihm. John Lindley, der sich mit derselben Familie vielfach beschäftigt und bereits den ersten Theil eines Werks über die Gattungen und Arten der Orchideen herausgegeben hat, eröffnet jetzt diesen Schatz von fast unnachahmlichen Darstellungen, ein Ergebniß der sorgfältigsten und gewandtesten Untersuchungen,

[illegible] besonderen Künstlerfertigkeit und einer sel- [illegible] mit Bewilligung seines Besitzers [illegible] Publicum, und erfüllt dadurch die [illegible] derjenigen, welchen die Original- [illegible] zu sehen nicht vergönnt war. Frey- [illegible] nicht die ganze Sammlung [illegible] unternehmen und muß sich auf [illegible] besonders instructiver Darstellungen [illegible] die Vervielfältigung derselben durch [illegible] beschränken, denn, so äußert er in der [illegible] diese prachtvollen Kunstproducte dem [illegible] durch Kupferstiche, welche die Schönheit [illegible] Originale wiedergäben, bekannt zu machen, [illegible] ein Gegenstand würdig eines liberalen Mo- [illegible] und eines erleuchteten Gouvernements, [illegible] einen Privatmann aber seyen die großen Ko- [illegible] ein unüberwindliches Hinderniß: doch verdient [illegible] die unvollständige Mittheilung unsern Dank, besonders da die lithographierten Tafeln wohl an Eleganz, aber nicht an Deutlichkeit der Darstellung den Originalen nachzustehen scheinen. Die Zeichnungen wurden übrigens, und dieses muß vorzüglich nicht übersehen werden, von Fr. Bauer von 1791 an entworfen, und namentlich sind diejenigen, welche in physiologischer Hinsicht die wichtigsten Aufschlüsse geben, vor 1798 ausgeführt, also in einer Periode, wo der Bau der Orchideen noch fast ganz unbekannt war.

Die Tafeln machen zwey Reihefolgen aus, von denen die erste 'Fructification' überschriebene anatomisch und physiologisch wichtige Gegenstände [illegible] die andere unter dem Titel 'Genera' [illegible]scheidungsmerkmale von einigen der merk- [illegible] Gattungen darstellt. Wie viele Ta- [illegible]all herausgegeben werden sollen, wird [illegible] Umständen abhängen, doch schwerlich un- [illegible]0 — 60. Im letzten Hefte soll dann der

allgemeine Character der Familie mit Beziehung auf die erschienenen Platten gegeben werden, so wie Bauers Ansichten von dem Bau und den Functionen der verschiedenen Theile des Geschlechts-apparates u. s. w.

Das vorliegende erste Heft enthält nun 10 Steindrucktafeln nebst der Erläuterung der dargestellten Gegenstände; wir halten es nicht für überflüssig diese mit einigen Worten näher anzugeben. — Fructification: Tab. 1. Der Staubbeutel und die Pollenmassen von Bletia Tankervilliae, auch als Darstellung des Baues der Epidendreen. Tab. 2. Die Columna und der Sexual-Apparat von Brassia maculata, zugleich als Erläuterung des Baues der Vandeen. Tab. 3. Die Fructificationstheile der Orchis mascula und zum Theil der Ophrys apifera (schon 1792 gezeichnet). Legt zugleich die Structur der Ophrydeen dar. Tab. 6. Anatomische Darstellungen von der Narbe der Bletia Tankervilliae und deren Oberfläche. Verdient besonders die Aufmerksamkeit und erregt in hohem Grade den Wunsch, Bauers und Lindley's Erklärung dieses Baues zu erfahren. Tab. 8. Ansicht von den im Wasser aufgelösten Pollenmassen der Bletia verecunda. Tab. 9. Ein Querschnitt des Fruchtknotens derselben Pflanze. Tab. 10. Ein Quer- und Längsschnitt der Columna des Epidendrum ciliare und ein Verticalschnitt eines Theils des Fruchtknotens von Bletia verecunda. — Genera: Tab. 1. Die Fructificationstheile von Malaxis paludosa. Tab. 2. Dieselben von Liparis Loeselii. Tab. 3. Desgleichen von Coelia Baueriana.

Bg.

Paris und Brüssel.

Histoire de Hainault par Jaques de Guyse, traduite en Français avec le texte latin en regard, et accompagnée de notes. T. I — IX. 1826 — 1830. Octav.

Jacques de Guyse, ein Franciscaner-Mönch des 14. Jahrhunderts, starb 1398, und hinterließ eine Chronik über Hainault. Sie ward, französisch übersetzt, zuerst von Lessabé 1532 in Paris herausgegeben; hier erscheint sie zum erstenmal in der Ursprache lateinisch, mit einer neuen französischen Uebersetzung; der lateinische Titel ist: Annales historiae illustrium principum Hannoniae. Der lateinische Text ist nach zwey Handschriften der K. Pariser Bibliothek abgedruckt. Doch ist in diesen neun Theilen erst die Hälfte erschienen; daß die andere, gewiß wichtigere, noch folgen wird, ist kaum zu erwarten. Sie beginnt mit den Zeiten des Trojanischen Krieges, und geht in dem neunten Theil erst bis auf die Regierungsperiode von Hugo Capet. Der bey weitem größere Theil, fast drey Viertel des Ganzen, besteht in Legenden und Heiligengeschichten, wie man von einem Mönch sie erwarten kann, womit aber der Wissenschaft nicht gedient ist. Wir können nur bedauern, daß die gewiß sehr bedeutenden Kosten auf ein so zweckloses Unternehmen verwandt werden konnten; ein Auszug des Wissenswürdigen in Einem oder zwey Bänden, wäre hinreichend gewesen. Daß es einer ausführlichen Anzeige bey einem Werke dieser Art nicht bedarf, leuchtet von selber ein.

Hn.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

7. Stück.
Den 14. Januar 1832.

Berlin.

In Commission bey Dümmler: Abhandlungen der Königlichen Academie der Wissenschaften zu Berlin, aus dem Jahre 1827. Nebst der Geschichte der Academie in diesem Zeitraum. 1830. 719 S. in 4.

Beytrag zur Characteristik der Nordafricanischen Wüsten von Ehrenberg. Die libyschen Ebenen, welche westlich an den atlantischen Ocean reichen, und östlich den Indus berühren, während sie nördlich sich an das mittelländische Meer und südlich an das Semohngebirge in Habessinien anschließen, das in Verbindung mit den Mondsgebirgen, den Gebirgen von Mandara und dem Quellenlande des Senegal, ein durch ganz Africa sich queer hinziehendes Urgebirge bildet, sind im Allgemeinen nur 100 bis 200 Fuß über dem Meeresspiegel erhaben. Aus dieser vorzüglich in den Wüsten meist horizontalen Ebene, erheben sich schroffe Felsenblöcke von 100 bis 300 Fuß Höhe, die eine völlig horizontale Schichtung haben, und bey ihrer Ausdehnung unge-

Paris und Brüssel.

Histoire de Hainault par Jaques de [illegible] traduite en Français avec le texte l[illegible] regard, et accompagnée de notes. T. I [illegible] 1826 — 1830. Octav.

Jacques de Guyse, ein Franciscaner [illegible] des 14. Jahrhunderts, starb 1398, und hin[illegible] eine Chronik über Hainault. Sie ward, f[illegible] sisch übersetzt, zuerst von Lessabé 1532 i[illegible] ris herausgegeben; hier erscheint sie zum e[illegible] mal in der Ursprache lateinisch, mit einer [illegible] französischen Uebersetzung; der lateinische [illegible] ist: Annales historiae illustrium princi[illegible] Hannoniae. Der lateinische Text ist nach [illegible] Handschriften der K. Pariser Bibliothek a[illegible] druckt. Doch ist in diesen neun Theilen erst [illegible] Hälfte erschienen; daß die andere, gewiß wi[illegible] gere, noch folgen wird, ist kaum zu erwar[illegible] Sie beginnt mit den Zeiten des Trojanischen Kr[illegible] ges, und geht in dem neunten Theil erst [illegible] auf die Regierungsperiode von Hugo Ca[illegible] Der bey weitem größere Theil, fast drey Vi[illegible] tel des Ganzen, besteht in Legenden und Hei[illegible] gengeschichten, wie man von einem Mönch [illegible] erwarten kann, womit aber der Wissensch[illegible] nicht gedient ist. Wir können nur bedauern, daß die gewiß sehr bedeutenden Kosten auf ei[illegible] so zweckloses Unternehmen verwandt werden konn[illegible] ten; ein Auszug des Wissenswürdigen in Einem oder zwey Bänden, wäre hinreichend gewesen. Daß es einer ausführlichen Anzeige bey einem Werke dieser Art nicht bedarf, leuchtet von [illegible] her ein.

H[illegible]

rn Barlow und Bonnycastle wahrgenommene anomale Anziehung der Magnetnadel durch glühendes Eisen, von Seebeck. Aus den Versuchen, die man in ältern und neuern Zeiten über die Veränderungen, welche natürliche und künstliche Magnete im Feuer erleiden, so wie über das Verhalten unmagnetischer Eisen- und Stahlstäbe gegen Magnete angestellt hat, ergaben sich folgende Resultate. Die natürlichen und künstlichen Magnete verlieren im Feuer ihre Kraft. Eisen und Stahlstäbe werden im weißglühenden Zustande vom Magnet nicht angezogen, wirken auch nicht auf die Magnetnadel, sobald aber die Hitze nachläßt, tritt einige Wirkung ein, indem der Eisenstab durch die Einwirkung des Erdmagnetismus magnetisch wird; denn läßt man den Stab in der Richtung des magnetischen Aequators abkühlen, so erhält er keinen Magnetismus. Barlow und Bonnycastle fanden nun, daß es zwischen dem Zustande des Weißglühens der Eisen- und Stahlstangen, in welchen alle magnetische Thätigkeit verloren war, und dem Zustand des Blutrothglühens, wo ihre Wirkung am stärksten war, einen mittlern Zustand gebe, bey welchem diese Stangen die Magnetnadel entgegengesetzt anziehen (Barlow nennt dieß negative Anziehung) als im kalten Zustande, wobey zugleich die negative Anziehung nach den Beobachtungen dieser Physiker von dem Ende der Stange nach der Mitte zu, zu wachsen scheinen. Diese negativen Pole entstehen aber wahrscheinlich nach Seebecks Versuchen und Erklärungen, aus keiner andern Ursache, als daß sich in der Mitte der Stange noch eine weißglühende Stelle befand, die keinen Magnetismus zuließen, also die Stange selbst nothwendig einen Doppelmagnet darbieten mußte. — Ueber die magnetische Polarisation verschiedener Metalle, Alliagen und Oxyde zwischen

schon kälteren Asien, sondern durch Africa, welches gerade eine solche Lage hat, daß Europa von den Luftschichten erwärmt werden kann, welche von Africa aufsteigend nach dem Nordpol zuströmen, und ohne die Dazwischenkunft des Mittelländischen Meeres würde der Einfluß des africanischen Klimas auf das europäische, so wie auf die Verbreitung von Thieren und Pflanzen noch wirksamer seyn. Ferner ist noch ein Hauptgrund für das mildere Klima Europas darin zu suchen, daß es sich weniger als die andern Continente Asien und America nach dem Nordpol hinerstreckt, sondern ihm sogar nördlich ein Meer liegt, welches von allen in der Polarzone befindlichen Meeren, am freyesten von Eis ist. Das Minimum der mittlern jährlichen Temperatur fällt nicht wie Brewster meint, mit dem magnetischen Pol der Erde zusammen, sondern nach Sabines Untersuchungen nordwestlich von den Melvilles-Inseln in den Meridian der Beringsstraße unter 82 bis 83 Grad nördl. Breite. Die Sommergrenze des Eises, die sich zwischen Spitzbergen und Ostgrönland bis zum 80—81 Grad zurückzieht, zeigt sich zwischen Nova Zembla, den Knocheninseln von Neusibirien und dem westlichsten americanischen Eiskap schon im 75° Breite, während selbst im strengsten Winter in unsern Meridianen die Fahrt vom Nordkap nach Spitzbergen nicht unterbrochen wird. Dagegen häufen sich die aus der Baffinsbay und der Barrowstraße südlich getriebene Eisberge in der Hudsonsbay an, wodurch die Temperatur des dortigen Continents so vermindert wird, daß nach Franklins Nachrichten man in der Factorey York und bey der Mündung des Hayesflusses, unter einer Breite wie Nordpreußen und Curland, in einer Tiefe von vier Fuß zu Ende Augusts und Anfangs September Eis findet. — Ueber eine von den Her-

ten Barlow und Bonnycastle wahrgenommene anomale Anziehung der Magnetnadel durch glühendes Eisen, von Seebeck. Aus den Versuchen, die man in ältern und neuern Zeiten über die Veränderungen, welche natürliche und künstliche Magnete im Feuer erleiden, so wie über das Verhalten unmagnetischer Eisen- und Stahlstäbe gegen Magnete angestellt hat, ergaben sich folgende Resultate. Die natürlichen und künstlichen Magnete verlieren im Feuer ihre Kraft. Eisen und Stahlstäbe werden im weißglühenden Zustande vom Magnet nicht angezogen, wirken auch nicht auf die Magnetnadel, sobald aber die Hitze nachläßt, tritt einige Wirkung ein, indem der Eisenstab durch die Einwirkung des Erdmagnetismus magnetisch wird; denn läßt man den Stab in der Richtung des magnetischen Aequators abkühlen, so erhält er keinen Magnetismus. Barlow und Bonnycastle fanden nun, daß es zwischen dem Zustande des Weißglühens der Eisen- und Stahlstangen, in welchen alle magnetische Thätigkeit verloren war, und dem Zustand des Blutrothglühens, wo ihre Wirkung am stärksten war, einen mittlern Zustand gebe, bey welchem diese Stangen die Magnetnadel entgegengesetzt anziehen (Barlow nennt dieß negative Anziehung) als im kalten Zustande, wobey zugleich die negative Anziehung nach den Beobachtungen dieser Physiker von dem Ende der Stange nach der Mitte zu, zu wachsen scheinen. Diese negativen Pole entstehen aber wahrscheinlich nach Seebecks Versuchen und Erklärungen, aus keiner andern Ursache, als daß sich in der Mitte der Stange noch eine weißglühende Stelle befand, die keinen Magnetismus zuließen, also die Stange selbst nothwendig einen Doppelmagnet darbieten mußte. — Ueber die magnetische Polarisation verschiedener Metalle, Alliagen und Oxyde zwischen

den Polen starker Metallstäbe von Seebeck. –
Ueber das Erzführende Kalkgesteingebirge in d
Nähe von Tarnawitz von Karsten. — Erläut
rungen der Nachrichten des Hernandez von de
vierfüßigen Thieren Neuspaniens von Lichte
stein. — Ueber die Familie Pinus und die e
ropäischen Arten derselben von Link. — Ueb
einige geognostische Erscheinungen in der Umg
bung des Luganer-Sees in der Schweiz vo
v. Buch. — Ueber die Lagerung von Melaph
und Granit in den Alpen von Mailand von
Buch. — Ueber das südliche Ende des Gebirgs
zuges von Brasilien in der Provinz S. Pedr
da Sul, und der Banda oriental oder der
Staate von Monte Video, nach den Sammlun
gen des Herrn Sellow, von Weiß.

Einige Bemerkungen und Erörterungen übe
die Stellung und Standhaftigkeit fester Körper
wenn sie auf dem Wasser schwimmen, von Wolt
manns. Auf die hier geführten Untersuchunge
ist der Verf. durch die Bemerkung geführt wor
den daß Balken, deren Queerdurchschnitt ein Qua
drat ist, wenn sie auf dem Wasser ungezwunge
schwimmen, immer mit der einen obern Kante i
der Wasserfläche, und nicht wie es der Theori
nach seyn sollte mit ihrer obern Fläche horizonta
schwimmen. Gewöhnlich erklärt man diese Er-
scheinung aus der meist ungleichen Dichtigkeit de
Holzes; allein wenn diese Ursache auch in viele
Fällen die wahre seyn kann, so findet doch dies
Erscheinung zu häufig statt, als daß sie die allei
nige Ursache seyn könnte, um so mehr, da e
meistens ganz gleichgültig ist, welche Kante ma
in die Wasserfläche bringt, wodurch eher die gleich-
...mige als die ungleichförmige Dichtigkeit de
... bewiesen werden würde. Aus den Unter-
...en die der Verfasser anstellt, scheint nun
...geben, daß der Wasserschnitt einen großen

Einfluß auf die Stabilität schwimmender Körper habe, und sich der Körper immer so zu erhalten sucht, daß dieser Wasserschnitt so groß als möglich werde. — Ueber Beauchamps Ortsbestimmungen im Orient von Oltmanns. Die astronomischen Beobachtungen, aus denen die hier gemachten Bestimmungen abgeleitet sind, entnahm der Vf. aus dem früher verloren geglaubten Manuscript Beauchamps betitelt: Relation historique et géographique d'un voyage de Constantinople par mer, l'an V de la république par le chevalier Beauchamp, welches er durch Humboldts Vermittelung bey seiner Anwesenheit in Paris zur Ansicht bekam. Der Verf. gesteht aber selbst, daß dieß lang ersehnte Manuscript seinen Erwartungen keinesweges entsprochen hat, indem von vielen Beobachtungen bloß die Resultate angedeutet werden, bey andern Breitenbestimmungen die Lage der Sterne ohne Rücksicht auf Aberration und Nutation angenommen wird. Uebrigens sind die Oerter, welche aus diesen Beobachtungen bestimmt werden konnten, folgende: Trapezunt, Sinope, Allinam, Sydron, Jenifi, Amasra, Eregri, Bagdad, Casvin. — Vergleichung der neuesten englischen Maaße und Gewichte mit den preußischen von Eytelwein. — Ueber die neuere Einrichtung des mit Genehmhaltung der Academie herausgegebenen astronomischen Jahrbuchs von Encke. — Ueber einige merkwürdige Eigenschaften periodischer Divisionsreihen von Poselger. — Untersuchungen über die Geographie Americas südwärts vom Aequator, vorzugsweiss gegründet auf die Beobachtungen des Don Alexander Malaspina, von Oltmanns. — Ueber die Figur der Erde von Poselger. — Ueber die Darstellung beliebiger Functionen mittelst Reihen, die nach den Sinus und Cosinus der Vielfachen eines Winkels fortschreiten von Dirksen.

Was die Abhandlungen der historisch-philologischen Klasse betrifft, so sind sie ihrem Inhalt nach folgende: Süvern über Aristophanes Vögel, nebst einer spätern Abhandlung, welche Zusätze, Verbesserungen und Bemerkungen zu dieser erstern enthält. Der Zweck dieser ausführlichen Abhandlung ist zu zeigen, daß der Zweck des Dichters gewesen sey, die Unternehmung gegen Sicilien, und die daran geknüpften windigen Hoffnungen zu persifliren. Ideler über die Längen- und Flächenmaaße der Alten. Fortsetzung der beiden frühern Abhandlungen. Bökh de archontibus atticis pseudeponymis. Der Verf. zeigt, daß alle diese Pseudeponymi auf Irrthümern beruhen. Wilhelm von Humboldt über den Dualis. Erst der allgemeine Theil der Untersuchung dieser so merkwürdigen Sprachform, in welchem durch die Vergleichung der verschiedensten Sprachen der alten und neuen Welt dargethan wird, daß dieselbe nicht zu dem Luxus, sondern zu dem Wesen der Sprachen gehöre. v. Raumer über einen ungedruckten Codex pisanischer Stadtgesetze. Die Gesetzsammlung in zwey Abtheilungen ist aus dem 12. und 13. Jahrhundert. Sie betrifft meist das Privatrecht und den Proceß; doch verbreitet sie auch Licht über den Handel und das Handelsrecht. Uhden über die etruskischen Todtenkisten im hiesigen Königl. Museum. Wilken über die Parteyen der Rennbahn, vorzüglich im Byzantinischen Kaiserthum. Es ist bekannt wie wichtig diese Parteyen in politischer Hinsicht wurden. Ihr offener Kampf begann seit 501; ward oft erneuert, und die Parteyen dauerten fort, so lange die Spiele im Hippodromus dauerten, d. i. bis zu der Eroberung Constantinopels im J. 1204 durch die Kreuzfahrer.

[redacted]

Göttingische

gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

8. Stück.

Den 14. Januar 1832.

Halle.

In libr. Gebauer: Philetae Coi, Hermesianactis Colophonii atque Phanoclis Reliquiae. Disposuit, emendavit, illustravit Nic. Bachius. Acc. Dan. Lennepii et D. Ruhnkenii observatt. integrae. 1829. 270 Seiten in Octav.

Herrn Bach's Behandlungsart der griechischen Elegiker ist durch die von ihm besorgten Ausgaben mehrerer dieser Dichter dem gelehrten Publicum so bekannt, daß Ref. nicht für nöthig erachtet, eine genaue Beschreibung derselben seiner Anzeige voranzuschicken: daher bemerkt er nur im Allgemeinen, daß auch diese Schrift, welche nach der Dedication an den Minister von Altenstein und der Vorrede von p. 1 — 86 den Philetas, bis p. 184 den Hermesianax, bis p. 206 den Phanokles abhandelt und dann von p. 207 Lennep's, von p. 214 Ruhnken's Bemerkungen, von p. 233 ein Epimetrum über die Agriope des Orpheus, ein zweytes über Mu-

gen, die keinen erklärenden Commentar ausmachen, wie z. B. vs. 87 κύκλον ὅσον περιβάλλεται αἰθὴρ durch Arist. Av. 554 Dind., vs. 92 ἀνίας durch Sapph. fr. I. vs. 3 N. zu erläutern war; allein Ref. zieht vor, zu einem andern Punkte überzugehen, der ihm jetzt wichtiger erscheint. Fragt man nämlich nach der Ursache, warum so viele Conjecturen, welche zur Herstellung des Textes gemacht worden, verfehlt seyen, so wird die Antwort keine andere seyn können, als daß bey diesen Operationen der Zusammenhang nicht streng im Auge gehalten ist. Wäre man auf diesen aufmerksamer gewesen, so würde man auch auf die Untersuchung des Geistes und der Grundidee des Ganzen geleitet seyn. Diese Untersuchung anzustellen war Herrn B. vornehmste Pflicht, wollte er die Ansprüche befriedigen, welche man an eine Monographie zu machen berechtigt ist. Denn da der Zweck einer solchen Schrift nicht allein der ist, einem Herausgeber des Athenäus vorzuarbeiten, sondern namentlich eine Vorarbeit zu einer den Bedürfnissen unserer Zeit entsprechenden Literaturgeschichte zu liefern, welche letztere aber nach Böckh's Bemerkung eben darin besteht, daß die Eigenthümlichkeiten der einzelnen Sprachkünstler und die Charactere der Style und Gattungen, wie sie thatsächlich ausgebildet worden, scharf und eindringend entwickelt werden, so konnten die Worte von Schlegel hier nicht genügen, da sie viel zu allgemein sind, ja selbst Falsches enthalten, wenn man z. B. den Ausdruck 'eine Reihe kleiner Kunstwerke' scharf nimmt. Obgleich nun Ref. hier seine Ansicht nicht völlig begründen kann, so will er selbige doch auf die Gefahr hin mißverstanden zu werden, kurz darlegen, um dadurch vielleicht auch ein Schärf-

lein zum richtigern Verständnisse dieses herrlichen Bruchstücks beyzusteuern. — Da wir es mit einem Bruchstücke zu thun haben, so ist die erste Frage, was denn eigentlich fehle. Es wird das Fragment aus dem dritten Buche des Gedichtes Leontion citiert: jedoch fehlt wahrscheinlich wenig, nämlich der wohl nicht lange Anfang, welcher die specielle Veranlassung zu dem Gedichte und das ebenfalls nicht lange Ende, welches eine Nutzanwendung auf die Geliebte enthielt. Der Beweis für diese Behauptung kann nur so geführt werden, daß man darthut, die drey Bücher des Leontion hatten dieselbe innere Einrichtung, welche wir z. B. bey Properz finden, d. h. es bestand jedes Buch aus mehreren Elegien, für sich bestehenden elegischen Gedichten. Ref. bekennt, daß ihm unbekannt, ob dieses Thema schon irgendwo behandelt sey: sollte er im Irrthum seyn, so muß er seine Leser und Herrn B. um Verzeihung bitten, sie mit einem schon abgehandelten Gegenstand zu unterhalten. Daß nun die Elegien des Hermesianax so waren, wie Ref. behauptet, geht schon aus der Εὐνομία des Tyrtaios hervor, welche offenbar eine Sammlung einzelner Elegien war, wie der Name ποίησις bey Aristoteles und Strabo beweist, aus dem aber eben so wenig wie aus dem Titel εὐνομία folgt, daß die Sammler dieser Gedichte diese in eins gezogen hätten: sie sammelten sie nur und stellten sie getrennt neben einander. Ferner ist Solon's Gedicht Σαλαμίς eine einzelne Elegie, welche aus hundert στίχοις bestand, wie wir aus Plut. Sol. 8 sehen, und da dieses in dieser Stelle als gar nichts Besonderes angeführt wird, so scheint daraus hervorzugehen, daß solche Elegien nichts Auffallendes waren. Und gehen wir

noch weiter, so finden wir, daß es sich mit An
timachos Lyde eben so verhielt wie mit de
Eunomia des Tyrtaios; denn nur auf sie kan
gehen, was Procl. Comm. ad Plat. Tim. I
p. 28 sagt: Ἡρακλείδης γοῦν ὁ Ποντικός φη
σιν, ὅτι τῶν Χοιρίλου τότε εὐδοκιμούντω
Πλάτων τὰ Ἀντιμάχου προὐτίμησεν καὶ αὐ
τὸν ἔπεισε τὸν Ἡρακλείδην εἰς Κολοφῶνι
ἐλθόντα τὰ ποιήματα συλλέξαι τοῦ ἀν
δρός. Auf die Thebais kann sich dieß nicht be
ziehen, da man sie in Athen hatte: Cic. Brut
51, die Lyde hingegen war in Kolophon gedich
tet, wie aus Hermes. vs. 45 deutlich hervor
geht. Wäre sie aber als ein fortlaufendes Ge
dicht zu denken, wozu man durch des Agathar
chides Epitome veranlaßt werden könnte, so hätt
man die ποιήματα doch nicht so sammeln kön
nen, wie nach Proclus geschah oder geschehe
sollte. Auch hat des Agatharchides Epitome wol
nur den Zweck verfolgt, die vom Antimachos i
der Lyde behandelten Mythen zur bequemern Ue
bersicht zusammenzustellen. Endlich war ja die
Form der Gedichte durch die Hymnen und di
Lyrik hinlänglich vorbereitet, so daß die Alexan
driner sehr wahrscheinlich hierin den Aeltern ge
folgt sind; auch kann man ohne diese Annahm
nicht erklären, woher die Römer die äußere For
ihrer elegischen Gedichte haben, da sie sich do
in Allem an die Alexandriner anschlossen. Hie
aus folgt, daß wir fast eine ganze Elegie de
Hermesianax haben: denn daß nur eine Einle
tung zum folgenden Katalog vorangegangen, b
weist schon οἵην μὲν, da wäre dieß nicht d
erste Vergleich, doch ἢ οἵην oder οἵην δὲ, w
V. 57. 89 stehen müßte: ferner beweisen es d
Worte οἵην — Ἀιδόθεν, sobald nur mit eine
Puncte oder Kolon interpungiert wird, und nic

mit einem Comma, wie bey Hn. B.; denn der Sinn ist: ich handle nun so, wie Orpheus, als er die Agriope vom Hades hohlte. Da schiffte er zu dem schlimmen Lande u. s. w.; endlich der Gegenstand selbst und V. 85. — Daß auf unsern letzten Vers nur noch ein sich an den Anfang anschließender Schluß folgen konnte, zeigt schon das, daß man nicht absehen kann, welche Männer noch hätten folgen können; endlich spricht für dieß vom Anfang und Ende Angenommene Myrtilos selbst, der das Andere auch wohl angeführt hätte, wenn der Katalog wirklich länger gewesen. Hiernach können wir nun über des Fragments Form so sprechen, als hätten wir das ganze Gedicht; diese äußere Form ist aber so wichtig für eine Classe von Gedichten, wie kein anderes Denkmal des Alterthums. Denn wie schon die Worte bey Athenäus zeigen, ὧν (sc. ἐλεγειακῶν βιβλίων) ἐν τῷ τρίτῳ κατάλογον ποιεῖται ἐρωτικῶν, ist die äußere Anordnung ganz von dem Katalog oder den Eöen des Hesiodos entlehnt nach echt alexandrinischer Weise; alles Seltnere suchten ja die Alexandriner auf und die hesiodeischen Gedichte waren bis auf einige schon zu Aristophanes Zeit für das Volk verloren; nur die Gelehrteren kannten sie; daher finden wir denn bey den Alexandrinern nicht allein einzelne Nachahmungen der hesiodeischen Kataloge, wie bey Theokrit, Phanokles, sondern auch ganz ähnliche Werke, wie die des Sosikrates, Nikainetos, und noch unter den römischen Kaisern fand diese Gattung der Poesie Nachahmer und Liebhaber. Daher denn auch bey Hermesianax nicht auffallen kann, daß er sich dieser seltnern Form bediente; denn diese Anordnung, welche an sich einfach und in unserm Fragmente ganz erschöpft ist, ist bey ihm offenbar gelehrt. Sie

ist aber keine lose, wie Schlegel's Worte anzudeuten scheinen, sondern alle Theile beziehen sich auf einen Punct, welcher die Grundidee des Ganzen ausmacht. Wie diese aber im hesiodeischen Katalog, der auch seine Einheit hatte, *außerhalb* des Dichters lag, so ist sie hier *in* diesem als einem Lyriker zu suchen: ferner muß sie als in einem *elegischen* Gedichte enthalten, eine klagende seyn (vergl. V. 41—46), und dieß zeigt sich auch in jedem Theile, wenn man ihn einzeln betrachtet. Denn Orpheus ist deshalb erwähnt, weil er aus ungemeiner Liebe zur Agriope unter vielem Drangsale zu dem Orkus wanderte und das Schrecklichste ertrug: dieses Unternehmen und Ertragen des Mühevollen der Liebe wegen zeigt sich eben so beym Hesiod, Homer, Anakreon, Euripides, daher πάσχειν nicht allein von Leiden der Liebe zu nehmen. Daß aber zugleich hierin angedeutet ist, die Dichter, welche alles ihrer Liebe wegen erduldeten, verherrlichten dadurch ihre Geliebten und machten sie unsterblich, zeigt sich wieder zuerst bey Orpheus, bey dem aus guten Gründen Alles deutlicher hervortritt, da er seine Agriope durch die Macht seines Gesanges befreyt und dadurch unsterblich gemacht hat: auch tritt dieß dann bey Musaios durch ἀγεραστόν noch bedeutender hervor, wie auch bey den Folgenden dieser Gedanke mehr oder weniger hervorgehoben wird. Nicht ganz eben so verhält es sich mit den Philosophen, indem bey diesen nur die unwiderstehliche Macht der Liebe an ihrer Ueberwältigung angedeutet. Dies ist sonder Zweifel Vorbereitung zum Schlusse, daher Ref. jetzt wagt, seine Ansicht von der ganzen Elegie kurz vorzutragen: er bemerkt nur noch, daß nicht bezweifelt werden kann, daß das Gedicht an Leontion, die

sehr gelehrte ἑταίρα des Hermesinax, gerichtet sey, V. 73. Das Ganze mochte so gestaltet gewesen seyn: ‘Beachte wohl, Leontion, daß es ein Dichter ist, der um deine Liebe sich bewirbt, da die Dichter diejenigen sind, welche, wenn sie gleich leicht von Eros sich unterthänig gemacht werden, nicht allein das Meiste und Aergste selbst bey nicht gefundener Gegenliebe um ihre Geliebten ertragen, sich in ihrer Treue durch Nichts erschüttern lassen, sondern auch diese durch die Empfindungen, welche sie vermöge ihres Geistes auszusprechen gezwungen sind, noch zu verherrlichen streben. Wie ja Orpheus zeigt, der in die Unterwelt ging um die Agriope zu holen — — — selbst die der traurigen Tugend nachstrebenden Philosophen müssen sich vor Eros beugen, können aber nicht wie die Dichter ihre Geliebten preisen: daher, Leontion, erkenne dein Glück und mache auch mich glücklich.’ Hiernach sieht man, wie Alles eng zusammenhängt: einer vollständigen und tief eingehenden Erklärung muß die Untersuchung überlassen bleiben, warum gerade die erwähnten Männer vom Dichter gewählt sind: denn Ref. hat die feste Ueberzeugung, daß bey jedem dieser Dichter Leontion Puncte fand, welche sich ganz genau auf ihr Verhältniß zum Hermesianax bezogen: wir müssen freylich hier sehr behutsam zu Werke gehen, weil wir ohne speciellere Nachrichten über dieß Verhältniß sind.

E. L. v. L.

Leipzig.

Bey Barth: **Hermeneutik des Römischen Rechts und Einleitung in das Corpus juris civilis im Grundrisse.**

Mit einer Chrestomathie von Quellen, vo
Walther Friedrich Clossius. 1831. 39
Seiten in Octav.

Der Plan, welchen Herr Prof. Cl. bey se
nen Vorlesungen über die Hermeneutik befolg
besteht darin, daß er nach dem Vorgange sein
Lehrers Schrader, in diesem Collegium i
Kurzen dasjenige zu vereinigen sucht, was d
Theologen als Hermeneutik, Einleitung in d
Alte und Neue Testament und einzelne exeget
sche Vorlesungen geben. Daher werden zue
die Regeln der Auslegungskunst mit besonder
Anwendung auf Aeußerungen, worin Rechte b
stimmt sind (juridische Hermeneutik), jedoch a
Etwas großentheils im menschlichen Geiste sell
enthaltenes, kurz entwickelt; dann folgt au
führlicher die specielle historisch=literarische Ei
leitung zu den Rechtsbüchern, worin besonde
eine genaue Characterisierung derselben, G
schichte des Textes, Angabe der Hülfsmittel f
Critik und Erklärung, in ihrem weitesten Ur
fange in Bezug auf das Vorjustinianische u
Nachjustinianische Recht, enthalten ist. Na
beendigter specieller Einleitung zu einem jed
einzelnen dieser Rechtsbücher, wird dann ei
Reihe verschiedenartiger wichtiger und schwie
ger Stellen aus denselben, theils von dem Le
rer, theils von den Zuhörern interpretiert. S
Bezug auf diesen Plan und unter Benutzu
der von dem sel. Haubold herausgegeben
'Anleitung zur genauern Quellenkunde des r
mischen Rechts im Grundrisse', ist der vorli
gende Grundriß angeordnet, und in Gemäßh
des Statuts der Universität Dorpat vom 4. J
nius 1820, nach welchem den dasigen Lehrer
so wie überhaupt den Lehrern auf den Unive
sitäten des Russischen Reichs die amtliche Pflic

obliegt, ihren öffentlichen Vorträgen gedruckte Lehrbücher oder Grundrisse unterzulegen, zum Druck befördert, weshalb der Herr Verfasser ausdrücklich bevorwortet, daß die Herausgabe desselben auf wissenschaftliches Verdienst keinen Anspruch mache, sondern, und bey dem Mangel eines sonst zum Grunde zu legenden Lehrbuchs, einzig aus dem Bedürfnisse, seinen Zuhörern eine Uebersicht des Vortrags zu verschaffen, welchen er für ein gründliches Studium des römischen Rechts, bey der Einrichtung der übrigen Vorträge für durchaus nothwendig halte, hervorgegangen sey. Demzufolge liefert der Grundriß selbst bloße Andeutungen des unter einzelnen Paragraphen vorzutragenden Stoffs; jedoch mit reichlich beygefügten Verweisungen auf die sogenannte Literatur, und mit sonstigen Literarnotizen begleitet; dann eine Chrestomathie von Stellen aus den Quellen des römischen Rechts. Was jene Literarnotizen anbelangt, so sind dieselben mit großem Fleiße und der wünschenswerthesten Genauigkeit zusammengetragen; sie erhalten dadurch einen besondern Werth, daß sie zum größten Theile aus Autopsie geschöpft sind und man sich auf ihre Richtigkeit verlassen kann. Absolute Vollständigkeit wird man bey der Zusammenstellung solcher Notizen nie erwarten dürfen; Ref. hat jedoch keine erhebliche vermißt; es wäre denn zum §. 83, daß man die wenig genaue französische Uebersetzung des Gajus von Boulet (1827), so wie zum §. 183 die gleichfalls nicht vorzügliche und außerdem unvollendete des Theophilus von Fincke (1809), welche beide übergangen sind, dahin rechnen wollte. Da übrigens der Druck bereits im May 1829 vollendet wurde, so versteht es sich von

selbst, daß die Uebergehung einzelner hierher gehörender, zwar schon im Jahre 1830, aber nach jener Beendigung erschienenen Werke, dem Verfasser nicht zum Vorwurfe gereichen kann. Ob derselbe dagegen wohlgethan habe, aus dem von Haubold einzeln herausgegebenen Fragmentum graecum de obligationum causis et solutionibus, eine im §. 143 selbständig aufgenommene 'Bearbeitung der Institutionen von Theophilus, von unbekanntem Verfasser und aus unbekannter Zeit' zu folgern, möchte sehr dahin stehen!. — Die angehängte Chrestomathie ist nach einem doppelten Zwecke verfaßt, indem sie nicht allein dazu dienen soll, zu den verschiedenen Regeln der civilistischen Hermeneutik die nöthigen Belegstellen zu geben, sondern auch, überhaupt aus dem gesammten Quellenvorrath des römischen Rechts bis auf Justinian eine Auswahl von Stellen mitzutheilen. 'Dabey war es recht eigentlich abgesehen, bemerkt der Verfasser, durch die Quellen des Vorjustinianischen Rechts, die gewöhnlich in exegetischen Vorlesungen ausgeschlossen bleiben, die Exegese des Justinianischen Rechts vorzubereiten und zu erleichtern.' Demzufolge sind in jener Chrestomathie vorzugsweise Stellen aus den Gesetzen der Könige, dem Zwölftafelngesetze, den uns echt erhaltenen juristischen Denkmälern, wie dem SC. de Bacchanalibus, der Lex Servilia, Heracleensis, Rubria, der sogenannten Tabula Trajani alimentaria u. s. w., dem Ulpian, Gajus, den Vaticanis fragmentis u. s. w. mitgetheilt. S. 392 wird noch von dem Verfasser aus Mittheilungen des Herrn Professor von Reutz in Dorpat bemerkt, daß sich in dem weltlichen Rechte der Russen — bey dem geistlichen ist es

anders, da die Kormtschaja-Kniga römisch-griechisches Recht enthält — bis 1649 keine Spuren des römischen Rechts vorfinden, weil die directe Theilnahme der Geistlichkeit bey den Gesetzgebungsversuchen vor 1649 durch die weltliche Gewalt ausgeschlossen gewesen zu seyn scheint; daß dagegen in der Uloshenie, bey welcher eine Theilnahme der Geistlichkeit, als dazu berufenen Standes, vorkommt, mehrere gesetzliche Bestimmungen vorkommen, welche römisches Recht enthalten, so wie denn auch in der Vorrede dieses Gesetzbuchs 'die bürgerlichen Gesetze der griechischen Kaiser' ausdrücklich als Quelle angegeben werden.

Ebendaselbst.

Bey Baumgärtner: Antiqua versio latina fragmentorum e Modestini libro de excusationibus in Digestorum Lib. XXVI. tit. 3. 5. 6. et Lib. XXVII. tit. 1. obviorum in integrum restituta. Scripsit Dr. C. J. Albertus Kriegel in suprema curia Lips. auditor. Accedit tabula vivis coloribus picta trium Codicum Lipsiensium specimina exhibens. 1830. 85 S. gr. Quart.

Die von dem Verf. in Gemeinschaft mit seinem Bruder besorgte Ausgabe des Corpus juris gab Veranlassung zu der vorliegenden Arbeit. Es handelte sich nämlich darum, ob dem in den oben angeführten Pandectentiteln, enthaltenen griechischen Urtexte der Excerpte aus Modestinus, die sogenannte versio vulgata, oder die Uebersetzung, die wir dem Antonius Augustinus verdanken, oder eine neu zu entwerfende, zur Seite gestellt werden solle. Der Verf. entschied sich, namentlich wegen des practischen Gebrauchs, für die er-

stere, und seine gegenwärtige Abhandlung üb
dieselbe ist gewissermaßen als eine Rechtfertigun
anzusehen. Zwar ist jene versio vulgata,
wie sie in den Ausgaben seit Haloander bis a
Gebauer und Beck enthalten ist, theils durch Fe
ler aller Art entstellt, theils, und seitdem d
Urtext (er erschien zuerst aus Politians Papier
in der 1541 zu Basel herausgekommenen Pa
dectenausgabe, und veranlaßte dann die neue U
bersetzung des Ant. Augustinus) durch manni
fache Interpolationen aus demselben, verfälsch
indessen gelang es dem Verf. durch die Zurath
ziehung dreyer Leipziger Handschriften, deren e
stere wegen der Glosse des Hugolinus höchstwic
tig ist, und zweyer alten Ausgaben (Venet. a
Jacob. Gallicum 1477 und Venet. per Ba
tistam de Tortis 1495), dieselbe in der Ma
wiederherzustellen, daß sich sämmtliche Anklage
die man früher gegen den Verfasser derselben e
hoben hat, beseitigen lassen, ja sich jene versi
vulgata, als von entschiedenem Werthe, und selb
der Augustinischen Uebertragung vorzuziehen, da
legt. Ueber den Verfasser der versio vulgat
sind bekanntlich die Meinungen sehr getheilt; M
destinus selbst ist es nicht, auch nicht Burgundi
doch war er, nach v. Savigny's Ansicht, älter a
die Schule der Glossatoren; eine Ansicht, die H
K. dahin näher bestimmt, daß er, deshalb, we
die Basiliken in einigen Stellen eher diese ve
sio als den griechischen Urtext berücksichtigt z
haben scheinen, und weil der Verf. sich bey B
zeichnung einzelner Hof- und Dienstwürden, Au
drücke des Theodosischen Codex bedient hat, i
das sechste oder siebente Jahrhundert zu setzen se
Die Anordnung der Abhandlung selbst ist die
nige, daß Hr. K. zuerst die Veranlassung derse
ben und die frühern Ansichten über den Wer

der versio vulgata angibt, sodann die gebrauchten Hülfsmittel, namentlich die benutzten Handschriften, genau angibt und beschreibt, und endlich, in vier neben einander stehenden Columnen, den griechischen Urtext, den von ihm hergestellten Text der versio vulgata, den Text derselben nach Haloander, und die neuere Uebersetzung des Antonius Augustinus liefert; in den darunter gesetzten sehr ausführlichen Anmerkungen aber, unter Mittheilung der erheblichsten Varianten, den von ihm wiederhergestellten Text, so wie auch die versio vulgata selbst gegen den bisherigen Tadel rechtfertigt.

Straßburg.

Bey Levrault, 1831: La vie contemplative, ascétique et monastique chez les Indous et chez les peuples bouddhistes. Par J. J. Bochinger. X und 243 S. in 8.

Dieß ist ein sehr beachtenswerther Versuch, das alte und neuere Indien von einer besondern Seite her richtig darzustellen. Der Verf., evangelischer Pfarrer zu Straßburg, leider kurz nach Beendigung dieses Werks durch frühzeitigen Tod den Wissenschaften entrissen, besaß alle zur glücklichen Ausführung eines solchen Vorhabens nöthigen Eigenschaften: ausgebreitete Belesenheit, Sprachkenntniß, und eine durch theologische Bildung gut vorbereitete Fähigkeit, die Eigenthümlichkeiten fremder Religionen richtig aufzufassen. Was die Quellen betrifft, wird man hier wenig vermissen; mit großem Fleiß sind auch die neuesten Erscheinungen im Felde der indischen Literatur benutzt, und die Beweise, wo nur möglich, immer auf die ersten und reinsten Quellen gegründet. Doch vermißt man das große Werk Upham's

über den Buddhismus in Ceylon, woraus manches vollständiger und sicherer hätte beschrieben werden können. Daß die Darstellung der Geschichte, der Lehren und der Einrichtungen von allen Religionen und Secten, welche aus dem alten Indien stammend den größten Theil von Asien durchdrungen haben, überall von dem Verf. in wünschenswerther Treue und Vollständigkeit gegeben wäre, läßt sich bey den bis jetzt sparsamen Quellen nicht erwarten: doch hat sich der Verf. vor unsichern Vermuthungen und Ansichten möglichst gehütet. Die Vermuthung des Verfs., daß die brahmanische Kaste sich erst mit der Zeit völlig gesondert und feindlich abgeschlossen habe, verdient Beachtung; weniger gegründet scheint seine Meinung, daß der Cultus des Siva jünger sey als der des Vischnu, eine Ansicht, die man leicht umkehren und mit eben so großem Recht vertheidigen könnte. Daß die alte sinesische Religion Tao oder die des Lao-tseu einen indischen Ursprung habe, wie der Verf., so viel Rec. weiß, zuerst geglaubt hat, verdient weitere Untersuchung: mit entschiedenem Recht weist er wenigstens die Ansicht A. Remusat's zurück, der in den heiligen Buchstaben dieser Secte J, Hi, Wei den alttestamentlichen Namen יהוה fand. Auf einen entferntern Zusammenhang des Buddhismus mit der Zendlehre, dem Sufismus und Gnosticismus kommt der Verf. eben so wie J. J. Schmidt zurück: und gewiß sollte niemand, der das religiöse Einsiedlerleben im Westen historisch untersucht, es unterlassen auf Indien zurückzugehen, wo es sich am frühesten und reinsten ausgebildet findet.

G. H. A. E.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

9. Stück.
Den 16. Januar 1832.

Göttingen.

Von dem Handbuch der Naturgeschichte von Joh. Friedr. Blumenbach ist die zwölfte rechtmäßige Ausgabe in der Dieterichschen Buchhandlung auf XII und 668 S. in gr. 8. erschienen, das auch schon in mancherley Sprachen (— namentlich ins Englische, Französische, Italiänische, Holländische, Dänische und Russische —) übersetzt worden, und in dieser neuen Edition durchgehends eine Fülle von Verbesserungen und Zusätzen erhalten hat, ohne daß, wie es Zuschnitt und Plan eines solchen Handbuchs erfordert, seine Bogenzahl vermehrt werden durfte.

Leipzig.

Bey Voß: Symbolae ad ovi avium historiam ante incubationem Auctore Joanne Evangelista Purkinje professore medicinae p. o. Vratislaviensi. 1830. IV und 24 Seiten nebst 2 Steindrucktafeln in 4.

Diese Schrift ist ein mit wenigen Anmerkungen versehener Abdruck desjenigen nur in wenigen Exemplaren ausgegebenen Programms, durch welches die Breslauer medicinische Facultät vor 6 Jahren das Jubiläum unsers hochverehrten Blumenbach verherrlichte. Nicht allein war der Gegenstand dieser Schrift einer der interessantesten in der ganzen Physiologie, sondern der Herr Verf. hat seinen Stoff so behandelt, daß man über die Wichtigkeit und den Werth eines scheinbar fast Kleinlichen wirklich erstaunen muß. Die ganze Schrift zerfällt in 20 §, von denen jeder mit besonderer Ueberschrift versehen ist, was die Uebersicht über das Ganze sehr erleichtert.

Die Narbe des Eyes schließt bey genauerer Untersuchung ein kleines, kugelichtes, etwas beygedrücktes dünnhäutiges Bläschen ein, welches mit einer klaren Flüssigkeit (Keimflüssigkeit) angefüllt ist. Indem der Herr Verf. dachte dieses Bläschen sey der eigentliche Keim, aus welchem sich das Junge entwickele, so entschloß er sich die Metamorphosen desselben von dem kleinsten Eychen an bis zum gelegten, völlig ausgebildeten, zu verfolgen. Dabey ergab sich dann im Allgemeinen, daß beym gelegten Ey die Narbe nicht mehr fest mit der Dotterhaut, dafür aber desto fester mit dem unter ihr liegenden Eygelb verbunden war; das Entgegengesetzte hiervon hatte bey dem nicht gelegten Ey statt. Das Bläschen selbst aber konnte weder in einem bereits gelegten noch in einem im gesammten Eyerdarm enthaltenen Ey aufgefunden werden, woraus der Vf. schließt, daß dasselbe in der Zeit, in welcher der halbflüssige Dotter vom Infundibulum, dem Anfange des Eyerdarms, aufgenommen wird durch die zusammenziehende Kraft desselben zerrissen oder überhaupt zerstört werde, und daß, als in Folge

hiervon, die darin enthalten gewesene Flüssigkeit sich mit der Substanz des das Bläschen umgebenden Hügelchens vermische, woher denn der mit weißen Körnchen durchsprengte Umkreis entstehe; — aus dem Bläschen selbst aber soll die von jenem Umkreise begränzte Keimhaut gebildet worden seyn. — Wenn man das Keimbläschen bis zu seinem Ursprunge verfolgt, so findet man, daß dasselbe auch in den kleinen Eyern des Eyerstocks vorkommt; die Größe desselben in der ersten Zeit seines Erscheinens ist kaum um die Hälfte von derjenigen verschieden, welche es im reifsten Ey des Ovariums erlangt hat. In dem etwa eine Linie im Durchmesser haltenden Eychen erscheint unter einer mittelmäßigen Vergrößerung von außen her ein runder Fleck, der dem Bläschen entspricht; in Eyern hingegen, deren Durchmesser 4 bis 6 Linien beträgt sieht man das ganze Bläschen sehr deutlich. Es war höchst wichtig zu erfahren, ob dieß Bläschen ein rein weibliches Organ sey, und aus dem Grunde wurden Hühner untersucht, die niemals von einem Hahn getreten worden waren; die Sache entschied sich bald, — denn auch hier war das Bläschen zugegen, erschien aber dünner und zarter und war deshalb schwerer darzustellen. — Die Entdeckung dieses Bläschens war eine der wichtigsten in der Lehre von der Zeugung; bekanntlich hat v. Bär späterhin dasselbe auch bey den Säugethieren aufgefunden, und daß dieses Bläschen der früheste sichtbare Anfang oder Keim der Vögel und Säugethiere sey, ist keinem Zweifel weiter unterworfen.

Was die Entwickelung und Bildung des Eyselbs anlangt, so stellt sich dasselbe anfangs als sehr flüssige und durchsichtige Materie dar; schon bey den Eyern von 1 Linie im Durmchmesser wird die Materie trübe; wenn der Dotter die

Erbsengröße erlangt hat, so nimmt er die Farbe
ner dicklichten gelblichen Milch an; alsdann u
terscheidet man auch bereits einzelne kleine O
kügelchen darin, und indem er fortwächst wi
auch seine gelbe Farbe fortwährend gesättigt
bis er in seiner Vollendung pomeranzenfarb
sich darstellt. Der reife und eben vom Ey
darm aufgenommene Dotter ist zäher und
ster als der noch im Eyerstock befestigte u
als der bereits weiter durch den Eyerda
fortbewegte; diese flüssigere Natur des im Ey
darm weiter vorgerückten rührt wohl vom a
gesaugten Eyweiß her. Schon von der Z
an, in welcher der Dotter anfängt gelb zu w
den entdeckt man in seiner Mitte eine weiß
und flüssigere Substanz, welche bey den reife
Eyern der Narbe näher getreten ist, und m
telst eines Kanals mit der Narbe in Verbindu
steht. Diese Substanz ist Eyweiß mit klein
Kügelchen durchmischt. Wenn nicht schon
Chalazen die Bestimmung hätten, meint der V
den Dotter im Eyweiß in einer solchen Lage
erhalten, daß die Narbe fortwährend nach ob
sähe, so dürfe man wohl diese Centralflüssigk
mit ihrem Fortsatze zur Narbe als einen Perpe
dikel betrachten, wodurch dieser Zweck errei
werde; denn jene Flüssigkeit sey specifisch schwe
als die halbölichte Masse des Eygelbes. Daß i
deß die Chalazen den angegebenen Zweck ni
haben, hat Ref. durch Versuche dargethan; m
hat nur nöthig diese Anhängsel hart am Dot
abzuschneiden, worauf man doch noch fortwä
rend, man mag das Ey drehen und wenden n
man will, die Narbe den obersten Punct behau
ten sehen wird. Daß aber auch diese Flüssigk
den angegebenen Nutzen nicht haben könne,
noch leichter einzusehen; denn beym reifen

liegt sie nicht mehr gänzlich im Centrum, sondern vielmehr gegen die Narbe hin abweichend, schickt zu diesem auch einen aus derselben dichten Substanz bestehenden Fortsatz, so daß wäre die Substanz wirklich schwerer, der Schwerpunct des Eyes nothwendig auf die Hälfte der Narbe hinfallen müßte und das Entgegengesetzte von dem, was der Herr Verf. annimmt, bewirken würde.

Die Dotterhaut ist schon anfänglich und auch noch späterhin so fest mit der Keimblase verbunden, daß man diese, ohne jene zu zerreißen, nicht abtrennen kann. Diese scheint gleichsam in jener ihren Ursprung zu nehmen und mit ihr fortzuwachsen. Die Dotterhaut des noch im Kelch befindlichen Dotters ist runzlicht und dehnbar, wodurch es möglich wird, daß der alsdann zähere und consistentere Dotter eine längliche Form annehmen kann, und das war nöthig, damit der Dotter ohne Zerreißung seiner Membran durch den ziemlich engen Kanal des Infundibulum in den fernern Gang des Eyerdarms hineingelangen könne. — Was die Kelchhäute anbetrifft, so sind deren zwey vorhandenen, von welchen die äußere ein reichliches venöses Gefäßnetz besitzt, welches hauptsächlich zur Aufsaugung der Narbenstelle der Kelchhäute zu dienen scheint; die innere, der Dotterhaut zunächst gelegene, ist sehr glatt und durchsichtig und mit kleinen fast drüsenartigen Körperchen versehen.

Zur Hindurchbewegung des Dotters durch den Eyerdarm dienen die Muskelfasern dieses schlauchartigen Eingeweides; die schöne peristaltische Bewegung desselben kann man wahrnehmen, wenn man ein so eben geschlachtetes Huhn, in dessen Eyerdarm ein Ey befindlich ist, aufschneidet und in warmes Wasser legt; nicht aber allein treffen wir die deutlichsten Muskelfasern im Oviduct, sondern auch im Mesometrium (Me-

senterium desselben) an, so daß dieses also ni
allein als Aufhängeapparat u. s. w., sondern a
als Bewegungsapparat, zu betrachten ist. A
verhält sich das Infundibulum thätig bey
Aufnahme des Dotters vom Eyerstock; es u
faßt den den Dotter in sich einschließenden Kel
preßt ihn vom Stiele aus gegen das Stigma
zusammen bis dieses platzt, worauf es sich da
zurückzieht und die Kelchhäute wieder austre
läßt. Diesen Proceß hat der Herr Verf. zw
nicht gesehen, vermuthet ihn aber mit Recht.
Bey mehreren Hühnern, welche ein vollkomm
ausgebildetes Ey im Uterus trugen, fand
Hr. Vf. die Oberfläche des reifsten Eyes glei
sam maceriert; er glaubt, daß diese Ersch
nung von einer digerierenden Einwirkung
Limbus herrühre. Während derselben Zeit tri
man auch wohl in der Bauchhöhle und zwisch
den Kelchhäuten eine gelbliche ergossene Flüss
keit an, deren Bedeutung vielleicht in einem üb
großen Bestreben des Blutes Eysubstanz zu bild
begründet ist, und mit der Bildung von Milchabsc
sen nach der Niederkunft bey Weibern zu vergleic
seyn möchte. Zuweilen fand der Hr. Vf. auch
reifes Ey so zerrissen, daß das Eygelb zwisch
den Kelchhäuten ergossen war und daß die ru
Eygestalt in eine unregelmäßige umgewandelt
schien. — Entzieht man den Legehühnern
Nahrung, so hört die Eyerbildung bald a
und diejenigen Eyer, welche schon der Reife n
sind unterziehen sich einer besondern Verwa
lung; es reißt alsdann nämlich die innere Kel
haut, daß Eygelb fließt in die Zellen der äuß
Haut über, das Ey wird kleiner, der Dot
nimmt eine mehr weiße Farbe an und wird
mählich absorbiert. Alsdann verlieren auch
kleinen Eyer ihr characteristisches Ansehen,
hängen schlaff und runzlicht, gewissermaßen d

terlos, herab. Wunderbar ist auch die Schnelligkeit mit der nach dem Aufhören des Legegeschäfts die Muskelfasern des Eyerdarms und des Mesometriums verschwinden; schon nach wenigen Tagen nämlich erkennt man an den noch übrig gebliebenen milchweißen Fäden kaum mehr die Spur ihres frühern Daseyns.

Ueber die Bildung der Chalazen-Haut wurden höchst interessante Beobachtungen angestellt; sie ist anfangs flüssig und aus Eyweiß bestehend, erhärtet aber nach und nach, so daß sie am Ende ganz die Beschaffenheit der Dotterhaut annimmt. Als Theil dieser Haut ist die Zona albicans des Vicq d'Azyr zu betrachten; dieselbe stellt weiter nichts vor als einzelne oder mehrere jener Membran angehörende Eyweißfäden und Verdichtungen, an die man sich nur zu halten braucht, um jene Haut selbst deutlich darzustellen. Ein eigentliches drittes Eyweiß, so wie die bekannte Zona chalazarum, welche der Länge nach um die Dotterkugel in dem Verhältniß wie 80:100 herumlaufen sollte, gibt der Hr. Vf. nicht zu; auch überzeugte er sich, daß keine Membrana propria albuminis existiert. Von besonderer Wichtigkeit ist die Beobachtung, daß man in dem im Eyerdarm enthaltenen Ey kein flüssiges Eyweiß antrifft; dieses scheint sich erst nach dem Austritt des Eyes und zwar durch die Einwirkung der atmosphäri. Luft, vielleicht durch eine Art von Coagulation, vielleicht als in Folge des Luftdruckes zu bilden. — Die Chalazen werden aus dem zuerst abgesonderten Eyweiß gebildet, und als Fäden durch die spiralförmige Bewegung des Uterus gleichsam gesponnen; wird ein gelegtes Ey mittelst einer Maschine schnell im Kreise umhergedreht, so nehmen dadurch die Windungen der Chalazen nicht zu, aber das Ligamentum albuminis (an der Eyspitze) reißt dadurch ab. — Die Eyerschalenhaut

kommt erst in demjenigen Abschnitt des Eyerdarms zum Vorschein, welcher zwischen einer Verengerung derselben und dem Eingange in dem Uterus-sich befindet; man erblickt sie aber nicht gleichmäßig das ganze Ey überziehen, sondern zuerst am spitzen Ende, von wo aus sie allmählich in ihrer Weiterbildung fortschreitet. Bekanntlich hat man sich über die Lage des Eyes im Eyerdarm und beym Austritt aus dem Körper sehr gestritten; der Hr. Vf. fand beym Ey, so lange es im Uterus lag, beständig das spitze Ende gegen die Vagina hingerichtet; das vollkommen ausgebildete und zum Legen fertige Ey lag aber bald mit dem spitzen bald mit dem stumpfen Ende der Vagina zu, was sich daraus erklären lassen möchte, daß es unter den Anstrengungen beym Legegeschäft öfters und so lange gewendet und gedreht wird, bis es die bequemste Lage zum Austritt angenommen habe. Nachdem das Ey so weit fertig geworden ist, muß sich noch als Schluß der ganzen Bildung die Schale an- und umlegen, und da sieht man denn auch wirklich die Eyerschalenhaut mit kleinen dünnen fast gleichgroßen vieleckigen Kalkstückchen besetzt werden, welche sich allmählich mit einander vereinigen und deren letzte Vereinigungspuncte als, zum Ein- und Austritt der atmosphärischen Luft und einer luftförmigen Transpirationsmaterie dienende, Poren übrig bleiben.

Die deutlichen Abbildungen (Weiß in Schwarz) erhöhen noch den Werth dieser trefflichen Abhandlung, wobey dem Ref. nur der Wunsch übrig bleibt, daß der Hr. Vf. die seit dem ersten Abdruck in diesem Abschnitt der Lehre von der Generation gemachten Forschungen und Fortschritte mehr benutzt haben möchte, woran ihn freylich, der Vorrede zufolge, anderweitige Arbeiten behinderten. Bd.

Göttingische

gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

10. Stück.

Den 19. Januar 1832.

Berlin und Stettin.

Abhandlungen vermischten Inhalts, zweyter Cyclus; Erstes Bändchen; von H. v. Minutoli, K. Pr. Generallieutnant rc. Mit fünf Kupfertafeln. 1831. 188 S. in 8.

Der erste Cyclus dieser Abhandlungen, eine Ausbeute der für die Erweiterung der Kunde von Aegypten und Libyen so reichhaltigen Reise des Verfs. erschien bereits 1816. Dieser zweyte Cyclus enthält eine Sammlung theils schon einzeln in Zeitschriften bekannt gemachter, theils aber auch neuer Abhandlungen, neun an der Zahl. I. Einige Worte über Katacomben im Allgemeinen, so wie insbesondere über die in der Nähe der sogenannten Bäder der Cleopatra bey Alexandrien gelegenen angeblichen Grabesgrotten der Könige. Der Verf. unterscheidet zwey Arten von Catacomben, die zum Behuf von Baumaterialien zufällig entstandenen, und erst späterhin zur Beysetzung von Verstorbenen bestimmten. Zu den

ersteren gehören unstreitig die Römischen, zu den letzteren rechnet der Verf. die von Neapel. Allerdings würde man noch zu diesen eine dritte Classe rechnen müssen, die zunächst zu Wohnungen von Troglodyten bestimmt waren; ob es aber solche in Europa gegeben habe, wenn nicht die in Sicilien bey Ispica befindlichen dahin gehören, wird wohl ungewiß bleiben. Von denen bey Alexandrien wird ein Grundriß mitgetheilt. Sie seyen wahrscheinlich erst aus dem Römischen Zeitalter. Die daneben in den Felsen gehauenen Kammern möchten wohl zum Waschen und Einbalsamieren der Leichname gedient haben. Wir setzen noch hinzu: in Alexandrien waren Souterrains auch Gegenstand des Luxus. In einem solchen wohnte in ihren letzten Tagen, und starb Cleopatra, und selbst Antonius, der sich dahin hatte tragen lassen. Sollte es nicht noch vorhanden seyn? II. Notiz über einige Kunstproducte aus dem hohen Alterthum, die man im Norden findet. (Abgedruckt in Neuen allg. geogr. Ephemeriden 1829). III. Notiz über die Brüderschaft der Psyllen oder Schlangenbeschwörer in Aegypten. Sie besteht noch, und theilt sich in zwey Classen. Der Verf. hatte Gelegenheit sie zu sehen. Allerdings besitzen sie Kunststücke Schlangen zu zähmen, aber es geht auch Betrug dabey vor, und der Verf. entdeckte einen derselben. IV. Ueber die Pigmente und die Malertechnik der Alten, besonders der Aegypter. (Aus Erdmanns Journal für technische Chemie B. VIII). Wir wünschten auch noch die vereinte Stimme eines Chemikers und Künstlers darüber zu hören. V. Ueber Memnons Bildsäule. Sendschreiben an den Hn. G. von Veltheim (aus Beylagen zur Preuß. Staatszeitung 1830. №. 102. 103).

; wir ganz der Meinung des Vfs. sind, ha-
wir bereits bey anderer Gelegenheit erklärt.
Beleuchtung einiger Stellen im
rten Briefe des Hn. Lenormant aus
ccara in Aegypten. (Abgedruckt aus №.
13. des Gesellschafters 1829). Herr Lenor-
t hält die Pyramiden von Saccara älter als
von Ghizeh. Auch wir halten mit ihm
Pyramiden überhaupt für die ältesten Denk-
er Aegyptens, theils nach einer Nachricht bey
dor I, p. 69. 75., die sie einer viel ältern
astie zuschreibt, theils weil gar keine Spur
Hieroglyphen in ihnen sich fand; bis in der
Hn. v. Minutoli eröffneten eine einzige
e. Aber sollte diese nicht erst später einge-
n seyn? Gewiß ist es höchst unwahrscheinlich,
man bey dem Bau der Pyramide mit einer
gen Zeile sich würde begnügt haben. Es ist
um so viel wahrscheinlicher, da eine zweyte
schwarzer Farbe angedeutet, aber nicht aus-
hrt war. VII. Ist die echte Papyrus-
de gegenwärtig in Aegypten noch
handen oder ist sie untergegangen?
Erdmanns Journal B. VII). Nach den
achtungen des Vfs. findet sie sich nur noch
am, und eigentlich bloß in der Gegend von
nietta in geringer Menge. Leider sind die
nplare, welche er davon mitgebracht hatte,
so vielen andern Kunstschätzen ein Raub der
en geworden? Daß sie sich auch bey Sy-
findet ist bekannt; und von den von Rit-
Landolina gemachten Versuchen sie zu Pa-
s zu verarbeiten können wir aus eigner An-
urtheilen, da wir eine Probe davon vor uns
n haben. Sie unterscheidet sich von dem
ihr liegenden Stück alten Papyrus durch
, als durch eine etwas hellere Färbung, die

bey dem alten wohl nur durch die Zeit dunkl
geworden ist. VIII. Ueber den Gebrau
der Streitwagen im heroischen Zeita
ter, sowohl bey den Griechen als be
den Aegyptern unter den Pharaonei
mit besonderer Beziehung auf einen kürzlich
den Catacomben von Theben aufgefundenen Strei
wagen; mit einem Kupfer. — Die Nachric
von dieser Auffindung eines antiken Aegyptisch
Streitwagens durch die Toscanische Sendu
nach Aegypten war uns neu. Gewiß ein se
interessantes Denkmal, da es nicht nur bish
einzig, sondern auch sicher aus den Zeiten t
Pharaone ist, da unter den Ptolemäern di
nicht mehr gebraucht wurden. Er ward in t
Vorhalle einer Catacombe zu Theben gefunde
und befindet sich gegenwärtig in der Sammlu
von Florenz. Er ist aus schwerem, festen, röt
lich braunen Holze, dem man in Aegypten schled
weg den Namen von Meroëholz beylegt, wal
scheinlich ein Erzeugniß des innern Africas o
selbst Indiens, und weicht in seinem Baue n
sentlich von den uns bekannt gewordenen Stre
wagen ab; denn der Wagenkasten z. B. best
aus bloßen Stäben, und der Boden ist nach 2
unserer Bettstellen mit gekreuzten Riemen st
Gurten versehen, die Elasticität desselben zu v
mehren und die durch das Fahren veranlaßt
Stöße zu mildern. Statt der Joche ist vo
eine geschweifte Wage angebracht, und zu b
den Enden derselben eine Art von hufeisenar
gebogener Kumpte durch Stricke befestigt,
den Pferden über dem Halse befestigt wur
Die Räder bestehen aus einem Stück Holz, l
ben nur vier Speichen, sind nicht beschlagen, u
Alles am ganzen Wagen nur Holz und Leb
bis auf die Endpuncte der Deichsel, der W

und der Kumpte, die mit Elfenbein verziert sind.' Auffallend ist es, daß der Wagen aus Holz ist. Die Kriegswagen die auf den Reliefs dargestellt sind, scheinen ganz aus Metall zu seyn. Dieß und der leichte Bau könnte es wahrscheinlich machen, daß es nicht sowohl ein Kriegswagen als vielmehr ein Rennwagen sey. — Der Verf. hat diese Veranlassung benutzt durch Vergleichung Homerischer Beschreibungen über die alten Kriegswagen, ihren Bau, ihre Bespannung und ihren Gebrauch eine sehr lehrreiche Untersuchung anzustellen. Die auf Taf. VII. nach einer Zeichnung des Hn. Ricci beygelegte Abbilduug macht Alles deutlich. IX. Die letzte dieser Abhandlungen hat die Form eines Schreibens an Herrn Prof. Reuvens, zu welchem die von uns im Jahrgange 1831 St. 56 angezeigten Briefe dieses Gelehrten an Letronne die Veranlassung gegeben haben. Lettre à M. Reuvens, relativement à un tombeau greco-Egyptien, decouvert à Thèbes, et le papyrus grec, appelé communément le papyrus d'Anastasi etc. faisant partie du musée de Leide. In diesem stellt Herr v. Minutoli die bisher noch nicht gehörig mit einander verbundenen Nachrichten zusammen, welche das von dem Piemonteser Lebolo entdeckte Griechisch-Aegyptische Grab zu Theben, und die daraus hervorgezogenen Mumien betreffen, die alle einer Familie angehören, der des Thebanischen Archonten Soter Cornelius Pollius, welcher etwas vor Trajan lebte. Aus diesem Grabe stammen die Mumien des Soter und der Tphout im Britischen Museum, der durch seinen Zodiakus berühmte Petamenoph, Sohn von Soter, in Paris, der Petemenoph, Sohn des Pabot in Turin, die Sensaos zu Leyden, und mehrere namenlose. In der Minutolischen Sammlung scheinen fünf

Kasten mit Mumien aus diesem Grabe gewesen zu seyn, von denen Senchonsis, genannt Sapaulis, die Tochter des Pikot, und zwey ähnliche Mumien mit dem bey weitem größern Theile der Sammlung im Meere untergegangen sind, und also vielleicht auch an unsern Gestaden ein unerwartetes Begräbniß gefunden haben; zwey andere Kasten, der eine mit dem Namen und der Mumie der Phaminis, der andere mit den Körpern einer Sensaos und Tkauthi, beide ohne Zweifel aus demselben Grabe stammend, befinden sich jetzt in Berlin. Die Angaben über die Gesammtzahl der in dem Grabe enthaltenen Mumienkasten variieren zwischen zwölf und vierzehn; diese von Sir Frederik Henniker angegebene Zahl scheint nach der Menge derer, welche einzeln bekannt geworden sind, die richtige; wenigstens kömmt man mit Sicherheit auf dreyzehn. Hr. v. Minutoli gibt dabey zugleich Nachricht von zwey andern Mumienbehältern, die durch ihn nach Berlin gelangt sind, auf welchen nur hieroglyphische Inschriften stehen; Passalacqua liest hier nach Champollions Alphabet die Namen Paist, Sohn des Ptamn Petamon, und der Aritp, Aritep. Dabey theilt Hr. v. M. manche wichtige Nachrichten und Aufklärungen über die Geschichte seiner Sammlung mit. Einige andere Bemerkungen betreffen Aegyptische Papyrusrollen; Hr. v. M. bezeugt die völlige Treue des von Böckh herausgegebenen Facsimile des sogenannten Papyrus d'Anastasy, und gibt nach einem liturgischen Papyrus seiner eignen Sammlung eine Liste demotischer Ziffern, welche Hr. Prof. Seyffarth zuerst erkannt und gelesen habe. Diese Liste bestätigt vollkommen die Richtigkeit der von Champollion gegebenen Reihe Aegyptischer Zahlzeichen, und kann auch dazu dienen, dieß und jenes Zeichen noch etwas schär-

fer zu bestimmen; als etwas Neuhinzutretendes aber ist nur die Ziffer für 60 zu bemerken. Vgl. Kosegarten de prisca Aegypt. litteratura Comment. I. tab. I. ad p. 54. Signa numerorum enchoria a Champolliono reperta.

Calcutta.

Printed at the Baptist Mission Press: Notes on the epidemic Cholera. By R. H. Kennedy, surgeon Bombay Presidency. 1828. XIII und 277 Seiten in 8.

Der Titel dieser Schrift könnte über die Ansicht des Vfs. irre führen und glauben machen, er hielte die Cholera wirklich für eine epidemische Krankheit, da er in Wahrheit sie für eine ansteckende erklärt. Aber die Verwirrung der Begriffe in dieser Beziehung ist groß. — Der Vf. stand im J. 1818 als Civil-Wundarzt in der Stadt Surat oder Soorat, die in einer nicht ungesunden Umgebung am Flusse Tapty mit etwa 140,000 Einwohnern liegt. Die Krankheit erreichte in ihrem westlichen Laufe von Bengalen in der Mitte des Julius Malliagaun, die Hauptstadt von Kandeisch. Die Festung, welche etwa 150 Meilen östlich von Surat liegt, hatte sich gerade dem Colonel M. Dowal ergeben, und der Ueberrest ihrer braven Besatzung, die sich auf 200 Araber belaufen mochte, wurde nach Surat gebracht, um von da seewärts in ihre Heimath transportiert zu werden. Als Gefangene wurden sie in einer Baracke, eine Meile von dem Municipalgefängniß entfernt, bewahrt. Aber an beiden Orten war ein beständiger Verkehr der Wachen, die bald dorten, bald hier waren (alternately in the barrack or the jail). In letzterem brach nun die Cholera aus; zwey Gefangene starben sogleich. Da man auf das Ein-

treffen der Krankheit gehörig gefaßt war, so eilte jeder an seinen Posten (the report of this melancholy event was like the signal gun for the medical department to fly to action). Die Krankheit machte keine großen Verheerungen und schien gegen den September 1819 erloschen, als sie wieder an zwey Soldaten, die mit der Einwohnerschaft in Umgang gestanden (they two together had been in the bazar on leave) tödtlich ausbrach, und ihre Wuth legte sich nicht eher wieder, bis sie das ganze Bataillon decimiert hatte. So erzählt er noch andere Ausbrüche der Krankheit, wovon er Zeuge gewesen, und wo die Veranlassung meistens nachweisbar war; zuletzt im May 1826 zu Baroda, einer befestigten Stadt von fast 150,000 Seelen (nach der etwas unsichern aus der Salzeinfuhr entnommenen Schätzung), von der eine große Anzahl hinweggerafft ward.

Der übrige Theil des Buchs enthält Angaben über die Behandlung, welche, da sie jenem indischen Clima und den theoretischen Voraussetzungen der dortigen Aerzte angemessen ist, schwerlich bey uns Anhänger finden wird; sodann die Ansicht des Vfs. von dem Wesen der Cholera. Er hält sie für eine Erschütterung des Gehirns, den Collapsus und die Krämpfe für Symptome des Gehirnleidens, die gewaltsamen Ausleerungen für ein Heilbestreben der Natur. Als Beleg hierfür erzählt er weitläuftig eine Geschichte, wo ein junger Mensch nach einem heftigen Schreck, also muthmaßlicher Gehirnerschütterung, Choleraähnliche Zufälle bekam. Ref. hat über diese unhaltbare Annahme bereits anderwärts sein Urtheil dargelegt.

M . . r.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

11. Stück.

Den 21. Januar 1832.

Göttingen.

Das unter der Direction des Hofraths Conradi stehende medicinisch-klinische Institut, über welches von ihm schon einigemal in diesen Blättern (1825, №. 51 und 1828, №. 203) ein kurzer Bericht erstattet worden ist, hat auch in den letzten drey Jahren einen sehr guten Fortgang gehabt. Es wurden, abgesehen von mehr als 50 vom vorhergehenden Jahre noch in der Cur gebliebenen, im Jahre 1829 neu aufgenommen 1201 Kranke, wovon 60 starben, im Jahre 1830 980, wovon 46 starben, im Jahre 1831 1336, wovon 57 starben, und es hatten die Studierenden Gelegenheit hitzige sowohl als chronische Krankheiten von sehr verschiedener Art und darunter auch gar manche schwere und zum Theil auch seltene Fälle zu beobachten.

Die Fieber, welche am häufigsten mit katarrhalischer, rheumatischer und gastrischer Affection verbunden sich darstellten, behielten zwar in den letzten Jahren meistens bis zur Entscheidung den

entzündlichen Character bey, es kamen aber doch mehr Fälle als in den vergangenen Jahren vor, wo ein Uebergang in den nervösen Zustand erfolgte. Auch waren, obgleich viele Fälle von meistens leichten Bräunen (Ang. fauc.), auch neun Fälle von dem Croup (wovon einer mit dem Tode endigte), viele Augenentzündungen, Rosen, auch einige Fälle von Gehirnentzündung, Darmentzündung ꝛc. vorkamen, wenigstens heftige und echte Lungenentzündungen seltener, so daß sie weniger starke und wiederholte Aderlässe erforderten, und daß in einzelnen Fällen nun leicht ein manchmal tödtlicher Uebergang in einen nervösen Zustand erfolgte, oder auch die Brustentzündung sich mehr in der Form der Peripneumonia notha darstellte. Indessen war doch in der Mehrheit der hitzigen Krankheiten der, wenn auch gelinde, entzündliche Character hervorstechend, und eigentliche Nervenfieber kamen hier doch nur sporadisch, nicht epidemisch vor.

Die unter den fieberhaften Ausschlägen im Jahre 1829 hier am häufigsten vorkommenden Masern (wovon 95 Fälle im Institute behandelt wurden) waren im Allgemeinen gelinde und gutartig, so daß sie außer einer guten Diät höchstens gelinde temperierende oder demulcierende und diaphoretische Mittel erforderten. In einigen Fällen war jedoch der Croup damit verbunden. Nur durch Vernachlässigung und Erkältung im Zeitraume der Abschuppung entstanden bey mehreren Nachkrankheiten, besonders anhaltende Brustbeschwerden und Augenentzündungen, bey einigen selbst tödtliche Versetzungen auf das Gehirn, Gehirnentzündung und Hydrops Cerebri.

In den beiden letzten Jahren kam statt der Masern der Scharlach vor, wiewohl er nicht sehr

verbreitet und auch im Allgemeinen gutartig, nur in einzelnen Fällen bösartig war. Von anderen Ausschlägen wurden beobachtet die Varicellen, mehrere Fälle von modificierten, auch einige von wahren Pocken (wovon einer sehr bösartig und tödtlich war), der Friesel, die Nesselsucht und der Gürtel (von dem außer den gewöhnlichen Fällen, wo er sich quer um den Unterleib, besonders in der Unterrippengegend, oder auch etwas höher um die Brust zieht, auch einzelne vorkamen, wo er um den Hals, die Schultern und den Arm, oder von der Schamgegend bis zum Kreuze sich zog, und welcher, wie in vielen früher von dem Verf. beobachteten Fällen, gewöhnlich in einigen Wochen gehoben wurde, ohne die bekanntlich manchmal nach verschwundenem Ausschlage noch sich äußernden Schmerzen zurückzulassen, gegen welche übrigens der Verf. in einem Falle, wo sie zurückblieben, nicht die von J. P. Frank dagegen empfohlenen Blasenpflaster hinreichend fand, sondern die erst dem fortgesetzten Gebrauche von Antimonialien wichen).

Neben den gewöhnlichen chronischen Ausschlägen, dem Kopfgrinde, der Milchborke, der Krätze und den Flechten (von welchen letzteren mehrere sehr hartnäckige Fälle vorkamen, gegen die, nachdem die gewöhnlichen Mittel vergebens angewendet worden waren, besonders der innerliche Gebrauch des Sublimats die besten Dienste leistete) kam auch ein Fall von Feigmahl am Barte (Sycosis), nicht an dem Kinne, das nach Galenus und auch nach Bateman besonders davon befallen werden soll, sondern an dem bärtigen Theile der Oberlippe vor, welcher durch Aethiops antimon. und Ungu. mercur. alb. gehoben wurde, so wie einige Fälle von der sogenannten Leberflechte (Frank's

Chloasma Pseudoporrigo, Willan's Pit
riasis versicolor) vor, wogegen nach vora
geschickten innerlichen hautreinigenden Mitt
Waschwasser von Borax wie von Sublimat r
Nutzen angewendet wurden.

Neben den so häufigen chronischen Katarr
und Rheumatismen, manchen Blutflüssen, d
Mangel der Menstruation und dem weißen Fl
se, der Hysterie, dem Magenkrampfe, der Co
und anderen gastrischen Affectionen, der Wur
krankheit und der Lustseuche kamen von Kad
xien besonders vor die Darrsucht der Kinder,
Lungenschwindsucht, verschiedene Arten von W
sersucht, die Scropheln, die Englische Krankh
wie auch mehrere Fälle von der Bleichsucht u
Gelbsucht. Die Lungenschwindsucht war, r
gewöhnlich, die Phthisis tuberculosa, und f
derte auch dießmal ihre Opfer, indem in
meisten Fällen, wo sie vollkommen ausgebil
war, die gerühmtesten Mittel leider vergeb
versucht wurden, oder nur Linderung bewirkt
obgleich auch der Verf. in einzelnen Fällen,
geraume Zeit der eiterartige Auswurf, wie
aus in Verschwärung übergegangenen Kno
erfolgt, Statt gefunden hatte und schon bed
tende Abzehrung selbst mit Oedemen eingetre
war, Genesung erfolgen gesehen hat, wo wa
scheinlich nur einzelne Vomicae oder Knot
höhlen vorhanden waren und die Natur Vern
bung bewirkt hatte. Die Darmgeschwüre üb
gens, die so oft in den Leichnamen der an
Lungenschwindsucht Gestorbenen gefunden w
den, wurden in einigen von dem Verf. nicht
funden, und zwar in Fällen, wo zwar die Lu
gen der durch den höchsten Grad der Krankh
zu Grunde Gerichteten größtentheils exulceri
waren, aber doch zu den übrigen höchst schli

ufällen kein Durchfall hinzugekommen
. Dabey wurden auch so manche theils
, theils auch seltene Fälle von Gehirn-
icht (welche höchst gefährliche Krankheit
inigemal geheilt, mehrmals aber tödtlich
, der schwarzen Krankheit, der Werlhof-
Blutfleckenkrankheit (wovon unter andern
ein Fall vorkam, wobey ein activer fe-
r Zustand hervorstechend war, und nicht
, sondern kühlende und abführende Mit-
rwendet werden mußten), der Brustwas-
, wie auch der Sackbauchwassersucht (wo-
in einem Falle gelang besonders durch
iem innerlichen Gebrauche von Digitalis
lomel fortgesetzte Einreibungen von Un-
l. hydriodin. die Wasseransammlung zu
so daß die Person sich seit zwey Jahren
ohl befunden hat), der Balggeschwulst
r Kniescheibe oder dem von Schreger
nten Hygroma cysticum patellare (wo-
ey Fälle vorkamen, in denen um die Ge-
gelegte Blasenpflaster und Einreibungen
igu. Neapolitan. auf dieselben gute Dien-
eten, welche Behandlung der Verf. auch
er besonders bey Schornsteinfegern beob-
Fällen der Art mit bestem Erfolge ange-
und viel schneller als die von Heister
ene helfend befunden hat), der Blausucht,
chlagflusse, der Lähmung, dem Asthma,
ilepsie und Eklampsie, Melancholie und
beobachtet.

eich häufiger als in den vorigen Jahren
sich aber in dem letzten Sommer und
gastrische Affectionen, besonders Bauch-
nd theils leichte theils auch schwere Fälle
Brechdurchfalle oder unserer gewöhnlichen
, wiewohl auch die letztere durch eine

zweckmäßige Behandlung (oft schon durch Pot. River. mit Aqu. Menth. pip., Gumm. arab. und Laudan.) schnell bezwungen wurden. Von eigentlichen Ruhren kamen dagegen nur wenige und leichte Fälle vor. Gegen das Ende des letzten Jahres aber fing der Keichhusten wieder an herrschend zu werden.

Die umständlichere Betrachtung wichtiger Fälle, welche der Raum dieser Blätter hier mitzutheilen nicht erlaubt, wird übrigens von dem Hofrath Conradi in der Fortsetzung seiner Series animadversionum medicinalium in den Commentat. Societ. Reg. Scient. Gotting. gegeben werden. Ein interessanter zu dem sogen. Asthma thymicum gehöriger Fall ist bereits von ihm in seiner in der Sitzung der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften am 14. Jan. d. J. vorgelesenen Commentatio de asthmate, speciatim spasmodico et thymico vorgelegt und mit Bemerkungen über verschiedene Arten des Asthmas und insbesondere die Geschichte des Asthma thymicum und das Verhältniß des sogenannten Athemhaltens oder Ausbleibens des Athems zu jenem begleitet worden.

Heidelberg.

Bey Mohr, 1831: Des Propheten Jonas Orakel über Moab kritisch vindiciert und durch Uebersetzung nebst Anmerkungen erläutert von Ferdinand Hitzig, Doctor der Philos. und der Theol. Licentiaten zu Heidelberg. 54 S. in gr. 4.

Der Verf. dieser kleinen Schrift ist schon durch frühere Abhandlungen, besonders seinen 'Begriff der Kritik, am A. T. practisch erläutert. Heidelb. 1831' als ein eben so gründlicher Sachkenner wie

scharfsinniger Forscher bekannt, der, eigener Kraft vertrauend, überall selbständig untersuchend, gerade die schwerern und dunklern Puncte der Erklärung und Kritik des A. T. öffentlich zu behandeln liebt. Gleicher Art und gleichen Zwecks ist die vorliegende Abhandlung über ein in vieler Hinsicht schwieriges, genauern Forschungen ein weites Feld öffnendes Stück des A. T., das Orakel über Moab Jes. c. 15. 16. Daß dieses Orakel nicht ursprünglich von Jesaja gesprochen, sondern aus früherer Zeit stammend bloß für seine Zeit von Jesaja wiederholt und mit einer Nachschrift in sein Buch aufgenommen ist, konnte zwar, da Jesaja's Nachschrift schon deutlich es ausspricht, von den neuern Exegeten nicht verkannt werden: aber für die genauere Erklärung sowohl der einzelnen Worte und Gedanken als des Zwecks und Zeitalters des ganzen alten Stücks blieb noch viel zu thun übrig. Der Verf. hat dafür so viel gethan, daß seine Schrift, wenn sie auch noch nicht alles Schwierige richtig gelöst hat, doch einen sehr bedeutenden Schritt weiter zur richtigen Ansicht des Ganzen führt. Zur richtigern Erklärung des Einzelnen dient z. B. was der Verf. zu 16, 3 bemerkt, daß פְלִילָה nicht 'Gerechtigkeit' bedeuten könne, wie es gewöhnlich aufgefaßt wird, sondern nur 'Entscheidung zwischen zwey streitenden Theilen, durch Intervention'. Aber schon aus der richtigen Auffassung dieses einzigen, an seinem Orte sehr bedeutenden Worts folgt, wie der Verf. richtig gesehen hat, sehr viel für die wahre Ansicht des Ganzen! Bey 16, 4 vertheidigt der Verf. die masorethische Punctation des נִדָּחַי, obgleich er (gewiß mit Recht) die Verbindung der Wörter

gegen die Accentuation verändert: dieses scheint aber ohne Grund, da die Punctation der Masorethen stets mit ihrer Accentuation aufs engste zusammenhängt und, falls diese sich als falsch erweisen sollte, mit ihr sich ändern muß. Das ganze Orakel hält der Verfasser für ein Orakel des alten Propheten Jona, die historische Erwähnung desselben 2 Kg. 14, 25 hieher beziehend: eine Ansicht, welche rücksichtlich des Zeitalters und der Umstände, welche zum Orakel passen, viel Treffendes in sich schließt, aber zu dem Sinne der kurzen Stelle in den historischen Büchern schwerlich ganz passen dürfte. Ref. kann sich, auch abgesehen von dem Sinne dieser Stelle an sich, der Ansicht nicht erwehren, daß diese Stelle sich auf ein Orakel des Jona bezieht, welches in den ausführlichen Annalen, die der Verfasser der Bücher der Könige auszieht, seinem ganzen Inhalte, wie auch der Veranlassung nach, vollständig erklärt war: dann aber müßten wir die ähnlichen Orakel in diesen historischen Büchern, wie sie sonst ausführlich erzählt werden, z. B. die des Elisa, zum Muster des bloß kurz berührten nehmen. — Auch außerdem findet man in dieser kleinen Schrift so viele gründliche Erörterungen über die mannigfaltigsten Gegenstände, z. B. über die Flüsse südöstlich von Canaan, über Zeitalter und Art des im Kanon erhaltenen Buchs Jonas u. s. w., daß die Beachtung und Schätzung der Exegeten, welche sie in hohem Grade verdient, ihr gewiß nicht entgehen wird.

G. H. A. E.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

12. Stück.

Den 21. Januar 1832.

Paris.

Excudebat Ambr. F. Didot, venit apud F. Didot fratres. Θησαυρὸς τῆς Ἑλληνικῆς γλώσσης. Thesaurus Graecae linguae, ab Henr. Stephano constructus. Post editionem Anglicam novis additamentis auctum, ordineque alphabetico digestum tertio ediderunt Carolus Benedictus Hase, Instituti Regiae Franciae socius etc., G. R. Lud. de Sinner, Ph. Dr. et Theobaldus Fix, secundum conspectum ab Academia R. Inscriptionum et Hum. Litt. die 29. Maii 1829 approbatum. Vol. I. 1831. Erste Lieferung. IV S. Vorrede, 320 Columnen Text, bis zum Worte ἄγιος.

Alle Ehre den trefflichen Gelehrten und den unternehmenden Buchhändlern, welche in so bedenklicher Zeit ein so weit aussehendes und großartiges Unternehmen auf eine so preiswürdige Weise begonnen haben. Gleich beym ersten Anblick gefällt die Weiße des Papiers und die

Schärfe des Druckes, den wir geschma
eingerichtet finden als in der Englischen
gabe; und man darf nur einige Blätter
gehen um gewahr zu werden, wie viel
neue Stephanus der Gelehrsamkeit von
Professor Hase, dem hier die beste Gele
geboten wird, seine reichen Sammlung
den Schriftstellern der sinkenden Gräcität
schütten, und dem sorgfältigen Fleiße d
ren von Sinner und Fix, so wie ihrer K
heit in den Schriften der neuern Philolog
danke. Während in der Englischen, bey
erschienenen und hauptsächlich von Bark
Dibdin besorgten Ausgabe das verschieden
Material meist ganz ohne Sichtung und
beitung übereinander geschüttet vorlag, ha
neuen Herausgeber sich nicht bloß Verme
des Stoffs — obgleich auch in dieser
viel geschehen, und der Wörtervorrath be
aus kirchlichen und grammatischen Schrift
bereichert worden ist — sondern auch Bes
kung der überströmenden Fülle oft sehr
tiger Notizen, welche besonders in dem
hältnißmäßig bevorzugten Ἄλφα der En
Ausgabe Noth that, sie haben sich endlich
ders eine strengere, mehr methodische und
förmige Bearbeitung des Ganzen angeleg
lassen, auch durch größere Sorgfalt u
nauigkeit im Einzelnen, namentlich dur
höchst mühsame und verdienstliche Revisi
Citate, die Brauchbarkeit dieses Thesau
deutend erhöht. Da indeß für die weite
einandersetzung dieser Vorzüge noch imm
allen folgenden Lieferungen Zeit bleibt,
Stimmen, welche in diesem und jenem
den eingeschlagenen Weg nicht völlig billig
der Sache willen möglichst bald laut

müssen, und es an solchen bey der Größe und Schwierigkeit des Unternehmens natürlich nicht fehlen kann: so wollen wir diese Stelle benutzen, um einige Wünsche und Bemerkungen dieser Art auszusprechen.

Für einen Wunsch freylich und gerade den wichtigsten dürfen wir keine Gewährung mehr hoffen; indessen müssen wir es doch aussprechen, daß wir in diesem neuesten Stephanus die alphabetische Ordnung nur ungern an die Stelle der etymologischen treten sehen. Für ein Handwörterbuch, wo es darauf ankömmt Schülern die Präparation nicht zu erschweren, ist unstreitig die erstere Ordnung die zweckmäßigere, auch können hier die bloß von alten Lexicographen erwähnten Wörter, welche doch so oft unumgänglich nöthig sind, um die Geschichte der geläufigeren Bildungen aufzuklären, eigentlich keine Stelle finden; ein dem Dienste der Wissenschaft geweihtes Werk dagegen wie dieses, welches den gesammten Sprachschatz zusammenfassen und in guter Ordnung vorlegen will, muß die kleine Unbequemlichkeit eines zweymaligen Nachschlagens in manchen Fällen, den großen Vortheilen nachsetzen, welche die Vereinigung aller Wörter eines Stammes für die feine und richtige Auffassung der Grundbedeutung der Wurzel, und dadurch auch der abgeleiteten Wörter gewährt. Wenn Stephanus etymologische Ordnung unvollkommen war: so kann gewiß in unsern Tagen durch eine mehr historische Auffassung der Sprache und mit Hülfe einer methodischen Sprachvergleichung (welche besonders dazu hilft die Griechischen Wurzeln in möglichst vollständiger, unzerstörter Gestalt aufzufassen) ungleich mehr darin geleistet werden; und wenn die etymologische Ordnung in Damm's Homerischem

Lexicon völlig phantastisch und aus der Luft gegriffen war, so ist schon bemerkt worden, daß man bey dem historisch Nachweislichen stehen bleiben, und sich auch hüten müsse, die Stämme auf allzu einfache Wurzeln zurückführen zu wollen. Man wird dann freylich nicht mit dem Recensenten des Stephanus im Quarterly Review diesen Lexicographen tadeln, daß er nicht auch αἶξ, ἀΐσσω, ἀείρω unter ἄω gebracht, da im Griechischen die Wurzeln ΑΙΓ oder ΑΙΚ, ΑΕΡ, mit FA (Fάω) in keiner nachweislichen Berührung stehen, und wird auch wohl nicht einmal mit Hermann τήκειν und τέγγειν in ein Fach werfen wollen. Alles willkührliche Ab- und Zuthun von wurzelhaften Consonanten, und auf der andern Seite alles Indifferenzieren präciser Begriffe, wodurch sie sich in vage Vorstellungen verflüchtigen, wird als eine gefährliche Klippe vermieden werden müssen. Daß ein vollkommen sicheres Verfahren in allen Puncten zur Zeit noch nicht möglich sey, muß allerdings zugegeben werden, aber es wäre doch ein Fortschritt zum Bessern gewesen, wenn die Stephanische Ordnung, nach gründlicher und methodischer Forschung, an einer bedeutenden Anzahl von Stellen verbessert worden wäre, was in der That schon jetzt geschehen konnte. Die Herausgeber wollen freylich am Schlusse ein etymologisch geordnetes Register geben, an welches sich wahrscheinlich auch die von Herrn Eugen Burnouf versprochene Vergleichung der Griechischen Wurzeln mit den Sanskritischen und Zendischen anschließen wird; aber sie verzichten durch dieses Verschieben der etymologischen Uebersicht auf die Vortheile, welche sie bey der Arbeit selbst gewähren konnte, namentlich auf manche lichtvolle Blicke in die Grundbedeutung der Wörter. Wie manches Wort stellt

sich, unter die rechte Wurzel gebracht, schnell und leicht in seinem eigenthümlichen Sinne dar, und erhält erst dadurch das rechte Licht, dessen es in der alphabetischen Stellung entbehrt, namentlich wenn gar nicht auf die richtige Etymologie hingewiesen wird. So ist z. B. bey ἀβληχρὸς zwar Buttmann im Lexilogus Th. II. S. 262 angeführt, aber man wünschte doch auch mit einigen Worten angegeben zu finden, daß die Wurzel dieselbe wie in βλάξ sey, und dieß ΒΛΑΚ aus ΜΑΛΑΚ durch Zusammenziehung und eine ganz regelmäßige euphonische Veränderung entstanden sey, worauf dann 'schlaff, ohne Kraft zum Widerstande' bestimmter als Grundbedeutung angegeben werden konnte. Das α konnte dann gleich auf S. 14 zu den Beyspielen des α euphonicum hinzugefügt werden. Warum ἀβακὴς stumm, aber zugleich vom Gemüthe gebraucht sanft und still bedeutet, wird erst deutlich, wenn als Grundbedeutung von βάζω, ΒΑΚ, ein heftiges, lautes, affectvolles Sprechen aufgestellt wird, wie theils aus den Homerischen Stellen, theils aus andern Zweigen dieses Stammes: βαβάκτης, Schreyer, Βάκις, ein prophetischer Sprecher, bestimmt hervorgeht. Wir würden uns aber sehr hüten daran sogleich Βάκχος oder gar Ἴακχος zu knüpfen; und jenes βάζω mit φράζω, ΦΡΑΔ, und φάσκω (ΦΑ) in verwandtschaftliche Verbindung bringen zu wollen, wäre ein Beyspiel jenes falschen Indifferenzierens des Characteristischen in den Wortstämmen.

Das über Βάκις Gesagte führt uns auf eine andere Bemerkung allgemeiner Natur. Die neuen Bearbeiter des Stephanus haben gewiß sehr Recht daran gethan, wozu auch Lobeck und Passow gerathen hatten, die Eigennamen in

diesen Wörterschatz aufzunehmen, und ein ungenannter Mitarbeiter, Herr M., hat sich um diesen Theil der Arbeit besondere Verdienste erworben. Theils sind die Eigennamen als Wörter derselben Sprache schon für die Lehre von den Lautverbindungen wichtig; dann sind die Localnamen nebst den mythischen Personen-Namen zum großen Theil die nachweislich ältesten Sprachdenkmäler, und selbst die Frage, in wiefern die Pelasger Griechisch redeten, kann mit daraus entschieden werden; die historischen Personen-Namen aber sind bey der freyen Namengebung der Griechen fast immer bedeutungsvoll und geben von dem poetischen Naturel der Griechen Zeugniß, wie die Römischen dagegen bey dem Mangel dieses Sinnes und Geistes unlebendig und gleichsam erstarrt erscheinen; viele sonst verlorne Wurzeln, so wie selten gewordene Ableitungs- und Compositions-Formen, lassen sich noch in Eigennamen nachweisen, wie auch die alte poetische Composition von Verben mit einem Nomen durch die Sylbe σι (Ἀγησίλαος u. dergl.) in den Personen-Namen und Spott-Namen sich am längsten im Gebrauch erhielt. Zu diesem Zwecke, der Vervollständigung unserer Sprachkunde durch die Eigennamen, wird es nur nöthig seyn, bey jedem Namen den Volkstamm, dem er angehört, die Art der Sprache in der er vorkömmt, und so viel von dem Local und den Personen aufgezeichnet zu finden, als zur Auffindung der Bildung des Namens nöthig ist. Aber weiter darf auch der umfassendste Thesaurus Graecae linguae nicht gehen, und wenn in dem vorliegenden z. B. unter Ἄβαρις die Veränderungen der Fabel von diesem Hyperboreischen Wundermanne nachgewiesen werden: so wissen wir nicht, wo darnach die Gränze der Le-

[redacted]

xicographie gegen die sogenannten realen Disciplinen zu ziehen seyn wird. Dagegen konnte bey der Einreihung der nomina propria noch mehr auf Vollständigkeit gesehen werden; namentlich in Local-Namen, die sich allein aus Stephanos von Byzanz sehr vermehren lassen. Daß viele barbarische Personen- und Orts-Benennungen fehlen, wollen wir nicht tadeln, da streng genommen alles Unhellenische auszuschließen war: aber man vermißt auch manchen Griechen-Namen, der ein sprachliches Interesse gewährt, wovon wir hernach einige Beyspiele geben werden.

Wir fügen noch einige Bemerkungen bey, welche einzelne Artikel betreffen. Gleich der Buchstabe A ist mit besonderer Sorgfalt und Gelehrsamkeit behandelt; die geschmackvolle Vignette, wodurch das Initial-A verziert wird, gibt zugleich eine Uebersicht der Formen des Buchstabens, welche indeß noch besser gewählt und richtiger geordnet seyn könnten. Bey den Bemerkungen von Stephanus über den Namen des Buchstaben forderten die Angaben eine Berichtigung, daß Kappa von Manchen in Koppa, Sigma in San verändert worden sey; bekanntlich sind dieß ursprünglich die Namen ganz verschiedener Buchstaben (Kaph und Kuph, Samech und Schin), obgleich allerdings die letzten beiden Benennungen, San und Sigma, ihre gesonderte Bedeutung verloren, und bey verschiedenen Stämmen sich als Bezeichnung desselben Buchstabens in Gebrauch erhalten hatten. Unter der Ueberschrift 'quos usus habeat α praefixum vocabulis' hat man eine reiche Sammlung über das α στερητικὸν, ἐπιτατικὸν, ἀθροιστικὸν und πλεοναστικόν (welches besser euphonicum zu nennen ist). Das ἐπιτατικὸν wird von Einner

ἀγάσιος die von ἄγαμαι. Ἀγερσικυβελίστης, welches Herr Fix als einen neuen Zuwachs anführt, wird wohl wieder zu streichen seyn; es ist gewiß nur aus einem Irrthum für ἀγερσικύβηλις entstanden; auch wäre die Bildung schwerlich die richtige. Ἀγησιπολία ist als Beyname der Pallas von einer Gemme hinzuzufügen, welche Leake in dem Werk über Morea beschrieben hat, T. II. p. 80.

Noch können wir den Wunsch nicht unterdrücken, daß die Zusätze der verschiedenen Gelehrten, welche diese neue Ausgabe so reich ausgestattet haben, immer in die gehörige Harmonie mit einander gebracht seyn möchten, so daß auch Wiederholungen derselben Notizen möglichst vermieden würden, wie wir sie z. B. in den beiden Artikeln Ἀγιάδαι von Hase und Ἀγίδαι von Fix treffen: obgleich es freylich schwer seyn mag, sich während des Fortschreitens des Druckes schnell über solche Puncte zu verständigen, und man sich bey einem Werke von solchem Umfange auch wohl ein paar überflüssige Zeilen gefallen lassen kann.

K. O. M.

Amsterdam.

Apud heredes H. Gartman, 1829: Querolus sive Aulularia, incerti auctoris comoedia togata. Recensuit et illustravit Sibout Cornelius Klinkhamer, Amstelodamensis. XXXII und 208 Seiten in groß Octav.

Dieses lange vernachlässigte und von jeher nur Wenigen bekannte Drama, über dessen Verfasser eine eben so große Ungewißheit obwal-

ist, als über dessen Zeitalter; und über dessen innern Werth die Meinungen bisher eben so verschieden waren, als über dessen äußere Gestaltung, erscheint jetzt zum ersten Male in einer anständigen und leserlichen Form. Die beiden ersten Herausgeber, Daniel und Rittershusius, ließen das Stück unter Plautus Namen drucken; und der dritte, seit mehr als zweyhundert Jahren der letzte, Pareus, fügte es seiner Ausgabe der Plautinischen Komödien in einem besondern Anhange unter dem Titel Plauti Hypobolimaei hinzu. Die Benennung Aulularia ist auch wohl die Veranlassung zu Verwechselungen dieses Stücks mit der gänzlich verschiedenen Plautinischen comoedia palliata desselben Namens geworden, wie z. B. in Krebs Handbuch. Dem Plautus wird indessen vorliegende comoedia togata nicht nur von fast allen Handschriften zugeschrieben, sondern auch schon von Servius zu Virgils Aeneide (3, 286); was um so leichter geschehen konnte; da es auch sonst unter Plautus Namen viele zweifelhafte Stücke gab, wie wir aus den bestimmtesten Zeugnissen des Gellius und Macrobius wissen. Wie sich aber eine solche Meinung je hat geltend machen können, ist fast unbegreiflich, da das Stück selbst die klarsten und sichersten äußern und innern Beweise gegen dieselbe liefert. Der Prolog sagt (V. 8): Aulularium hodie sumus acturi non veterem, at rudem, investigatam Plauti per vestigia. V. 19: Querolus utrum an Aularia haec dicatur fabula, vestrum hinc judicium, vestra erit sententia. Der Vorschlag Barth's u. a., einen jüngern Plautus als Verfasser anzunehmen, wird eben so wenig durch die

Worte investigatam Plauti per vestigia unterstützt; denn kaum hätte sich wohl ein gleichnamiger Schriftsteller ohne weitere Andeutung oder directe Bezeichnung dieses keineswegs für Mitwelt und Nachwelt gleichgültigen Umstandes, auf eine solche Art ausgedrückt. Mit mehr Wahrscheinlichkeit erklärt man daher jene handschriftliche Benennung entweder geradezu für einen Irrthum unwissender Abschreiber, oder betrachtet dieselbe als eine Anspielung auf den nachgeahmten Autor. Die innern Beweise gegen obige Behauptung sind zugleich wichtig für die Bestimmung des muthmaßlichen Zeitalters des unbekannten Komikers, und für die Zurückweisung der doppelten Ansicht, welche dieses Stück entweder für die Aulularia des alten Dichters Laberius ausgibt, oder dasselbe einem Britischen Schriftsteller, Gilda, oder Gildas, auch Badonicus und Albanicus genannt, welcher zu Anfange des siebenten Jahrhunderts gelebt zu haben scheint, zuschreibt. Der Ursprung dieser letztern Ansicht ist eben nicht schwer auszumitteln. Gilda schrieb eine lange Epistel über die Verheerung Britanniens und eine Züchtigung des geistlichen Standes, die er Querolus nannte. Außerdem führt der schon genannte Servius im Theodosischen Zeitalter eine Stelle aus vorliegender Komödie (1, 2, 199) an, die sich auf einen Umstand bezieht, der erst unter Diocletian und Maximinian zur Kenntniß der Römer gelangte, wie Du Cange (v. Bagauda) aus Stellen des Aurelius Victor, Eutropius, Hieronymus, u. a. beweist. Die Bagauden am Ligeris in Gallien fingen nämlich damals an, durch ihren freyen Lebenswandel Aufsehen in der Welt zu erregen; und die Lebendigkeit,

t welcher ihr Freyheitssinn im Querolus geschil-
t, und die ganze Art und Weise, wie diese
hilderung eingewebt worden ist, läßt auf
eichzeitigkeit des Verfassers schließen: Ad Li-
rim vivito. — Illic vivunt jure gentium:
nullum est praestigium. Ibi de robore
ferunlur capitales sententiae, et scribun-
in ossibus. Etiam illic perorant rustici
judicant privati: ibi totum licet. Si di-
eris, patus appellabere, nostra ut lo-
itur Graecia. O solitudines, o sylvae!
is vos dixit liberas! Sunt majora, quae
emus, tamen interea hoc sufficit (S. 55).
konnte kein Römer nach dem Bagaudi-
en Kriege, welcher jener Gesetzlosigkeit ein
de machte, reden, sondern nur ein Zeitge-
se derselben. Die Zeit des in jenen Galli-
n Gegenden wiederhergestellten Friedens ist
t bestimmt. Rutilius Numatianus im Iti-
arium (1, 213. Wernsdorf) meint die Be-
ung der Gothen durch Theodos den Großen.
kann keine Andeutung desselben Ereignisses
, da eine solche Annahme den Rutilius und
Verfasser des Querolus zu Zeitgenossen ma-
t, und beide unter die Regierung des Theo-
ius versetzen würde; was doch offenbar mit
Auftreten der Bagauden hundert Jahr frü-
im Widerspruch steht, und den Bagauden-
g zu einem hundertjährigen machen würde.
tilius verdient aber deßwegen hier mit Nach-
ck erwähnt zu werden, weil er derselbe seyn
, dem das Drama gewidmet ist, und dessen
rhältniß zu sich selbst der Verfasser der De-
ation durch die Worte qui das honoratam
ietem genügend andeutet. Sonst sagt er aber
hts zur nähern Bezeichnung seines Patrons,

außer, daß derselbe sich mit Philosophie be
tigt habe, und daß die philosophische Unte
tung mit ihm nicht ohne bedeutenden Ei
auf seine Komödie geblieben sey: Atqu
operi nostro aliquid adderetur gratiae,
mone ex illo philosophico tuo materiem
simus. Dieses Bild eines großmüthigen
trons und eines Philosophen paßt nun
abgesehen von dem dargelegten Anachronis
keineswegs auf den Dichter Rutilius Num
nus. Wir müssen uns also die Vorrede a
nen zu Diocletians Zeiten lebenden reichen
mer aus der zahlreichen gens Rutilia ger
denken.

Richten wir nun ferner unsere Aufmerk
keit auf das im Querolus herrschende Sp
idiom, so werden wir öfters Gelegenheit h
unzweydeutige Spuren der sinkenden Rö
welt zu bemerken. Die Sprache der alten
mödie erkennt man noch in einigen augensc
lichen Nachahmungen, oder vielmehr ausges
benen Versen des Plautus und Terentius
15. 23. 27. 49. 65. 73. 83. 93. 123. 141. 1
Auch finden sich hier Stellen aus andern
tern, z. B. der bekannte Spruch des Ma
lis (12, 34) 'Nulli te nimis sodalem fec
steht 1, 1, 113 S. 39. Ausdrücke wie g
(2, 2, 87 S. 109) für acta publica; ju
für magistratus oder Statthalter (1, 2,
und 2, 4, 104) und viele andere erinner
die Latinität der Justinianischen Gesetzsamm
(Constant. l. 27. cod. de donat. 8, 34. Z
l. 31 ibid. Vgl. mit Vatic. frag. §. 266.
Savigny 1, 68 u. 56 über judex. So
ambitor, rimator, convivator, circumspe
compostor u. a. schon von Du Cange excerp

Die der vorliegenden Ausgabe eigenthümlichen Verdienste um den Querolus bestehen nun theils in dem zweckmäßigen Gebrauche, den Hr. K. von den ihm zu Gebote stehenden kritischen Hülfsmitmitteln gemacht hat, theils in einem sehr dankenswerthen Versuche, das ursprüngliche Metrum, das bisher ganz verkannt worden war, durchgängig wieder herzustellen. Mit einer ausführlichen Rechtfertigung beider Puncte beschäftigt sich die Vorrede. Einen nicht geringen Werth müssen wir unter den neuen Hülfsmitteln dem Leydener Codex beylegen, dessen ehemaliger Eigenthümer, J. Vossius, ihn mit Varianten aus einer Handschrift des Pithöus bereichert hat. Ferner ist benutzt ein Pariser Codex des elften Jahrhunderts, und ein reicher von Herm. Cannegieter gesammelter aber bisher unbekannter Apparat im Besitze von Tydeman.

Alle Handschriften und Ausgaben liefern dieses Drama in prosaischer Form. Indessen bedarf es keines großen Scharfsinns, um die ursprünglich poetische Form in der Wortstellung, dem Rythmus und der ganzen Farbe des Ausdruckes zu erkennen. Dazu kommen noch die Andeutungen im Anfange und am Ende des Prologs, die ein unbefangenes Urtheil nur auf metrische Form beziehen kann, wie sehr sich auch diejenigen gegen diese Annahme von jeher gesträubt haben, die im Querolus nichts sahen, als ein drama prosaicum, eine fabula prosa, oder ein drama semipoeticum, und versus opinabiles, d. h. solche, die Verse zu seyn scheinen, aber im Grunde keine sind. Im Anfange des Prologs sagt der Verf. ganz deutlich:

Pácem et quiétem, spéctatores, sérmo
poeticús rogat,

Worte investigatam Plauti per vestigia unterstützt; denn kaum hätte sich wohl ein gleichnamiger Schriftsteller ohne weitere Andeutung oder directe Bezeichnung dieses keineswegs für Mitwelt und Nachwelt gleichgültigen Umstandes, auf eine solche Art ausgedrückt. Mit mehr Wahrscheinlichkeit erklärt man daher jene handschriftliche Benennung entweder geradezu für einen Irrthum unwissender Abschreiber, oder betrachtet dieselbe als eine Anspielung auf den nachgeahmten Autor. Die innern Beweise gegen obige Behauptung sind zugleich wichtig für die Bestimmung des muthmaßlichen Zeitalters des unbekannten Komikers, und für die Zurückweisung der doppelten Ansicht, welche dieses Stück entweder für die Aulularia des alten Dichters Laberius ausgibt, oder dasselbe einem Britischen Schriftsteller, Gilda, oder Gildas, auch Badonicus und Albanicus genannt, welcher zu Anfange des siebenten Jahrhunderts gelebt zu haben scheint, zuschreibt. Der Ursprung dieser letztern Ansicht ist eben nicht schwer auszumitteln. Gilda schrieb eine lange Epistel über die Verheerung Britanniens und eine Züchtigung des geistlichen Standes, die er Querolus nannte. Außerdem führt der schon genannte Servius im Theodosischen Zeitalter eine Stelle aus vorliegender Komödie (1, 2, 199) an, die sich auf einen Umstand bezieht, der erst unter Diocletian und Maximinian zur Kenntniß der Römer gelangte, wie Du Cange (v. Bagauda) aus Stellen des Aurelius Victor, Eutropius, Hieronymus, u. a. beweist. Die Bagauden am Ligeris in Gallien fingen nämlich damals an, durch ihren freyen Lebenswandel Aufsehen in der Welt zu erregen; und die Lebendigkeit,

mit welcher ihr Freyheitssinn im Querolus geschildert, und die ganze Art und Weise, wie diese Schilderung eingewebt worden ist, läßt auf Gleichzeitigkeit des Verfassers schließen: Ad Ligerim vivito. — Illic vivunt jure gentium: ibi nullum est praestigium. Ibi de robore proferuntur capitales sententiae, et scribuntur in ossibus. Etiam illic perorant rustici et judicant privati: ibi totum licet. Si dives eris, patus appellabere, nostra ut loquitur Graecia. O solitudines, o sylvae! quis vos dixit liberas! Sunt majora, quae tacemus, tamen interea hoc sufficit (S. 55). So konnte kein Römer nach dem Bagaudischen Kriege, welcher jener Gesetzlosigkeit ein Ende machte, reden, sondern nur ein Zeitgenosse derselben. Die Zeit des in jenen Gallischen Gegenden wiederhergestellten Friedens ist nicht bestimmt. Rutilius Numatianus im Itinerarium (1, 213. Wernsdorf) meint die Besiegung der Gothen durch Theodos den Großen. Es kann keine Andeutung desselben Ereignisses seyn, da eine solche Annahme den Rutilius und den Verfasser des Querolus zu Zeitgenossen machen, und beide unter die Regierung des Theodosius versetzen würde; was doch offenbar mit dem Auftreten der Bagauden hundert Jahr früher im Widerspruch steht, und den Bagaudenkrieg zu einem hundertjährigen machen würde. Rutilius verdient aber deßwegen hier mit Nachdruck erwähnt zu werden, weil er derselbe seyn soll, dem das Drama gewidmet ist, und dessen Verhältniß zu sich selbst der Verfasser der Dedication durch die Worte qui das honoratam quietem genügend andeutet. Sonst sagt er aber nichts zur nähern Bezeichnung seines Patrons,

außer, daß derselbe sich mit Philosophie besi
tigt habe, und daß die philosophische Unte
tung mit ihm nicht ohne bedeutenden Ein
auf seine Komödie geblieben sey: Atque
operi nostro aliquid adderetur gratiae,
mone ex illo philosophico tuo materiem s
simus. Dieses Bild eines großmüthigen
trons und eines Philosophen paßt nun a
abgesehen von dem dargelegten Anachronisr
keineswegs auf den Dichter Rutilius Num
nus. Wir müssen uns also die Vorrede ar
nen zu Diocletians Zeiten lebenden reichen
mer aus der zahlreichen gens Rutilia geri
denken.

Richten wir nun ferner unsere Aufmerks
keit auf das im Querolus herrschende Spi
idiom, so werden wir öfters Gelegenheit ha
unzweydeutige Spuren der sinkenden Rö
welt zu bemerken. Die Sprache der alten
mödie erkennt man noch in einigen augensch
lichen Nachahmungen, oder vielmehr ausgesch
benen Versen des Plautus und Terentius
15. 23. 27. 49. 65. 73. 83. 93. 123. 141. 1
Auch finden sich hier Stellen aus andern I
tern, z. B. der bekannte Spruch des Ma
lis (12, 34) 'Nulli te nimis sodalem fece
steht 1, 1, 113 S. 39. Ausdrücke wie g
(2, 2, 87 S. 109) für acta publica; ju
für magistratus oder Statthalter (1, 2,
und 2, 4, 104) und viele andere erinnern
die Latinität der Justinianischen Gesetzsamml
(Constant. l. 27. cod. de donat. 8, 34. Z
l. 31 ibid. Vgl. mit Vatic. frag. §. 266.
Savigny 1, 68 u. 56 über judex. So
ambitor, rimator, convivator, circumspe
compostor u. a. schon von Du Cange excerp

Die der vorliegenden Ausgabe eigenthümlichen Verdienste um den Querolus bestehen nun theils in dem zweckmäßigen Gebrauche, den Hr. K. von den ihm zu Gebote stehenden kritischen Hülfsmitteln gemacht hat, theils in einem sehr dankenswerthen Versuche, das ursprüngliche Metrum, das bisher ganz verkannt worden war, durchgängig wieder herzustellen. Mit einer ausführlichen Rechtfertigung beider Puncte beschäftigt sich die Vorrede. Einen nicht geringen Werth müssen wir unter den neuen Hülfsmitteln dem Leydener Codex beylegen, dessen ehemaliger Eigenthümer, J. Vossius, ihn mit Varianten aus einer Handschrift des Pithöus bereichert hat. Ferner ist benutzt ein Pariser Codex des elften Jahrhunderts, und ein reicher von Herm. Cannegieter gesammelter aber bisher unbekannter Apparat im Besitze von Tydeman.

Alle Handschriften und Ausgaben liefern dieses Drama in prosaischer Form. Indessen bedarf es keines großen Scharfsinns, um die ursprünglich poetische Form in der Wortstellung, dem Rythmus und der ganzen Farbe des Ausdruckes zu erkennen. Dazu kommen noch die Andeutungen im Anfange und am Ende des Prologs, die ein unbefangenes Urtheil nur auf metrische Form beziehen kann, wie sehr sich auch diejenigen gegen diese Annahme von jeher gesträubt haben, die im Querolus nichts sahen, als ein drama prosaicum, eine fabula prosa, oder ein drama semipoeticum, und versus opinabiles, d. h. solche, die Verse zu seyn scheinen, aber im Grunde keine sind. Im Anfange des Prologs sagt der Verf. ganz deutlich:

Pácem et quiétem, spéctatores, sérmo
poeticús rogat,

Qúi Graecorum disciplinas óre narrat bárbaro,
Ét Latinorum vetusta véstro recolit témpore.

und am Ende:

Non aútem prodire aúderemus cum clodo in agendúm pede,
Nísi in hac magnos práeclarosque párte sequeremúr duces.

Diese poetische Form findet sich aber hier nicht in ihrer frühern Reinheit, wie bey Plautus und Terentius, sondern sie ist weit freyer gehalten, indem trochäische Octonarien mit jambischen Senarien und acatalektischen Octonarien gesetzlos abwechseln, ohne daß der steigende oder fallende Affect der Rede einen solchen Wechsel rechtfertigte, wie es bey den alten Komikern der Römer der Fall ist. Weniger auffallend sind die bakchischen Verse, und die häufigen jambischen und trochäischen Klauseln. Diese Unregelmäßigkeit der Form im Ganzen, auf die Ref. den clodus pes beziehet, wird nun noch durch eine freye Anwendung der Synizese, und Contraction, und durch eine häufige Vernachlässigung der Synalöphe im Einzelnen sehr unsicher und schwankend; so daß es schwer seyn wird, die Metrik des Querolus auf bestimmte Gesetze zurückzuführen. In wiefern aber die häufigen Aenderungen, Umstellungen und Auslassungen einzelner Worte zur Herstellung der metrischen Form überall gerechtfertigt werden können, ist hier der Ort nicht zu untersuchen. Hr. K. hat die Prüfung dieses Punctes dadurch sehr erleichtert, daß er den alten in Prosa aufgelösten Text dem seinigen gegenüber hat abdrucken lassen.

G. H. B.

Göttingische

gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

13. Stück.

Den 23. Januar 1832.

Paris.

Unsere öffentliche Bibliothek ist durch ein neues Prachtwerk bereichert worden: Voyage pittoresque dans les Pyrenées françaises et dans les departements adjacents; ou collection de 72 gravures representans les sites, les monuments et les etablissements les plus remarquables du pays Basque, de la Navarre, du Béarn, du Bigorre, des comtés de Comminge, et de Foix, et du Roussillon, d'après les desseins de M. Melling, chevalier de la légion d'honneur, auteur du voyage pittoresque de Constantinople etc. avec un texte redigé sur les lieux mêmes, contenant outre l'itinéraire et la description de toute la contrée, les faits géologiques les plus importants, et de renseignements exacts sur les etablissements thermaux, les usages locaux, les usages et les moeurs des habitans par J. A. Cervini de Macereta; 1826 — 1830. gr. Querfolio;

160 S. Text; 72 Planches en 11 Livraisons, chèz l'auteur et chèz Treutel et Würz, rue du Bourbon №. 17.

Der Reichthum an malerischen Partien, welche die französische, oder die Nordseite der Pyrenäen darbieten, ist nach Hn. Melling so groß, daß er nur eine Auswahl der vorzüglichsten treffen konnte. Zwar bieten die Pyrenäen keine so colossale Gegenstände dar, als die Alpen; zwar erheben sich ihre Häupter nicht zu der Höhe der Jungfrau, des Finsterarhorns und anderer. Aber doch fehlt es ihnen nicht an erhabenen Gegenständen; und noch weniger an ihrem Fuße an reizenden Schauplätzen. Hr. Melling beginnt seine Schilderungen bey Pau, und geht in östlicher Richtung bis Collioure am Mittelmeer. Er hat mit Sorgfalt die Gegenstände gewählt, welche zugleich ein historisches und naturgeschichtliches Interesse haben. So werden wir gleich in den ersten Blättern mit der Gegend bekannt, wo Heinrich IV. seine Kindheit verlebte; das Haus wo er erzogen ward ist abgebildet; es folgen die Ansichten der Städte; der Gesundbrunen und Bäder mit ihren Anlagen; der Klöster, der vielen Burgen; und erst in der letzten Hälfte die hohen Gebirgscenen mit ihren prächtigen Wasserfällen. Wir können sie nicht einzeln aufzählen; was würde auch ein solches Verzeichniß nützen, da es großentheils unbekannte, oder wenig bekannte, Namen enthalten würde?

In dem Text, in demselben Format wie die Kupfer, ist jedem Kupfer Ein Blatt, nur ausnahmsweise zwey, gewidmet. Sie enthalten nicht sowohl trockene Beschreibungen, als Reiseberichte mit den eingewebten erforderlichen Notizen, und unterhaltende Schilderungen und Erzählungen. Der Verf. bemühte sich, und verstand es Lange-

weise zu vermeiden. Für die Treue der Darstellung muß die Versicherung Bürgschaft leisten, daß nicht nur die Zeichnung, sondern auch die Beschreibung an Ort und Stelle gemacht ist.

Wer das frühere Prachtwerk des Vfs., sein voyage pittoresque de Constantinople kennt, wozu dieses ein Gegenstück bildet, wird nicht erst der Versicherung bedürfen, daß die Schönheit und Sauberkeit des Stichs auch bey diesem nichts zu wünschen übrig läßt. So wollen also auch wir, indem wir die critische Beurtheilung des Einzelnen den dazu bestimmten Kunstblättern überlassen, uns damit begnügen, die Freunde der Kunst nur darauf aufmerksam gemacht zu haben. Das Bildniß des Vfs. ist vorgesetzt, und am Schlusse für die geographische Uebersicht eine Charte beygefügt.

Hn.

Breslau.

Bey Korn: Tergestina, oder Beobachtungen und Untersuchungen über einige bey Triest im Meere lebende Arten der Gattungen Octopus, Doris, Pinua, Ascidia, Serpula, Echiuus, Asterias, Ophiura, Holothuria, Actinia, Caryophyllia, Actinotus, von J. L. C. Gravenhorst. 1831. IX u. 166 S. in 8.

Ein in die Monate August und September des J. 1830 fallender 5wöchentlicher Aufenthalt zu Triest gab dem Hn. Vf. Gelegenheit mehrere Thiere des adriatischen Meeres näher kennen zu lernen und ihre Lebensweise und Sitten genauer zu beobachten. Die mannigfaltigsten Seethiere wurden lebendig eingesammelt, und, damit sie mit Muße betrachtet werden konnten, in größern und kleinern mit Seewasser angefüllten Gefäßen in des Vfs. Zimmer gestellt. Welche ergetzenden und

belehrenden Genüsse gewährte ihm diese Beschäftigung! er empfand das, was man so oft — nicht eben von Küstenbewohnern, wohl aber — von das Meeresgestade besuchenden Reisenden erzählen hört: 'Wer nie selbst an der See gewesen ist und nie das Leben in derselben mit aufmerksamem Auge betrachtet hat, der kann sich gar keine Vorstellung von der Schönheit machen, welche manche jener Thiere, die wir in unsern Systemen mit dem Namen der niedrigern Thiere bezeichnen, in ihren Bewegungen, in der Entfaltung und Entwickelung ihres Körpers und ihrer äußern Organe, in den sanftesten wie in den brennendsten und buntesten Farbenmischungen, vor den staunenden Augen des Beobachters zur Schau stellen.' — Die auf dem Titel angegebenen Thiergeschlechter sind es, welche den Vf. besonders beschäftigt haben, und über die er höchst Anziehendes und Interessantes mittheilt. Auch die Synonymie hat er seiner bekannten gründlichen Critik unterworfen, für welches mühevolle und an sich nicht sehr angenehme Geschäft er sich indeß durch den Genuß, welchen ihm die Beobachtung der lebenden Thiere gewährte, als entschädigt betrachten darf.

Von Octopus fand der Vf. bey Triest 4 Arten; genauer beobachtete er den O. vulgaris. Das Athmungsgeschäft, welches noch von keinem Schriftsteller hinlänglich genau beschrieben wurde, ist folgendes: Das Wasser wird durch die beiden Oeffnungen, von denen jederseits eine in der Queerspalte befindlich ist, welche unterwärts den Vordermantel von dem Hintermantel trennt, eingezogen, und durch die Auswurfsröhre, die sich dabey meistens nach der rechten Seite, bey einigen Individuen aber nach der linken, abwendet, wieder ausgestoßen. Die Geschwindigkeit der Respiration kommt ungefähr der des Menschen gleich; auch

wird der Körper des Thieres dabey abwechselnd ausgedehnt und wieder zusammen gezogen. — Wie sehr auch das Geschlecht Doris bisher der Gegenstand zoologischer und anatomischer Beschreibung war, so konnte man doch immer nicht die Beschaffenheit der Fühler einsehen; diese Organe sind nach dem Vf. cylindrisch, in der Mitte etwas stärker, also etwas spindelförmig; von zwey gegenüberliegenden Seiten betrachtet, sieht man an ihnen eine Menge dichtstehender bogenförmiger Querlinien, welche regelmäßig sich eine über die andere hinaufwölben; von den beiden andern Seiten betrachtet, erscheinen sie wie eine Feder, deren Bartstrahlen schräg nach oben gerichtet sind und dicht an einander liegen; der Kiel, woran die Strahlen sitzen, bildet genau die Mittellinie und ist glatt. Drey Arten von Doris beobachtete der Vf. um Triest und unter ihnen eine neue, die er D. lugubris nennt, die von sammetschwarzer Farbe ist und der D. limbata Cuv. und der D. nigricans Otto nahe steht. — Als der Vf. einige Individuen von Pinna nobilis in ein Gefäß mit Seewasser gethan hatte, sah er nach einiger Zeit, nachdem sie sich etwas geöffnet hatten, daß an der höchsten Stelle des Oberrandes ein beständiger und ziemlich starker Strudel im Wasser statt fand, wodurch die kleinen im Wasser schwimmenden Gegenstände von der Seite des Byssusrandes her angezogen und nach der entgegengesetzten Seite abgestoßen wurden, woraus sich wohl schließen läßt, daß an dieser Stelle die Organe befindlich seyn müssen, wodurch das Wasser eingezogen und wieder ausgestoßen wird. — Von Ascidien kamen bey Triest 2 Arten, nämlich A. microcosmus und A. mentula vor. Der Vf. meint, daß Müller recht habe, wenn er diese beiden Arten für eine und dieselbe hält, weil man ganz unmerkliche Ue-

der Beobachtung, um das als gewiß aufstellen zu können, was Ref. (in seinen Beyträgen zur Anatomie ꝛc. S. 17) aus anatomisch=physiologischen Gründen über diesen Punct behauptet. Auch in diesem Geschlechte hat der Vf. zwey neue Arten, nämlich A. adspersa (A. ochracea; lineolis transversalibus, punctis maculisque parvis irregularibus, brunneis, tentaculis cinereis) und A. mutabilis (A. brunnea aut picea, albopunctata, punctis saepius seriatim dispositis, rarius in lineas confluentibus; tentaculis violaceo-alboque nebulosis, brunneo-punctatis) entdeckt. — Das Geschlecht Caryophyllia ist auch mit einer neuen Art C. brevis (C. stirpe solitaria brevi cylindrica striata; stella concava, centro papilloso, lamellis inaequalibus serratis) bereichert worden. — Das letzte Geschlecht, Actinotus (stirpe cylindrica fixa, apice bifurcata, orificio terminali furcarum infundibiliformi, radiatim striato) ist ganz neu, und besteht bis jetzt aus der einzigen Art A. coccineus (A. stirpe albida furcis coccineis). Da indeß der Vf. das Thier nur einmal angetroffen hat und dasselbe nicht lange genug beobachten konnte, so stellt er jene Gattung und Art als zweifelhaft auf, indem es wohl möglich sey, daß er einen erst seine Entwickelung beginnenden Polypen vor sich gehabt habe.

Dieses höchst lehrreiche Buch ist zwar zunächst wohl nur für einen Naturforscher geschrieben, wenn man aber die mühsame Zusammenstellung und Kritik der Synonymen überschlagen will, so wird man auch ohne Zoolog zu seyn dasselbe mit vielem Vergnügen lesen. — Die Brauchbarkeit wird noch durch ein vollständiges Register erleichtert.

Bd.

Göttingische

gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

14. Stück.

Den 26. Januar 1832.

Göttingen.

In der Dieterichschen Buchhandlung: Handbuch der Anatomie mit Hinweisung auf die Icones anatomicae von C. J. M. Langenbeck. Diese Abtheilung auch unter dem besondern Titel: Nervenlehre mit Hinweisung auf die Icones neurologicae von C. J. M. Langenbeck. 1831. 181 S. in 8.

In den Schriften über die Anatomie ist bisher gerade der wichtigste, aber am schwierigsten zu untersuchende, Theil des menschlichen Organismus, das Nervensystem am wenigsten genau und vollständig beschrieben. Dieser Umstand bewog den Verf. diesem Zweige der Anatomie seit Jahren eine vorzügliche Aufmerksamkeit zu widmen, wovon seine speciellen Vorträge über diesen Gegenstand und das hiesige anatomische Cabinet, welches bis auf den heutigen Tag vor allen andern

die reichste und ganz vollständige Samml
instructivsten Nervenpräparate enthält, der
Beweis liefern. So wie nun die Her
der Iconum anatomicarum mit dem
system begann, so erscheint jetzt, als erste
lung des Handbuchs der gesammten An
die Nervenlehre, wobey der Verf. die m
Vollständigkeit mit Deutlichkeit und Kü
vereinigen sich bemüht hat. Es ist ab
bloß eine topographische Beschreibung g
sondern auch die Bildung, die Structur u
vielen Stellen, die Art des Thätigseyns
schiedenen Theile des Nervensystems, währ
Lebens, sind, nach vielfachen, genauen a
schen Untersuchungen, und theils physiolo
theils pathologischen Beobachtungen ause
gesetzt. Das Studium der Anatomie soll
den Stand setzen die lebendige Thätigkeit u
Zusammenwirken im Organismus zu e
und zu begreifen. Im Einzelnen ist stets
Icones anatomicae verwiesen, und zur
terung eigener Untersuchungen, da wo es
schien, das zweckmäßigste Verfahren zur
lung der einzelnen Theile angeführt.
unser Leben in das animalische und ve
zerfällt, so werden auch die Nerven in
malischen und vegetativen, in das Hirnsy
in das Gangliensystem, getheilt, von dene
res wieder in den Central- und in den p
rischen Theil zu unterscheiden ist. Hiernac
man auch in der vorliegenden Schrift drey
abschnitte unterscheiden.

Der erste Abschnitt handelt von de
traltheilen des Nervensystems, dem Hirn u

Rückenmark. Dieser Abschnitt zerfällt in zwey Theile, deren erster der topographische genannt werden könnte. So wohl das große als das kleine Gehirn, so wie auch das verlängerte Mark sind von oben nach unten, von unten nach oben, von der Seite und nach den, an ihnen zu unterscheidenden, Haupttheilen beschrieben; hierauf folgt die genaue Bestimmung der Lage der Nervenpaare an der untern Fläche des Gehirns und des verlängerten Marks nebst der Beschreibung des Ausgangs der Nerven aus der Basis des Schädels. In derselben Art ist auch das Rückenmark untersucht. Der zweyte Theil handelt von der Bildungsgeschichte und von der Structur des Rückenmarks, des kleinen und des großen Gehirns. Das Rückenmark, welches früher als die beiden andern Theile existiert, stellt anfangs eine breyartige Masse vor, welche von der Tunica vasculosa der schon vorhandenen Häute exhaliert wird. Diese Masse gewinnt nach und nach Consistenz und bekömmt zuletzt einen faserigen Bau. Bey diesem Vorgange werden alle Fibern in zwey Stränge zusammengedrängt, die beym Embryo den canalis medullae spinalis zwischen sich haben, welcher bey zunehmender Corpulenz der Markfibern verschwindet, so daß nur an der vordern und hintern Fläche, zwischen den Strängen, Längenfurchen übrig bleiben. Die beiden Hälften des Rückenmarks stehen in der Tiefe theils durch die graue Substanz, theils mittelst queer durch diese gehende Markfibern, die den Commissuren-Apparat ausmachen, mit einander in Verbindung. Der Zweck des Rückenmarks ist, außern andern (S. 12) angeführten Verrichtungen, sowohl die Bewegung der willkührlichen Muskeln, als die Em-

pfindung in den durch Nerven direct mit ihm verbundenen Theilen zu vermitteln. Die in dieser Hinsicht von Manchen hervorgehobene Annahme daß eine Verschiedenheit in der Function der vordern und hintern Stränge des Rückenmarks obwalte, scheint jedoch weder mit der Beschaffenheit des vorhandenen Commissuren-Apparats und der Verkettung der vordern und hintern Säulen mit einander, noch mit den pathologischen Erscheinungen übereinzustimmen. Nach einer lange bestandenen Lähmung der untern Extremitäten wurden, im Widerspruch mit der gewöhnlichen Behauptung, die beiden hintern Säulen des Rückenmarks gänzlich zerstört, die vorderen aber von ganz normaler Beschaffenheit gefunden.

Was die Bildung des kleinen Gehirns betrifft, so machen die Corpora restiformia die Wurzeln desselben aus, die deshalb füglich Crura Medullae oblongatae ad cerebellum genannt werden können. Aus jedem Crus keimt ein dünnes Folium medullare heraus, wodurch der erste Anfang des Cerebellum angedeutet wird. Jedes Markblättchen formiert sich zum Truncus arboris vitae, worin das Corpus rhomboideum als Ganglion liegt, dessen Ausstrahlungen in Verbindung mit denen des Truncus selbst die Hauptttheile des kleinen Gehirns bilden. Die Rindensubstanz des kleinen Gehirns hängt an den feinsten Aestchen des Arboris eines Hemisphaerii und der Commissur, und macht die Blätter des Baumes.

Wie bey dem kleinen Gehirn, so sind die Ganglien auch für die Bildung des großen sehr

wichtig. Die verschiedenen Wurzeln, welche das große Gehirn zusammensetzen, gehen, vor ihrem Eintritt, durch eine Ganglien-Kette, aus welcher sie, an Fibern zahlreicher hervortreten, denn die verschiedenen Bündel der Medulla oblongata, aus denen, gleichsam wie aus Wurzeln, die Hemisphäria hervorkeimen, concentrieren sich in den Cruribus cerebri, deren Ganglien die Thalami nervorum opticorum und die Corpora striata sind. Wenn man die Oberfläche dieser vier Ganglien mit dem Scalpellstiele abschiebt, so zeigt sich die grauliche Ganglien-Masse mit longitudinellen Markfibern, den Fortsetzungen der Hirnschenkel, untermischt. Sobald die Fibern der Hirnschenkel aus diesen Ganglien hervortreten, breiten sie sich nach allen Seiten strahlenförmig aus und bilden, ähnlich der Ausbreitung des Nervus opticus in die Retina, eine Hemisphären-Membran, welche die Corpora striata und die Thalami Nervorum opticorum, wie eine Kapsel überzieht und allmählich an Masse zunimmt. So entstehen die Hemisphären. Während auf diese Weise die Ventriculi laterales zu Stande kommen, sind der Ventriculus quartus und tertius als Ueberreste des Canalis spinalis anzusehen. Die genannte Nervenmembran bildet auch die Centra semiovalia, durch deren Zusammentreten das Corpus callosum, als große Hirncommissur hervorgebracht wird. Die Fibern des corporis callosi sind zwar Fortsetzungen des Systema crurum, haben aber einen transversalen Lauf, schlagen sich von der Oberfläche in die Tiefe und kreuzen sich mit dem Systema crurum,

Der dritte Abschnitt umfaßt das Gangliensystem. Nach der allgemeinen Uebersicht dieses dem organischen, vegetativen Leben vorstehenden Theils des Nervensystems folgt die Darstellung desselben im Besondern. Der Ursprung des sympathischen Nerven ist aus dem Ganglion coeliacum hergeleitet, dessen Ausstrahlungen abwärts in die Bauch- und Beckenhöhle, seitwärts zum Rückenmark, und aufwärts zum Halse und Kopfe gehen. Da die Function des Gangliensystems ausnehmend wichtig ist und nur eine genaue Kenntniß der vielen Verzweigungen und der Verbindungen desselben mit den wichtigsten Theilen des Körpers den Arzt in den Stand setzt eine Menge Erscheinungen des gesunden und kranken Zustandes richtig zu beurtheilen, so ist dasselbe hier auch mit mehr Ausführlichkeit, als gewöhnlich zu geschehen pflegt, abgehandelt, und das um so mehr mit Recht, als dieser Theil des Nervensystems, wegen seiner mehr verborgenen Lage, und der Feinheit seiner Aeste, bey den Uebungen im Zergliedern gemeiniglich weniger genau untersucht wird. Am Ende dieses Abschnitts sind die vielfachen sympathischen Erscheinungen im menschlichen Organismus erwähnt, welche zwar auch bisher von der allgemeinen Nervenverbindung abgeleitet sind, deren Entstehung aber auch bestimmt, wie hier gezeigt ist, durch die Verbindung gewisser Aeste des Gangliensystems mit den Organen, an welchen solche Erscheinungen vorkommen, erklärt werden kann.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

15. Stück.

Den 28. Januar 1832.

Paris.

Chez Bechet jeune: Leçons de Médecine Légale par M. Orfila, Professeur etc. deuxième édition. Tome I. 541 S. T. II. 592 S. T. III. 551 S. gr. 8. orné de 27 Planches, dont 7 coloriées. 1828.

Die erste Auflage kam in zwey Theilen in den Jahren 1821..23 in Paris bey demselben Verleger heraus, doch so daß der zweyte, der die Lehre von der Vergiftung enthielt, zuerst, der erste aber, der den übrigen Inhalt der gerichtlichen Medicin in zwey Abtheilungen abhandelte, erst ein Jahr darauf erschien. Diese zweyte Auflage, von der wir, da von der ersten in unsern Blättern noch nicht die Rede war, ausführlicheren Bericht abstatten wollen, ist, wie schon die bloße Vergleichung der Seitenzahl lehrt, ungleich stärker als die vorhergehende, und hat viele Zusätze erhalten. So wie die vorige, so besteht auch diese jedoch aus einzelnen Vorlesungen, die, wenn gleich nicht wörtlich, doch ihrem

[illegible] dem [illegible] den [illegible] nicht [illegible] ein [illegible] denen die [illegible] wie- [illegible] sind. [illegible] diesem, [illegible] doch sind [illegible] alle drey [illegible]

[illegible] vom dem Be- [illegible], und der [illegible] die Rede. [illegible] keineswe- [illegible], so hat [illegible] Disciplin [illegible]. Die [illegible] ist fol- [illegible], der [illegible] Schwanger- schaft, [illegible] Spätgebur- ten, [illegible] Kindesmorde, der Aussetzung [illegible] eines Kindes, von der Verheimlichung und dem Verdachte einer überstandenen Geburt, von der Lebensfähigkeit der Frucht, der Vater- und Mutterschaft, von den vorgeschützten, verhehlten und angeschuldigten Krankheiten, von den zweifelhaften Seelenzuständen, von dem Tode, der Erstigkeit des Todes (survie), vom Scheintode, von den Verletzungen und von der Vergiftung. Die Literatur wird in einer Note unter dem Texte, alphabetisch, mithin ohne wissenschaftliche Ordnung höchst unvollständig angegeben. Zur besseren Belehrung verweist der Verf. auf Baldinger und Ploucquet! Die zweyte Vorlesung

handelt von den gerichtlich-medicinischen Berichten, Zeugnissen und Gutachten, enthält aber durchaus nichts, was für den deutschen Leser Bedeutung haben könnte. Die dritte gibt unter der Aufschrift: Geschichte der Lebensalter, zuerst eine kurze Darstellung der gesetzlichen Bestimmungen über das Alter, und so eine Schilderung der Frucht im Mutterleibe nach ihrer allmählichen Entwickelung, und der Kennzeichen ihrer Reife. In der vierten ist von den Lebensaltern nach der Geburt die Rede, deren fünfe, die erste, und die zweyte Kindheit, die Jugend, das Alter Erwachsener, und das höhere Alter angenommen werden. Die erste reicht bis zum Ende des siebenten Jahres; die zweyte bey Mädchen, bis zum Ende des zwölften, bey Knaben, bis zum beendigten funfzehnten; von da bis zum vollendeten fünf und zwanzigsten Jahre währt die Jugend; und bis zum sechzigsten das Alter Erwachsener. Die erste Kindheit theilt der Verf. in drey Epochen: von der Geburt bis zum siebenten Monat; von diesem bis zum Ende des zweyten Jahres; und vom Anfange des dritten Jahres bis zur zweyten Kindheit. Besondere Wichtigkeit legt er, mit Recht, auf die Erkenntniß des Alters von mehr oder weniger Tagen gleich nach der Geburt. Die Merkmale dafür sollen von den Veränderungen welche die Nabelschnur, die Oberhaut, das Knochensystem, der Nahrungscanal, und die Blase nach und nach erleiden, hergenommen werden. Beym Nabelstrange soll man auf sein Verwelken, Austrocknen und Abfallen, auf den rothen Kreis um seinen Ansatzpunct, und auf die Vernarbung des Nabels sehen. Billard's zum Theil falsche Beobachtungen werden hierbey zum Grunde gelegt. Die, wenn sie wahr wäre, wichtigste An-

gabe ist: 'die Vertrocknung des Nabelstrangs ist eine Lebenserscheinung'. Bey todt gebornen und gleich nach der Geburt gestorbenen Kindern soll der Nabelstrang nicht austrocknen, bey lebenden nicht faulen. Dieß ist nach eigends in der hiesigen Kön. Entbindungs-Anstalt angestellten Beobachtungen und Versuchen unrichtig. Es kommt hierbey nicht auf den Zusammenhang des Nabelstranges mit einem lebenden oder todten Kinde allein an, sondern auch auf das Medium worin der Nabelstrang sich befindet. Ein der freyen Luft ausgesetzter Nabelstrang von einem todten Kinde trocknet eben so aus, als der Nabelschnurrest an einem lebenden. Ein Nabelschnurrest am Leibe eines lebenden Kindes bleibt, wenn er feucht gehalten wird, ebenfalls weich, und trocknet nicht, sondern fault zuletzt. Sein früheres oder späteres Austrocknen hängt durchaus davon ab, ob er trocken liegt oder Feuchtigkeiten ausgesetzt ist. Auf den Tod des Neugebornen vor, oder erst nach der Geburt läßt sich hieraus daher so wenig schließen, als auf sein Alter nach der Geburt. Hinsichtlich des Abfallens des Nabelstranges, und des um ihn bisweilen sichbaren rothen Kreises, stimmt Ref. ganz dahin mit dem Verf. überein, daß sie für die Bestimmung des Alters von keinem großen Werth sind. Das Nämliche gilt von dem Vernarben des Nabels. Zu den Beobachtungen über die Abblätterung der Oberhaut will unser Verfasser den Herrn Billard veranlaßt haben. Nach Beider Meinung soll diese Erscheinung einem Neugebornen eigenthümlich seyn. Wenn man sie daher an der Leiche eines solchen Kindes findet, so soll es einen Beweis abgeben, daß es nicht todt zur Welt gekommen ist. Der Werth den dieß, wenn es wahr wäre, für die gerichtliche Medicin, zur

[redacted]

Ausmittelung des Kindesmordes, haben könnte, wird durch das Geständniß: daß diese Abblätterung nie unmittelbar nach der Geburt Statt finde, sehr gemindert, indem die Fälle, wenn sie überall hieher gerechnet werden dürfen, gewiß sehr selten sind, in denen an Kindern, die älter als einen Tag sind, ein eigentlicher Kindesmord, nach dem in der deutschen Gesetzgebung davon aufgestelltem Begriffe, begangen wird. Billard's Beobachtungen haben sich dem Ref. überdieß nicht bestätigt, indem er bey einer Menge von Neugebornen, die er bis zum vierzehnten Tage vielfältig untersuchte, die Abblätterung keineswegs beständig antraf. Wahrscheinlich befördern also örtliche Verhältnisse, und die Behandlung der Neugebornen im Findelhause zu Paris, wo sie Herr Billard beobachtete, dieß Ereigniß, das daher, wo diese Ursachen fehlen, nicht in dem Grade als dort vorkömmt. Ueberdieß nimmt man diese Erscheinung auch schon an Früchten im Mutterleibe wahr. Was über die Veränderungen des Knochensystems, besonders der Zähne, und über die des Darmcanals und der Blase gesagt worden, ist von keiner Bedeutung. Dasselbe läßt sich von dem über die zweyte Kindheit, und über das Jünglingsalter, über die Volljährigkeit, und über das Greisenalter kurz Vorgetragene sagen. Hieran schließt sich die Untersuchung über die Ausmittelung der Identität einer Person, wobey, nach Anführung der gesetzlichen Bestimmungen über diesen Gegenstand, einige Puncte auf die dabey vorzüglich gesehen werden muß, hervorgehoben werden. Die fünfte Vorlesung beschäftigt sich mit den Angriffen auf das Schamgefühl, zu denen die Nothzucht und die Pederastie und Sodomie gerechnet werden. Vorangeschickt sind wie-

der, wie dieß immer geschieht, die darüber in Frankreich geltenden gesetzlichen Verfügungen. Bey der Nothzucht wird die an einer Jungfer von der an einer bereits entjungferten Person vollzogenen unterschieden. Bey Gelegenheit der ersteren kommen auch die Zeichen der Jungferschaft, und der Entjungferung vor. Von dem Jungferhäutchen hat der Verf. einen sehr unvollkommenen Begriff wenn er behauptet, daß es durch Reiten, Ausspreitzen der Schenkel, und durch die Gewalt der ersten Menstruation (par l'effort de la première menstruation) zerstört werden könne. Ueber die Unzuverlässigkeit der Zeichen der Jungfrauschaft stimmt er mit deutschen Aerzten völlig überein. Seine Belehrung über die Merkmale einer gewaltthätigen Entjungferung, die er in der sechsten Vorlesung fortsetzt, ist sehr unvollständig. Um über die an einer bereits entjungferten Person begangene Nothzucht urtheilen zu können, soll man hauptsächlich auf das gegenseitige Kräfte-Verhältniß der Betheiligten sehen. Von dem durch unwiderstehliche Sinnen-Reizung, der das Frauenzimmer nicht entfliehen konnte, und die zuletzt Erschöpfung von ihrer Seite zur Folge hat, erzwungenen Beyschlaf, ist nicht die Rede. Nothzucht im unbewußten Zustande, und im tiefen Schlafe des Frauenzimmers wird für möglich gehalten, und ebenso auch Schwängerung bey der Nothzucht. Ueber Sodomie und Knabenschändung, die hier durchgehends verwechselt werden, erhalten wir wenig Auskunft. Die siebente, achte und neunte Vorlesung handeln von der Ehe, von den natürlichen Ehestandshindernissen, von den Mißbildungen der weiblichen Geburtstheile, und von den Fällen, in denen die Ehe *ungültig ist.* Sie treten beym männlichen Un-

vermögen, und bey der Unfruchtbarkeit der Weiber ein. Von beiden wird nach Maßgabe ihrer Ursachen, doch minder gründlich als in deutschen Hand- und Lehrbüchern gehandelt. Wahre Zwitterbildung hält Herr Orfila für unmöglich, doch erzählt er ein paar merkwürdige Fälle von Vermischung der Geschlechtstheile beider Geschlechter. In dem letzteren fand man Hoden und Hodensack, und einen mit Aufrichtungs-Vermögen begabten Penis, der bis auf ein Drittheil seiner Länge durchbohrt war. Die weiblichen Geburtstheile glichen mit geringen Abweichungen denen einer wohlgebildeten Frau. Das Monatliche floß ordentlich, und die Person wurde zwey Mal schwanger, abortierte jedoch im dritten bis fünften Monate. Noch merkwürdiger ist jedoch unstreitig der Zustand der Margarathe Bergold von dem Carus uns Nachricht ertheilt hat. Die Anleitung wie der gerichtliche Arzt das Geschlecht, wenn es zweifelhaft ist, ausmitteln soll, verdient alles Lob. Dörrier, dessen hier Erwähnung geschieht, ist offenbar mehr Mann, als Weib. Mit Unrecht erklärt der Verfasser die Hypospadiaeen für unvermögend, da wir mehrere unzweydeutige Beyspiele, in denen sie Kinder zeugten, kennen. Die zehnte und elfte Vorlesung beschäftigen sich mit der Schwangerschaft. Der Verfasser wirft vier Fragen auf. 1. Ist eine Frau schwanger? So umständlich der Verf. auch die Zeichen der Schwangerschaft angibt, so übergeht er doch eins der wichtigsten, nämlich, die durch die Bauchdecken und das Scheidengewölbe fühlbaren Fruchttheile. Das Behorchen des Bauches um den Herzschlag der Frucht zu hören, empfiehlt er dagegen sehr. Die kurze Bemerkung über die vermischte Schwangerschaft

ist völlig unbedeutend, und was er von der Schwangerschaft außer der Gebärmutter sagt, wenigstens überflüssig. Von den krankhaften Zuständen, die eine Schwangerschaft vorspiegeln, findet man dagegen viel Lehrreiches; doch ist die Behauptung, daß eine Schwangere schon im dritten Sonnen-Monate Bewegung spüre, durchaus falsch. Die 2. Frage: in welchem Alter ein Frauenzimmer empfangen könne? beantwortet er dahin, daß man zwischen zwölf und einem halben und sechzig Jahren Beyspiele von Schwängerung habe. Ref. sind jedoch Beyspiele von zehn- und elfjährigen Mädchen bekannt, die schwanger wurden, und gebaren. Die 3. Frage: ob eine Frau während der ganzen Dauer ihrer Schwangerschaft darüber ungewiß bleiben könne, wird, unter Anführung mehrerer beweisender Fälle, bejahend entschieden. Auch die 4te Frage, über den Trieb Schwangerer zu gesetzwidrigen Handlungen, besonders zum Diebstahl, wird, in Beziehung auf einzelne Fälle, bejahend beantwortet. Molen, die durch Entartung eines Eyes oder Mutterkuchens entstanden sind, hält der Verfasser mit Recht für Beweise vorangegangener Begattung; alle übrigen aber für krankhafte Erzeugnisse. Sechs Gutachten und Berichte über Schwangerschaft machen den Schluß der elften Vorlesung. Die zwölfte hat die Geburt zum Gegenstande. Es werden darüber die nämlichen Fragen aufgeworfen, wie in Deutschland, und sie werden auch im Ganzen gerade wie bey uns beantwortet.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

Göttingische

gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

16. Stück.

Den 28. Januar 1832.

Paris.

Beschluß der Anzeige: Leçons de Médecine Legale par M. Orfila, Professeur etc. etc.

Höchst interessant ist der von der Madame Boivin beobachtete Fall von Ueberfruchtung bey doppeltem Uterus, den Cassan (Recherches sur les cas d'uterus double et de superfétation. Dissertat. inaugur. Paris 1826) anführt. Die beiden Kinder wurden in einem Zwischenraum von zwey Monaten geboren, beide Mädchen, eins vier, und das andere drey Pfund schwer. Die Fragen, ob eine eben Entbundene ihrem Kinde die nöthigen Dienste leisten könne; welche unschuldige Todes-Ursachen der Frucht während der Geburt eintreten; und wer, wenn Mutter und Kind während der Geburt gestorben, zuerst umgekommen sey? sollen bey der Lehre von der Erstigkeit des Todes erörtert werden. Die dreyzehnte Vorlesung liefert eine Darstellung der anatomischen Eigenthümlichkeiten der wichtigsten Werkzeuge der Frucht im regelmäßigen, regelwidrigen und krankhaften Zustande, ganz nach den Resultaten der Untersu-

chungen Billards. Man sieht daraus wie mannigfachen Krankheiten die Frucht im Mutterleibe unterworfen ist, und wie viele krankhafte Veränderungen ihrer wichtigsten Werkzeuge sie, als Wirkungen und Folgen jener Krankheiten, mit zur Welt bringen kann, die denn als eben so viele Ursachen des, sowohl unmittelbar, als auch bald nach der Geburt erfolgten Todes angesehen werden müssen. Diese ganze Darstellung ist höchst schätzbar, und sollte von keinem Arzte, der nicht mit Billard's wichtigem Werke: über die Krankheiten neugeborner und saugender Kinder, bekannt ist, ungelesen bleiben. Die vierzehnte, vom Kindsmorde, ist, wegen der Resultate mancher eigenen Untersuchungen, auch für deutsche gerichtliche Aerzte, mit denen der Verfasser in allen Hauptpuncten übereinstimmt, lehrreich. Unter den verschiedenen Veränderungen die eine Fruchtleiche bey längerem Aufenthalte in der Gebärmutter erleidet, wird auch, nach einer Beobachtung von Beclard, die Verwandlung in Adipocire aufgezählt. In dem angeführten Fall hatte sich die kleine so umgewandelte Leiche jedoch sieben Jahre lang im Schooße der Mutter befunden. Ueber den Werth der Ploucquetschen Lungen-Schwimmprobe urtheilt der Verf. im Ganzen günstiger, als es in Deutschland geschieht. Nach Chaussiers Versuchen läßt sich annehmen, daß, im Allgemeinen, die ganze Leiche eines Neugebornen das geathmet hatte, nicht siebenzig Mal so viel wiegt als seine Lungen; und daß die Leiche von einem das nicht geathmet hatte, mehr als fünf und dreyßig Mal mehr wiegt als seine Lungen. Aus dem Gewichts-Verhältnisse der Lungen zum Herzen läßt sich, nach den darüber angestellten Versuchen, über das geschehene oder unterbliebene Athemholen nicht urtheilen. Der Werth

r Lungen=Schwimmprobe wird nicht höher an=
schlagen als in Deutschland. Chaussiers
eobachtung, daß sich bey Früchten während der
eburt, vorzüglich wenn sie durch die Wendung
f die Füße vollendet wurde, ohne Fäulniß,
n Lungen=Emphysem entwickele, ist höchst merk=
ürdig, doch bedarf sie noch Bestätigung. Soll=
n solche Früchte wohl nicht in der Geburt schon
athmet haben, ehe sie starben? Daß dieß mög=
h sey, ja öfters vorkomme, gesteht auch Dr.
la nicht allein zu, sondern er bestätigt es auch
rch mehrere völlig beglaubigte Fälle. Unter
sen ist der von Jobert (Diction. de Médec.
rt. Infanticide), in dem ein bey engem Becken
it dem Schädel vorliegendes Kind, während
r Versuche es, zuerst mit der Zange, und so
rch die Wendung hervorzuziehen, mehrere Male
ut schrie, höchst wichtig. Von noch größerer
edeutung sind die Beobachtungen über das
ntersinken der Lungen von Kindern die sogar
ehrere Tage nach der Geburt noch gelebt hat=
n, im Wasser. Bernts Angaben über die
erschiedenheiten der Frucht=Blutwege bey Neu=
bornen, die vor ihrem Tode geathmet, und
e nicht geathmet haben, werden durch die Re=
ltate der Untersuchung des Vfs. nicht bestätigt.
ie Leberprobe verwirft er nach dem was zwey
nd zwanzig Versuche darüber lehrten, gänzlich.

Die funfzehnte Vorlesung beschäftigt
ch bloß mit den von Bernt vorgeschlagenen
rüfungsmitteln des Todes des Neugebornen vor,
der nach der Niederkunft, über die kein beyfäl=
iges Urtheil ausgesprochen wird; und die sech=
zehnte mit den wichtigen Fragen: wie und
nter welchen Vorsichtsmaßregeln der gerichtliche
rzt die Resultate der Lungenprobe zu benutzen
abe, um daraus über den vor, während, oder
ach der Geburt erfolgten Tod des Neugebornen

einen möglichst sicheren Schluß zu ziehen. Obgleich manches Nützliche hierüber gesagt wird, so befriedigt der Verf. dadurch doch eben so wenig, als durch das was er im zweyten Theil dieser, und in der siebenzehnten über die zweifelhaften Todesarten Neugeborner vorträgt. Seine darauf gestützte Eintheilung des Kindesmordes in den von Unterlassung und von Zufügung (infanticidum per omissionem et per commissionem), ist unrichtig und ungenügend, was Ref. um so mehr bemerken zu müssen glaubt, da sie auch in Deuschland vorkömmt, und in der gerichtlich-medicinischen Praxis zu manchen Irrthümern und Fehlern die Veranlassung gibt. Die achtzehnte Vorlesung liefert eine Zusammenstellung der Hauptsätze über den Kindesmord, und vier ärztliche Gutachten, die für den deutschen Leser jedoch ohne Interesse sind. Von nicht größerer Bedeutung sind die neunzehnte und die zwanzigste, die von der vorsetzlichen Erregung einer Fehlgeburt handeln. Der Verf. berücksichtiget hierbey zwar auch die künstliche Frühgeburt, und meint, man dürfe sie wohl wegen lebensgefährlichen Blutflusses aus der Gebärmutter einer Schwangeren, aber nicht wegen Beckenenge bewirken, doch zeigt er dadurch daß er von dieser Operation so wenig, als von der Entbindungskunst überhaupt gehörig unterrichtet ist. Den Schluß der zwanzigsten Vorlesung machen einige kurze und oberflächliche Bemerkungen über Aussetzung, Verheimlichung und Verbergung, Unterschiebung und Vertauschung Neugeborner. Die ein und zwanzigste Vorlesung hat die Viabilität (viabilité) der Frucht zum Gegenstande. O. begreift darunter das Nämliche was wir unter Lebensfähigkeit (vitalitas) verstehen. Er leitet diese ungewöhnliche Benennung von via, Weg, ab, und bezeichnet

mit die Fähigkeit eines Neugebornen seinen
)enswеg außerhalb der Gebärmutter so lange
tzusetzen, als das allgemeine Loß der Men-
en es gestattet. Obgleich man Beyspiele von
)smonatlichen, ja jüngeren Neugebornen ha-
ı will, die nach der Geburt fortlebten, und
ı hohes Alter erreichten, so hält er doch mit
:cht dafür, daß nur ein Neugebornes von sie-
ı Sonnen-Monaten für viabel gelten könne.
ı vollkommner Uebereinstimmung mit Ref. ist
ebenfalls der Meinung, daß die Viabilität
ch durch Mißbildungen der Frucht aufgehoben
:rden könne, die er nach ihren Ordnungen,
attungen und Arten sehr umständlich angibt.
:ber die Kennzeichen dieser Fähigkeit, die von
m verschiedenen Alter der Frucht abhängen,
lüpft er dagegen leicht weg.

Der zweyte Theil enthält drey und zwan-
; Vorlesungen. In der zwey und drey und
)anzigsten handelt der Verf. von den ver-
lten, vorgeschützten, verhehlten und angeschul-
jten Krankheiten, und zwar nicht bloß im All-
neinen von den Ursachen solcher Betriegereyen,
d von der Art sie zu entdecken, sondern auch
n einer Menge einzelner Krankheiten bald mehr
ld minder ausführlich, ohne es darin jedoch,
e sich auch nicht erwarten läßt, zu einiger
llständigkeit zu bringen. Die verstellten, die
t Unrecht von den vorgeschützten unterschieden
rden, zerfallen hier nach der Eintheilung des
:. Marc, die zwar nicht ganz richtig, doch
practischer Beziehung ziemlich brauchbar ist,
bloß nachgeahmte und in wirklich künstlich er-
jte. Der Verf. bleibt jedoch dieser Einthei-
ıg selber nicht treu, und bringt manches in
erste Classe, was zur zweyten gehört. Zur
rvorbringung mancher Krankheits-Erscheinun-
r gibt der Verf. einige Mittel an, deren Ge-

brauch zu diesem Zweck in Deutschland noch ziemlich unbekannt seyn dürfte. So soll z. B. ein einige Male wiederholtes Aufstreichen verdünnter Salpetersäure auf die Bindehaut eine leichte Verdunkelung der Crystallinse erzeugen. Lähmung der oberen Augenlieder soll durch die Durchschneidung des Superciliar-Nervens bewirkt werden. Verhehlte und angeschuldigte Krankheiten, wozu auch einige andere Mängel die nicht gerade Krankheiten sind, als der Jungfrauschaft, der monatlichen Reinigung, der Milch bey Säugammen, gerechnet werden, sind ganz oberflächlich, und ohne den gerichtlich-medicinischen Standpunct dabey festzuhalten, abgefertigt. Die vier und zwanzigste Vorlesung hat es mit den Seelenkrankheiten zu thun, wobey zugleich von denjenigen Zuständen die Rede ist, die entweder mit ihnen verwechselt werden können, oder denen man gleiche rechtliche Wirkungen beylegen muß. Man darf hier keine wissenschaftliche Entwickelung und Darstellung der Lehre von den Seelenkrankheiten, in ihrer Beziehung auf das Recht, sowohl bürgerliches, als auch peinliches, wie wir sie in Deutschland besitzen, suchen; dagegen findet man aber von beglaubigten Thatsachen wohl unterstützte wichtige Bemerkungen über Monomanie und partiellen Wahnsinn, und über Wuth ohne Wahnsinn (furor sine delirio), die auch in Deutschland, vorzüglich von Rechtsgelehrten, gelesen und beherziget zu werden verdienen. Der Inhalt der fünf bis neun und zwanzigsten Vorlesung hat den Tod, den Scheintod und die Fäulniß zum Gegenstande. Hier ist der Verf. mehr in seiner Sphäre und man findet daher, über Scheintod und wahren Tod, über die Verwandlungen der Gewebe und Flüssigkeiten, die entweder als Folge des Todes entstehen, oder von Gewalt-

tigkeiten und Krankheiten abhängen, die den
storbenen vor seinem Tode trafen, und über
Maßregeln, die man bey und nach der Oeff=
ig der Leichen nehmen muß, viel Lehrreiches.
: Kennzeichen des wahren Todes sind, mit
snahme der vollkommenen Fäulniß, und der
)ren leichenhaften Steifheit, unzuverlässig.
s den Veränderungen (26ste Vorl.) die diese
ere bewirkt, soll man aber nicht allein den
lichen Tod, sondern selbst die Zeit des Ab=
bens bestimmen können, wenn man nur die
ränderungen kennt, und zu beurtheilen weiß,
ein Leichnam in verschiedenen Medien erlei=
, und sich hütet, sie mit denen, die während
Lebens schon entstanden seyn können, zu ver=
hseln. Daß dieser irrige Satz dem Verf.
)l nur so entschlüpft ist, sieht man aus dem
genden, in dem er das Gegentheil seiner Be=
ptung selber beweist. Um die Verände=
gen, denen Leichen in verschiedenen Medien
erworfen sind, mit möglichster Genauigkeit
eben zu können, stellte er eigends Versuche
Leichnamen, und einzelnen Theilen dersel=
, größtentheils von Neugebornen, darüber an,
sehr lehrreich sind. Hätte er jedoch ganze
hname Erwachsener mehr und öfter unter den
hältnissen zu beobachten Gelegenheit gehabt,
er denen sie gewöhnlich angetroffen werden,
würden ihm gewiß auch die unterschiedenen
ttungen und Arten der Fäulniß, wie sie Ref.
hrieben hat, vorgekommen seyn. Von ganz
nderem Interesse sind die Geschichten der
sgrabung und kunstmäßigen Untersuchung
yer Leichen, von denen die eine seit 32 Ta=
begraben gewesen, die andere aber schon viel
ger in der Erde gelegen hatte (27ste Vorles.
215 u. flgde). In Bezug auf die Fäulniß
en wir noch auf die wichtige Bemerkung,

daß Scheintodte bisweilen einen fauligen
an sich haben könnten, der ihnen oft sch
her eigen gewesen, und daß sich auch au
Haut bisweilen Flecken befänden, die m
von Fäulniß entstandenen große Aehnlichk
ten, und daß es also Fälle gäbe, in de
gewöhnlichen Merkmale der Fäulniß ni
reichten, und man deshalb bisweilen
Aufhebung und Trennung der Oberha
freylich bey Menschen, und besonders bey
bornen, die unmittelbar vor dem Tode a
sen-Ausschlage gelitten haben, auch sehr
deutiges Kennzeichen, Ref.) erwarten müß
Abhandlung, über die Eröffnung des Leic
in der neun und zwanzigsten Vo
kann sich mit dem in Deutschland über
Gegenstand Erschienenen nicht messen.
dreyßigsten Vorlesung ist von der P
des Todes die Rede. Der Verf. folgt h
deré, bemerkt aber mit Recht, daß übe
Gegenstand mit Sicherheit Etwas zu sag
dem gegenwärtigen Stande der Wiss
menschliche Kräfte übersteige. Die ei
dreyßigste Vorlesung handelt von der
rie überhaupt, doch sehr kurz, ausführli
gegen aber von dem Ertrinken. Er th
benzehn Beobachtungen über Ertrunken
die jedoch die Schwierigkeit der Erkennt
ser Todesart keinesweges wegräumen. Die
und dreyßigste Vorlesung beschäftigt
halb auch zuerst noch mit den Merkmale
denen man soll erkennen können, ob ein i
ser gefundener todter Körper noch leben
schon todt in dasselbe hineingekommen i
geachtet mancher lehrreicher Bemerkung
sonders über Leichen, die schon längere
Wasser gelegen haben, weiß uns der Vf. do
zuverlässige Kennzeichen des wirklichen Er

seyns anzugeben, und in den Leichen im Wasser Gefundener nachzuweisen. Die Fragen, ob ein Ertrunkener durch Zufall in das Wasser gekommen sey, sich selbst hineingestürzt habe, oder durch fremde Hand mörderisch hineingeworfen worden, die den zweyten Gegenstand dieser Vorlesung ausmachen, hält er für unmöglich zu entscheiden. Die drey und vier und dreyßigste Vorlesung hat das Erhenken und Erwürgen zum Gegenstande, wobey aber die neueren, in Deutschland angestellten, Versuche, die besonders die Wichtigkeit der Ausdehnung der größeren Blutgefäße des Halses, der Nerven, und des Rückenmarks als Todes-Ursache Erhenkter beweisen, nicht berücksichtiget sind. Sehr verdienstlich sind dagegen aber die mit dem Aufhenken von Leichen angestellten Versuche, die doch beweisen, daß die Veränderungen die durch das Ersticken mittelst des Aufhenkens bey Lebenden bewirkt werden, bey schon Todten niemals entstehen.

In der fünf und dreyßigsten bis vier und vierzigsten Vorlesung betrachtet der Verfasser die körperlichen Verletzungen, wobey er zugleich auch die von Innen herausbrechende Selbstverbrennung berücksichtiget. Er verwirft darin alle Eintheilungen der ersteren nach dem Grade ihrer Tödtlichkeit, und will sie in allen Fällen stets nur individuell beurtheilt wissen. Die Vorschriften die er dafür aufstellt, sind aber nichts weniger als hinreichend, und beweisen recht deutlich, daß man ohne allgemeine Begriffe über Verletzungen, hinsichtlich ihrer Tödtlichkeit, und ohne bestimmte allgemeine Grundsätze für ihre Beurtheilung auch einzelne Fälle niemals nach individuellen Gründen allein richtig beurtheilen kann. Die Versuche die der Verfasser zur Ausmittelung von Kennzeichen anstellte, aus denen man erkennen könne, ob Wunden vor, oder nach

dem Tode beygebracht seyen (drey und vierzigste Vorlesung) gaben keine entscheidende Resultate. Anschwellung der klaffenden Ränder einer Wunde und Anhängen von Blutgerinsel an ihrer Oberfläche hält er jedoch für die zuverlässigsten Merkmale, daß sie während des Lebens beygebracht worden. Die Selbstverbrennung lebender Körper (vier und vierzigste Vorlesung) wird sehr ungenügend und fast ohne alle Rücksicht auf die gerichtlich-medicinische Untersuchung der Leichenreste auf diese Weise Verunglückter abgehandelt. Das Verfahren des Verfassers Blutflecke an eisernen Werkzeugen und in Kleidungsstücken, und männlichen Samen, Flüssigkeiten aus den weiblichen Geburtstheilen, und Fettflecke in Wäsche und Tüchern zu erkennen, und von allen anderen zu unterscheiden (fünf und vierzigste Vorlesung), ist aus mehreren anderen deutschen Zeitschriften schon so bekannt, daß wir es füglich mit Stillschweigen übergehen können.

Der dritte Theil handelt in ein und dreyßig Vorlesungen von den Giften und der Vergiftung. Man findet hier nicht bloß einen Auszug aus dem größeren Werke des Verfs. über die Gifte, sondern diesen Gegenstand für den Zweck der gerichtlichen Medicin besonders bearbeitet. Die Lehre von der Vergiftung und ihrer Ausmittelung in einzelnen Fällen (ein und siebenzigste bis sechs und siebenzigste Vorlesung) ist im Ganzen vortrefflich behandelt. Zum Schluß betrachtet er noch (sieben und acht und siebenzigste Vorlesung) Nahrungsmittel und Getränke, vom medicinisch-policeylichen Standpuncte aus, und beschäftigt sich also mit Gegenständen, die diesem Werke eigentlich fremd sind.

In einem kurzen Nachtrage werden noch einige Bemerkungen über Kirschlorbeer, Krähen-Augen, Opium und Morphin, nach den Resultaten

ehrerer neuerer Versuche mitgetheilt. Opium töd-
t oft unter starker Zusammenziehung der Pupille.
Die 19 Kupfer liefern gute Abbildungen häu-
g vorkommender Giftpflanzen, einer Viper und
iftiger Schwämme, das 20ste und 21ste aber
niger giftiger Insecten. Mde.

Göttingen.

Bey Rudolph Deuerlich: Untersuchung über
ie Verbreitungsart der asiatischen Cholera von
Dr. E. F. G. Herbst, Privatdocenten zu Göt-
ingen. 1832. VIII und 96 S. in 8.

Selbst ohne die genauere Angabe der Ursachen,
velche, nach so vielen Vorgängern, auch den Vf.
ewogen haben, seine Ansichten über die Verbrei-
ungsart der auf dem Titel bezeichneten Krankheit
ffentlich mitzutheilen, hofft derselbe in der hohen
nd ausgedehnten Wichtigkeit des Gegenstandes
nd in der auch jetzt noch fortdauernden Meinungs-
erschiedenheit unter den Aerzten eine hinreichende
Entschuldigung zu finden. Nur eine sorgfältige,
nparteyische und gewissenhafte Erwägung aller
vorhandenen Thatsachen ist im Stande die Zweifel
u lösen, welche auf diesem Gegenstande zu ruhen
cheinen. Zu der Erreichung dieses Zieles beyzu-
ragen ist der Zweck der vorliegenden Schrift.

Zwar ist der Vf. schon zu der Zeit, als man in
Deutschland zuerst anfing der asiatischen Cholera,
als einer auch uns bedrohenden Epidemie eine
größere Aufmerksamkeit zu schenken, der Meinung
gewesen daß diese Krankheit nicht ansteckend sey,
ondern hauptsächlich durch allgemeine miasmatisch-
pidemische Ursachen erzeugt und verbreitet werde;
ls aber, bey dem weitern Umsichgreifen derselben
n Deutschland, ungeachtet der sich häufenden, das
Gegentheil beweisenden, Erfahrungen, die einmal
usgesprochene Meinung der Contagiosität von der
ey weitem größten Mehrzahl der Aerzte beybe-

halten wurde, meinte der Vf. seine eigene abwei=chende Meinung einer abermaligen gründlichen Prüfung unterwerfen zu müssen. Als er nun bey dieser vorurtheilsfreyen Untersuchung, seine bishe=rige Meinung nicht bloß als richtig, sondern auch deren Richtigkeit durch viele Gründe als wirklich erweislich erkannte, so glaubte er seine Ansichten der öffentlichen Beurtheilung unterwerfen zu dür=fen. Wenn nun seit einiger Zeit in der allgemei=nen Meinung der Aerzte eine Aenderung eingetre=ten ist, so daß jetzt die meisten die Contagiosität der asiatischen Cholera entweder gänzlich läugnen, oder für nur sehr selten halten und deren Bedeu=tung in Beziehung auf die Weiterverbreitung je=den Falles als sehr gering annehmen, so findet der Vf. in diesem Umstande eine Bestätigung sei=ner Ansicht, wie auch in diesen Blättern die durch die neuern Erfahrungen vielfach bestätigte Mei=nung in ihnen schon sehr früh (vergl. G. g. A. 130. St. ff. 1831. u. a. a. O.) wiederholt als die richtige ausgesprochen ist. In der vorliegenden Untersuchung sind nun auch die vermeintlich für die Contagiosität sprechenden Umstände, welche sich jedoch als nicht beweisend ergeben, nicht übergan=gen, insbesondere aber sind die Gründe, welche die nicht contagiöse, sondern miasmatisch=epidemische Natur der asiatischen Cholera darthun, hervorge=hoben, und durch Nachweisungen ihres eigenthüm=lichen Verhaltens, und durch Beyspiele und That=sachen aus der Geschichte des Ursprungs und Fort=gangs der Epidemie unterstützt. Leicht würde es gewesen seyn die Zahl und den Umfang der als Beweise angeführten Thatsachen beträchtlich zu ver=mehren, allein da die Krankheit seit langer Zeit die Aufmerksamkeit von Aerzten und Nichtärzten in so hohem Grade auf sich gezogen hat, so glaubte der Vf. bey den meisten Lesern vieles das bishe=rige Verhalten der Cholera Betreffende als be=

kannt voraussetzen und sich deshalb, unbeschadet der Beweiskraft kürzer fassen zu dürfen.

Die Schrift zerfällt in den allgemeinen und in den besondern Theil. Nach einigen Bemerkungen über die Verbreitung der Krankheiten überhaupt folgt in dem ersten Theile eine Aufzählung der Eigenthümlichkeiten der miasmatisch-epidemischen und der sich weit verbreitenden ansteckenden Krankheiten. Aus der Vergleichung der asiatischen Cholera, hinsichtlich des Sitzes, der Ursachen, des Verlaufs und des Characters mit den genannten zwey Krankheitsklassen geht hervor, daß dieselbe nicht bloß sich von den ansteckenden Krankheiten wesentlich unterscheidet, sondern auch mit dem Verhalten der miasmatisch-epidemischen Krankheiten gänzlich überstimmt. Ein nicht zu übersehender Grund gegen die Annahme der Contagiosität der asiatischen Cholera ist gewiß auch, daß dieselbe sich durchaus nicht wesentlich von der sogenannten sporadischen aber, wie §. 14 bemerkt ist, zu verschiedenen Zeiten sowohl in Asien als in Europa auch epidemisch beobachteten Brechruhr unterscheidet, daß aber bis auf den heutigen Tag kein Beyspiel bekannt geworden, daß irgend eine Krankheit, nachdem sie Jahrhunderte hindurch oft vorgekommen, ohne sich jemals contagiös gezeigt zu haben, auf einmal, noch dazu ohne andere wesentliche Abweichungen, einen ansteckenden Character angenommen hat.

Der besondere Theil, welcher die Verbreitunsart der asiatischen Cholera genauer angibt, zerfällt in drey Abschnitte, von denen der erste von der Entstehung und der ersten Verbreitung derselben handelt. Es ist gezeigt, daß die Cholera schon früher epidemisch vorgekommen ist, ohne ansteckend gewesen zu seyn, und daß sie auch in ihrer bösartigsten, tödtlichen Form, selbst den alten Aerzten bekannt war, daß aber die jetzige

Epidemie im Jahre 1817 in Indien unter dem Einflusse einer eigenthümlichen Witterungsconstitution ihren Anfang nahm. Hierbey durfte die genauere Angabe der örtlichen Verhältnisse der Stadt Zilla Jessore, wo die Cholera zuerst die Aufmerksamkeit der obrigkeitlichen Behörden auf sich zog, um so weniger vermißt werden, da das Zusammentreffen mehr oder weniger ähnlicher Umstände, in Verbindung mit der eigenthümlichen Witterungsbeschaffenheit, sowohl in Asien als in Europa, an den verschiedenen, von der Cholera ergriffenen, Orten, den Ausbruch der Epidemie veranlaßt und deren Heftigkeit, Umfang und Dauer bestimmt hat. Der zweyte Abschnitt beschäftigt sich mit der Prüfung der Gründe, auf welche viele zum Beweise der Contagiosität der Cholera ein besonderes Gewicht gelegt haben, wobey auf die Unhaltbarkeit jener ungegründeten Annahmen aufmerksam gemacht ist. Der dritte Abschnitt enthält die Gründe, welche die Verbreitung der asiatischen Cholera durch allgemeine miasmatisch-epidemische Ursachen darthun. Diese Gründe sind hergenommen 1) aus der Entstehung und dem Verhalten der Krankheit im Allgemeinen; 2) aus der Art der Verbreitung über größere Flächen; 3) aus der Entstehung und dem Verhalten an einzelnen Orten. Es ist hier nicht der Ort die vielen, in der Schrift angeführten, die miasmatisch-epidemische Natur der Cholera beweisenden, Gründe zu wiederholen. Es mag hinreichen im Allgemeinen zu bemerken, daß in der ersten Abtheilung dieses Abschnitts für die Entstehung und Verbreitung der asiatischen Cholera durch allgemeine miasmatisch-epidemische Ursachen, theils die seit dem Jahre 1817 andauernde eigenthümliche Disposition des menschlichen Organismus, theils die überall dem Ausbruche der Cholera vorhergehenden häufigen Affectionen

des Darmcanals und ähnliche Beschwerden, theils die ebenfalls ihr vorhergehenden oder gleichzeitig mit ihr eintretenden Epizootien, so wie die dem Ausbruche unmittelbar vorhergehenden, oft auffallenden Veränderungen der Witterung angeführt sind. Hierzu kömmt noch daß man in den letzten Jahren sporadische Fälle der bösartigen, tödtlichen Cholera in Deutschland, Frankreich und England beobachtet hat, von denen einige ohne alle wahrnehmbare äußere Ursache eintraten, andere aber deutlich rein miasmatischen Ursprungs waren, die aber sämmtlich von allem Verdacht der Ansteckung frey geblieben sind. Auch ist noch hingewiesen auf den überall, wo die Krankheit herrscht und geherrscht hat, verbreiteten Glauben der Nichtansteckung, worauf um so mehr Gewicht gelegt werden darf, als es gänzlich beyspiellos ist, daß eine ansteckende Krankheit von solcher Heftigkeit und ungewöhnlicher Ausbreitung, ungeachtet des entschiedenen Ausspruchs der Aerzte und der allgemeinen Furcht, bey ihrem wirklichen Ausbruche von der öffentlichen Stimme für nicht ansteckend erklärt ist. — Wenn diese Gründe wenigstens auf die Möglichkeit eines Zweifels an der ansteckenden Natur der asiatischen Cholera aufmerksam machen, so kann es nicht fehlen, daß auch die Art und Weise wie diese Krankheit sich von Land zu Land verbreitete (Abth. 2. dieses Abschnitts), ganz abweichend von der Verbreitungsweise der ansteckenden Krankheiten, zu ernster Ueberlegung und noch stärkern Zweifeln Anlaß gibt. Die Richtung in der Verbreitung der asiatischen Cholera, welche mit dem schon von Plinius angegebenen Fortschreiten der epidemischen Krankheiten übereinstimmt, die größern Fortschritte derselben in der auch das Erscheinen der gewöhnlichen Cholera begünstigenden Jahreszeit, ihr gleich-

mäßiges Fortrücken über größere Strecken, ga der geographischen Lage der Oerter, sowohl a Festlande als auf den Inseln, ihre an manche excentrische Verbreitung und umgekehrt ihre häu schränkung auf einzelne große oder kleine Ori ohne sich der Umgegend mitzutheilen; ihr unv tes Erscheinen an einzelnen ungesunden Orten vorhergegangene Gelegenheit zur Ansteckung, il licher Ausbruch unter Heeresabtheilungen, wenn drige, sumpfige Gegenden zum Aufenthalt wählt ihr eben so plötzliches Aufhören unter denselben pen, so bald sie höher gelegene Gegenden erreic wie ihre oft beobachtete genaue Beschränkung zelne Individuen, die sich dem Einflusse des miasma und anderer schädlichen Momente ausge ten, und die Falschheit der Behauptung daß E und Truppenzüge die Uebertragung der Krank Folge gehabt haben, sind Gründe, welche die N tagiosität der asiatischen Cholera und ihre Er aus allgemeinen miasmatisch-epidemischen Ursa hohen Grade glaubhaft machen. Wenn nun di nung auch durch die Art der Entstehung und tung der Krankheiten unter den Bewohnern de nen Orte bestätigt wird, welches die darüber v nen, in der dritten Abtheilung dieses Abschnitt zehn Hauptpuncte zusammengefaßten, Erfahrung thun, so möchte ihre Richtigkeit wohl kaum Zweifel gezogen werden können. Als Beweise f bey viele von den neuern in Deutschland gemach obachtungen angeführt, welche wegen ihrer Ge und unzweifelhaften Glaubwürdigkeit zur Beu und Ergänzung der frühern Berichte von vorz Werth und zur Entscheidung der Frage über d breitungsart der erwähnten Krankheit sehr wich — Ein Paar Druckfehler, unter denen auf S wo statt des 14ten fälschlich des 17ten Jahrh steht, der größte ist, werden leicht von den Le solche erkannt und verbessert werden.

He

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

17. Stück.
Den 30. Januar 1832.

Paris.

Bey Dondey-Dupré, 1830: La Reconnaissance de Sacountala, drame sanscrit et pracrit de Calidasa, publié pour la première fois en original, sur un manuscrit unique de la bibliothèque du Roi, accompagné d'une traduction française, de notes philologiques, critiques et littéraires, et suivi d'un appendice, par A. L. Chézy, de l'académie royale des Inscr. etc. XXXI, 286, 268 und Appendice 100 S. in gr. 4.

Es ist gewiß höchst erfreulich zu sehen, wie ein Stück der indischen Literatur, welches vor vielen Jahren, nach einer in Indien gemachten, nicht einmal sehr genügenden Uebersetzung, zuerst dem staunenden Europa den Reiz der indischen Dichtkunst aufschloß und in eine neue Welt ahnungsvoll blicken ließ, jetzt auch in Europa nach dem Original studiert und herausgegeben wird. Den Inhalt, die Kunst und Schönheiten dieses Dramas hier weiter zu schildern wäre unnöthig:

die Stimme der Kunstrichter hat schon darüber entschieden, und die kurzen Verse Göthe's zum Lobe der Sakontala, als Motto auch dieser französischen Ausgabe vorgesetzt, sind allbekannt; nur dieß läßt sich nun aus der Vergleichung des Originals versichern, daß Jones's Uebersetzung, so sehr sie auch an Gefühl für dichterische Schönheit zum Muster dienen kann, von dem Sinne und den Feinheiten des Originals oft weit entfernt ist.

Der jetzige Herausgeber fühlte sich durch seine hohe Schätzung und sein Mitgefühl der dichterischen Vorzüge des Drama's Kalidasa's zum Bearbeiter und Uebersetzer desselben berufen. Einen feinen Geschmack für dichterische Kunst entdeckt man leicht in seiner Uebersetzung: nur ist diese sonst in allen Dingen der Farbe des Originals ziemlich unähnlich. Die kurze und gedrängte Sprache des Originals, der zu den Gegenständen passende stete Wechsel in Prosa und Versen, im gebildeten und im niedern Tone, kurz die großartigen Freyheiten und bunten Farben der Rede eines Dramas, welches, wenn man es mit europäischen Dramen vergleichen soll, am meisten noch dem romantischen Drama der Engländer und Deutschen gleicht, — in französischer Uebersetzung treu auszudrücken ist freylich wohl ein unmögliches Unternehmen, während sich die deutsche Sprache dem Original leicht fügen würde: doch scheint die vorliegende Uebersetzung oft unnöthig frey und gedehnt zu seyn; hie und da läßt sie auch einiges aus dem Original weg. Die Erläuterungen, die der Verfasser theils dem Texte theils der Uebersetzung hinzugefügt hat, beziehen sich nur auf Einzelnes und Zerstreutes, und gehören nicht immer zur Sache, sind auch für Leser der verschiedensten Art berechnet: über die Anlage und Kunst des Gan-

gen aber, über die Art eines solchen Dramas und dergleichen Fragen stellt der Verf. keine Untersuchungen an. In die philologischen Gründe gehen die Anmerkungen selten tiefer ein: man darf z. B. zweifeln, ob das pers. بُوَد nach S. 223 richtig mit dem sanskr. Potentialis bhavêt verglichen ist, da es vielmehr aus dem Indicativ bhavati verkürzt ist: der eigentliche Conjunctiv im Pers. ist باد = sanskr. bhûjât, lat. ähnlich fuat.

Sehr wichtig ist diese erste Ausgabe eines Dramas in Europa auch in sofern, als darin die ersten längern Proben vom Prakrit gedruckt sind, und man sich daraus, beym Fehlen anderer Hülfsmittel, eine etwas festere Vorstellung von dem Wesen der indischen Volksdialecte machen kann. Während das Sanskrit in ganz Indien als gebildete Sprache dasselbe ist, ist das Prakrit sehr verschieden: und es kommen davon in diesem Drama zwey bedeutend verschiedene Arten vor. Ein Prakrit, welches die Weiber auch der höhern Stände und ihnen ähnliche, weichliche oder scherzende Männer reden, ist fast nichts als eine weichere Aussprache des Sanskrit, indem die Erweichung von gewissen durchgängigen Regeln ausgeht, so daß denn auch diese Art des Prakrit bey einiger Uebung leicht erlernt werden kann. Ein anderes Prakrit aber, welches im sechsten Act viel vorkommt, ist eine Sprache des niedrigsten Volks, ziemlich rauher und sehr verdorbener Aussprache, welches uns zu verstehen oft schwer ist, obgleich auch in diesem Prakrit die Wörter und Wurzeln fast durchaus mit dem Sanskrit übereinstimmen. So unorganisch ist aber auch dieses schlechte Prakrit nicht, daß darin z. B. der Loca-

tiv statt des Nominativs stände, wie Herr Ch. glaubt: denn die bisweilen vorkommende Endung ê des Nominativs ist aus âs entstanden, vergl. auch im Sanskrit êdhi aus asdhi, Imperativ von as = esse. — Der durchgängige Wechsel dieser 3 Dialecte je nach dem Wesen und Character der redenden Person bringt eine schöne Lebendigkeit in das Ganze, und gehört zu den eigenthümlichen Schönheiten des indischen Dramas. Zum Verständniß dieses Prakrits kam dem Herausgeber die von einem Panditen stammende Uebertragung ins Sanskrit sehr zu statten, welche sich in der Pariser Handschrift auf die meisten Stücke erstreckt; die fehlenden Stellen übertrug der Herausg. zur Ergänzung und kurzen Erklärung nach eigner Einsicht. Gerade hier wird ein künftiger Erklärer noch viel zu verbessern finden. Ueberhaupt hatte der Herausg., da er nur eine einzige Handschrift mit Bengalischen Buchstaben benutzen konnte, in kritischer Rücksicht mit besondern Schwierigkeiten zu kämpfen: der Text scheint an manchen Stellen noch sehr unsicher zu seyn. Die Uebersetzung von Jones' hat der neue Uebers. nicht selten glücklich verbessert: doch bleibt noch eine bedeutende Zahl von Stellen, wo seine Erklärung, wie er zum Theil selbst gesteht, noch nicht zuverlässig ist. Statt in dieses genauer einzugehen, scheint es an diesem Orte passender, wenn noch einige Bemerkungen über den in dieser Rücksicht wichtigen Anhang folgen.

Dieser enthält das Sakuntalopâkhjânam oder die alte epische Sage von Sakuntala, aus dem Mahabharata gezogen, wobey der Herausg. wohl hätte bemerken können, daß zuerst Fr. Schlegel im J. 1808 auf dieses Stück aufmerksam gemacht und das Wichtigste davon übersetzt hat. Ref. kann zwar dieses Stück des größten indischen Epos

nicht für so alt halten als den Grund und die Haupttheile des Mahabharata; es scheint von späterer Hand dem alten Epos hinzugefügt zu seyn, ähnlich der Rückkehr Arg'unas', und wohl nach manchen andern Stücken des Mahabharata, wenn man dieses erst kritisch untersucht haben wird. Die ungemein gedehnten, bisweilen kraftlosen und dem Gegenstande nicht entsprechenden Schilderungen, die sogar wörtliche Wiederholung älterer Verse, das Citat aus Manus Gesetzen 6, 9 ff., so wie viele auch im Einzelnen merklich abweichenden Wörter und Wendungen — alles dieses scheint so bestimmt auf einen jüngern Dichter zu führen, daß man sich wohl wundern möchte, wie der Hr. Herausg. diese kritische Frage ganz übergehen konnte, wenn nicht überhaupt die höhere Kritik von seinem Plane ausgeschlossen zu seyn schiene. Es soll aber damit vom Ref. nicht in Abrede gestellt werden, daß dieser jüngere Dichter schon mehrere Jahrhunderte vor dem Zeitalter Kalidasas (Mitte des ersten Jahrh. vor Chr.) schrieb: der Verfall des indischen Epos fällt schon in diese Zeiten. Auch hat der Dichter den Grund der alten Sage von Sakuntala sichtbar nicht verändert, indem er seine ganze Kraft nur auf die Schilderung einzelner Partien der alten sehr einfachen Sage verwendet. Wie groß aber Kalidasas schöpferischer Dichtergeist sey, zeigt am deutlichsten die Vergleichung seines Dramas mit der alten epischen Sage. Denn obgleich er durch höhere Rücksichten an die Grundfäden der heiligen Sage fest gebunden war, auch im Sinne seines schon ganz anders gestalteten Zeitalters dichten mußte: hat er doch mit künstlerischer Meisterhand sich des Stoffs vollkommen bemächtigt und ein Drama entworfen, dem man nichts *weniger ansieht* als äußeren Zwang. Es

für die Bequemlichkeit der Leser gesorgt. Der Inhalt ist folgender: T. I. Mémoires pour servir à l'histoire de la maison de Brandenbourg. Hierauf drey kleinere Abhandlungen: Du Militaire depuis son institution j'usqu'à la fin du regne de Fréderic Guillaume. — Des moeurs, des coutumes, de l'industrie, des progrès de l'esprit humain dans les arts et dans les sciences. — Du gouvernement ancien et moderne de Brandenbourg. T. II. Histoire de mon tems. T. III. IV. Histoire de la guerre de sept ans. — Mémoires depuis la paix de Hubertsbourg 1763 jusqu' à la fin du partage de la Pologne 1775. Appendice: de ce qui s'est passé de plus important depuis 1774 jusqu' à 1778. — Mémoires de la guerre de 1778. — Die einzelnen Anmerkungen liefern literarische Nachweisungen der diplomatischen Actenstücke. —

Allerdings bleiben diese Werke das würdigste Denkmal Friedrichs. Viel ist indeß die Rede von einem Monumente kürzlich gewesen, das ihm in Berlin auf dem Platze zwischen den Linden und dem Brandenburger Thore errichtet werden sollte; und mehrere Vorschläge sind dazu gemacht. Darf der Ref. die Idee angeben, die sich ihm bey der Ansicht des Locals von selbst aufdrang? Eine statua equestris von Bronze, mit bestimmter Beziehung auf Zeit und Local: Der König im Feldherrn-Costüm mit dem Lorbeerkranz, nach dem siebenjährigen Kriege als Sieger durch das Thor in seine Hauptstadt zurückkehrend. Zur Bezeichnung am Piedestal bloß das Datum des Hubertsburger Friedens: XV. Febr. MDCCLXIII. zwischen einer Siegs- und Friedensgöttin. Das Pferd im Schritt. Hn.

[redacted]

Göttingische

gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

18. Stück.

Den 2. Februar 1832.

Berlin.

Bey Duncker und Humblot: Elementar-Lehrbuch der dynamischen Wissenschaften, mit besonderer Rücksicht auf technische Anwendung, von A. F. W. Brix, Landbaumeister und Lehrer beym Königl. Gewerb-Institut. Erster Band, die erste Abtheilung der Statik enthaltend. XIII und 398 S. in 8. 1831.

Zu den bedeutenden Fortschritten die die Cultur in den letzten Jahrzehenden in Deutschland gemacht hat, darf man gewiß auch die Erscheinung rechnen daß die Kluft, welche früher den Techniker vom theoretischen Mathematiker und Naturforscher schied, allmählich verschwindet, und auch die gewerbtreibende Klasse die Nothwendigkeit einer Einsicht in die sogenannten exacten Wissenschaften fühlt. Fast überall in Deutschland findet man jetzt Gewerbschulen, besonders aber muß die Sorgfalt gerühmt werden, welche man in Preußen auf diese Anstalten verwendet. Dort nämlich sind in den verschiedenen Provin-

zen Gewerbschulen errichtet, in welchen die Zöglinge den nöthigen Unterricht in den Elementen der Mathematik, Physik und Chemie, so wie im Linear- und freyen Handzeichnen erhalten. Nach durchgemachtem Cursus gehen die fähigsten Zöglinge zum Gewerb-Institut in Berlin über, wo die genannten Wissenschaften in größerem Umfange getrieben, und die einzelnen Gegenstände des Unterrichts häufig repetiert werden. Die Regierung hat die Lehrer des Instituts aufgefordert zum Behuf ihrer Vorträge Lehrbücher auszuarbeiten, und da Herr Brix in den obern Classen die dynamischen Wissenschaften mit besonderer Hinsicht auf technische Anwendung vorträgt, so sieht er sich veranlaßt über diesen Gegenstand ein Werk auszuarbeiten, dessen erster Theil vorliegendes Buch ist. Den Gebrauch der höheren Analysis mußte sich der Verf. untersagen, wohl aber durfte er gründliche Kenntnisse der niederen Analysis und der elementaren synthetischen und analytischen Geometrie voraussetzen, ohne welche das Buch nicht verstanden werden kann. Es zeichnet sich dasselbe durch eine Fülle von Sätzen und Anwendungen, verbunden mit Klarheit im Vortrage und Strenge in den Beweisen, aus, auch ist es besonders lobenswerth daß sich der Verf. nicht damit begnügte die einzelnen Lehren zu beweisen, sondern auch, wo es anging, sie aus ganz verschiedenen Gesichtspuncten betrachtete, und auf verschiedenen Wegen herleitete. Durch ein solches Verfahren wird der Schüler vor Einseitigkeit geschützt, und es wird ihm zugleich Gelegenheit gegeben, die früher erworbenen theoretischen Kenntnisse zur Anwendung zu bringen. Ref. glaubt unbedenklich behaupten zu können daß dieses Lehrbuch der *Statik alle* früher erschienenen ähnlichen Schriften

an Gehalt übertrifft, und es jedem, der die Elemente der Statik gründlich erlernen will, empfehlen zu dürfen. In den 3 ersten Kapiteln findet man die allgemeinen Lehren vom Gleichgewicht der Kräfte die an einem oder verschiedenen Puncten, in einer oder verschiedenen Ebenen wirken, abgehandelt. Ref. glaubt daß hier die Behandlung aus Streben nach Gründlichkeit bisweilen etwas zu weitläuftig ausgefallen ist. So z. B. war es unnöthig noch besonders zu beweisen (§. 14), daß zwey Kräfte die einer dritten gleich sind, auch unter einander gleich seyn müssen, was ohne Weiteres aus dem Begriff der Gleichheit folgt. Auch §. 22 und §. 23 hätten, ohne ein zweytes System von Kräften zu Hülfe zu rufen, unmittelbar aus §. 11 abgeleitet werden können; ob indessen die Behauptung daß zwey Kräfte, die unter einem schiefen Winkel auf einen Punct wirken, sich nicht aufheben können, als Grundsatz aufgestellt werden darf, ist wohl fraglich. Den bekannten Poisson'schen Beweis für das Parallelogramm der Kräfte, welchen der Urheber mit Hülfe der Differentialrechnung ableitet, findet man hier auf elementarem Wege bewiesen. Mit Beybehaltung der Poisson-schen Bezeichnung hat man nämlich die zwey Gleichungen

1) ... $R = P\varphi(x)$ und

2) ... $\varphi(x)\varphi(z) = \varphi(x-z) + \varphi(x+z)$

Setzt man $x = 0$, welches dem Falle entspricht, wenn die zwey Kräfte P nach derselben Richtung wirken, und also ihre Mittelkraft ihrer Summe gleich ist, so hat man $R = P.\ \varphi(0) = 2P$, oder

3) ... $\varphi(0) = 2$.

Setzt man ferner $z = x$, so gibt die Gleichung 2)

4) ... $[\varphi(x)]^2 = \varphi(2x) + \varphi(0) = \varphi(2x) + 2$

Setzt man dagegen $x = 0$ und $z = x$ so gibt dieselbe Gleichung

$$5) \ldots 2\varphi(x) = \varphi(x) + \varphi(-x) \text{ oder}$$
$$\varphi(x) = \varphi(-x)$$

Hieraus folgt, daß die Reihe welche den Werth von $\varphi(x)$ angibt die Form

$$2 + Ax^2 + Bx^4 + Cx^6 \ldots \text{ haben muß.}$$

Quadriert man diese Reihe und substituiert den Werth für $\varphi(x)^2$ in Gleichung 4) so findet man

$$\varphi(2x) = 2 + 4Ax^2 + (A^2 + 4B)x^4 \ldots$$

Aus derselben Reihe erhält man auch, wenn man $2x$ statt x setzt

$$\varphi(2x) = 2 + 4Ax^2 + 16Bx^4 \ldots$$

Durch Vergleichung der beiden Werthe von $\varphi(2x)$ findet man die Werthe der Buchstaben B, C... und hieraus:

$$\varphi(x) = 2 + Ax^2 + \frac{A^2\ x^4}{3.\ 4} \ldots, \text{ woraus}$$

das Uebrige, wie bey Poisson, folgt.

Im 4ten Kapitel ist das Princip der virtuellen Geschwindigkeiten behandelt. Der Verf. beweist dieses Princip zuerst für die progressive Bewegung sowohl durch geometrische Construction als auch aus den Bedingungsgleichungen des Gleichgewichts nach bekannter Methode. Hierauf folgt der Beweis für die drehende Bewegung, wobey bemerkt wird daß bey der progressiven Bewegung (insofern die Kräfte auf ein festes System von Puncten wirken) die virtuelle Geschwindigkeit eine beliebige Größe haben kann, dagegen bey der drehenden Bewegung unendlich klein genommen werden muß. Dieß heißt, richtig verstanden, nichts anderes, als daß die Summe der virtuellen Momente sich desto mehr dem Werthe Null nähert, je kleiner die virtuelle Geschwindigkeit genommen wird, und und unter jeden beliebigen Werth sinken kann. Wollte man aber hier

die Erklärung anwenden die der Vf. S. 232 vom unendlich Kleinen gibt, indem er sagt 'wenn man x unendlich klein d. h. gleich Null setzt' so würde das Princip der virtuellen Geschwindigkeit bloß ausdrücken, daß wenn Gleichgewicht vorhanden ist, die Bewegung des Systems gleich Null ist, was freylich höchst evident ist. So geht es aber immer wenn man, nach Umständen, das unendlich Kleine bald Etwas bald gar Nichts seyn läßt. Originelles haben wir übrigens in diesem Beweise Nichts gefunden, wiewohl der Verf. in der Vorrede ihn als einen eigenthümlichen zu betrachten scheint. Das fünfte Kapitel enthält die Lehre vom Schwerpuncte und eine ausführliche und gründliche Erörterung über die Auffindung desselben in den verschiedenen Linien, Flächen und Körpern, wobey denn freylich wieder der Gebrauch des Unendlichkleinen hätte vermieden oder umgangen werden können. Bemerkenswerth ist die Formel zur Bestimmung des Schwerpunctes einer jeden, von einer beliebigen krummen Linie begränzten Fläche (§. 160), die zwar schon früher Herr v. Chapmann in seinem Werke über die Construction der Schiffe durch Hülfe der parabolischen Segmente gefunden hat, die aber hier unabhängig von der Parabel dargestellt ist, wobey der Verfasser durch ein Verfahren geleitet wurde, welches Poncelet in seinem cours de mécanique industrielle angewandt hat, um den Inhalt einer solchen Fläche zu finden, und auch am Ende des Buches erläutert ist. Das Kapitel schließt mit Darstellung der Guldin'schen Regel und einigen Anwendungen derselben. Der Schluß des §. 135 muß auf folgende Weise geändert werden:

aufzustellen, und durch sie auf das Herz und das Gemüth, besonders der jüngern Welt, zu wirken. Wir finden deren hier aus den verschiedensten Ständen. In historischer Rücksicht setzen wir die ausführlichste, die über die Familie Kaunitz, und den großen Minister aus ihr, oben an; wenn uns auch manches aus derselben noch aus dem Oesterreichischen Plutarch, wo Herr von Hormayer ihr einen Abschnitt widmete, erinnerlich war. — Diesen stehen in dem neuesten Jahrgang die Stadions zur Seite. Kürzere Biographien noch lebender Bayerscher Helden und Heerführer gibt die Kriegsgallerie. Für die Statistik ist der wichtigste Aufsatz der über das Ungarische Municipalwesen. Reichlich ist der Aufsatz ausgesteuert: Sitten und Gebräuche, Characterzüge, Luxus und Handel der Vorzeit; wo wir am Ende die Erzählungen von den Hofnarren nicht zu übersehen bitten. Unter den Bayerschen Reisenden aus der Vorzeit steht sowohl durch den Umfang seiner Reisen, als seine persönlichen Schicksale Schildsberger oben an. Mehrere Portraits zieren dieses Taschenbuch. Wir finden unter diesen Eins, an der Spitze des Jahrgangs 1831, das eine Reihe der angenehmsten Erinnerungen in uns zurückruft, das Bildniß S. K. H. des Kronprinzen. Die sprechende Aehnlichkeit wird es auch denen werth machen, welche die Vergleichung nicht anstellen konnten.

Hn.

Göttingische

gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

19. Stück.

Den 4. Februar 1832.

Paris.

Bey Jules Renouard: Monumens et ouvrages d'art antiques restitués d'après les descriptions des écrivains Grecs et Latins et accompagnés de dissertations archéologiques, par M. Quatremère de Quincy. T. I. VIII und 160 Seiten mit 6 Kupfertafeln. T. II. 158 S. mit 6 Kupfertafeln. Folio. 1829.

Dieses prachtvoll gedruckte und mit schönen, zum Theil colorierten Kupfern ausgestattete Werk eines berühmten französischen Archäologen enthält nicht so viel neue Bereicherungen der Wissenschaft, als man nach dem Umfange und der äußern Gestalt des Werks zu erwarten geneigt seyn könnte.

Die erste Abhandlung des ersten Bandes: Restitution des deux frontons du temple de Minerve, à Athènes, ist schon 1812 im Institut vorgelesen worden, und erscheint jetzt nur mit nachträglichen Noten, einem Avant-propos und Appendice versehen. Ein Hauptzweck der

[illegible], daß [illegible]
[illegible], indem
[illegible] für [illegible]
[illegible] ein
[illegible]
[illegible] De
[illegible] der [illegible]
[illegible] au
[illegible] diese
[illegible]
[illegible] Quai
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible] mit [illegible]
[illegible] ob
[illegible] Daß, [illegible]
[illegible] wäre, sie di
[illegible] würde,
[illegible] Jahre 18
[illegible] de Quincy
[illegible] vo
[illegible] aufgenommen
[illegible] ha
[illegible] vielmehr
[illegible] im C
[illegible] Anti
[illegible] Tijdschrift
[illegible] mit großer Gründlich
[illegible], und die richtige
[illegible] der vordere gewese
[illegible], um uns nicht auf [illegible]
[illegible], welche, später er
[illegible], doch immer noch d
[illegible]schen Aufsatz
[illegible] wir uns zu d
[illegible] Kupfe

versinnlichten Ergänzungen der plastischen Darstellungen, in den beiden Giebeln. Die Gruppe in dem westlichen Giebelfelde, welche den Kampf der Pallas und des Poseidon um die Schutzherrschaft Athens vorstellte, haben wir bekanntlich noch so vollständig in den Nointelschen Zeichnungen, daß kaum eine Figur zu fehlen scheint, und es kömmt nur darauf an, die Handlung der die Mitte einnehmenden Hauptpersonen, welche durch die Zerstörung der Extremitäten und Attribute dunkel geworden ist, aus der Stellung und Gruppierung derselben mit Klarheit zu bestimmen. Quatremère de Quincy verfährt nun so, daß er einen Oelbaum, durch welchen Athena ihr Besitzrecht beurkundet, zu ihrer Rechten unter die Vorderfüße des Rossegespanns setzt, welches an dieser Seite neben der Pallas zu sehen ist; zur Linken des Poseidon aber sieht man in seiner Restauration das Wasser des Erechtheischen Quells unter dem Dreyzack hervorsprudeln, aber seltsamer Weise nicht etwa unter der Spitze des geschwungenen Dreyzacks, sondern unter dem Schafte dieser Waffe, welche von der Linken des Gottes gefaßt ihm mehr zur Stütze, als zum Werkzeuge zu dienen geeignet ist. Hier ist wenigstens klar, daß Oelbaum und Quell bloße Nebendinge sind, die sich gar nicht als Hauptmomente des Streits herausstellen. Um nun aber doch den Zwist und Streit der Gottheiten deutlich hervorzuheben, läßt Q. de Quincy die Pallas in der erhobenen Rechten eine Lanze zücken, vor welcher Poseidon, statt seinen Dreyzack dagegen zu brauchen, erschrocken zurückweicht. Wir wollen gegen diese Erklärung nicht das in Anschlag bringen, daß kein Mythograph den Kampf der beiden Gottheiten als einen Streit mit Waffen darstellt, da uns wirklich die Traditionen über diesen Punct

der Mythologie nicht vollständig genug zugekommen zu seyn scheinen, um die Parthenon-Gruppe daraus ohne Schwierigkeit erklären zu können: aber erstens erscheint uns diese Auffassung der Sage als unedel und des Phidiassischen Geistes nicht würdig genug; dann hat auch Poseidon gar nicht die Stellung, wie er sie annehmen müßte, um sich gegen solche Angriffe zu wehren und zu schützen; endlich wird dadurch die Darstellung des ganzen Giebelfeldes zusammenhangslos, und es fehlt an einem Faden, welcher die Gruppe der feindlichen Gottheiten mit dem so sehr hervortretenden und die Aufmerksamkeit beschäftigenden Rossegespann hinter der Pallas zusammenhielte. Wie viel natürlicher ist es, den erhobenen rechten Arm der Pallas mit den unmittelbar daranstoßenden Pferdeköpfen in Verbindung zu bringen, und die Athena Hippia hier das Pferdegespann führen zu lassen, welches sie zuerst dem Erichthonios, und zwar zur ersten Festfeyer ihres Gottesdienstes gewährte. Kurz, der Unterz. würde auch durch die Betrachtung entgegengesetzter Erklärungsweisen auf die Ansicht von der Bedeutung dieser Gruppe geführt werden, wenn er sie nicht schon früher unabhängig von diesen aufgestellt hätte: daß nämlich Pallas hier den Poseidon dadurch überwinde, daß sie die von dem wilden Meergotte hervorgebrachten Rosse zuerst durch Besonnenheit und Geschick zu bändigen und an den Wagen zu schirren lehrt, und daß dieß das kühne Unternehmen der Pallas sey, welches Poseidon durch erschrecktes Zurücktreten und sein Anhang durch Zeichen des Erstaunens als Triumph der weisen Göttin anerkennt. Was nun den andern Giebel, der Ostseite, anlangt, so wissen wir zwar durch Pausanias im Allgemeinen, daß hier die Ἀϑηνᾶς γένεσις dargestellt war; da aber die Nointelschen

Zeichnungen hier nur wenig und von den Mittelfiguren gar nichts gewähren, so scheint uns eine Restauration dieses Frontons ein Unternehmen, wovon die Wissenschaft sich wenig Nutzen versprechen kann. Denn gewiß sind Restaurationen nur da an ihrem Flecke, wo entweder durch schriftliche Nachrichten oder bildliche Bruchstücke und Spuren feste Puncte genug gegeben sind, um durch eine Art von methodischem Verfahren von ihnen aus die unbekannten finden zu können, und wo die Richtigkeit der aufgefundenen Totalanschauung darin eine hinlängliche Gewähr findet, daß in ihr jedes losgerissene Bruchstück, jede vorher zusammenhangslose Figur ihre Bedeutung und rechte Stelle erhält. In der Quatremère'schen Restauration aber von dieser Giebelgruppe bleiben die von Nointels Künstler gezeichneten Eckfiguren, deren Bedeutung zum Theil wenig klar ist, für sich abgesondert stehen; dazwischen wird, nach Pausanias summarischer Angabe des dargestellten Gegenstandes, die Geburt der Pallas aus dem Haupte des Zeus nach einer bekannten Etruskischen Patera mit Hinzufügung einiger zuschauenden Nebenfiguren eingeschoben, ohne daß im geringsten wahrscheinlich gemacht werden konnte, daß auf jener Patera sich der Attische Typus oder die Phidiassische Auffassung dieses mythischen Ereignisses erhalten habe.

Die zweyte Abhandlung: Restitution de la Minerve en or et ivoire de Phidias au Parthénon, ist im Wesentlichen nur die weitere Ausführung des über diese Colossalstatue schon von Quatremère de Quincy im Jupiter Olympien Gesagten, und dieselben Fragen und Zweifel, welche dort aufzuwerfen waren, erneuern sich hier,

zum Beyspiel ob Phidias eine Sphinx auf der Basis neben dem Lanzenschafte oder bloß auf dem Helme der Pallas angebracht habe, und ob wirklich die Geburten von zwanzig Gottheiten an dem Fußgestell dargestellt worden seyen. Die dazu gegebene Abbildungen des Chryselephantinen Bildes ist mit weit mehr Zierlichkeit und Eleganz ausgeführt, als die im Jupiter Olympien enthaltene.

Die dritte Abhandlung über das Grabmal des Porsena, über welches auch neuerlich der Herzog von Luynes und Letronne in den Annalen des Archäologischen Instituts geschrieben haben, betrifft ein, wenn auch nicht ganz fabelhaftes, doch auf jeden Fall durch spätere Sagen zu einem wunderbaren und phantastischen Werke ausgebildetes Denkmal des Etruskischen Alterthums, so daß dabey auch kaum zu streiten seyn wird, welcher von den vielen Restaurationsversuchen der Wahrheit am nächsten komme. Quatremère de Quincy nimmt sich solche Freyheiten mit den Worten des Plinius, daß es uns viel gerathener scheint, den Angaben des Schriftstellers lieber gleich von vorn den Glauben abzusprechen. Der Verfasser vergleicht mit dem Denkmal des Porsena außer andern Mausoleen auch das Grabmal des Halyattes bey Sardis, welchem er, nach einer ganz willkührlichen Auslegung des Herodotischen Textes, eine terassenförmig emporsteigende Anlage gibt, und auf die oberste Stufe fünf konische Obelisken setzt, wie die auf dem sogenannten Grabmale der Curiatier sind; auf die noch vorhandenen und von mehreren Reisenden, zuletzt von Prokesch, beschriebenen Ueberreste dieses bergähnlichen Tumulus wird dabey keine Rücksicht genommen.

Der zweyte Band enthält ebenfalls drey Restitutions-Versuche. Der erste unter dem Titel: Restitution du char funéraire qui transporta de Babylone en Égypte le corps d'Alexandre, ist wieder nur eine Wiederholung einer Abhandlung, die wir schon zweymal, in den Mémoires de l'Institut royal T. IV. p. 315 und in dem Recueil de dissertations sur l'archéologie, Paris 1819. besitzen, mit geringen und unwesentlichen Aenderungen; und so glänzend auch die Kupfertafel ist, welche diesen Riesenwagen zur Anschauung bringt, so sehen wir nicht ein, warum wir die ermüdend weitläuftige Widerlegung der Meinungen von Caylus und allen den andern Apparat archäologischer Erörterungen von neuem kaufen und lesen sollen.

Dagegen wird die zweyte Abhandlung: Restitution conjecturale du Demos de Parrhasius, für das Publicum eine Neuigkeit seyn, und ist es nur zufällig für den Unterzeichneten nicht, welcher im Sommer 1822 das Vergnügen hatte, in der Académie des Inscr. et des B. L. diese Abhandlung vorlesen zu hören. Herr Quatremère de Quincy sucht darin das große Räthsel, wie doch Parrhasios den Demos der Athener zugleich zornig und mild, hochmüthig und knechtisch, kurz aus lauter entgegengesetzten Eigenschaften bestehend, habe mahlen können, so zu lösen, daß eine Menge Köpfe mit den Zügen der Thiere, welche in der Aesopischen Fabel diese verschiedenen Eigenschaften repräsentieren, auf den Leib des Minervenvogels gefügt worden sey, um auf eine scherzhafte Weise den vielköpfigen und vielsinnigen Herrn von Athen vorzustellen. Gewiß ist die Idee sinnreich, und die Classe alter Gemmenbilder, wel-

che man Grylli nennen darf, gewährt mai ähnliche Composition. Indessen mußte doch P nius Ausdruck: pinxit et Demon Athenie sium, jeden Leser des Alterthums, welches wohnt war Demen als menschliche Individu dargestellt zu sehen, mit Nothwendigkeit auf ne solche menschliche Figur führen; und wir den es auch gar nicht so unbegreiflich, daß alter Mahler in einer Menschengestalt ein misch der disparatesten Eigenschaften und S nesarten darzustellen gewußt habe. Besond konnte ihm dabey der Gegensatz zwischen Körperbildung, welche die Alten auf eine ungewohnte Weise als Ausdruck des Charact anzusehen gewohnt waren, und den in den M nen ausgesprochenen vorübergehenden Empf dungen, ferner der Gegensatz und Streit zw schen den Attributen, mit denen die Figur a gerüstet war, und den damit vorgenommen Handlungen, aber auch der Gesichtszüge, Attribute unter einander, sehr dienlich werd Ja der Dionysos der Aeschyleischen Lykurg der gefragt wurde, wie Spiegel und Schwe bey ihm zusammenpaßten, hatte schon man Verwandtschaft mit diesem Athenischen Dem des Parrhasios.

Bey der dritten Abhandlung dieses Band Restitution du bûcher d'Héphestion, wied holen wir die bey der ersten gemachte Bem kung, indem wir auch hier auf die Mém. l'Institut Royal T. IV. p. 395 verweisen.

K. O. M.

Göttingische

gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

20. Stück.

Den 4. Februar 1832.

St. Petersburg.

Mémoires de l'académie impériale des sciences de St. Pétersbourg. VIme Série. Sciences politiques, Histoire, Philologie. Tome premier. Livraison I. II. 1830. S. 1 — 204. in Quart.

Zur orientalischen Literatur:

Ueber den Ursprung der Tibetischen Schrift. Von I. J. Schmidt. S. 41—54. Der Vf., seine früheren Forschungen über diesen Gegenstand fortsetzend, suchte unter den von Engländern bekannt gemachten Devanagari-Inschriften solche, deren Buchstaben mit den tibetischen, wie sie im siebenten Jahrhundert von Thomni-Ssambhod'a nach der indischen Landscha-, oder Devanagarischrift festgesetzt wurden, die größte Aehnlichkeit zeigten. Unter den dreyen, welche er fand, schien ihm die aus der Höhle von Gaja zur Vergleichung am passendsten zu seyn: eine hinzugefügte Schrifttafel zeigt ihre Verhältnisse zu der tibetischen und jetzigen Devanagarischrift. Es

che man Grylli nennen darf, gewährt manche ähnliche Composition. Indessen mußte doch Plinius Ausdruck: pinxit et Demon Atheniensium, jeden Leser des Alterthums, welches gewohnt war Demen als menschliche Individuen dargestellt zu sehen, mit Nothwendigkeit auf eine solche menschliche Figur führen; und wir finden es auch gar nicht so unbegreiflich, daß ein alter Mahler in einer Menschengestalt ein Gemisch der disparatesten Eigenschaften und Sinnesarten darzustellen gewußt habe. Besonders konnte ihm dabey der Gegensatz zwischen der Körperbildung, welche die Alten auf eine uns ungewohnte Weise als Ausdruck des Characters anzusehen gewohnt waren, und den in den Mienen ausgesprochenen vorübergehenden Empfindungen, ferner der Gegensatz und Streit zwischen den Attributen, mit denen die Figur ausgerüstet war, und den damit vorgenommenen Handlungen, aber auch der Gesichtszüge, Attribute unter einander, sehr dienlich werd[en.] Ja der Dionysos der Aeschyleischen Lykurg[ie,] der gefragt wurde, wie Spiegel und Schw[erdt] bey ihm zusammenpaßten, hatte schon ma[nche] Verwandtschaft mit diesem Athenischen De[mos] des Parrhasios.

Bey der dritten Abhandlung dieses Bar[ons,] Restitution du bûcher d'Héphestion, wi[e] bey der ersten gemachte B[emer]kung, indem wir auch hier auf die Mém[oires de] l'Institut Royal T. IV. p. 395 verweisen.

K. O.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

20. Stück.
Den 4. Februar 1832.

St. Petersburg.

Mémoires de l'académie impériale des sciences de St. Pétersbourg. VIme Série. Sciences politiques, Histoire, Philologie. Tome premier. Livraison I. II. 1830. S. 1 — 204. in Quart.

Zur orientalischen Literatur:

Ueber den Ursprung der Tibetischen Schrift. Von I. J. Schmidt. S. 41—54. Der Bf., seine früheren Forschungen über diesen Gegenstand fortsetzend, suchte unter den von Engländern bekannt gemachten Devanagari-Inschriften solche, deren Buchstaben mit den tibetischen, wie sie im siebenten Jahrhundert von Thomni-Ssambhod'a nach der indischen Landscha- oder Devanagarischrift festgesetzt wurden, die größte Aehnlichkeit zeigten. Unter den dreyen, welche er fand, schien ihm die aus der Höhle von Gaja zur Vergleichung am passendsten zu seyn: eine hinzugefügte Schrifttafel zeigt ihre Verhältnisse zu der tibetischen und jetzigen Devanagarischrift. Es

che man Grylli nennen darf, gewährt manche ähnliche Composition. Indessen mußte doch Plinius Ausdruck: pinxit et Demon Atheniensium, jeden Leser des Alterthums, welches gewohnt war Demen als menschliche Individuen dargestellt zu sehen, mit Nothwendigkeit auf eine solche menschliche Figur führen; und wir finden es auch gar nicht so unbegreiflich, daß ein alter Mahler in einer Menschengestalt ein Gemisch der disparatesten Eigenschaften und Sinnesarten darzustellen gewußt habe. Besonders konnte ihm dabey der Gegensatz zwischen de Körperbildung, welche die Alten auf eine un ungewohnte Weise als Ausdruck des Character anzusehen gewohnt waren, und den in den Mi nen ausgesprochenen vorübergehenden Empfi dungen, ferner der Gegensatz und Streit zw schen den Attributen, mit denen die Figur a gerüstet war, und den damit vorgenomme Handlungen, aber auch der Gesichtszüge, Attribute unter einander, sehr dienlich wer Ja der Dionysos der Aeschyleischen Lykur der gefragt wurde, wie Spiegel und Schw bey ihm zusammenpaßten, hatte schon m Verwandtschaft mit diesem Athenischen D des Parrhasios.

Bey der dritten Abhandlung dieses Ba Restitution du bûcher d'Héphestion, n holen wir die bey der ersten gemachte kung, indem wir auch hier auf die Mé l'Institut Royal T. IV. p. 395 verweisen

K. O.

Göttingische

gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

20. Stück.

Den 4. Februar 1832.

St. Petersburg.

Mémoires de l'académie impériale des sciences de St. Pétersbourg. VIme Série. Sciences politiques, Histoire, Philologie. Tome premier. Livraison I. II. 1830. S. 1 — 204. in Quart.

Zur orientalischen Literatur:

Ueber den Ursprung der Tibetischen Schrift. Von I. J. Schmidt. S. 41 — 54. Der Vf., seine früheren Forschungen über diesen Gegenstand fortsetzend, suchte unter den von Engländern bekannt gemachten Devanagari-Inschriften solche, deren Buchstaben mit den tibetischen, wie sie im siebenten Jahrhundert von Thomni-Ssambhod'a nach der indischen Landscha-, oder Devanagarischrift festgesetzt wurden, die größte Aehnlichkeit zeigten. Unter den dreyen, welche er fand, schien ihm die aus der Höhle von Gaja zur Vergleichung am passendsten zu seyn: eine hinzugefügte Schrifttafel zeigt ihre Verhältnisse zu der tibetischen und jetzigen Devanagarischrift. Es

gefundene Denkmahle und Münzen des Lan
Auskunft erwarten. Der die Geschichte di
Gegenden und Zeiten mit unermüdetem Fl
aus orientalischen Quellen aufhellende Verf.
hier den Anfang seiner Forschungen über die
schichte jenes Landes. Einige Münzen wi
durch ihren Prägort Bulghar und سوار (eine
jetzt unbekannte, hier aber weiter bestätigte St
auf Bulgharien hin. Zur weiteren Erklär
der Geschichte fand sich in Jakuts großem g
graphischen Wörterbuch eine Stelle aus dem
rühmten Reisenden Ibn-Fozlan, welche der
bald vollständig im Original bekannt zu ma
verheißt. Es folgt daraus, daß der König
ser Bulgharen, nachdem die ersten Versuche
Islam einzuführen ohne dauernde Folgen ge
sen waren, im J. 310 oder 922 n. Chr. d
eine Gesandtschaft nach Bagdad um den
stand des Chalifen bat, und der Islam d
Abgesandte des Chalifen dort so fest gegrün
wurde, daß auch die Münzen des Landes in
bischer Sprache und Art geprägt wurden.

G. H. A.

Zu den politischen Abhandlungen gehört:
Recherches sur le nombre des suicides
de homicides commis en Russie en 1
et 1820 par M. Hermann. Wenn
die Gouvernemens in vier Classen theilt, wo
Selbstentleibungen sehr selten, selten, häufig
sehr häufig sind, so kommen in der ersten E
auf 100000 in acht Gouvernements; in der zw
ten Einer auf 50000 in 13 Gouvernements;
der dritten Einer auf 25000 in 23 Gouve
ments; in der vierten Einer auf 13000 in 9 G
vernements, und zwar die letzte in den versc

densten Climaten und Gegenden; was uns zu dem Resultat zu führen scheint, daß die Ursachen weit häufiger innere als äußere sind. — Des effets d'un papier monnaie déprécié, dont la valeur se relève, par M. Storch. Ausführung des Satzes: daß das Steigen des Papiergeldes nicht weniger ein Uebel sey, als das Sinken; indem bey dem ersteren die Schuldner so viel verlieren, als bey dem letzteren die Gläubiger; angewandt auf Rußland, wo die Versuche die Assignaten steigen zu machen, unter dem jetzigen Ministerio aufgegeben sind, und dadurch das Papiergeld — was das wünschenswürdigste — einen fest stehenden Werth erhalten hat. — De l'état actuel de la population tartare en Tauride par M. Hermann. Die tartarische Bevölkerung der Krimm hat bekanntlich nach der Russischen Occupation durch die Auswanderungen zuerst sehr abgenommen; wiewohl sie nachher wieder im Steigen ist. Im J. 1821 betrug die Zahl der Tartaren 245000, wozu noch 33000 Russen und Cosacken kamen. Vor der Russischen Einnahme schätzte man die Tartaren auf 4 bis 500000. — Vetus inscriptio Graeca inter rudera antiquae urbis Sarai prope Zarizyn ad Wolgam detecta von M. Gräfe. Eine Inschrift die die Stadt Ποτι... (vermuthlich Ποτιδαια) einem Gajus aus Dankbarkeit setzte. Die Inschrift ist sehr verstümmelt. — Calculs statistiques sur la mortalité en Russie parmi la population mâle de religion Grecque depuis 1804 jusqu'à 1814 par M. Herrmann. Diese première partie handelt von der Sterblichkeit der Kinder. Die Tabellen erlauben keinen Auszug.

Hn.

Naumburg.

Quaestionum de Dialectica Plotini ratione fasciculus primus quo specimine historiae philosophiae Alexandrinae a se conscribendae Memoriam anniversariam etc. Scholae provincialis Portensis etc. celebrandam indicit etc. Dr. Car. Henr. Aug. Steinhart, adjunctus regius. Naumburgi. 1829. 58 S. in 4.

Wenn schon überhaupt Gelegenheitsschriften nur einen engen Kreis der Verbreitung haben, so wird diejenige, welche wir hiermit anzeigen, selbst in dem engen Kreise, welchem sie bekannt geworden ist, nur von sehr Wenigen gelesen, oder was sie wohl verdient, studiert worden seyn. Wir müssen gestehen, daß ihr Gegenstand sich nicht zu einer solchen Gelegenheitsschrift eignet, dergleichen ein Schulprogramm ist. Er gehört dem spinösesten Gebiete an, auf welches die Geschichte der Philosophie zurückblickt; er gehört der verachteten und seit dem 18. Jahrhundert als leere Schwärmerey verschrieenen plotinischen Speculation, und zwar hier wiederum der schwersten Seite derselben, dem dialectischen Theile an. Wenn nun die meisten von denen, welche sich eigentlich um einen bestimmten Begriff dieses Gegenstandes bemühen sollten, am schnellsten und leichtesten dadurch mit dem Gegenstande fertig werden, daß sie in das Geschrey des Vorurtheils einstimmen, so fand sich unser Verf. durch ernstere philosophische Geistesrichtung zu tieferer Untersuchung aufgefordert. Er scheute weder Vorurtheil noch Mühe, um seinen Gegenstand in das günstige Licht zu stellen, in welchem ihn schon der geistreiche Kirchenvater Augustinus sah (vergl. S. 30). Hierbey nimmt er eine genaue Kenntniß der Geschichte der griechischen Philoso-

phie in Anspruch, welche er selbst von einem nicht gemeinen Standpuncte aus überschaut. Das Verdienst, welches er sich durch diese gelehrte und mühsame Untersuchung erworben hat, und das große Mißverhältniß zwischen Arbeit und Anerkennung, welches hier ohne Zweifel Statt findet, verpflichtet den Unterzeichneten diejenigen unserer Leser, welchen solche Untersuchungen nahe liegen, auf die Arbeit des Herrn St. aufmerksam zu machen, um so mehr, da dieselbe der Vorläufer einer sehr zu wünschenden Geschichte der Alexandrinischen Philosophie seyn soll, mit welcher der Verf. sich beschäftigt, und welche überhaupt nur unter Voraussetzung einer glücklichen Verbindung von philosophischem und philologischem Wissen geleistet werden kann.

Um die plotinische Dialectik zu schildern legt der Verf. im ersten Kapitel seiner Abhandlung einen Begriff der Dialectik überhaupt zu Grunde. Es ist dieß aber der Begriff der neuesten Philosophie, dessen Uebereinstimmung mit Plato und Aristoteles der Verf. durch einige Andeutungen zu erweisen sucht. Ref. findet hierbey nur das tadelhaft, daß der Verf. sich nicht deutlicher über den Unterschied zwischen der Dialectik als Kunst und Methode und der Dialectik als besonderes, von der Physik und Ethik unterschiedenes Gebiet der Untersuchung (oder als Theil der Philosophie wie es S. 14 heißt) erklärt hat. Beides scheint uns in der Schilderung S. 2 (und auch anderwärts) vermischt zu seyn, indem die Dialectik dort einmal als Vorbereitung zur Philosophie, dann als Gedankenbewegung überhaupt oder philosophische Kunst angesehen wird, und der Mangel einer ausreichenden Erklärnng über beide Bedeutungen hat gewiß manche Dunkelheit in dieser Untersuchung hervorgebracht. Der

Verf. untersucht nun wie sich die Dialectik bis auf Plotin entwickelt habe, und deutet hiermit die Schritte an, welche die griechische Dialectik und Philosophie, mit dem ganzen griechischen Leben fortlaufend, gemacht habe. Er beschreibt das herrschende Vorurtheil, welches alle aus Alexandrien hervorgegangene Philosophie überhaupt für Eklekticismus, oder für ein rohes Gemisch von Wissenschaft und Aberglauben, von Meinungen der Griechen und Barbaren, für einen Zusammenfluß Platonischer und Aristotelischer Dogmen ansieht, und viele von der genauern Forschung über das Plotinische System abgehalten hat. Er spricht seine Ansicht über letzteres in folgenden Worten aus: Plotiniana autem doctrina recepit quidem multa, quae a Platone atque Aristotele erant proposita, sed in unum vivum redegit corpus, et novo junxit vinculo; neque in illa invenimus, quae ex orientali philosophia essent repetenda, cum tota ex Graeci ingenii saeculorumque progressu facillime intelligitur. Nam, etsi excitati erant Ammonius et Plotinus a theologia orientali ad indagandam Dei naturam, dialectice hoc agebant et uti philosophos decebat. Platonicos quidem posteriores, Porphyrium et Jamblichum, nimium indulsisse superstitioni, et, ut divinae veritati suam opponerent, magnam recepisse errorum farraginem constat; sed discesserant illi a Plotini puritate et dialectica vi. Der Verf. deutet ferner an, daß mit dem Verfalle der Freyheit und dem Sinken des griechischen Götterdienstes das lebendigste Bedürfniß des einmal in das intellectuelle Gebiet erhobenen Geistes entstanden sey, sich in eine intelligible Welt zu flüchten, alle Geistesvollkommen-

heit in der einen Idee des höchsten Wesens zu versammeln, und die Aussprüche des göttlichen Plato von dem höchsten Gut, von den Ideen, dem Quell und Princip der Wahrheit erneuernd, das in dem Heiligthum der Seele verborgene innerste Bewußtseyn Gottes zu erklären und zu entfalten. Hinausgehend über die Mannigfaltigkeit der Dinge, von welcher sie ausgegangen war, wendete sich jetzt die griechische Philosophie dem religiösen Gefühle zu, und stellte über alle auf dialectischem Wege erworbene Wahrheit eine intellectuelle Anschauung Gottes, den sie durch Beraubung aller Prädicate zu einem abstracten leblosen Wesen machte, während die aufgehende Sonne der christlichen Religion den lebendigen Gott verkündigte. Hiermit glaubt der Verf. die Höhe und zugleich die Gränze der plotinischen Lehre bezeichnet zu haben. Zugleich wird bemerkt, wie dieselbe eines Theils der damals noch herrschenden peripatetischen Weise (aber nur in Hinsicht des formalen Gebrauchs der Kategorien) so wie der Stoischen (in Hinsicht der ganzen Denkart) entgegengesetzt gewesen sey, andern Theils aber die Träume der Gnostiker und den Aberglauben der Astrologen bekämpft habe. Der Vf. sieht in Plotins Buche gegen die Gnostiker sogar den letzten Kampf der griechischen Philosophie gegen die aus dem Orient hereinbrechende Fluth von Träumen und Fictionen, und findet weder in dessen Schriften noch in seinen Lebensumständen einen Grund anzunehmen, daß ihm die sogenannte Weisheit des Orients genau bekannt gewesen sey. Die sich überall kund gebende vertraute Bekanntschaft des Verfs. mit Plotins Schriften, gewährt zwar ein starkes Zeugniß gegen das Vorurtheil der Gegner Plotin's, indessen glaubt doch Ref., daß der Eifer des

Verfs. für seinen Gegenstand, wie dieß in
chen Fällen zu geschehen pflegt, ihn die S
tenseite desselben minder habe beachten la
Fürs Erste müßte der Verf. eingestehen, da
dem Maaße, wie die griechische Philosophie
die Gränzen des griechischen Gebiets hin
ging und (was seit Alexanders Eroberungen
Orient geschah) eine Weisheit der Gebilde
der Erde zu werden strebte, sie in dem V
die eigenthümliche Farbe und Kraft der gri
schen Nationalität verlieren mußte. Das für
Zeit Plotins unzureichende Resultat der
herigen griechischen Philosophie ließ ein höh
religiöses Bedürfniß empfinden, aber es wa
dieser Unruhe der Zeit die Fähigkeit nicht n
vorhanden, einem solchen Bedürfnisse in der
ren Form des altgriechischen Denkens zu g
gen. Der griechische Geist griff nach den err
benen Schätzen, nach dem Kostbarsten, was g
chische Bildung in der Philosophie erzeugt h
und suchte es nach dem Standpunct seiner
mit enthusiastischem Gefühl zu deuten; und
er den schon aufgelösten griechischen Götterdi
erklärte, indem er die Seele als das Hei
thum aufstellte, aus welchem alle Götter, so
deren Bilder stammen (vergl. S. 29 f.), so
tete er durch Philosophie was ihm schon
enthusiastischen Gefühle gewiß war und wa
über alle Erkenntniß hinaussetzte. Der V
muß dieß auch anerkennen, indem er sagt (p.
et haec est fundamentorum dialecticae P
tinianae imbecillitas; disputat quidem
lectice de plurimis rebus, et prioribus
nibus philosophis luculentius summa no
num genera statuit et veram perspexit sci
tiae naturam, sed cum omnium rer
principium extra mentem posuiss

si voluisset sibi constare, adjicere debebat philosophicam omnem rerum perscrutationem et universam mundi varietatem et totus in dei sensum aliquem innarrabilem sese immergere. — Der Einwurf, daß Plotin die wissenschaftliche Eintheilung der griechischen Philosophie bey der Abfassung seiner Schriften nicht zum Grunde gelegt habe, würde gegen unseres Verfs. Ansicht von Plotin wenig Gewicht haben, da Plotin jenen Unterschied der philosophischen Gebiete sehr wohl kennt, und die Art und Weise, in welcher er, schon im höhern männlichen Alter, über philosophische Gegenstände schrieb, durch das Interesse der jedesmal aufgeworfenen Fragen bestimmt war, übrigens auch Plato eine strenge Absonderung der Art in seinen Schriften nicht beobachtet hatte, worüber sich unser Verf. S. 36 erklärt hat. Bedeutender ist die auch von unserm Verf. anerkannte (S. 16 u. flg.) Dunkelheit und Nachlässigkeit seiner Darstellung, welche theils aus seinem Bestreben, Alles auf das Eine zurückzuführen, theils aus der Lebhaftigkeit seines, oft auf anderes abspringenden Geistes hervorging. Aus letzterm erklärt sich auch der Widerspruch, daß er bald Gott für unerkennbar und unzugänglich hält, bald Philosophie und vornehmlich Dialectik für den Weg zu Gott ansieht.

Doch wir verfolgen den Gang der Abhandlung weiter. S. 14 stellt der Verf. den Begriff der plotinischen Dialectik auf, zufolge dessen dieselbe nicht bloß ein formales Werkzeug der Wahrheit, sondern eine Wissenschaft von realem Gehalt, aus welcher Physik und Ethik die Beweise ihrer Wahrheit schöpfe, seyn soll. (Wie dieß möglich sey, wenn letztere selbständige Untersuchungen seyn sollen, hat der Ver-

fasser nicht angegeben). Von der platonischen und aristotelischen Dialectik unterscheidet der Verfasser die plotinische dadurch, daß letztere die Gewißheit Gottes voraussetze und herabsteigend, oder gleichsam vom Centrum zur Peripherie fortgehend, verfahre (S. 15 ff.).

Es folgt nun im zweyten Kapitel eine Uebersicht der Plotinischen Dialectik. Hier wird der ganze Kreis der, wir wollen sagen metaphysischen Begriffe, deren sich Plotin bediente, durchlaufen und der innere Zusammenhang, in welchem sie bey ihm stehen, aus der freyen und abschweifenden Darstellung herausgehoben; ein eben so mühsames, als gefährliches Geschäft, weil wie der Verf. sich ausdrückt, die Glieder der Dialectik sich in der ganzen Masse seiner Bücher zerstreuet finden, und erst in einen Körper zusammenzufügen sind. Hier nun empfindet man besonders den oben angegebenen Mangel, und der Verfasser hätte sich gerade hier etwas deutlicher erklären sollen, wie die Dialectik mit einem solchen Mangel dialectischer Kunst, oder letztere ohne dialectische Darstellung bestehen könne. Wir können des Raumes wegen hier leider dem Verfasser nicht genauer folgen, welcher uns das Herabsteigen des Plotinischen Denkens von dem Geiste, in welchem das Höchste und Eine geschaut wird, in die Mannigfaltigkeit der Natur, und wiederum das Aufsteigen durch den Geist zu Gott im Umrisse, und zwar auf eine Weise schildert, daß sowohl der rohe Vorwurf des Pantheismus, welcher dem Plotin häufig gemacht worden ist (vergl. S. 22 Note 66), abgewiesen, als auch anderseits (S. 30) angedeutet wird, wie seine mystische Vorstellung Gottes, dem lebendigen Gotte des Christen[illegible] Feld räumen mußte.

Aber der gründliche Untersuchungsgeist des Herrn Verfassers bleibt hierbey nicht stehen; er beginnt nun in einem dritten Kapitel die Hauptbegriffe der dialectischen (metaphysischen) Forschung des Plotin und zwar mit einer genauen und für den Leser sehr belehrenden Berücksichtigung der früheren Begriffsbestimmungen, vornehmlich aber der Lehren des Plato, Aristoteles und der Stoiker, im Einzelnen durchzugehen und zu erläutern. Dem Ref. hat nur zuweilen geschienen, als ob der Verfasser die Resultate der spätern Dialectik in die Aeußerungen des geistreichen Plotin hineintrage.

Die Auseinandersetzung beginnt in diesem Kapitel von dem Urprincipe der Philosophie. Hier wird namentlich gezeigt, in wiefern sich Plotin an den platonischen Parmenides anschließt, und zu diesem Behufe der Zweck und wesentliche Inhalt dieses Dialogs angegeben (S. 31 ff.). Ungeachtet der mystischen Anschauung, welche Plotin über die Philosophie setzt, findet hier unser Verfasser die Forderung der Dialectik in Plotins Spruche τέλος ἅπασιν ἡ ἀρχή angedeutet, und sein dialectisches Verfahren mit Platos Ausspruche Τὸ ἓν οὐδενὸς ἀπολείπεται τῶν ἄλλων γιγνομένων — ἕως ἂν πρὸς τὸ ἔσχατον διελθὸν ὅλον ἓν γένηται in Uebereinstimmung. — Sodann wird Plotins Lehre von Materie und Form, welche Plotin als Elemente der Substanz (οὐσία), der ersten Kategorie, der endlichen Dinge betrachtet, und damit die Lehre von Seyn und Nichtseyn dargestellt (S. 38 unten ff.). Am Schlusse deutet er nur kurz den Fortgang des Plotin zu dem Gegensatz des Eins und des Vielen, und des Endlichen und Unendlichen an, worüber er, wie von den übrigen Kategorien des Plotin, in einer Fortsetzung dieser Abhand-

lung genauer handeln will. Die Gründlichkeit und Tiefe der Untersuchung macht uns das Erscheinen dieser Fortsetzung, so wie des beabsichtigten Werkes, in welchem sich wahrscheinlich durch Anwendung des ausgebildeteren deutschen Idioms manches noch deutlicher herausstellen wird, sehr wünschenswerth.

Wendt.

Cambridge.

Transactions of the Cambridge philosophical Society. Vol. III. Part. I. 341 S. in 4.

Ueber die Abweichung wegen der Kugelgestalt bey Ocularen in Telescopen, von Airy. Die Abweichung wegen der Kugelgestalt bringt im Allgemeinen folgende Wirkungen bey der Betrachtung von Gegenständen hervor. Erstens wird das Object in der Richtung des Radius des Glases ausgedehnt. Sieht man zweytens in der Mitte des Gesichtsfeldes einen Gegenstand deutlich, so muß das Glas dem Objectiv genähert werden, wenn man die näher am Rande liegenden Gegenstände deutlich sehen will. Liegt der Gegenstand weit von der Mitte des Gesichtsfeldes entfernt, so wird derselbe immer verzerrt erscheinen, wie man auch das Ocular stellen mag. Aus den in dieser Abhandlung geführten Untersuchungen leitet nun der Verf. folgende practische Regeln für die Construction der Oculare ab. Ein einzelnes Glas muß der Deutlichkeit wegen auf beiden Seiten gleich convex seyn, doch leidet die Deutlichkeit wenig wenn die dem Objectiv zugekehrte Seite etwas erhabener ist, während hierdurch die Verzerrung etwas gemindert wird. Bey einem doppelten Ocular mit zwey sich berührenden Linsen müssen die Gläser

ıander ähnlich seyn, die Halbmesser ihrer Ober=
ıchen sich wie 1 : 6 verhalten, und die erha=
nern Seiten beider einander zugewendet seyn.
eber die algebraische Bezeichnung von
arrett. Ueber die Störung der Pen=
:l und die Theorie des Echappement
on Airy. Ueber den Druck, welchen ei=
r ebene Platte erleidet, die einem
trom von Luft entgegen gehalten
ird, der aus einer Oeffnung in einer
bene herausfließt, von Robert Willis.
läßt man durch eine Röhre, die sich in einer
enen Platte endigt, in welcher die Oeffnung be=
ıdlich ist, und bringt man eine runde Scheibe
on Kartenpapier oder einer andern passenden Sub=
anz vor die Oeffnung, so wird, so lange die
aftströmung dauert, die Scheibe nicht abgestoßen,
ie man wohl erwarten sollte, sondern angezogen.
diese Erscheinung wurde zufällig zuerst in den
isenwerken von Fourchambault entdeckt, und Des=
mes machte darauf aufmerksam, wie gefährlich
ese sonderbare Eigenschaft, bey dem Ventilen
r Dampfmaschinen von hohem Druck werden
önnte. Hachette brachte dieselbe Wirkung bey ei=
em Wasserstrom hervor. Der Vf. gibt nun in
eser Abhandlung eine Reihe von Versuchen an,
e er in verschiedener Hinsicht abgeändert hat,
m diese Erscheinung vielseitiger zu betrachten, und
erklärt endlich die Anziehung aus einer durch
n Luftstrom hervorgebrachten Verdünung der Luft,
hne sich jedoch auf eine genauere durch den Cal=
ıl unterstützte Theorie einzulassen. Ueber die
Berechnung der Leibrenten und einige
ufgaben aus der Theorie der Wahr=
heinlichkeitsrechnung von Lubbock. Ue=
er die Länge der Sternwarte in Cam=
ridge von Airy. Der Meridianunterschied

zwischen Greenwich und Cambridge wird zu 23″54 gefunden, um so viel Cambridge östlicher liegt. Ueber die Anwendung des von Bode gefundenen empirischen Gesetzes rücksichtlich der Entfernungen der Planeten von der Sonne, auf die Entfernungen der Nebenplaneten von ihren Hauptplaneten von Challis. Der Vf. legt hierbey folgenden Satz zum Grunde. Wenn sich verschiedene kleine Körper um einen viel größern in beynahe kreisförmigen Bahnen bewegen, so befolgen ihre mittlern Entfernungen mit mehr oder weniger Genauigkeit die Progression a, $b + b$, $a + rb$, $a + rb^{2}$ b, ꝛc. Er wendet dieses Gesetz auf die Trabanten des Jupiters, Saturns und Uranus an, und findet dasselbe ziemlich bestätigt, nur schließt er daraus noch daß bey den bis jetzt bekannten sechs Trabanten des Uranus, zwischen dem vierten und fünften noch zwey fehlen, so wie zwischen dem fünften und sechsten noch einer, so daß Uranus im Ganzen neun Trabanten haben solle. — Ueber den Brennpunct eines Kegelschnitts von Pierre Morton. — Mathematische Auseinandersetzung einiger Lehren aus der Nationalöconomie von Whewell. — Ueber die Vergleichung verschiedener Tabellen der Leibrenten von Lubbock. — Ueber die Vocale, und die Orgelpfeifen mit Rohrwerk von Willis. Der Vf. erwähnt zuerst die Bemühungen früherer Akustiker um Töne durch verschiedene Einrichtungen hervorzubringen, die denen der menschlichen Sprachorgane ähnlich sind, und beschreibt hierauf seine eigene Versuche über die Darstellung der Vocale vermittelst der Orgelpfeifen, dadurch daß die bewegte Luft in Oeffnungen von verschiedener Größe und Form in Röhren von unterschiedener Länge eindringt. — Ueber die Theorie der kleinen schwingenden Bewegungen elastischer Flüssigkeiten von Challis.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

21. Stück.
Den 6. Februar 1832.

Leipzig.

Europäische Sittengeschichte, vom Ursprunge der volksthümlichen Gestaltungen bis auf unsere Zeit, von W. Wachsmuth, Prof. d. Gesch. in Leipzig, Ritter vom Dannenbrog. Erster Theil, bis zum Verfall des Karolingischen Reichs. 1831. X und 341 S. in 8.

Es wäre gewiß überflüssig die Wichtigkeit des Gegenstandes beweisen zu wollen, dem dieses Werk gewidmet ist. Es heißt nicht weniger, als die Weltgeschichte von einer neuen Seite darstellen. Denn wenn gleich in unsern Weltgeschichten, deren jede Messe uns ein halbes Dutzend bringt, — denn die Geschichte eines einzelnen Staats zu schreiben ist noch immer sehr schwer, aber eine Weltgeschichte eine wahre Kleinigkeit — auch von den Sitten zuweilen die Rede ist, so weiß man doch, daß dieses nur gleichsam anhangsweise geschieht. Auch hat der Vf. sich nicht,

wie es der Titel sagt, bloß auf Europa beschrän
denn dieser erste Theil umfaßt auch den Orie
in dem angegebenen Zeitraum. Mit Recht ne
nen wir es also eine Weltgeschichte in dem l
merkten Sinn, von einer bestimmten Seite a
gefaßt. Daß aber eine solche zweckmäßig dur
geführt auch die politische Geschichte in eine
hellern Lichte erscheinen läßt, fällt von selbst
die Augen. Bey der Wichtigkeit werden al
auch die Schwierigkeiten des Unternehmens lei
einleuchten. Diese Schwierigkeiten liegen theils
dem umfassenden Begriff von Sitten, theils in d
Quellen und ihrem Gebrauch. Der Begriff v
Sitten beschränkt sich zunächst auf das Privat
ben, und die Einrichtungen desselben. Aber du
wie viele und verschiedenartige Ursachen wi
nicht dieses bestimmt? Die natürlichen An
gen, die daraus hervorgehende Denk- und Ha
delsweise, überhaupt der Character einer Nati
machen die Grundlage aus; allein wirken ni
äußere Ursachen, das Local des Landes, das C
ma, die dadurch bestimmt werdenden Beschäf
gungen, und nicht auch die Verfassung, Gese
und Art der Verwaltung darauf ein? Es wi
also schon seine Schwierigkeiten haben, hier i
mer die Grenzen zu bestimmen, innerhalb w
cher der Geschichtschreiber sich zu halten hat. U
daraus ergibt sich auch von selbst, welche Schw
rigkeiten in der Auswahl und dem Gebrauch l
Quellen liegen. Denn in der That die Men
und Mannigfaltigkeit von diesen ist so groß, d
man beynahe fragen könnte, was denn von A
lem was uns über ein Volk berichtet wird, ni
als Quelle, sey es mittelbare oder unmitt
bare, betrachtet werden könne? Wir glaub
hierauf aufmerksam machen zu müssen, da

ne billige Beurtheilung des Verfs. ohne dieses nicht wohl möglich wäre. Aber wir müssen auch hinzusetzen daß der Verf. sich die Schwierigkeiten, mit denen er zu kämpfen hat, keineswegs verbarg, oder sie zu gering ansah. Er hat sich selber in der Vorrede darüber hinreichend erklärt; auf welche wir die Leser verweisen können.

Das Alterthum lag nicht in seinem ganzen Umfange, aber doch als nothwendiges Anknüpfungs-Glied, in dem Gesichtskreise des Verfs. Deshalb ist das erste Buch, das sich damit beschäftigt auch nur überschrieben: Ueberblick der Europäischen Sittengeschichte im Alterthum. Daher, nach einer kurzen geographischen Ansicht Europas, die Griechen — ihre nördlichen Nachbaren die Macedonier u. a. — die Kelten — die Iberer — die Italischen Völker außer den Römern — die Römer im Freystaat und im Kaiserstaat, bis zur Herrschaft des Christenthums. — Sehr richtig setzt der Verf. das Gemeinsame des Griechischen Characters, wie auch schon andere vor ihm, in der Verbindung des Politischen und des Aesthetischen. Bey ihren nördlichen Nachbaren dagegen herrscht bey roher Kraft die Völlerey vor. Als eigentliche Heimath der Kelten ist Gallien anzusehen, und Aehnlichkeit des Volksthums der alten Gallier und Franzosen, ist unverkennbar. Man erinnere sich nur an Cäsars Schilderungen. Das Aufblühen der Cultur bey den Galliern, sagt der Verf., war nicht aus eigenem heimischen Keime und durch innere Triebkraft erfolgt. Er sieht die Massilioten als ihre Lehrer an. Aber das Institut der Druiden, an dem die Cultur der Nation vorzugsweise hing, war doch national? — Eine Verwandtschaft der Iberer mit Africanischen Stämmen läßt sich al-

lerdings durchaus nicht nachweisen. Unsers Erachtens sind die Iberer und neuen Spanier sich so gleich geblieben als Kelten und Franzosen. Man vergleiche ihre alten und neuesten Kriege. Die Etrusker hält der Vf. für das gebildetste Volk Italiens und des gesammten Europäischen Abendlandes in der vorrömischen Zeit. — Ausführlicher ist die Untersuchung über die Römer. Auch der Verf. erkennt die Schwierigkeit der Frage: wodurch denn gerade dieses Volk eine so große Rolle gespielt habe? Er findet eine Hauptursache darin, daß es schon durch seine erste Bildung sich in Gegensatz mit den andern Völkern gesetzt habe. Allerdings gibt das bekannte Wort: Kraft wächst nur durch Kampf, den Schlüssel zu der werdenden Größe Roms; aber doch wohl nicht allein. Die strenge häusliche Zucht that auch das ihrige; und wie entstand diese? Die Untersuchung über das Kaiserreich bildet nun den Uebergang zu dem zweyten Buche, überschrieben: das germanisch-arabische Zeitalter. So werden also die beiden weltherrschenden Völker in Parallele gesetzt; am ausführlichsten natürlich von dem ersten. Das Ganze reicht vom Auftritt der Deutschen, bis zum Verfall des Carolingischen Reichs. Es zerfällt in elf Abschnitte. Der erste: die Deutschen in ihrer Heimath. Das nördliche Deutschland von Batavien bis Ostpreußen muß als das eigentliche Mutterland der Deutschen angesehen werden, denn in dem südlichen wohnten zum Theil Kelten. Die Sitte und der Character des Volks wird meist nach Tacitus geschildert. Der zweyte: die Deutschen als Staatengründer im Römerreiche. Also die Völkerwanderung, als deren erster Anstoß die Gothen zu betrachten sind; demnächst

die Hunnen rc. Wenn der Volks=Character sich nicht veredelte, sondern verschlimmerte, so muß man den ersten Grund in den Raubzügen und der Söldnerey suchen, die mehrere Jahrhunderte dem Umsturz des Römischen Reichs vorausgingen. Dennoch verlor sich nicht Alles. Daher im dritten Abschnitt das Heimische in der Staatsordnung der deutschen Völker. In diesem und dem folgenden: Beneficienwesen und Fürstenthum, werden die Gesetzsammlungen die Hauptquellen; daß neben ihnen J. Grimm und Eichhorn benutzt sind, brauchen wir nicht erst zu sagen. Im fünften: die christliche Kirche im Abendlande, und nach der Untersuchung der einzelnen im folgenden: die Wirkungen von beiden, des Beneficienwesens, des Fürsten= und Kirchenthums, auf das germanische Staatswesen. Wir rechnen diesen Abschnitt zu den vorzüglichsten; aber eines Auszugs ist er nicht fähig. Der siebente: die Carolinger und das Frankenreich; und die Fortsetzung im achten: Das Volksthum in den deutschen Staaten des Abendlandes insgesammt von ihrer Gründung bis zum Verfall des großen Frankenreichs. Die Frage: wie das Deutsche und das Romanische sich verschmolzen und gegen einander verhielten, ist hier die wichtigste. Der Verf. beantwortet sie aus der Geschichte der Sprache, da in den eroberten Ländern, mit Ausnahme Britanniens, die Romanische das Uebergewicht erhielt. Freylich in sofern das natürlichste, da sie die gebildetere Sprache war; — konnten doch auch die Römer die ihrige nicht in die Griechenwelt einführen; — doch glauben wir auch darin einen Beweis zu sehen, daß die Zahl der eindringenden Eroberer im Verhältniß gegen die alten Einwohner nur

[illegible] die große [illegible] des [illegible] in ihrem ganzen Umfange aufzuklären, [illegible] nicht in dem Plan des Werks liegen. Der eilfte und letzte Abschnitt handelt von den slavischen Völkern. Die Frage über die Abkunft der Slaven wagt der Verf. nicht entscheidend zu beantworten; als ihre Ursitze muß man die Länder des jetzigen Rußlands und Polens betrachten. Das von ihm mit Auszeichnung erwähnte Werk: Schaffarik Geschichte der Slavischen Sprache und Literatur, Ofen 1826, ist uns nicht zu Händen gekommen.

Wir glauben genug gesagt zu haben, um unsere Leser auf dieses Werk aufmerksam zu machen, dessen Interesse, der Natur der Dinge gemäß, mit dem Fortgange auch steigen muß. Nach der eigenen Bemerkung des Verfassers ist dieser erste Band nur als Vorbereitung zu der weitern Folge anzusehen, welche in der ersten Hauptabtheilung bis zu der Reformation; in dieser von da bis auf die neueste Zeit, in drey Abschnitten gehen soll. Ein wei-

Feld liegt also noch vor ihm. Möge es ihm er an Kraft noch an Muße fehlen, dasselbe bearbeiten!

Der Fleiß desselben Verfassers beschenkte uns einem zweyten Werk, bey dessen Ankündi- ig wir uns kürzer werden fassen können: Historische Darstellungen aus der schichte der neuern Zeit, von W. achsmuth. Erster Theil: aus der Re- nationsgeschichte. VI und 326 Seiten. Zwey- Theil: meistens aus dem siebenzehnten Jahr- idert. 322 Seiten in Octav. 1831. — Sie standen aus Vorlesungen, die der Verfasser ils in seinem academischen Hörsaal, theils in ildeten Familiencirkeln zu halten veranlaßt rd. Ihr Inhalt im Allgemeinen wird schon ch den Titel angezeigt. In einem Werke er Art erwartet man nicht neue Forschungen, r treue und lebendige Darstellung des schon kannten. Dieß werden die Leser auch nicht in vermissen, und wir glauben daher das- e besonders solchen Lesecirkeln empfehlen zu nen, die für etwas Höheres und Edleres, jämmerliche Romanen- und Novellen-Lectüre an haben.

Hn.

Paris.

Bey Dondey-Dupré, 1831: Mémoire sur igine et la propagation de la doctrine Tao, fondée par Lao-Tseu; traduit du inois, et accompagné d'un commentaire é des livres sanscrits et du Tao-te- ig de Lao-Tseu, établissant la confor-

mité de certaines opinions philosophiqu
de la Chine et de l'Inde, avec un dess
chinois; suivi de deux Oupanishads d
Védas, avec le texte sanscrit et persa
Par M. G. Pauthier. VIII und 77 S
ten in gr. 8.

Dieser lange Titel zeigt hinlänglich den I
halt und Zweck der kleinen Schrift. Daß d
eine der drey in Sina herrschenden Religione
die bis jetzt wenig bekannte des Lao-tsö, ein
fremden und zwar indischen Ursprung habe u
eine Vorläuferin des Buddhismus gewesen se
ist zwar eine Muthmaßung, für die sich ma
ches sagen läßt, und die auf anderm We
neuerdings von Bochinger in seiner franzö
schen Schrift über das indische Einsiedlerleb
vorgebracht ist: aber ob der Verfasser obig
Schrift sie auf richtigem Wege bewiesen hab
scheint sehr zweifelhaft. Auf bloße Etymol
gien und Uebersetzungen einzelner oft nicht ei
mal ganz verstandener Stellen aus sinesisch
(s. Journ. asiat. Juin 1831) und indisch
Büchern läßt sich wenig sicheres bauen. W
wenig das Sanskrit verstanden ist, zeigt ei
nicht sehr schwere und doch zweymahl mißve
standene Stelle (p. 34 und 54 v. 4 wo st
des nichtigen vâk'ân- vâk'â na zu trennen i
deutlich genug. — Die zwey Upanischads a
dem Sama- und Jag'ur-Veda, denen die v
Anquetil übersetzte neupersische Erklärung na
zwey Handschriften angehängt ist, hat der Ve
fasser aus einer in Europa sehr seltenen Schri
des berühmten Brahminen Ram-Mahun-Ro
worin sie 1817 zu Calcutta gedruckt sind.

G. H. A. E.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

22. 23. Stück.
Den 9. Februar 1832.

Bremen.

Beyträge zur Förderung des Gemeinsinns und republicanischen Staatslebens. In zwanglosen Heften. herausgegeben von Johann Smidt, Bürgermeister der freyen Hansestadt Bremen. Erstes Heft. 1831. 263 Seiten in 8.

Diese neue Zeitschrift ist zunächst für die deutschen freyen Städte bestimmt, und hat den rühmlichen Zweck, wie der Herausgeber in dem Vorwort ihn bestimmt, sich über öffentliche Gegenstände zu verständigen, da in einer so bewegten Zeit wie die gegenwärtige, das Bedürfniß einer Verständigung oft so fühlbar wird. Man wird dieß nicht für überflüssig halten, wenn man sieht wie schwankend in der practischen Politik selbst die Anwendung der ersten politischen Elementarbegriffe, wie vom Zweck der Staaten, von Volkssouveränität, von dem Wesen und dem Unterschiede monarchischer und republicanischer

Verfassungen noch ist. Dieses erste Heft enthält 7 Aufsätze, von denen gleich die beiden ersten: I. Fragmentarische Andeutungen zur Erörterung der Begriffe von Volkssouveränität und göttlichem Recht, vom Herausgeber; und II. Ueber die Elemente und Organe des Staats und die vernunftmäßige Bedeutung einer repräsentativen Verfassung vom Senator Horn in Bremen, die genauere Bestimmung solcher Begriffe zum Zweck haben. Der erste ist wegen seiner fragmentarischen Form keines Auszugs fähig. Wenn mit Recht Land und Volk als die nothwendigen Bestandtheile eines Staats angegeben werden, so glaubt Ref. daß auch das Verhältniß in welchem beide stehen, nämlich Landeigenthum der Einzelnen, und darauf gegründete feste Wohnsitze hinzugefügt werden müssen, wenn von einem Staat im practischen Sinne die Rede seyn soll; denn dadurch bestimmt sich die Grenzlinie zwischen Stammverfassung und Staatsverfassung. Will man diese nicht annehmen, so muß man auch zugeben daß umherziehende Horden einen Staat bilden. Der Verf. des zweyten Aufsatzes geht von der Bestimmung des Zwecks der Staaten aus, und führt die verschiedenen Meinungen darüber an. Mit Recht wird der Staat als eine moralische Person betrachtet, die als solche einen Gesammtwillen, und dieser ein Organ haben muß. Die große Schwierigkeit ist nur dieß Organ zu finden, da wir keine Orakel mehr haben. Gern möchten wir die freye Presse dafür anerkennen, wenn — doch diese 'Wenn' mögen die Leser sich selber supplieren. 'Das stets fungierende Organ des Gesammtwillens, sagt der Verf., ist die Regierung, als Re-

präsentant des Staats nach innen und außen. Da es aber doch leicht seyn könnte, daß sie nicht das Organ des wirklichen Gesammtwillens immer wäre, so muß ihr noch ein Mitorgan des Gesammtwillens beygesellt werden, was nur in Zwischenräumen fungieren muß'; welches denn auf das Bedürfniß von ständischer und repräsentativer Verfassung führt. Freylich wohl! Wäre man denn nur wieder sicher, daß bey entstandener Differenz dieses Mitorgan das wahre Organ sey? Die Völker sind zwar, wie wir berichtet werden, jetzt mündig geworden. Bekanntlich aber wächst der Weisheitszahn nicht immer sogleich mit der Mündigkeit. — Die Staatszwecke sind theils materielle, theils geistige. Von beiden wird dann einzeln gehandelt; und viel beachtungswerthes darüber gesagt. III. Etwas über Volksfeste und öffentliche Reden an das Volk, in besonderer Beziehung auf eine Bremische Sitte, vom Herausgeber. — Diese Sitte ist die feyerliche Begleitung bey der Aufschwörung eines neugewählten Rathsherrn, durch theilnehmende Freunde, Bekannte und Bürger. Eine schöne und ehrwürdige Sitte, da sie aus der Theilnahme am öffentlichen Wohl hervorgeht. Es ist das deducere domum der Römer. Die beiden folgenden Aufsätze IV. und V. sind Reden von dem Herausgeber bey Einführung neuer Bürgermeister gehalten: über den Beruf zur Regierung in einem Freystaat, und über republicanische Undankbarkeit. Gewiß zwey sehr passende Gegenstände, und trefflich ausgeführt. VI. Was hat es in der Hamburgischen Verfassung für eine Bewandniß mit der, zur gänzlichen Abhülfe der zwischen dem Senat und

der erbgesessenen Bürgerschaft streitigen Puncte, und deren unwiderruflichen Entscheidung angeordneten Deputation? Vom Bürgermeister Bartels in Hamburg. Die Frage wird historisch und publicistisch behandelt. Der Verf. erklärt sich gegen eine solche dictatorische Entscheidung einer Deputation. Mit Recht wünscht er, daß dieselbe einer weitern Erörterung unterworfen werden möge. VII. Aphoristische Andeutungen über die Cholera; von dem Herausgeber.

Diese Schrift erinnert uns an eine andere, gleichfalls in Bremen erscheinende Zeitschrift, welche beide einen rühmlichen Beweis der in dieser Handelsstadt auch herrschenden literarischen Thätigkeit geben, worin sie ihre Schwesterstädte wohl übertreffen möchte: Bremisches Magazin. In Verbindung mit Mehreren herausgegeben von Dr. Ferd. Donandt, wovon das siebente Heft des ersten Jahrgangs bereits vor uns liegt. Wir kündigten das erste Heft ermunternd an (G. g. A. 1831. S. 703) und wenn wir gleich die folgenden nicht einzeln anführen konnten, so machen wir doch gern mit diesem siebenten eine Ausnahme, da es einem wichtigen, auswärts aber noch zu wenig bekannten, Gegenstande gewidmet ist; denn das Ganze enthält nur Eine Abhandlung: Ueber die Anlage von Bremerhaven, von Dr. J. H. W. Smidt. Bekanntlich kam zwischen Hannover und der Stadt Bremen im Jahre 1827 Jan. 11. ein Vergleich zu Stande, durch den letzterer an der Mündung der Weser bey dem Einfluß der Geeste ein Local zu der Anlage eines Hafens überlassen ward, der seitdem mit

.tenden Kosten in Stand gesetzt ist; an der=
ı Stelle wo man auf unsern Charten, selbst
ıeuern, einen Ort Carlsburg findet, der
ristiert hat. (Es war nämlich in der Schwe=
n Periode unter Carl XI. das Project hier
Burg anzulegen; es ward aber nur eine
nze aufgeworfen, wovon Ref. sich erinnert
tnabe noch die Spuren gesehen zu haben.)
Untiefen der Weser erlauben es bekanntlich
, daß die Seeschiffe bis zu der Stadt, und
rößeren selbst nicht einmal beladen bis zu
ı Hafen Vegesack heraufkommen. Daß also
solcher Hafen für Bremen noch in einem
n Grade Bedürfniß ist, als Cookshafen und
üttel für Hamburg, leuchtet von selber ein.
)er vorliegenden Schrift des Herrn Dr.
idt ist die Frage indeß nicht aus dem hi=
hen, sondern dem politisch=mercantilischen
)tspunct behandelt, um zu zeigen daß es
ine Handelsstadt, welche wie Bremen an
größern Welthandel, namentlich an dem
icanischen, einen so bedeutenden Antheil
ıt, Bedürfniß; für Hannover vortheilhaft;
für Oldenburg keineswegs nachtheilig ist.
Alles wird überzeugend dargethan. Wenn
vir hören in Bremen auch eine Gegenpar=
ıut geworden ist; so hat dieses wohl seinen
en Grud darin, daß die Kosten, wie in sol=
Fällen gewöhnlich, weit über den Anschlag
sgingen. Hauptsächlich aber, weil der volle
n sich erst dann zeigen wird, wenn durch
Vollendung einer Kunststraße, oder selbst die
ıe einer Eisenbahn, die Leichtigkeit des Trans=
und der Communication zwischen der Stadt
hrem Hafen bewirkt seyn wird.

Hn.

Hannover.

In der Hahnschen Hofbuchhandlung, 1831: Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde zur Beförderung der (unter dem Titel: Monumenta Germaniae historica nunmehro schon in zwey Foliobänden glücklich vorgeschrittenen) Gesammtausgabe der Quellenschriften deutscher Geschichten des Mittelalters von G. H. Pertz, Archiv-Rath und Bibliothecar zu Hannover. Sechsten Bandes erstes bis viertes Heft. 624 S. in 8.

Schon seit dem vorigen, die italiänischen Forschungen des Herausgebers enthaltenden Bande dieses Archivs, welches nicht bloß über die Vorarbeiten und Schwierigkeiten der Herausgabe des oben genannten Werkes, sondern überhaupt über den erstaunlichen, ganz eigenthümlichen Fleiß und die treffliche Umsicht deutscher Gelehrten Kunde gibt, mußte man bemerken, wie sehr die Redaction unter den gewandten Händen des gegenwärtigen Herausgebers gewann. Auch hier ist ein großer Theil der archivalischen Nachrichten und Bemerkungen vom Herausgeber; ihm zur Seite stehen so viele andere treffliche Mitarbeiter, welche, in Betrachtung dessen, was schon geleistet worden ist (s. S. 294 ff. das Verzeichniß der wirklich vorbereiteten Leistungen) und unter einer höchst billigen vaterländischen Voraussetzung (für 10 Jahre hindurch einer durch freywillige Beyträge und Actien herbeyzuschaffenden jährlichen Einnahme von etwa 5000 Thalern) den Fortgang des großen Unternehmens hinlänglich verbürgen. Folgendes ist die Uebersicht der in diesem Bande enthaltenen archiva-

lischen und bibliothecarischen Berichte, notabene über Handschriften, welche zur ältern deutschen Geschichtskunde gehören. I. Ebert über die Handschriften zu Wolfenbüttel. Probe eines reichen Schatzes (so viel der unermüdliche Verf. während einer zweyjährigen Verwaltung durchforschen konnte); besonders wird auf die von Helmstädt herrührenden Handschriften, die noch wenig benutzt zu seyn scheinen, aufmerksam gemacht. Interessant war uns die Notiz aus einem alten bis zum Jahre 1245 reichenden Annalisten, daß bey Gelegenheit der Canonisation der heil. Elisabeth zu Marburg, welcher Kaiser Friedrich II. mit dem Erzbischof von Mainz (Siegfried III. vom Hause Eppenstein) im Jahre 1236 beywohnte, der folgenreiche Streit zwischen diesen Fürsten sich entsponnen habe (S. 10). II. Dr. Troß in Hamm über gräflich Plettenbergische Handschriften zu Nordkirchen. Diese meistens zur westphälischen Geschichte dienlichen Handschriften (wir bemerken die zur alten Beschreibung der Hildesheimer Fehde gehörigen Kriegslieder als Beyträge zur Lyrik der ersten Hälfte des 16ten Jahrhunderts) enthalten Ferdinands von Fürstenberg Nachlaß und Maltinckrodts für verloren geachtete collectanea. III. Jäck über Bambergische Handschriften (besonders zur Geschichte des Hochstifts Bamberg, so wie der Abtey Michelsberg) mit genauen, ausführlichen Beschreibungen, auch treuen und schönen Schriftmustern, welche zum Theil den monumentis einverleibt werden sollen. IV. Uckert, über Handschriften der herzoglich Gothaischen Bibliothek. Auszeichnungswerth sind die von Pertz jetzt benutzten Capitula regum Francorum ab Ansegiso collecta und die wahr-

scheinlich von deutschen Notarien an Ort und Stelle verzeichneten, von Hardt benützten Acta concilii Constantiensis; das, so viel wir uns erinnern, ziemlich unleserlich geschriebene und mit Zusätzen verbrämte Manuscript von Chr. Schlegel historia Abbatia Hersfeldensis (von 736 bis 1680) verdiente von einem neuen Bearbeiter der Hersfeldischen Geschichte wenigstens nicht übergangen zu werden. Ob unter dem 'Leben L. Hermanns und der heil. Elisabeth in Reimen' mehr als die gewöhnlichen Elisabethischen Legenden enthalten sey, wissen wir nicht. V. u. VI. Stenzel, über Breslauische Handschriften. Darunter ein Cassiodorus und Jornandes und unter dem Titel: Collectanea variarum epistolarum ad hist. saec. XIII. spectantium die Briefe der damaligen Kaiser und Fürsten an italiänische Städte u. s. w. VII. Der Herausgeber über Wiener Handschriften. Das Haus-Hof- und Staatsarchiv enthält viele österreichische und benachbarte, auch italiänische diplomata und Chroniken, aber wie es scheint unter den Reichssachen nicht viel vor Ruprecht oder vor dem Jahre 1400. VIII. Kowachich von Schenkwitz, über Ungarische Handschriften. Wir bemerken nur die S. 138 jedoch ohne nähere Nachweisung angeführte historia Wallensteinii ducis exercitus Caesarei sed illi infidelis et demum vita privati Germanici. IX. Der Herausgeber, über Pesther Handschriften im Museo des Herrn Niclas von Lankowich. Ein ungewöhnlich reicher Schatz, außer 2 merkwürdigen Handschriften von P. Orosius und P. Diaconus eine bedeutende Sammlung von Oesterreichischen, Salzburgischen und besonders Nürnbergischen Chroniken, zugleich Urkunden und

Briefsammlungen zur Geschichte der vornehmsten Familien der ehemaligen freyen Reichsstadt Nürnberg. X. Muchar, über Steyermarkische Handschriften (zu Admont.) Legenden, vitae sanctorum ꝛc. XI. Des Herausgebers nachträgliche Bemerkungen über Handschriften Oesterreichischer Stifter (Archiv III. 566. 567). Eine interessante annalistische und diplomatarische Nachlese aus den Stiftern Heiligenkreuz, Lilienfeld, Neuburg, Gottwich, Mölck, Seidenstetten und Kremsmünster. XII. Der Herausgeber über Göttingische Universitätshandschriften. Darunter ein Lambert von Aschaffenburg (richtiger von Hersfeld) den Herr Bibliothekar Dr. Hesse zur Ausgabe benutzt und aus Köhlers Nachlaß ein von Dr. Lappenberg benutzter apparatus ad edendum Helmoldum. XIII. Der Herausgeber über Casselsche Handschriften (der nunmehrigen Landesbibliothek). Unter denselben ein aus Kaufungen, der Stiftung Kaiser Heinrichs des Heiligen und der heil. Kunigunde stammendes, unstreitig vom Kaiser selbst gebrauchtes Gebetbuch; die Abdinghofer Abschrift der vita Meinwerci episcopi Paderbornensis und ein Neocorus (Dithmarsche Chronik) zu dessen Vergleichung mit der von Dahlmann herausgegebenen Handschrift wir den Anfang hersetzen: 'Ingangk. Man begehret v. wünschet itz vorgewens ene ruhme lange tydt her Olde schrifftliche Uhrkunde und Antiqteten uth welcken man sick der Ankunfft v. Nahmens der Dithmarschen grundlich, eigentlich v. wahrhafftig erkundigen möge. Den ock offt men schon lange und flitig darna gesöcht hefft men doch so gar weinig gefunden darup man gewisse berowen möchte dat men ock nicht enmahl der Sachssen ankunfft und Nahmen egent-

lich erforschet.' XIV. Der Herausgeber, über Hallische Handschriften (der Bibliothek). Wenig; dagegen enthält die Bibliothek des Waisenhauses eine für die Herausgabe nunmehr abgeschriebene schöne Handschrift der vita St. Annonis archiepiscopi. XV. Der Herausgeber, über Leipziger Handschriften der Rathsbibliothek. Eine bedeutende Sammlung, Chroniken, Gesetze und Briefe des Mittelalters bis zu den Zeiten des Kaisers Sigismund enthaltend (S. 211 Chronik der Bischöfe von Trier. Da diese bis zur Wahl Landgraf Hermanns von Hessen (1480) reicht, und dieser Landgr. Herrmann Erzbischof von Cölln war, so scheint hier ein Irrthum obzuwalten). XVI. Der Herausgeber, über Leipziger Handschriften der Universitäts-Bibliothek (Meistens Auszüge aus Eberts Katalogen, da die Oeffnungszeit der Bibliothek dem Herausgeber im Jahre 1825 allzusehr beschränkt war). Dem Inhalt und Werth nach kann diese Sammlung, aus der Mencken schon Mehreres benutzt hat, der vorigen gleichgesetzt werden. XVII. Dresdener Handschriften des dortigen geheimen Archivs (mitgetheilt durch den Bundestags-Gesandten Freyherrn von Manteuffel und mit den Bemerkungen des Herausgebers versehen, welcher 1825 mehrere dieser Handschriften selbst untersucht hat). Darunter ein von Ebert verglichener Wittechind und ein von Dr. Hesse zur Herausgabe benutzter Lambert; Meißnische und Thüringische Chroniken, welche schon Mencken herausgegeben oder benutzt hat; außerdem eine mit dem Namen des Verfs. von Reppe unterschriebene Reimchronik deutscher Kaiser und Könige mit dem Schluß: 'da starb der Lodewig von Beygern wenn er von eynem pferde seinen

Hals brach.' XVIII. Dr. Lappenberg, über Hamburger Handschriften (der Stadtbibliothek). Eine ehrenwerthe Sammlung für deutsche Geschichte; darunter eine Handschrift der sogenannten römischen Chronik (Sassen-Chronik), welche einige vorzüglich Oesterreich betreffende Einschaltungen enthält, so wie eine zierliche Handschrift der von Pez script. rer. Austr. T. I. unter dem Namen Hagens herausgegebenen Chronik des Landes Oesterreich; eine bedeutende Anzahl von Thüringischen und Hessischen Chroniken (aus Uffenbachs Sammlung). XIX. Handschriften der Sammlung des Grafen Romanzow. Sieben die Geschichte von Liefland, Bremen, Ostfriesland und Preußen betreffende Handschriften, darunter ein Exemplar von Lindenblatt's Jahrbücher, welches die Herausgeber zu Königsberg (von Voigt und Schubert) für verloren geachtet. XX. Nachricht über die beiden ersten Bände der Monumenta vom Herausgeber. (Enthält die ausführlichen Selbstanzeigen desselben in den Göttinger Blättern von 1826 und 1830). XXI. Bericht der Gesellschaft über den Stand ihrer Arbeiten 1830. Aus demselben geht das erstaunenswerthe Resultat hervor, daß durch Abschriften, Vergleichung und sonstige Benutzung der vorgefundenen Handschriften vorbereitet sind:

I. Geschichtschreiber 95 Stück.

II. Gesetze (capitularia u. s. w.) 21.

III. Ein möglichst vollständiges Verzeichniß von deutschen Königs- und Kaiser-Urkunden aus gedruckten und ungedruckten Hülfsmitteln von Dr. Böhmer in Frankfurt.

IV. Briefe, 37 Sammlungen.

V. Alterthümer (breviaria, traditiones, n
crologia, carmina, itineraria, Ku
u. s. w.) 23 Stück.

Noch folgen 24 archivalische Berichte und A
handlungen, sowohl Vorbereitungen zu den M
numentis Germaniae, als für sich bestehe
paläographische und literarische Beyträge zur
teren Geschichtskunde unsers Vaterlandes,
denen wir nur bemerken, daß sowohl der Z
als dem Inhalt nach die Beyträge des Hamb
gischen Archivars Herrn Dr. Lappenberg
auszeichnen. Kl.

Leipzig.

Bey Barth: Untersuchungen über d
Bestandtheile, Natur und wissenscha
liche Stellung des Pandectenrecht
nebst einem Grundrisse zu Vorlesungen über d
Obligationenrecht, nach practisch gültigen Grun
sätzen. Von Dr. Emil Ferdinand Vogel, P
vatdoc. d. R. u. d. Philos. an der Universi
zu Leipzig. 1831. XXIV und 371 S. Octav.

Zufolge der genauern wissenschaftlichen Dur
forschung des Römischen Rechts, so wie in B
zug auf die tiefere geschichtliche Begründung d
rein deutschen Rechtssätze, scheinen sich jetzt f
alle unsere Rechtslehrer dafür entschieden zu h
ben, daß man bey der systematischen Entwick
lung der Rechtstheorie, das Materiale der e
genthümlich römischen Jurisprudenz von de
Inbegriffe der nationalen deutschen Rechtsgrun
sätze absondern müsse. Nur darüber sind d
Stimmen noch sehr getheilt, auf welche Wei
dieses Verfahren in Bezug auf das sogenann
Pandectenrecht, in seiner Bedeutung als pra

tisch gültiges Civilrecht anzuordnen sey, und welche wesentliche Modificationen es erleiden müsse. Diesen Streit möglichst auszugleichen ist der Zweck der ersten Hälfte des vorliegenden Buchs. Nachdem der Verf. im Abschn. I. über die verschiedenen Ansichten, namentlich der neuern Rechtslehrer über den Begriff des Pandectenrechts literarhistorisch aufgezählt, und den Einfluß der wechselseitigen Berührungen zwischen dem rein deutschen Privatrechte und dem practischen Civilrechte auf die Schwierigkeiten der Begriffsbestimmung des Pandectenrechts nachgewiesen hat, characterisiert er zuerst den Rechtszustand von Deutschland zu der Zeit, als die Begünstigung des römischen Rechts daselbst immer allgemeiner wurde, und zeigt sodann, wie durch den Einfluß des canonischen Rechts auf jenen Rechtszustand, durch die Begünstigung der fremden Rechte durch die deutschen Reichsgesetze, und den Einfluß des in den deutschen Gerichten vorwaltenden Gerichtsgebrauchs, zwar das römische Recht an und für sich, aber doch nur unter den, durch jene Einflüsse hervorgebrachten Modificationen, als practisch gültiges Civilrecht sich geltend gemacht habe. Er bestimmt daher den Begriff des Pandectenrechts dahin, daß dasselbe der Inbegriff derjenigen allgemeinen, in ganz Deutschland geltenden privatrechtlichen Grundsätze sey, welche zunächst aus dem daselbst recipierten römischen Rechte entlehnt sind, in der Anwendung aber durch den Einfluß des canonischen Rechts, der deutschen Reichsgesetze und des Gerichtsgebrauchs wesentlich modificiert werden. Daneben erkennt er aber, in Bezug auf das Verhältniß der reindeutschen Rechte zu dem solchergestalt recipierten römischen, ein dop-

V. Alterthümer (breviaria, traditiones, necrologia, carmina, itineraria, Runen u. s. w.) 23 Stück.

Noch folgen 24 archivalische Berichte und Abhandlungen, sowohl Vorbereitungen zu den Monumentis Germaniae, als für sich bestehende paläographische und literarische Beyträge zur älteren Geschichtskunde unsers Vaterlandes, bey denen wir nur bemerken, daß sowohl der Zahl als dem Inhalt nach die Beyträge des Hamburgischen Archivars Herrn Dr. Lappenberg sich auszeichnen. Rl.

Leipzig.

Bey Barth: Unterschungen über die Bestandtheile, Natur und wissenschaftliche Stellung des Pandectenrechts, nebst einem Grundrisse zu Vorlesungen über das Obligationenrecht, nach practisch gültigen Grundsätzen. Von Dr. Emil Ferdinand Vogel, Privatdoc. d. R. u. d. Philos. an der Universität zu Leipzig. 1831. XXIV und 371 S. Octav.

Zufolge der genauern wissenschaftlichen Durchforschung des Römischen Rechts, so wie in Bezug auf die tiefere geschichtliche Begründung der rein deutschen Rechtssätze, scheinen sich jetzt fast alle unsere Rechtslehrer dafür entschieden zu haben, daß man bey der systematischen Entwickelung der Rechtstheorie, das Materiale der eigenthümlich römischen Jurisprudenz von dem Inbegriffe der nationalen deutschen Rechtsgrundsätze absondern müsse. Nur darüber sind die Stimmen noch sehr getheilt, auf welche Weise dieses Verfahren in Bezug auf das sogenannte Pandectenrecht, in seiner Bedeutung als prac-

tisch gültiges Civilrecht anzuordnen sey, und welche wesentliche Modificationen es erleiden müsse. Diesen Streit möglichst auszugleichen ist der Zweck der ersten Hälfte des vorliegenden Buchs. Nachdem der Verf. im Abschn. I. über die verschiedenen Ansichten, namentlich der neuern Rechtslehrer über den Begriff des Pandectenrechts literarhistorisch aufgezählt, und den Einfluß der wechselseitigen Berührungen zwischen dem rein deutschen Privatrechte und dem practischen Civilrechte auf die Schwierigkeiten der Begriffsbestimmung des Pandectenrechts nachgewiesen hat, characterisiert er zuerst den Rechtszustand von Deutschland zu der Zeit, als die Begünstigung des römischen Rechts daselbst immer allgemeiner wurde, und zeigt sodann, wie durch den Einfluß des canonischen Rechts auf jenen Rechtszustand, durch die Begünstigung der fremden Rechte durch die deutschen Reichsgesetze, und den Einfluß des in den deutschen Gerichten vorwaltenden Gerichtsgebrauchs, zwar das römische Recht an und für sich, aber doch nur unter den, durch jene Einflüsse hervorgebrachten Modificationen, als practisch gültiges Civilrecht sich geltend gemacht habe. Er bestimmt daher den Begriff des Pandectenrechts dahin, daß dasselbe der Inbegriff derjenigen allgemeinen, in ganz Deutschland geltenden privatrechtlichen Grundsätze sey, welche zunächst aus dem daselbst recipierten römischen Rechte entlehnt sind, in der Anwendung aber durch den Einfluß des canonischen Rechts, der deutschen Reichsgesetze und des Gerichtsgebrauchs wesentlich modificiert werden. Daneben erkennt er aber, in Bezug auf das Verhältniß der reindeutschen Rechte zu dem solchergestalt recipierten römischen, ein dop-

Vorlesungen über das Obligationenrecht, und zwar so, daß in jedem Paragraphen die den Inhalt desselben betreffenden Rechtsstellen wörtlich mitgetheilt werden, zum Behuf der Verbindung eines exegetischen Uebungscollegii mit den dogmatischen Vorlesungen über das Obligationenrecht selbst. Bey der speciellen Anordnung dieses Grundrisses ist vorzüglich der von Dabelow in seinem Handbuche des Civilrechts (Halle 1796), rücksichtlich des Obligationenrechts befolgte Plan 'mit desto größerm Vergnügen benutzt worden, je erwünschter dem Verfasser der gegenwärtigen Schrift die Gelegenheit war, dem Andenken eines nur zu oft unbilliger Weise verfolgten und geschmäheten, geistreichen Schriftstellers auch hierin die gebührende Anerkennung beweisen zu können.' Soll endlich Ref. seine Stimme über das vorliegende Werk abgeben, so darf er bemerken, daß er sich weder über den dritten Abschnitt desselben, noch über jenen Grundriß irgend ein Urtheil anmaßen kann, da er seit mehr denn zwanzig Jahren die academische Laufbahn verlassen, und seitdem keine Gelegenheit gehabt hat, die Methodologie zum Gegenstande seiner Prüfung zu machen; daß er jedoch das Verdienst des Verfassers, in den ersten beiden Abschnitten manche interessante Frage — wiewohl oft mit ermüdender Weitschweifigkeit — zur Sprache gebracht zu haben, um so bereitwilliger anerkennt, als er gern eingesteht, in den darauf Bezug habenden Untersuchungen, mehrere ihm vorher unbekannt gewesene Notizen gefunden und auch manche einzelne Belehrungen daraus geschöpft zu haben.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

24. Stück.
Den 11. Februar 1832.

Manheim.

Im Verlag der Hofbuchhandlung Schwan und Götz: Die Forst-Polizey-Straf-Gesetzgebung wissenschaftlich begründet. Mit der Critik über den von der K. Baierschen Staats-Regierung an die Reichsstände übergebenen Entwurf eines Forst-Strafgesetzes für den Baierschen Rheinkreis von A. U. v. Seutter, Vicepräsident und Finanz-Director der K. Baierschen Regierung des Rheinkreises u. s. w. 1831. VI und 158 Seiten in 8.

Der Verfasser, welcher seit mehr als einem Decennium mit der finanziellen Leitung der Staats-Forst-Verwaltung und mit der Leitung der dahin bezüglichen Geldstrafen in seinem Wirkungskreise beauftragt ist, überzeugte sich durch Beobachtung und Erfahrung, daß die aus dem vorigen Jahrhundert abstammenden Wald-Polizey-Verordnungen mit den heutigen lebendigen Begriffen des Rechts, der Sittlichkeit und der Oeconomie im Widerspruch stehen, und daß die

mit den steigenden Holzpreisen und mit dem sid täglich mehrenden Bedürfniß für die Wald=Pro ducte im Wald=Eigenthum sich immer schärfe entgegen stellenden Interessen des Eigenthümers und der Nicht=Wald=Eigenthümer eine neue ge setzliche Ausgleichung und Vermittlung erfordern in welchen der eine für sein Eigenthums= Product, der andere für die Befriedigung de unabwendlichen Bedürfnisses den glei chen Schutz erhält.

Der Verf. versucht es, in der vorliegender Schrift diese Aufgabe mit Berücksichtigung de am 7. April 1831 der Baierschen Ständeversamm= lung vorgelegten Entwurfs eines Forststrafgesetze für den Rheinkreis zu lösen.

Er geht von dem Grundsatze aus, daß al= les Waldeigenthum wegen seiner ganz beson= dern Natur und wegen seines besondern Ver= hältnisses zur Staats=Gesellschaft nicht — wi das übrige Grundeigenthum — als ein unbe dingtes, absolut geschlossenes, sondern nur al ein bedingtes, unschädlichen Mitgenüssen Drit ter, unter den gesetzlich zu bestimmenden Be schränkungen offenes Eigenthum erkannt und behandelt werden muß. Er findet in dem, größ tentheils sich selbst überlassenen, Wirken der Wald= natur und in der mehrjährigen Entwickelung de Wald=Eigenthums=Products den Grund, das im Umfange aller Wälder im Laufe jedes Jah= res sich mancherley erzeugt, erstirbt, abfällt, wa der Holzzucht fremd ist, dem Eigenthümer keinen Nutzen und keine Kosten bringt, eben deswegen in dem Preisanschlage der Wälder, in ihrer Be steuerung niemals begriffen werden kann, und was — sofern es von Menschenhand nicht auf genommen wird — die zeugende Natur auch durch sich selbst zerstört. Er rechnet dahin da

Raff- und Lese-Holz — das Waldgras — die Wald-Unkräuter: Heide, Moos, Besenpfriemen, Farrenkräuter ꝛc., imgleichen die Waldweide, sofern sie auf die dem Vieh entwachsene Holzbestände sich beschränkt, wie auch die Laub- und Nadelstreu, so weit sie nicht dem Holzzuwachs den unentbehrlichen Nahrungsstoff entzieht. Den unentgeltlichen Mitgenuß dieser dem Waldeigenthümer absolut unschädlichen Nutzungen nimmt er als ein seit den ältesten Zeiten ausgeübtes Urrecht für die ausgebreiteten, ¾ aller Bevölkerung umfassenden, Einwohner-Classen in Anspruch, welche zu unvermögend sind, um von dem Almosen oder spärlichen Taglohn, neben Kost und Kleidung, auch noch das Koch- und Wärmeholz für sich, und für den dürftigen Viehstand Futter und Streu mit Geld zu erkaufen, deren dürftige Lebens-Existenz mithin ohne den freyen Mitgenuß dieser unentgeltlichen Gaben der Natur in einem hohen Grade gefährdet seyn und die Waldverwüstungen auf eine schauderhafte Art vermehren würde.

Er hält es für unerläßliche Pflicht der Staatsregierung, auch diese unschädlichen Mitgenüsse um so mehr in den Waldschutz einzuschließen, als das Recht der Bürger-Existenz kein geringeres Recht auf diesen Schutz denn das Recht des Eigenthums haben könne. Dieser gesetzlich zugesicherte gleichmäßige Schutz muß nach seiner Ansicht die Grundlage eines gerechten Forst-Polizey-Gesetzes abgeben. Die dahin gehörigen Bestimmungen, weit entfernt, die unter der Benennung Wald-Servitute oder Forstberechtigungen bekannten Mitgenüsse zu unterdrücken oder zu beschränken, erheben vielmehr diese Dienstbarkeiten — so weit sie jene unschädlichen Mitgenüsse betreffen — von dem besondern Recht zum

allgemeinen Recht und diese Genüsse treten aus ihrer Beschränkung, als specielle dingliche Rechte auf einzelne Eigenthums-Objecte in das gesetzliche allgemeine Recht desselben Mitgenusses in allem Eigenthum derselben Art.

Wie wenig durch diese Mitgenüsse die Cultur der Wälder gefährdet wird, und wie sehr ihre Gewährung die Forstfrevel vermindern würde, sucht der Verf. (§. 11) aus einer Beobachtung zu erweisen, die zu merkwürdig ist, um nicht unsern Lesern ihrem wesentlichen Inhalte nach mitgetheilt werden zu müssen. 'Seit 15 Jahren, bemerkt er, sind in dem Baierischen Land am Rhein die gerichtlich abgeurtheilten Forstfrevel von jährlich 25,000 bereits zur Zahl von 100,000 angewachsen. Mehr als die Hälfte dieser Frevelfälle betreffen jene nach Ort und Zeit willkürlich beschränkten Wald-Abfall-Genüsse, oder sind durch diese Beschränkungen erzeugt. In derselben Zeitreihe haben die öffentlichen Fonds für die Verurtheilung und Verpflegung der Frevler viele hundert tausend Gulden, die Frevler und die Staatsgesellschaft aber, in den Freyheits-Strafen und in der gefänglichen Abbüßung der Geldstrafen, Arbeit und Lohn von mehr als 1½ Million Arbeitstagen eingebüßt. Und in eben dieser Reihe von Jahren . . . : sind dennoch die sämmtlichen Staats-, Gemeinde-, Stiftungs- und Privat-Wälder dieses Landes — mit wenigen meist in naturwidriger technischer Behandlung oder in Ertrags-Unbegriffen bedingten Ausnahmen — zu dem hoffnungsreichsten Bestande aufgeblüht.'

Die nach Abzug der mehrgedachten, unschädlichen Mitgenüsse übrig bleibenden Waldfrevel will der Verf. nach ihrer wesentlich verschiedenen Natur in Vergehen und Uebertretungen

gesondert und unter sorgfältiger Erwägung aller dabey eintretenden Verhältnisse mit gerechten, angemessenen Strafen belegt haben. Freyheits- oder Gefängniß-Strafen, Geldstrafen und Entschädigung in Geld, welche nach S. 15 in allen Forstpolizey-Strafgesetzen als einzige Straf-Arten, Straf- und Ersatz-Mittel anerkannt sind, findet er unangemessen. Beide sollen (nach §. 30) in dem Forstpolizey-Gesetze von nun an für immer aufgegeben werden; jene, die Freyheits-Strafe weil sie meist eindruckslos, der Staatsgesellschaft und dem Bestraften höchst verderblich — diese, die Geldstrafe und unmittelbare Entschädigung in Geld, weil sie meist unvollziehbar, für den Staat und die Beschädigten und Bestraften erfolglos oder schädlich sey. Nur Arbeit, Kraftwidmung an den Staat und die Beschädigten soll (nach S. 27) stets und einzig das Mittel der Strafe und der Sühne seyn und der Straf-Arbeits-Tag das gerechte, verhältnißsichere Maß, in welchem das Gesetz und das Gericht die Strafe, den Ersatz des Schadens und der Kosten dem Frevel und dem Frevler zuzumessen und auszusprechen. Er empfiehlt daher (S. 27) 1) gefängliche Strafarbeit bey Forst-Polizey-Vergehen; 2) öffentliche, ablösbare Straf-Arbeit bey bloßen Uebertretungen.

Die erstere soll (nach S. 28) in den correctionellen Straf-Arbeitshäusern von dem Verurtheilten als Strafe persönlich gebüßt werden und die Dauer von einem Monate bis zu einem Jahre nicht übersteigen; die zum Schaden-Ersatz gleichzeitig auferlegte öffentliche Strafarbeit hingegen soll nicht in diesen Häusern, sondern dort wo alle öffentliche Arbeit zu leisten ist, entweder persönlich geleistet oder in dem angesetzten

Preis des Schadenersatzes mit baar(em) Geld abgelöst werden. Der Beschädigte erhält sodann seinen Ersatz von dem Staate, welcher nach S. 29 'dem Bürger nicht nur Schutz gegen Vergehen, sondern auch — mit Vorbehalt seines Regresses an den Frevler — den Ersatz des durch Vergehen erlittenen Schadens schuldig ist.' Die öffentliche erlösbare Strafarbeit soll (nach S. 29) in gewöhnlicher, dem körperlichen Vermögen, dem gewöhnlichen Geschick und den Hülfsmitteln des Sträflings angemessener Taglöhner-Arbeit bestehen und soll von der Gemeinde, in welcher der Frevler seinen beständigen oder zeitlichen Aufenthalt hat, vollzogen werden (S. 36). Die Gegenstände dieser Arbeit könnten (nach S. 38) u. a. folgende seyn: Aushebung und Reinigung der nöthigen Wasserleitungs-Graben — Anlegung und Unterhaltung der Orts-, Feld-, Wald- und Verbindungswege — Holzfällen und Holz-Cultur — Arbeit in den Gemeinde-Waldungen — Reinigung und Unterhaltung der Gemeinde-Gebäude — der öffentlichen Ortsplätze — Unterhalt der Baumpflanzungen an den Straßen und Wegen — Aufrichtung von Schutzzäunen — Reinigung der Brunnen. Durch eine gesetzliche Bestimmung soll (nach S. 34) der Verurtheilte zugelassen werden, entweder statt seiner Person einen andern tüchtigen Arbeiter für die Strafarbeit einzustellen (Substitution) oder die Strafarbeit mit Geld abzulösen (Ablösbarkeit). Diejenigen Verurtheilten, welche ihre Leistung binnen gesetzlich bestimmter Frist nicht selbst erfüllen, oder durch einen substituierten Dritten erfüllen lassen, oder nicht in gesetzlichem Maß mit baarem Geld ablösen, sollen als Widerspenstige gegen das Gesetz mit gefänglicher Strafarbeit von einem bis drey Mo-

taten bedroht werden (S. 28). Um jedoch die
iothdürftigste Ernährung des Sträflings und der
Seinigen sicher zu stellen soll (nach S. 30) gesetzlich
ingeordnet werden: daß jedem Strafschuldner,
velcher die ihm auferlegte unentgeltliche Straf-
irbeit persönlich mit eigenen Händen leistet, für
eden vollen Arbeitstag sechs bis neun Kreuzer in
baarem Gelde als Ernährungs-Beytrag ab-
ureichen sey.

Diese und ähnliche, mehr oder weniger hierher
gehörige, Bemerkungen machen den Inhalt der
rsten Abtheilung der vorliegenden Schrift aus,
die zweyte enthält in 112 Artikeln den bereits
erwähnten Entwurf eines Forst-Strafgesetzes für
den Baierischen Rheinkreis und die dritte eine in
14 §§ fortlaufende Critik desselben nach den bis-
her mitgetheilten Grundsätzen und Ansichten. Das
Ergebniß dieser Prüfung wird (S. V und 110)
dahin ausgesprochen, daß dieser Gesetz-Entwurf
ungenügend sey und nichts weiter als das in
neue Form geprägte Alte mit allen, noch
durch neue vermehrten, Fehlern dieses Alten in
sich fasse. Da derselbe, wie wir so eben aus öf-
fentlichen Blättern vernehmen — ob, und mit
welchen Abänderungen ist uns bis jetzt nicht be-
kannt — die königliche Zustimmung erhalten hat,
so würde jede deshalbige Bemerkung zu spät kom-
men. Wir beschränken uns daher auf eine mög-
lichst unparteyische Würdigung der Ansichten des
Verfassers.

Im Allgemeinen betrachtet, macht die vorlie-
gende Schrift seinem Weltbürgersinn, seiner Va-
terlandsliebe, seinem theilnehmenden Gefühl für
die ärmere Classe der Gesellschaft die größte Ehre.
Nie oder doch nur selten dürfte namentlich diese
letztere unter Staatsdienern der höhern Classen
einen entschiedenern und wärmern Fürsprecher
gefunden haben.

Irren wir uns nicht, wenn wir Erhebung des dem Waldeigner unschädlichen Theils der, in den mannigfaltigsten Formen bestehenden, forstlichen Dienstbarkeiten zum allgemeinen Rechte für das erste Glied an der Kette seines Systems halten, so können wir rücksichtlich auf dieses Glied demselben unsere Zustimmung nicht versagen. Nur müssen wir bemerken, daß es weder in der Theorie noch in der Ausübung etwas ganz Neues und Unerhörtes enthalte und daß es namentlich in der letztern mit bedeutenden Schwierigkeiten zu kämpfen habe. Die ganz besondere Natur des Wald-Eigenthums und die Gerechtigkeit der demselben unschädlichen, größtentheils durch uraltes Herkommen geheiligten Mitgenüsse, so wie auch der dem einen wie den andern gleichmäßig gebührende Forstschutz werden — höchstens mit Vorbehalt einiger die Form dieser Genüsse betreffenden Bestimmungen und Wünsche — von Regierungen und Forstverständigen einstimmig anerkannt. Um nur ein einziges Beyspiel anzuführen, so werden in dem unterm 18. April 1823 von dem verewigten Vorgänger unsers glorreichst regierenden Monarchen, auf den Vortrag des Grafen von Münster, erlassenen Reglement für die künftige Forstverwaltung (§. 3) die Landdrosteyen und Aemter aufgefordert, gemeinschaftlich mit den Forstbeamten ihre Sorgfalt vorzugsweise dahin zu vereinigen, 'daß bey der Forstverwaltung' — wie die wahrhaft königlichen Worte lauten — 'Unsere, auf die Beförderung des Wohls und die Sicherstellung der Gerechtsame Unserer Unterthanen gerichtete Absicht vollständig erreicht werde.' Wo aber Local-Ursachen dieses verhindern und bisher nur geringe Bewilligungen haben erfolgen können, wird die Verwendung für

'Vermehrung der Bewilligungen' durch §. 24 der erstgenannten Behörde zur Pflicht gemacht. Was namentlich den Holzbedarf anbetrifft, so empfiehlt schon Laurop, ein seit beynahe vier Decennien um die Forstwissenschaft hochverdienter Schriftsteller (Ueber Forstwissenschaft, besonders über Erhaltung, Abtrieb und Wiederanbau der Wälder, Leipz. 1796) die Untersuchung, ob es wahre und unentbehrliche oder zum Theil nur eingebildete Bedürfnisse sind? Unter jenen versteht er solche, welche das Wohl der menschlichen Gesellschaft unumgänglich erfordert; unter diesen solche, welche nur auf eine entfernte Art zum Wohl der Menschen beytragen. 'Jene, sagt er, müssen alle befriedigt werden, wenn es auch mit Aufopferung vieler Kosten geschehen muß, diese können es nur dann, wenn jene vollkommen gestillt sind, und selbst dann nicht in jedem Falle, weil die Oeconomie des Forsthaushalts solches nicht immer zulassen kann.' J. W. v. Wedekind, als Forstmann und Schriftsteller ebenfalls rühmlich bekannt, vergleicht die staatsrechtliche Aufsicht über die Forsten mit einem Servitutrechte, welches dem Interesse der gemeinen Wohlfahrt hinsichtlich der Ausübung der Eigenthumsrechte zustehe und empfiehlt einen Mittelweg zwischen unbedingtem Gewährenlassen (laissés faire) und der vollständigen strengen Handhabung der Forstwirthschafts-Polizey (Neue Jahrbücher für die Forstkunde. Heft 2. Mainz 1828. S. 172). Wenn es, wie wir nicht zweifeln, wirklich einen solchen Mittelweg gibt, so wird die vorliegende Schrift durch eine unumwundene Darstellung der dahin gehörigen Verhältnisse und Einzelheiten zur Auffindung desselben das ihrige beytragen. Bey dem ewigen Schwanken der Begriffe von Eigenthum — bey der, durch

wissenschaftliche Fortschritte noch gesteigerten, Ansichts-Verschiedenheit über Unschädlichkeit der Wald-Neben-Genüsse — bey den Gefahren des Mißbrauchs (geschichtlicher Schwierigkeiten hier zu geschweigen) dürfte alles, was in der gegenwärtigen Lage der Menschheit und bey dem dermaligen Stande der Wissenschaft im Sinne des vorliegenden Antrags erwartet werden kann, auf die erwähnte, nach der umsichtigsten, humansten Berathung zu ertheilende — 'Vermehrung der Bewilligungen' sich zurückführen lassen.

Die von dem Vf. vorgeschlagene Eintheilung der Waldfrevel in Vergehen und Uebertretungen findet sich schon seit einer Reihe von Jahren in der französischen Gesetzgebung eingeführt, wurde auch von dem zuletzt genannten Schriftsteller mit etwas verschiedener Benennung den vaterländischen Gesetzgebungen empfohlen (v. Wedekind a. a. O. Anl. zur Forststrafgesetzgebung §. 3 ff.) und kann allerdings dazu beytragen, mehr Aufmerksamkeit, reiferes Nachdenken, richtigere Würdigung und gerechtere Bestrafung der Frevel in das practische Forstleben einzuführen.

Daß alle körperlichen und entehrenden Strafen in Forstsachen mit dem Systeme des Vfs. durchaus unvereinbar sind, bedarf wohl keines Beweises. Jene Peitschenhiebe, jener Schandpfahl, jene Unfähigkeit zu Staatsämtern, womit die Philosophie unsers Jahrhunderts sich in mehreren deutschen Staaten um die Forstverwaltung verdient zu machen gesucht hat, werden mit beredtem Stillschweigen übergangen. Wenn aber der Vf. auch über die Geld- und Freyheitsstrafe den Stab brechen will, so hat er sich selbst wohl nicht völlig verstanden. Beide, nach ihm durch die Vorderthür auf immer zu verweisende, Strafen (§. 30) werden schon im folgenden § (31) von ihm selbst

durch die Hinterthür unter andern Benennungen wieder zurückgeführt. Denn was ist die von ihm vorgeschlagene 'gefängliche Straf-Arbeit' anders als — Freyheitsstrafe mit Arbeit verbunden und wie kann Geldstrafe für immer aufgegeben werden, wenn es bey der als Ersatzmittel empfohlenen 'öffentlichen ablösbaren Strafarbeit' in jedem Augenblicke erlaubt ist, sie in Geld umzuwandeln?

Es ist keineswegs unsere Absicht, die Anwendbarkeit der öffentlichen Arbeitsstrafen im Freyen, sofern sie sich auf das Rechtsgebiet der Forstbehörde beschränken, in Abrede zu stellen. Sie finden sich bereits in mehreren Staaten des deutschen Bundes z. B. Baden, Sachsen, Preußen, Hannover, in lebendiger Uebung und achtungswerthe Forstverständige haben ihnen das Wort geredet. 'Eine allgemeine Anwendung, bemerkt v. Wedekind (Neue Jahrbücher Heft 1. S. 126) gestatten die Arbeitsstrafen im Freyen', doch schlägt er in demselben Zusammenhange vor, alle gewöhnlichen, nicht mit Schärfung verbundenen Strafen in Geld anzusetzen und nur bey Zahlungs-Unfähigkeit durch Arbeit oder Gefängniß verbüßen zu lassen. 'Das Geld, sagt er (S. 125) ist nach und nach zu einem so umfassenden Maßstab des Werths der Güter geworden, daß wir uns vergeblich nach einem andern umsehen, in welchem wir so bestimmt die verschiedenen Gradationen und Verhältnisse ausdrücken und die verschiedenartigen Strafarten oder Strafmittel auf einerley Benennung bringen könnten.' Der Verfasser der vorliegenden Schrift selbst bemerkt (S. 35) daß 'das Geld nunmehr in unserer Zeit das allgemeinste Gleichungsmaß und auch die höchste allgemeinste Kraft der bürgerlichen, gewerblichen oder staatsöconomischen Kräfte ist.' Nach seinen eigenen Grundsätzen

dürfte es also ganz unnöthig seyn, hier von der gebahnten Straße abzuweichen, um einem Nebenwege zu folgen, der nur unter gewissen Voraussetzungen Vortheile gewähren kann und mitunter selbst von lückenhaften Stellen nicht frey ist. So empfehlenswürdig demnach die vorgeschlagene Strafarbeit als Ersatzmittel — bey einer entsprechenden Gestaltung — erscheinen muß, so scheint sie doch zu einem allgemeinen Strafmaßstabe ungeeignet zu seyn. Wir berufen uns deshalb mit Zuversicht auf das Urtheil der Kunstverständigen und möchten nur noch zur Prüfung die Frage vorlegen: ob es nicht eine größere Anzahl von Fällen gebe, in welchen die öffentliche (Wald-) Arbeitsstrafe größere Schwierigkeit in der Ausübung findet als Geldstrafe, in Geld ausgedrückter Kostenbetrag und Schadenersatz? Daß der Staat diesen letztern, mit dem einzigen Regreß-Vorbehalt gegen den Frevler, dem Beschädigten schuldig sey — dürfte sich wohl schwerlich in dieser Allgemeinheit behaupten lassen, und könnte — in einer noch allgemeinern Anwendung — leicht auf Folgerungen führen, die keine Staatsregierung zugeben würde. Der Vf. selbst erwähnt (§. 29) eines Falles wo der Frevler 'als Kranker oder Siecher ganz der Barmherzigkeit verfällt.' Welcher Regreß steht dem Staate in diesem Fall für den ihm aufgebürdeten Schadenersatz offen?

Die von dem Vf. vorgeschlagene Vollziehung der Forst-Arbeitsstrafen durch die — Gemeinden scheint durchaus den Character der Unstatthaftigkeit an sich zu tragen. Schon die deshalb von ihm selbst erforderten Formalitäten würden — aller andern Gründe hier zu geschweigen — eine Verwirrung herbeyführen, welche diesen so wichtigen Theil der öffentlichen Verwaltung in einem hohen Grade gefährden könnten. Würden die — ohne Zweifel durch die thätigste Mitwir-

kung des Vfs. verwalteten Forsten — nach seiner bereits mitgetheilten Bemerkung — seit einer Reihe von Jahren zu dem 'hoffnungsreichsten Bestande' aufgeblüht seyn, wenn die Vollziehung des größten Theils der dahin gehörigen Straferkenntnisse den Gemeinden überlassen gewesen wäre?

Die nach dem Vorschlage des Vfs. dem Forstfrevler zu verstattende Freyheit, die ihm zuerkannte öffentliche Strafarbeit durch einen Stellvertreter versehen zu lassen, oder wie es etwas undeutsch (S. 34) heißt: 'sie auf seine Kosten durch einen qualificierten Dritten in natura abzutragen' — dürfte in der Ausübung mancherley Bedenklichkeiten unterliegen und überhaupt von der in den meisten Criminalsystemen so geflissentlich umgangenen Beantwortung der Vorfrage abhängen: ob und in wiefern im Strafrechte überhaupt und bey Forst- und Feldfreveln insbesondere eine — stellvertretende Genugthuung zulässig sey?

Was die Form der vorliegenden Schrift anbetrifft, so bemerken wir nur im Allgemeinen, daß die Schreibart nicht durchaus correct, nicht überall gleich deutlich, zuweilen sogar ins Dichterische und in metaphysische Speculationen verfalle und daß in dem gänzen Umfange der vorliegenden Schrift die größte Dürftigkeit an literärischen, statistischen und geschichtlichen Kenntnissen obwalte. Ohne Zweifel würde die Kenntniß anderer Mitarbeiter auf diesem wichtigen Felde des menschlichen Wissens — dergleichen auch nicht ein einziger von ihm namhaft gemacht wird — ihn vor manchen Mißgriffen bewahrt und seinen Erörterungen so viel mehr Reichhaltigkeit, Umsicht und Bestimmtheit gegeben haben. Bey einem tiefern Eindringen in die Forst-Statistik anderer Länder, dergleichen, außer Bayern, auch nicht ein einziges von ihm namhaft gemacht wird, würde nicht (S. 15)

die, bereits erwähnte, Behauptung seiner Feder entflossen seyn: daß Freyheits= oder Gefängniß=Strafen, Geld=Strafen und Entschädigung in Geld in allen Forst=Polizey=Strafgesetzen als einzige Strafarten, Straf= und Ersatzmittel anerkannt werden. Die Geschichte von welcher wir uns im ganzen Umfange dieser Schrift nur die einzige, ohnehin zum Theil offenbar unrichtige, Andeutung (§. 6) gefunden zu haben erinnern: 'daß alle Waldungen, alles Wald=Eigenthum von Urzeit her an Drittere (Dritte) — nicht Wald=Eigenthümer — zum unentgeltlichen Mitgenusse jenes unermeßlich reichen, jährlichen Wald=Abfalles aufgethan seyn' würde ihm manche neue Belege für sein System aber auch manchen neuen Blick auf die Misbräuche desselben dargereicht haben. G. W. Böhmer.

Frankfurt.

In Friedr. Wilman's Verlagshandlung: Lehrbuch der deutschen Forst= und Jagd=Geschichte von S. Behlen. 1831. XVII u. 250 S.

Eine, wenn auch nur kurzgefaßte, doch vollständige Schrift über die Forst= und Jagdgeschichte schien dem, als Forstmann und Gelehrter gleich rühmlich bekannten, Verfasser ein Bedürfniß der forst= und jagdwissenschaftlichen Literatur. 'Denn, heißt es in der Vorrede, was hierüber bis jetzt geliefert wurde, ist größtentheils zerstreut und vereinzelt in Zeitschriften oder so kurz und fragmentarisch behandelt, daß die treffenden Schriften in keinem Betracht befriedigen, was weniger noch von den ältern Schriften über Forst= und Jagdgeschichte gelten kann, da in denselben, wie z. B. in Stisser's Forst= und Jagdhistorie der Deutschen, weit [illegible]nt von erschöpfender und pragmatischer Be=

handlung des Gegenstandes, derselbe nur von einseitigen für die Zeit nur, wo diese Schriften erschienen, besonders wichtige Standpuncte aufgefaßt wurde.'

Der Verf. hat diesem Bedürfniß durch den vorliegenden Leitfaden auf eine würdige Art abgeholfen und macht dem Publicum die erfreuliche Hoffnung, daß sich demselben späterhin ein ausführlicheres auch die Ausbildung des Forst- und Jagdwesens in außerdeutschen Ländern und sodann ein eigenes Werk über die forstwissenschaftliche Literatur anschließen werde.

Die Zahl der von ihm benutzten Quellen und Hülfsmittel beläuft sich auf 70. Für einen Abriß konnte es hinlänglich seyn, dieselben in einer fortlaufenden Uebersicht in der Vorrede aufzustellen, bey dem größern Werke wird es nicht fehlen können, daß der Vf. Schritt vor Schritt seine Gewährsmänner bezeichnet und zugleich manchen schneidenden Abstich älterer und neuerer Zeiten durch wörtliche Auszüge anschaulich macht.

Die vorliegende Darstellung zerfällt in 7 Abschnitte von denen der erste den ältesten Zustand von Deutschland in forstlicher Hinsicht und die 6 folgenden eben so viele Zeiträume in nachstehender Ordnung umfassen. Abschn. 2. Morgenröthe der germanischen Forst- und Jagd-Gesetzgebung bis auf Karl d. Großen. Abschn. 3. Die Karolinger. Abschn. 4. Vom Abgang der Karolinger bis zur Ausbildung des Forst- und Jagd-Regals oder bis zum Reichstag auf den Roncalischen Feldern. Abschn. 5. Vom Ursprunge der Regalien bis zur Regierung Kaiser Karl IV. Abschn. 6. Von Karl IV. bis zum Ende des 17. Jahrhunderts. Abschn. 7. Vom 18. Jahrh. bis zur neuesten Zeit. Die Darstellungen selbst beurkunden fast auf jeder Seite das Gepräge einer

Meisterhand und verdienen von jedem Forstmann gelesen und beherzigt zu werden. Auch gebildete Leser aus andern Ständen werden reichen Stoff zur Belehrung und Unterhaltung darin finden. Die Schreibart ist durchaus angemessen, deutlich, correct, weder mit Schmuck, noch mit Raisonnement überladen, ohne deshalb weniger geeignet zu seyn, das letztere, im edelsten Sinne des Worts zu begründen. Auszüge — aus einem Lehrbuche — würden hier schwerlich an ihrer Stelle seyn; überdem ist die Menge des Interessanten so groß, daß wir bey der Auswahl in eine wahre Verlegenheit kommen würden. Einzelne Auslassungen, Berichtigungen und Zusätze die wir andeuten oder nachweisen könnten, wollen wir hinsichtlich auf die ausführlichere Bearbeitung, wo sie sich von selbst dem Verf. ergeben werden, mit Stillschweigen übergehen. Nur ein Rechnungs- oder vielmehr Druckfehler ist zu auffallend, um nicht angezeigt werden zu müssen. Es heißt nämlich S. 158: 'Auch die blindeste Parteylichkeit kann das Gute nicht verkennen, dessen Samen die Reformation ausstreute, denn alle großen Entdeckungen fallen in diese Periode und der menschliche Geist hat, indem er auf diese Grundlage fortbaute, in drey Jahrhunderten größere Fortschritte in Wissenschaften und Künsten gemacht, als in den anderthalb Jahrhunderten die vorher gingen.' Im Hauptwerke wohl sehr richtig, besonders, wenn man die, einige Menschenalter frühere, Erfindung der Buchdruckerkunst mit dieser Periode verbindet, aber statt: Jahrhunderten muß es offenbar heißen: Jahrtausenden.

G. W. Böhmer.

Göttingische

gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

25. Stück.

Den 13. Februar 1832.

Göttingen.

Das vorigjährige Weihnachtsprogramm, eine comment. de loco Paullino 1 Cor. 11, 10 enthaltend, hat den Consf.R. Abt Pott zum Verfasser. Nach Prüfung der wichtigsten Versuche zur Erklärung der schwierigen Worte: *ὀφείλει ἡ γυνὴ ἐξουσίαν ἔχειν ἐπὶ τῆς κεφαλῆς*, theilt Verf. seine eigene Erklärung derselben mit, die sich dadurch von den bisherigen unterscheidet, daß sie ganz der eigentlichen Bedeutung der Worte treu bleibt. Er übersetzt daher so: mulierem oportet servare ius seu potestatem in caput suum, sc. eo, quod illud velo obtegat; worin er zunächst den Sinn findet: mulieri obvelandi capitis sui, sicque illud, alieno adspectu subtractum, sibi quasi maritoque servandi, ius competere atque tuendum esse, quo minus apertum veluti publici iuris evadat, virique in vultum mulieris maritatae lumina iactent. Auf diese Art aber kleidete, nach des Verfs. Meinung, der

Apostel seine bisherige Vorschrift, daß die Weiber nur verschleyert auftreten sollten, in eine freundliche Aufforderung ein, daß sie das Recht, welches ihnen über ihr Haupt zustände, es, nicht sowohl nach Willkühr, als nach Sitte und Schicklichkeit (κατα το πρεπον V. 13) zu verschleyern und zu entschleyern, gehörig behaupten müßten. Zu dieser Milde der Einkleidung aber, nimmt Verf. an, habe sich der Apostel umgestimmt gefühlt, nachdem er den Weibern den Gebrauch des Schleyers, als Symbols ihrer Unterwürfigkeit unter den Willen der Männer, im unmittelbar Vorhergehenden mit so strengem Ernste, und mit so starker Bezeichnung ihrer Abhängigkeit, befohlen hatte, daß die Männer dadurch übermüthig, die Weiber aber mißmüthig hätten werden mögen. In dieser Ansicht der Stelle bestärkt den Verf. besonders der Umstand, daß dieser gemildertere Ton auch in den zunächst folgenden fünf Versen, noch fortdauert. Daß er übrigens die von ihm versuchte Erklärung auch mit dem Sprachgebrauche des N. T. zu vereinigen bemüht gewesen sey, läßt sich voraussetzen.

Gotha und Erfurt.

Bey Wilhelm Hennings, 1830: Theocriti Reliquiae. Recognovit et illustravit Ernestus Fridericus Wüstemann. XLVIII u. 435 Seiten in Octav. Auch unter dem allgemeinen Titel: Bibliotheca Graeca, virorum doctorum opera recognita et commentariis in usum scholarum instructa, curantibus Friderico Jacobs et Val. Chr. Fr. Rost. A. Poetarum vol. XVII.

Einen neuen Beweis der glücklichen Vertheilung der Klassiker unter die Mitarbeiter der mit verdientem Beyfalle aufgenommenen Gothaer bibliotheca Graeca liefert die vorliegende treffliche Bearbeitung der Theokritischen Idyllen. Dem Hauptzwecke der Sammlung gemäß ist auch diese Ausgabe vorzugsweise für diejenigen Leser bestimmt, die zum gründlichen Auffassen der Griechischen Dichter eines Wegweisers bedürfen, der ihnen den Wortsinn erläutere, die der alten Welt eigenthümlichen Vorstellungen und Gedankenwendungen gründlich auseinandersetze, und den Ideengang und Zusammenhang eines vollständigen Ganzen in allen Einzelnheiten nachweise. Daneben hat der Herausg. das Interesse der Kritik keineswegs vernachlässigt, sondern der Rechtfertigung der Abweichungen von seinen Vorgängern einen besondern Raum zwischen dem Texte und dem erklärenden Commentare gewidmet. Hier verdient nun besonders die Mäßigung und das richtige Urtheil hervorgehoben zu werden, welches die Herstellung und Begründung des Handschriftlichen überall begleitet, und dem weitern Eindringen vorwitziger Einfälle die erwünschten Schranken zu setzen strebt. Im Ganzen wird man F. A. Jacobs' Textesrecognition hier wieder erkennen (G. g. A. 1827. S. 465), die auch in der That mit ungemeiner Treue und mit wahrhaft masoretischer Genauigkeit veranstaltet worden ist. Jedoch hat der Herausg. auch Meineke's Leistungen durch Befolgung seiner Orthographie und der von ihm aufgenommenen Lesearten, hinlänglich anerkannt. Diese Richtung des critischen Verfahrens war aber in Bezug auf Theokritos um so nothwendiger, da die leichtfertige Brunck'sche Manier, das scheinbar Unverständliche und scheinbar Verdorbene durch kühne

Erdichtungen zu verbessern oder zu verschönern, auch hier zu viel Empfänglichkeit gefunden hatte. Eine neue Periode begann indeß schon mit *Gaisford*, der durch die vollständige Sammlung eines kritischen Apparats seinen Nachfolgern die Arbeit bedeutend erleichtert hat. Die Früchte einer klugen Benutzung dieser mühsam zusammengetragenen Hülfsmittel zeigten sich auch schon bey *Boissonade* und A. *Meineke*, deren Bemühungen um die Idyllendichter überall mit Dank anerkannt zu werden verdienen. So rege aber auch der Eifer für diesen Theil der Griechischen Literatur in den letzten Decennien gewesen ist, so ist doch dem Scharfsinne künftiger Generationen noch keineswegs vorgegriffen; im Gegentheile werden auch diese noch manchen Gegenstand, der ihrer ernstlichen Bestrebungen würdig ist, für sich aufbewahrt finden.

Eine allgemeine Characteristik des vorliegenden Werkes, welche die gegenwärtige Anzeige beabsichtigt, verlangt noch eine besondere Berücksichtigung der sehr lehrreichen Vorrede, in welcher über die wichtigsten Puncte der Theokritischen Interpretation und besonders über Gegenstände der höhern Kritik gehandelt wird. Zuerst versucht der Herausgeber, Umrisse zu einer Geschichte des Theokritischen Textes zu liefern. Die zu einem solchen Unternehmen erforderlichen Hülfsmittel sind freylich noch gering und unbedeutend, indem die wichtigern Notizen und Andeutungen noch ungedruckt *in den Scholien der Italiänischen Handschriften* verborgen sind. Indeß hat der Fleiß und die Geschicklichkeit des Herausgs. das vorhandene Material zu einer sehr klaren Uebersicht zu verarbeiten gewußt, welche spätere Gelehrte, denen die verborgenen Schätze ans Licht zu ziehen vergönnt

en wird, mit Leichtigkeit zu einem vollständi-
en Gemälde erweitern können. Von den alten
ommentatoren des Theokritos werden Eratosthe-
s, Theon, Amarantos, Amerias, Asklepiades
yrteanos, Nikanor von Kos, Munatos, Apol-
nios, Theätetos, Ambryon und Lampridios
amhaft aufgeführt, und die Nachrichten des Al-
rthums über dieselben zusammengestellt und
urtheilt. Andere, über welche die Zeugnisse
cht bestimmt genug sind, werden übergangen.
Ungleich wichtiger sind die Untersuchungen über
e ursprüngliche Sammlung der Theokritischen
edichte, über deren Anordnung und Authentie.
rtemidoros bezeugt in dem einzigen Distichon,
elches von ihm vorhanden ist, 'die früher
rstreuten bukolischen Musen, lebten
zt zusammen in Einem Stalle, und
ildeten Eine Heerde'. Diese Worte lassen
zweifelhaft, ob dem Artemidoros selbst, oder ei-
m andern das Geschäft des Sammelns beyzule-
n sey. Keine dieser beiden Annahmen läßt sich
it irgend einem andern Zeugnisse unterstützen.
em Artemidoros könnte man indeß, als Alexan-
inischem Grammatiker aus der Schule des Ari-
phanes von Byzanz (wenn es anders derselbe
, den Athenäos 9, 387 d. 11, 485 e. 14,
52 d. als solchen bezeichnet) ohne Bedenken ei-
solche Arbeit beylegen, besonders da es von
m bekannt ist, daß er auch ein Werk über den
orischen Dialect schrieb (Athen. 4. S.
32 d). Wahrscheinlich ist es derselbe, den Stra-
n (14, 675 b = 992 d) neben dem Gram-
atiker Diodoros als aus Tarsos gebürtig
zeichnet und Schriften von ihm anführt, aber
rschieden von dem Ephesier Artemidoros, wel-
r in seinem geographischen Werke (Athen. 8,
2 ff.) die Ansichten des Eratosthenes scharf

tadelte (Strabon 3, 148 d = 221 c. 172 e = 261 b. 829 a = 1185 b.) und von Strabon sehr fleißig benutzt worden ist. — Das obige Epigramm bezeugt nun aber nicht, daß zu Artimodoros' Zeit die bisher zerstreuten nur einzeln vorhandenen Gedichte des Theokritos zuerst gesammelt worden wären; denn dieß that der Dichter, welcher in einem gelehrten und kritischen Zeitalter blühete, gewiß selbst, wie man auch aus seinem eigenen Epigramm abnehmen kann: ἐγὼ δὲ Θεόκριτος, ὅς τάδ' ἔγραψα u. s. w., welches sicherlich nicht auf ein einzelnes oder einige Idyllen, sondern vielmehr auf seine sämmtlichen selbstgesammelten Werke geht; sondern er sagt offenbar nur, die Werke verschiedener bukolischer Dichter wären damals zuerst zu einem Ganzen vereinigt worden. Zu dieser Sammlung kann man nun außer Theokritos noch Bion, Moschos u. a. zählen. Man kann also die Anordnung der Theokritischen Gedichte, wie sie sich zum Theil in verschiedenen Handschriften und in den Ausgaben gewöhnlich findet, um so weniger von Artemidoros ableiten, da kein bekannter Codex die Idyllen sämmtlich enthält, und da die einzelnen Codices verschiedene Abweichungen in der Reihefolge darbieten. Diese Verschiedenheit führt dann zunächst auf die wichtige Untersuchung über die Authentie der einzelnen Idyllen. Hier gibt der Herausg. ohne die Ansichten früherer Gelehrten zu berücksichtigen, unmittelbar einen gedrängten Bericht über die beiden entgegengesetzten Meinungen von Ernst Reinhold (De genuinis Theocriti carminibus et supposititiis. Jena 1819) und A. Wissowa (Theocritus Theocriteus sive Idylliorum Theocriti suspectorum vindiciae. Breslau 1828); die genauere Prüfung derselben

ird man in den schätzbaren Einleitungen zu
n einzelnen angefochtenen Gedichten finden,
o die Vertheidigung der meisten als echte Theo-
itische Producte meisterhaft geführt wird. Rein-
ld, welcher nur die elf ersten Idyllen, und
nn №. 13. 14. 15. 16. und 18. für echt an-
'ennt, sucht den übrigen theils innere theils
ißere Gründe entgegenzustellen. Er findet in
sen eine große Verschiedenheit des Geistes
d der Darstellung, keinen rein Syrakusischen
alect, kurz nichts von dem, was man echt
kolisch d. h. Theokritisch nennen könne; denn
r bukolische Gedichte will man dem Theokritos
zestehen. Der Hauptbeweis hierfür wird aus
n letzten Verse des letzten Epigramms ent-
mmen, wo man die Μοῦσα ὀθνείη auf die
tfernung aller unbukolischen Gegenstände be-
zen hat. Der Herausgeber glaubt indeß, das
iannte Epigramm auf die Auctorität der Al-
lischen Ausgabe dem Artemidoros beylegen
müssen — eine Ausflucht, die kaum Jemand
lligen wird. Anfang und Ende jenes Tetra-
hons deuten auf zerrissene Gedanken, deren
sammenhang und Bedeutung schwer auszu-
tteln ist; und die nächste und einfachste Aus-
ung der 'fremden Muse' begünstigt offenbar
r die Ansicht von der Originalität der Theo-
tischen Gedichte im allgemeinen, welche
ichahmung fremder Werke ausschließt; keines-
ges aber den Gedanken an bukolischen Stoff
d Syrakusischen Dialect ohne Ausnahme. —
e äußeren Gründe sind doppelter Art, und
inden sich 1) auf den Umstand, daß man
r die ersten 18 Idyllen in den Handschriften
det, und daß nur diese 18 von den Scholia-
n commentiert worden sind; 2) daß nur

diese 18 von den Alten citiert werden. Auf beide Einwendungen wird befriedigend geantwortet.

Am ausführlichsten behandelt der Herausgeber die vielbesprochene Frage über den Dialect des Theokritos. Die Tendenz dieser Forschungen deuten die Worte S. XXXIII ff. am besten an: Carmina omnia, exceptis epigrammatis, si argumenti ratione habita in classes digerere vis, tria sunt constituenda genera; primum quod bucolicum et mimicum dixeris; secundum quod ad lyricum carminum genus accedit; tertium quod fere totum epicum est. Haec genera, utpote in quibus nobilissimos poetas repererit Theocritus, qui sibi exemplo jam praeiissent, in mimico Sophronem, in lyrico Alcaeum et Sapphûm, in epico Homerum, dialectorum usum ita praescripserunt nostro poëtae ut in primo Doricam, sed sua arte temperatam, sectaretur, in secundo Aeolicam, in tertio epicam Homeri. Diese Ansicht wird dann im Einzelnen durchgeführt.

Den Schluß der Vorrede macht eine Untersuchung über den Hiatus in den Theokritischen Gedichten, und über die Grundsätze und eigenthümlichen Schwierigkeiten der Theokritischen Interpretation. Möge es dem Herausgeber gefallen, den Bion und Moschos in ähnlichem Geiste bearbeitet, bald der gelehrten Welt mitzutheilen.

G. H. B.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

26. Stück.
Den 16. Februar 1832.

Göttingen.

Bey Dieterich, 1832: Abhandlungen zur orientalischen und biblischen Literatur von Georg Heinrich August Ewald. Erster Theil. VIII und 156 S. in 8.

Obgleich der Verf., dießmahl zugleich der Ref. über das obige Werk, nichts weniger liebt als das Unzusammenhängende und Zerstreute, hat er sich doch bey dem Mangel einer deutschen Zeitschrift für Abhandlungen dieser Art gezwungen gesehen, über einige wichtig scheinende Gegenstände, welche in einem größern Zusammenhange zu verarbeiten er nicht so bald hoffen konnte, einzelne Aufsätze in einer besondern Sammlung zusammenzustellen. Dieser erste Band enthält Gegenstände literar-historischen und grammatischen Inhalts: ein zweyter wird sich zu geschichtlichen wenden.

I. Ueber einen ungedruckten arabi-

bischen Commentar der Johanneischen Apokalypse. Der Verf. las zu Paris diesen noch von niemand untersuchten Codex (cod. ar. bibl. f. n. 23). Obgleich die exegetische Ausbeute sich als unbedeutend zeigte, schien es ihm doch der Mühe werth zu seyn, eine Beschreibung des von einem koptischen Gelehrten im Mittelalter geschriebenen Commentars mit einigen Proben daraus zu geben. Für die Geschichte der Erklärung der Apokalypse bleibt er wichtig: der Verf. hat daher solche Stellen vorzüglich hervorgehoben, welche aus jetzt verlorenen Schriften der ältesten Erklärer genommen sind.

II. Weitere Bestätigung der Kritik über Freytag's arabisches Lexicon und arabische Metrik. Ein Aufsatz, der mehr durch bloße Gelegenheit in den längst gehegten Plan dieser Sammlung gekommen ist. Die schon bekannte Kritik des Verfs. über diese Werke ist hier mit einigen kurzen Bemerkungen wiederholt, woraus denn leicht für jeden urtheilsfähigen der Schluß hervorgehen mag, daß alles was dagegen gesagt ist, auf nichts beruht als auf — Täuschung und Unkenntniß, zum geringsten gesagt. Neu hinzugekommen sind noch authentische Beweise aus einer jetzt vom Verf. hervorgezogenen Abschrift eines Pariser Codex, wodurch auch die sicherste Unkritik entwaffnet und die blindeste zum Sehen gezwungen wird. Der Verf. hat indeß diese Kritik nicht wegen der Einwürfe, welche bloß Unkundige täuschen können, sondern vorzüglich nur deswegen hier wieder aufgenommen, weil sie eine etwas vollständigere Vorstellung über das Wesen der arabischen Nationalphilologen enthält, eine Sache, über welche noch die irrigsten Ansichten herrschen.

III. Ueber das syrische Punctationssystem, nach syrischen Handschriften. Der längste, wohl auch wegen der urkundlichen Belege wichtigste Aufsatz, eine Reihe von Abhandlungen in sich begreifend. Der Verf. gibt das Ganze fast unverändert so, wie er es in Paris Angesichts der verschiedensten Handschriften niederschrieb; aus Mangel an lebendiger Ansicht war dieser Gegenstand bisher theils fast ganz irrig theils höchst unvollständig dargestellt. Dennoch ist die wohlverstandene Geschichte und die umfassende Kenntniß des syrischen Punctationssystems der einzige Schlüssel zum innern Verständniß des hebräischen und arabischen, weil diese abgeleitete und spätere Systeme sind. Dem Verf. gelang es auch die Keime des hebräischen Accentuationssystems in einem einfachern syrischen zu finden.

IV. Ueber das hebräische Accentuationssystem. Dieses äußerst verwickelte und schwere, von den ältern Exegeten sehr viel, aber einseitig studierte, von den neuern wieder ungebührlich vernachlässigte System ward dem Verf. erst nach jenem syrischen so deutlich und sicher, daß er es wagen zu können glaubte, jetzt sein Wesen und seine wahrscheinliche Entstehung in Grundzügen, jedoch vollständig, zu entwerfen, um damit einen wesentlichen Mangel der neuern hebräischen Grammatiken, die des Verfs. nicht ausgenommen, einstweilen zu ergänzen. Fortgesetzte Vergleichung der Handschriften wird hier und sonst künftig noch vieles näher bestimmen können: indeß wird es der Verf. vielleicht nicht bereuen, den Anfang gemacht zu haben.

G. H. A. E.

Berlin.

In der Finckeschen Buchhandlung, 1831: Quellen des Shakespeare in Novellen, Märchen und Sagen. Herausgegeben von Dr. Theodor Echtermeyer, Ludwig Henschel, und Karl Simrock. Erster Theil, VIII und 266 Seiten. Zweyter Theil, VI u. 268 S. Dritter Theil, VIII u. 288 S.

Das Eigenthümliche dieses Buches besteht nicht darin, daß die Quellen Shakespeares, d. h. die Erzählungen und Sagen, die ihn zu seinen dramatischen Dichtungen veranlaßten, aufgesucht sind, denn das haben schon Engländer und Deutsche von der Mistreß Lennox und Eschenburg an bis auf Douce und Dunlop gethan, obgleich auch hier Einiges nachzutragen und zu berichtigen war, und eine solche Zusammenstellung in eleganten Uebersetzungen, wie die hier gelieferten sind, fehlte. Es besteht vielmehr darin, daß die tiefer liegende Quelle, nämlich die in jenen Erzählungen enthaltene allgemeine Volkssage zum Gegenstande der Untersuchung gemacht ist. Veranlassung dazu fanden die Verf., oder vielmehr Herr Simrock, der in dieser Hinsicht die Arbeit allein übernommen, so wie er bey den Uebersetzungen das meiste gethan, in den Fortschritten, welche die Erklärung der Sagen und Mythen in Deutschland gemacht hat; allerdings ist der Gesichtspunct erweitert und die Zusammenstellung des Aehnlichen und Verwandten etwas Besseres geworden, als ein unfruchtbares Verzeichniß. Was Herr Simrock in den Anmerkungen, welche die ganze Hälfte des dritten Theiles füllen, geleistet hat, ist in der That dankens-

werth. Er hat mit Sinn und Geist, mit sichtbarem Fleiß und Liebe zur Sache Inhalt und Zusammenhang der alten Ueberlieferungen erörtert und die ursprüngliche Idee darin aufgesucht. Das Interesse, das dadurch erregt wird, gleicht dem, welches grammatischen Untersuchungen eigen ist, die die Wurzel eines vielfach umgestalteten Wortes zu entdecken streben; denn die Sage ist wie die Sprache etwas Lebendiges, das sich zwar die Willkühr der Menschen muß gefallen lassen, aber doch niemals ganz von ihr unterjocht werden kann. Hr. Simrock hat manches Neue, einiges Ueberraschende und Glückliche vorgebracht, und zwar in einer belebten und anziehenden Darstellungsweise. Wir können in das Einzelne nicht eingehen; als das Vorzüglichste nennen wir die Anmerkungen zu Julie und Romeo, Hamlet und dem Kaufmanne von Venedig; bey dem letztern ist die Ansicht ausgeführt, daß durch die Sage von dem Ausschneiden des verpfändeten Fleisches der Gegensatz zwischen dem alten, stricten und dem mildernden prätorischen Rechte ursprünglich sey dargelegt worden. Diese Idee ist mit Scharfsinn und Gewandtheit entwickelt, wir haben nur dabey zu bemerken, daß da die gelehrte Kenntniß der Römischen Rechtsgeschichte und jenes Unterschieds, der allerdings den Hauptinhalt derselben ausmacht, schwerlich eine wahre Volkssage (und eine solche haben wir gewiß vor uns) veranlaßt hat, der Ursprung derselben in eine Zeit fallen müßte, wo jener Unterschied lebendig gefühlt wurde, ihr also ein außerordentliches Alter zukäme, wofür einige ältere Zeugnisse nothwendig sind, wenn die Hypothese nicht allzu gewagt seyn soll. Rec. ist also geneigt,

vorerst noch für das wahrscheinlichste zu halten, daß bey der Entstehung dieser Sage der jüdische Glaube an die reinigende Kraft des Christenblutes, der jüdische Christenhaß, endlich auch das Bestreben, die jüdische List und Verschlagenheit als eine niedrige darzustellen, die vor der höhern Klugheit der Christen zu Schanden werde, gewirkt habe.

Noch eine Bemerkung über das ganze Buch. Man liest in Beziehung auf Shakespeare diese Sammlung mit einem eigenen Gefühle von Bewunderung und Erstaunen. Das Verschiedenartigste hat ihm Stoff dargeboten und nur ein Geist von solcher dichterischer Kraft und solchem Umfange war fähig auf einem scheinbar oft flachen und unfruchtbaren Boden Wurzel zu schlagen und zu solcher Herrlichkeit sich zu entfalten. Er hat den Samen manchmal zwischen Steine geworfen und ein mächtiger Baum ist aufgewachsen. Wie hat er z. B. die Geschichte von Julie und Romeo, die hier ziemlich unbedeutend erscheint, mit dem höchsten Leben zu durchdringen gewußt. Der Sage von Amleth, die Saxo nicht ohne Kunst erzählt, die aber doch etwas steinernes oder metallenes an sich trägt, hat er gleichsam die Fesseln gesprengt, freye, reiche und edle Bewegung gegeben. Immer hat er das Ueberlieferte für seinen Zweck mit sicherm Tacte gefaßt, abgeändert oder fortgebildet; er ist ihm manchmal mit Treue bis in das Einzelne gefolgt, ein andermal hat er es ganz aufgegeben und ist seinen eigenen Weg gegangen. Aber jeder bedeutende Mensch, sagt Göthe, muß auch gesetzgeberisch verfahren, und wir sind verbunden, den Dichter anzuerkennen, wenn wir auch sein Eingreifen nicht überall

billigen. Kein Zweifel also, daß alle, welche in diesem Sinne die vorliegende, wohlausgestattete Sammlung benutzen, dankbar sie aufnehmen werden; dagegen als ein bloßes Unterhaltungsbuch (und deren gibt es ohnehin genug) wissen wir es nicht zu empfehlen. Die meisten dieser Novellen gehen kaum über das Mittelmäßige hinaus, einige verletzen den Anstand nach den Sitten unserer Zeit, welchen wir Achtung schuldig sind, und die Erzählung Bandellos von den Zwillingsgeschwistern gefällt sich in schamloser Lüsternheit, die durch die Bemerkung nicht getilgt wird, daß man über die Freyheit italiänischer Sitte, die dem Verfasser (der noch obendrein Bischof war) solche Schilderung erlaubte, erschrecken werde. In der Vorrede zu dem ersten Theile steht, daß dieses Werk bloß für die Unterhaltung und das Vergnügen der Leser bestimmt, ihre Belehrung niemals zum Zweck, wenn auch mittelbar zur Folge habe. Vielleicht ist gerade das Gegentheil wahr, und die wissenschaftliche Zugabe, die als Nebensache gelten soll, dem Verfasser der Hauptzweck gewesen. Wir loben das so sehr, daß wir ihm rathen bey der Fortsetzung, welche die Vorrede und der zweyte Titel des Buchs: Bibliothek der Novellen, Märchen und Sagen, verheißt, entschieden auf diese Seite überzugehen.

Wolfenbüttel.

De Somno eique cognatis numinibus dissertatio inauguralis auctore Ch. C. F. Jeep, gymnasii Wolfenbutteliani Collega

III. Particula prior. 1831. 51 Seiten in Quart.

Durch diese mythologische Abhandlung, deren erster Theil jedoch erst hier erscheint, erwarb sich ihr Verfasser bey der hiesigen Facultät die philosophische Doctorwürde. Die Untersuchungen über Schlaf und Tod als Gottheiten haben seit Lessing eine mythologische Wichtigkeit erhalten, und die erste derselben verdiente es wohl einer neuen abgesonderten Untersuchung gewürdigt zu werden. Nach vorangeschickter Erörterung wie der Somnus und die ihm verwandten Wesen die Nacht, die Träume, der Tod zu Gottheiten erhoben worden seyn, wird von diesen einzeln gehandelt. Zuerst die Nox, ihr Ursprung, ihre Wohnung, ihr Gespann ꝛc. Hierauf der Somnus, jedoch in diesem ersten Theile auch nur von seinem Aufenthalte und Wohnung, nach den Schilderungen der einzelnen Dichter des Alterthums, und seinen Dienern den Träumen (Somnia). Hier bot schon Homer dem Verfasser einen reichen Stoff dar; die Untersuchung ist aber auch weiter heruntergeführt, — die Menge, Verschiedenheit, Gestaltung und innere Natur der Träume wird erläutert. Dieß ist der Inhalt dieser Particula prior. Von der folgenden wird vorläufig nur der Inhalt angegeben: de Somni 1. figura, 2. Imperio; 3. Quibusque numinibus Somnus a poëtis coniunctus sit? 4. De Somni cultu. Wir hoffen daß uns der Verfasser auf diesen zweyten Theil nicht zu lange wird warten lassen.

Hn.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

27. Stück.

Den 18. Februar 1832.

Oxford.

Bey S. Collingwood, 1831: The eastern origin of the celtic nations proved by a comparison of their dialects with the sanskrit, greek, latin and teutonic languages. Forming a supplement to researches into the physical history of mankind, by James Cowles Prichard. XII u. 194 S. in Octav.

Unter celtischer Sprache versteht man nicht sowohl die geringen Ueberbleibsel der für uns fast verlornen des alten Galliens, als die damit ohne Zweifel nahverwandten Zweige desselben Stammes, der noch bis auf den heutigen Tag in dem westlichsten Theil von Europa, wiewohl in weit engerer Begrenzung, fortlebt. Er ist durch nachrückende andere Sprachen gleichsam in das Meer gedrängt worden, und hat sich nur an einigen Küsten, auf Inseln und hohen Alpen geborgen; selbst da besteht er nicht für den Verkehr der geistigen Ausbildung, nicht für den Dichter, welcher sich an sein Volk richtet, sondern er hat sich

auf das Bedürfniß der Landleute und innerhalb die Grenzen häuslicher Familienvertraulichkeit, etwa in der Weise, wie noch in Norddeutschland das Plattdeutsche dauert, einschränken müssen.

Es lassen sich zwey Hauptäste dieses Sprachstamms deutlich unterscheiden, der britische und der galische, und jeder derselben fällt wiederum in drey Dialecte. Der britische begreift den welschen, der in Wales, den cornischen, der in Cornwallis, den armoricanischen, der im französischen Kleinbretagne gesprochen wird. Der galische Ast umfaßt den irischen Dialect in Irland, den galischen in Hochschottland, den mankischen auf der Insel Man. In jedwedem Ast scheinen die beiden zuerst genannten Zweige weit die bedeutendsten, so daß sie als Repräsentanten der übrigen angesehen werden können. Auch besitzen der welsche wie der irische Dialect reichliche und hoch hinauf gehende Sprachdenkmäler; von den welschen ist vieles, jedoch lange noch nicht alles, von den irischen erst sehr weniges im Druck erschienen. Selbst in Deutschland und Italien liegen noch unherausgegebene hibernische Glossen aus dem achten und neunten Jahrhundert, auf welche Rec. (Gramm. Th. II. Vorr. VI) aufmerksam zu machen gesucht hat, und seitdem sind ihrer noch andere durch Prof. Mone in den Niederlanden entdeckt worden, worüber in dessen Quellen und Forschungen ein näherer Bericht zu erwarten ist.

Das ungünstige Geschick, wodurch die Fortdauer und Ausbildung der celtischen Sprachen gestört worden ist, darf uns über ihre linguistische Bedeutsamkeit nicht im mindesten täuschen. Die Eigenthümlichkeit ihrer Formen, ihr ansehnlicher Wortreichthum laden zu vielseitiger

Betrachtung ein, und das nahe Verhältniß, worin sie zu dem größten Theil der übrigen europäischen Sprachen stehen, liegt dem Auge so offen dar und wird doch wiederum so mannigfach versteckt, daß daraus ein besonderer und noch gesteigerter Reitz für die Untersuchung entspringen muß. Wenn nun solche Untersuchungen bisher noch nicht, wie sie sollten, gepflogen worden sind, so setzt unser Verfasser, auf eine für die englischen Philologen minder als für die deutschen schmeichelhafte Weise, Seite 20 und 122 den Grund darin, daß die Quellen und Hülfsmittel celtischer Sprachforschung dem deutschen Fleiße wenig zugänglich gewesen seyen. Wir fügen hinzu, auch der Ueberdruß, den die hauptsächlich von Franzosen, sodann von einigen Engländern, im höchsten Grade gemißbrauchten celtischen Etymologien erzeugen mußten, hat zur Vernachlässigung dieser Studien beygetragen. Verkehrtes Etymologisieren wirkt so schädlich, daß es nicht nur selbst keine Frucht bringt, sondern auch das ganze Feld, auf dem es sich ausgebreitet hat, eine Zeitlang taub und unempfänglich macht.

Der Zweck vorliegender Schrift, welche zugleich als Ergänzung des auf dem Titel genannten (und erst kürzlich in unseren Anzeigen besprochenen) früheren Werks angesehen werden soll, ist, darzuthun, daß die celtischen Sprachen als ein Glied in die Kette des großen Hauptstamms gehören, zu welchem wir das Sanskrit, das Persische, das Griechische, das Latein, das Slavische, das Litthauische und das Deutsche, folglich die Zungen der mächtigsten europäischen Völker rechnen. Diese Behauptung hat der Verfasser ohne Zweifel näher bewiesen und einleuchtender gemacht, als sie es bisher war. Das celtische

worauf vieles führt, selbst abgelöste Casus anfänglicher Nomina, so können sie das Wesen der Casus nicht erklären helfen, man müßte denn eine unserer historisch ältesten Declination bereits vorhergegangene und von ihr verschiedene Urflexion annehmen. Was wir Partikeln nennen scheint umgekehrt erst der späteren Sprache nöthig zu werden, der frühesten nicht nöthig zu seyn, weil jene mit ihren Flexionen wenig, diese aber alles auszurichten vermag.

Wir gestehen es, die Deutung der Personenkennzeichen des Verbums aus dem Pronomen, worauf sich unser Verf. vorzüglich einläßt, macht schon geringere Schwierigkeit, und wenigstens die Verwandtschaft beider ist noch aus keiner andern Sprache so einleuchtend und unverkennbar nachgewiesen worden, als hier aus der celtischen. Die Vergleichung der S. 130. 131 gegeneinander gestellten Formen ist in der That höchst anziehend und überraschend.

S. 151 werden spospondi und sciscidi als Reduplications-Präterita von spondeo und scindo angegeben. Die gewöhnliche Form ist spopondi und scidi. Jene dürfen aber als frühere vollständigere Flexion vermuthet werden, vgl. Priscian ed. Krehl 1, 490 Anm. Spospondi gebrauchen nicht selten die Schriftsteller des Mittelalters, z. B. das Chronicon Moissiacense Pertz 1, 293, wo man sogar spospondens für spondens liest.

Jac. Gr.

Braunschweig.

Bey Vieweg: Tobias Olfen's, eines Braunschweigischen Rathsherrn, Geschichtsbücher der Stadt Braunschweig, herausg. von Carl Friedrich

von Bechelde. Mit einer Vorrede des Geheimenraths von Strombeck. XV u. 268 S. 8.

Tobias Olfen, geboren zu Braunschweig 1587, gestorben als Rathsherr 1654, schrieb in den letzten Jahren seines Lebens die merkwürdigsten Begebenheiten seiner Vaterstadt nieder; ein Geschichtswerk, welches niemals gedruckt worden und auf uns nur in wenigen Abschriften gekommen ist. Dasselbe fängt mit der Erbauung der Stadt an, und endet mit dem Westphälischen Frieden, umfaßt also einen Zeitraum von über 600 Jahren, den Olfen in zwey an Größe des Inhalts unter sich verschiedenen Theilen abhandelt. Die erste Hälfte enthält die Begebenheiten bis zur Reformation, und ist bey weitem nicht so ausführlich und werthvoll als die folgende, bey deren Abfassung er wegen der Zeitnähe alles mit größerer Zuverlässigkeit erforschen und berichten konnte, endlich auch von den Ereignissen der Stadt im Anfange des 17ten Jahrhunderts und während des dreyßigjährigen Krieges Augenzeuge war. Dieser letztere Theil seiner Chronik ist es, welche der Herr Herausgeber zwar in erneuerter Gestalt, aber doch unverändert, indem er versichert, nur den oft dunkeln und höchst verworrenen Periodenbau vieler Stellen im Texte erläutert und aufgelöset, und daneben die neuere Orthographie angewandt zu haben, jetzt zum ersten Male herausgegeben, und sich dadurch um die vaterländische Geschichte ein großes Verdienst erworben hat. Denn abgesehen davon, daß jene Periode eine der unruhigsten und bedeutsamsten in der Braunschweigischen Geschichte war, und durch Olfens Chronik einzelne bisher dunkle Thatsachen erhellt und aufgeklärt werden, so hat auch dessen Darstellung einen gleich entschiedenen Werth;

denn mit Meisterhand gibt er uns ein lebendiges Bild von dem innern Volksleben und Treiben seiner Stadt, führt uns die Schrecken zweyer von ihm erlebten Belagerungen vor Augen, und legt oft dem Rathe und den Theilnehmern der verschiedenen, damals so häufigen, Factionen Maximen und Ermahnungen in den Mund, die uns an die classischen Geschichtschreiber des Alterthums erinnern und die Lesung des Werks doppelt anziehend machen. Leider ist die Urschrift des Werks verloren gegangen; dem vorliegenden Abdrucke sind zwey Handschriften zum Grunde gelegt, von denen die eine im siebenzehnten, die andere im achtzehnten Jahrhunderte angefertigt zu seyn scheint, die aber nicht vollkommen mit einander übereinstimmen, sondern oft reichhaltiger öft dürftiger erzählen, so daß sie zur gegenseitigen Ergänzung zu Hülfe genommen werden müssen. Aber auch so ist das Ganze eine dankenswerthe Gabe, deren Werth theils durch die, die Localverhältnisse erläuternden Anmerkungen des Herausgebers, theils durch die würdige und sehr zu beherzigende Vorrede des Herrn G.R. von Strombeck bedeutend erhöht wird. — Dem Umschlage nach zu urtheilen, welcher das Werk als den Anfang eines Unternehmens, sämmtliche noch ungedruckte Chronicisten der Stadt Braunschweig auf ähnliche Weise herausgeben zu wollen, ankündigt, dürfen wir auf eine gewiß sehr wünschenswerthe Fortsetzung rechnen, welcher Ref. mit wahrem Verlangen entgegen sieht.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

28. Stück.

Den 18. Februar 1832.

Berlin.

Bey Laue: Untersuchungen über die Ursprünglichkeit und Alterthümlichkeit der Sternkunde unter den Chinesen und Indiern und über den Einfluß der Griechen auf den Gang ihrer Ausbildung von Dr. P. F. Stuhr, Professor an der Königl. Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin. 1831. VIII und 181 S. in Octav.

Der Titel gibt den Gesichtspunct an, aus welchem die Schrift betrachtet werden muß. Sie soll den Griechen ihre eigene Ausbildung sichern, und zeigen, daß es keiner ursprünglichen gemeinsamen Quelle der Sternkunde der östlichen und westlichen Völker bedürfe. Zu dieser Ansicht hat sich Ref. schon früher bekannt. Die Geschichte der Astronomie sollte von jeher Auskunft über die älteste Geschichte und die Cultur der Völker geben, wo Denkmäler und Annalen fehlen, besonders unter den Orientalen. Bis jetzt haben aber alle diese Bemühungen nur zu Hypothesen geführt. Ein anderes Resultat kann

aber auch nicht erwartet werden, weil die ganze Frage eigentlich eine petitio principii enthält. Wenn die Aegypter jährlich beym Anschwellen des Nils den Sirius, die Griechen zur Zeit der Ernte und des Bestellens die Pleiaden am Horizonte bemerkten, wenn das Bärengestirn und Orion die Aufmerksamkeit des Schiffers auf sich zogen, wenn Sonne und Mond durch ihren regelmäßigen Lauf zu unmittelbarer Abmessung der Zeit und zu Anordnung der Neumondsfeste benutzt wurden, wenn der Anblick des Himmels überhaupt Veranlassung gab zu Betrachtungen und der Phantasie der Orientalen Stoff zu astrologischen Deutungen, so bedurfte es dazu keines gemeinsamen Lehrers für alle Nationen, sondern der Grönländer und Hottentotte, der Indier und der Mexicaner (denn alle diese Völker werden als Beyspiele angeführt) konnten durch Aufmerksamkeit und Bedürfniß auf einerley Bemerkungen mit dem Griechen geführt werden, obgleich mit verschiedenen Modificationen nach dem Grade ihrer Bildung. Auch die bekannten Perioden und Cyklen, wie sie bey den Orientalen vorkommen, können der Geschichte keine Beweise liefern, da dieselben offenbar aus später gefundenen Elementen rückwärts gerechnet sind, wie Biot an der Hundssternperiode gezeigt hat. Die Ausbildung der Sternkunde unter einem Volke setzt die Existenz von Annalen voraus. Wären die einfachen Bemerkungen der Chaldäer nicht an den Regentenkanon von Nabonassar angeknüpft gewesen, so hätten Hipparch und Ptolemäus keinen Gebrauch davon machen können. Chinesen und Indier können aber nirgends Beobachtungen dieser Art nachweisen. Eine historische Chronologie kann ihnen zwar nicht abgeleugnet werden, sie enthält aber so viele Wider-

sprüche und verliert sich so in Mythen und Hypothesen, daß sie zu astronomischem Zweck ganz unbrauchbar wird, wenn auch wirkliche Beobachtungen vorhanden wären. Eine genaue Scheidung der Sagen ist fast unmöglich. Manches scheint absichtlich entstellt oder eingeschoben. Selten ist bey einer Angabe die Zeit nur obenhin bemerkt, sondern man muß sich mit der allgemeinen Versicherung begnügen, daß diese oder jene Angabe 'gewiß sehr alt sey'. Dabey muß also immer Vieles bloß vermuthet, geahndet und der individuellen Ueberzeugung überlassen bleiben. Die Phantasie behält stets freyes Spiel zu mancherley Combinationen, welche man weder beweisen noch bestreiten kann, welche aber für die Geschichte von keinem Werthe sind. Beyspiele enthält auch die gegenwärtige Schrift, in welcher die astronomischen Begriffe der Chinesen nach Gaubil und Souciet, und der Indier besonders nach Colebrooke sehr gut in einem Ueberblick zusammengestellt sind, und auf welche wir die unserer Leser verweisen, welche Interesse dafür haben. Ein Auszug daraus würde die Grenzen einer Anzeige überschreiten. Ref. benutzt dieselbe nur, sein Urtheil mit einigen Beyspielen zu belegen, und zwar der Kürze wegen bloß aus der ersten Periode vor der Einwirkung der Griechen. Der Herr Verf. geht nämlich mit Recht von dem Gesichtspuncte aus, daß Chinesen und Indier die Erscheinungen des Himmels anders aufgefaßt hätren als andere Völker, obgleich beide wieder nach ganz verschiedenen Ansichten, daß aber späterhin die Griechen auf beide Völker Einfluß gehabt hätten. Bey den Chinesen nimmt er zum Anfang dieser zweyten Periode die Regierung der Han an, im dritten Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung. Die älteste Geschichte soll zwar bis in das dritte

Jahrtausend vor Chr. hinaufgehen, aber gegen die Gründe dieser Angaben möchten sich bedeutende Zweifel erheben. Die ganze alte Sternkunde der Chinesen beschränkt sich auf die Kenntniß einiger Sterngruppen (S. 37), und auf einige allgemeine ziemlich ungenaue Beobachtungen zum Zwecke der Astrologie und Anordnung der Feste. Doch wußte man zu Anfang des dritten Jahrhunderts v. Chr. von den Grundsätzen, nach welchen man in den ältesten Zeiten die Erscheinungen des Himmels berechnet hatte, so gut als Nichts, da kurz vorher, auf Befehl der Regierung, alle chinesische Bücher verbrannt und der Ueberrest verfälscht worden war. Doch sollen unter dem ältesten Kaiser Yao (unbestimmt im Anfange des zweyten Jahrtausends) Sternbeobachtungen angestellt worden seyn, um die Wiederkehr des Jahrs und der Feste zu ordnen. Eigenthümlich, aber nicht wissenschaftlich, war die Anordnung, daß vier Sternbeschauer nach den vier Weltgegenden in die verschiedenen Landschaften gesandt wurden, um in Osten den Stern des Frühlings, in Süden den des Sommers u. s. w. zu betrachten, also nicht von Einem Puncte aus. Die Beobachtungen sollten zur Zeit des Untergangs der Sonne gemacht werden, an Sternen, die hoch am Himmel standen, und zwar aus tiefen Thälern. Die sechste Stunde könnte aber, meinten neuere Erklärer, darum nicht für die richtige Beobachtungszeit gelten, weil um den längsten Tag in dieser Stunde noch kein Stern am Himmel sey, Ref. glaubt aber, daß die ganz einfache und natürliche Tageseintheilung der Alten damit gemeint sey, nach welcher jeder Tagebogen das ganze Jahr hindurch in zwölf gleiche Theile oder Stunden getheilt wurde. Es wird ferner hinzugesetzt, daß der verschiedenen Standpuncte we-

gen, weder von Beobachtung der Polhöhe, noch von Mittagslinie, oder genauen Bestimmungen der Koluren die Rede seyn könne, aber doch auch, daß man schon früh angefangen habe, Mittagslinien an verschiedenen Orten zu ziehen, um die Dachspitzen des fürstlichen Pallastes darnach zu richten, und den Gnomon (S. 29). Regelmäßige Berechnungen, setzt der Herr Verf. hinzu, könnten nicht Statt gefunden haben (S. 27). Die Mitte des Frühlings wurde bezeichnet durch gleiche Länge der Tage und Nächte, und durch den hohen Stand von α Hydr. bey Sonnenuntergang; die Mitte des Winters durch die Kürze der Tage und durch den hohen Stand der Plejaden u. s. w. Wenn also die Griechen stets auf den Horizont Rücksicht nahmen, so hielten sich die Chinesen nur an den hohen Stand der Gestirne, nicht einmal bestimmt an die Mitte des Himmels, wahrscheinlich des Locals (der tiefen Thäler) und der Dämmerung wegen. Alle Angaben waren folglich, wie auch der Herr Verfasser sagt, bloß nach ungefähren Schätzungen nach dem Augenmaße gemacht, also völlig unbestimmt. So viel nur zur Vergleichung mit dem Folgenden. Noch vor 40 Jahren galten die Chinesen bey Vielen wegen ihrer Astronomie für das älteste Volk der Erde. Jetzt sind sie von den Indiern überboten worden. Aber auch bey diesen findet der Herr Verf. sehr richtig denselben Gang und dieselben Resultate, und unterscheidet deswegen auch hier die Zeit vor der Bekanntschaft der Indier mit den Griechen, und nach derselben. Auch hier führt Ref. der Kürze wegen nur aus der ersten Periode einige Beyspiele an. Der Herr Verf. tadelt Bentley (S. 21) daß er die dürftigen Nachrichten der Sage ganz nach seinen eigenen Vorstellungen von der Wissenschaft behandle, und von

Koluren, Polen und Ekliptik spreche, in einer Zeit, in welcher noch lange nicht unter den Indiern daran gedacht worden sey, daß (S. 63) genaue Bestimmungen nach genauen Beobachtungen, genauer Eintheilung des Himmelskreises und nach genauen Berechnungen in alter Zeit nicht vorausgesetzt werden dürfen, wo die Sternbetrachtung nur in dichterischer Begeisterung getrieben worden sey. Von Genauigkeit ist aber auch nicht die Rede, sondern die Hauptaufgabe für Bentley war, zu untersuchen, in wiefern die monstrous antiquity der Brahminen, welche sie durch die großen Cyklen in ihrer Astronomie zu beweisen suchten, und das Alter der Surya-Siddhanta, gegründet sey. Der Herr Verf. führt die ungeheuern Cyklen, welche selbst Lalande und Bailly eine 'rêverie' nennen, zwar auch in Beurtheilung der verworrenen und oft von den Brahminen absichtlich entstellten Chronologie an; macht aber davon keine Anwendung bey den astronomischen Lehrsätzen, was Bentley thun mußte, um aus den Büchern der Indier Beweise zu führen. Er läßt den Verdiensten B's. zwar Gerechtigkeit widerfahren, behandelt ihn aber über seinen Streit mit Colebrooke in manchen Aeußerungen zu hart. Zu bedauern ist es, daß Bentley durch diesen Streit sich von seinen ersten Grundsätzen hat abbringen lassen, und daß auch er in der Chronologie unhaltbare Hypothesen späterhin aufstellt, nach welchen z. B. der Titanen-Kampf in Griechenland 756 v. Chr. sich zugetragen, Homer und Hesiod nach dem Jahr 746 gelebt, und die Astronomen des Westens um diese Zeit die Sternbilder an den Himmel gesetzt haben sollen. Wenn auch in der ersten Periode vor der Einwirkung der Griechen keine genaue Bestimmungen von den Polen und Koluren bey den Indiern vorkom-

men, so kann doch nicht abgeleugnet werden, daß sich die Idee davon allmählich entwickelte. Hierzu liefert die Darstellung des Herrn Verfs. selbst einige Belege, so wie von dem Schwankenden und Unbestimmten, welches durch die ganze Ansicht der Brahminen herrscht, und von der Unzuverlässigkeit mancher Angaben. In den Vedas, als in der ältesten Sammlung von Urkunden, heißt es S. 54, zeigen sich Spuren der niedrigsten Ausbildung der Astronomie. Eine Eintheilung des Jahrs in zwey Hälften, also eine nach Sonnenzeit eingerichtete Jahresform sey uralt. Aber S. 67 wird zugleich behauptet, daß zu Zeit der Abfassung der Vedas das Jahr in 6 Jahreszeiten, und der Monat in zwey Hälften, in die lichte und dunkle getheilt gewesen sey. Es ist hierbey nicht angegeben, ob die letztere Jahreseintheilung eine Unterabtheilung unter jener gewesen, oder nach derselben entstanden sey. Die Bahn der Sonne wird auch in dieser Zeit schon abgemessen durch Erscheinungen des nächtlichen Himmels (S. 58). Eben so war gleichfalls seit uralten Zeiten die Mondsbahn nach Sternbildern in die 27, späterhin 28 Bilder getheilt, eigentlich in 27 Theile der Mondsbahn (Nacshatra), welche durch die dabey stehenden Sterne (Yoga, Sterne), als sinnliche Puncte, bezeichnet wurden, von denen aber Jones sagt: I have not the boldness to exhibit the individual stars in each mansion. Die erste von diesen 27 Stationen war nach S. 68 und 73 in den Vedas das Sternbild Critica, die Pleiaden, nach Jones hingegen Aswini, die Gegend des Widders, vielleicht nach späteren Bestimmungen. Mit diesen stehen die 12 Monate in Verbindung, wovon Magha vom Herrn Verf. S. 70 als erster nach der Sonnenwende genannt wird. Doch sollen in den Vedas

noch keine Spuren eines Monats von 27 oder 28, sondern von 30 Tagen vorkommen. Es erhelle aber mit Bestimmtheit, daß ursprünglich diese zwey ganz verschiedenen Berechnungsarten nach Sonne und Mond sich völlig unabhängig von einander ausgebildet gehabt hätten, ehe überhaupt der Versuch gemacht worden wäre, beide mit einander in Uebereinstimmung zu bringen (S. 55). Es wäre also zweifelhaft, ob die älteste Form der Zeitrechnung darin enthalten sey, weil man ein Bestreben sehe, den Unterschied zwischen Monds- und Sonnenzeit auszugleichen. Hierbey findet Ref. nichts Auffallendes. Auch bey andern Völkern wurden die Jahreszeiten sehr bald nach der Sonne, die Neumonden nach dem Monde geordnet, aber das Bedürfniß lehrte sie ebenfalls bald, beide in Vereinigung zu bringen. Einschaltungen gibt ja der Herr Verf. (S. 66) selbst zu. Es sey ferner sehr wahrscheinlich, daß in Indien schon in den frühesten Zeiten der feste Punct des Norden durch das auf jeden Fall seit uralten Zeiten in heiliger Betrachtung verehrte Gestirn, das im engeren Kreislauf sich um den Nordpol bewegt, bezeichnet worden sey. Nach einer alten Sage wurde Meru der Gipfel der Welt, der Himmel der Götter und guten Geister am Nordpol gedacht, der Südpol war der Aufenthalt der bösen Geister und der Todten. Im Winter befand sich die Sonne in Süden bey den Asuren. Dieses war für die Götter in Indien die Nacht. Der Tag brach an, wenn sie sich im Frühling dem Norden zuwandte. Der Herr Verf. erklärt es wiederholt für eine Träumerey, wenn man dabey in den früheren Zeiten eine genaue Bestimmung der Sonnenwen[illegible]e. Ref. ist damit ganz einverstanden, [illegible] nicht, daß die zu allgemein

ausgesprochene Behauptung ohne weitere historische Nachweisung die Vertheidiger des indischen Alterthums befriedigen werde, und fügt noch hinzu, daß er in dem Folgenden 1) ganz die Eudoxische Vorschrift findet, den Ort der Sonne durch das am Abend nach Sonnenuntergang aufgehende Sternbild zu bestimmen, folglich das Wintersolstitium durch den Löwen, und 2) die aus den Vedas angeführten Erscheinungen der Gestirne, wie die aus den Zeiten der Alexandriner. 'Das indische Sternbild D'hanisht'ha, der Delphin wird (As. Res. Vol. 8 und 9) in den Vedas als dasjenige bezeichnet, in welchem die Sonne sich wendend, ihren nördlichen Pfad betrete, und das Sternbild Aslesha, wahrscheinlich (setzt der Herr Verf. hinzu) ein Gestirn im Krebs, als dasjenige, in dessen Mitte (wie bey Eudoxus) sie wieder gegen Süden sich wende.' Diese Angabe trifft genau mit Varaha's Worten (A. R. Vol. 2. S. 391) überein. Es sind dieses die beiden Nacshatras in der Gegend des Krebses und des Steinbocks, und ihre sie bezeichnenden Sterngruppen. Für die letztern nimmt Jones einen Theil des Wassermanns (Ewer) an. Mit Wahrscheinlichkeit könnte also vielleicht β Aquar., der zu den Zeiten der Alexandriner mit den ersten Graden des Steinbocks zusammentraf, für einen der Yoga-Sterne gelten, welche in der angeführten Stelle von den Indiern der Delphin genannt wird. Der Delphin der griechischen Sphäre konnte zwar auch in jener Zeit durch seinen Frühaufgang die Zeit der Wintersonnenwende eben so genau bestimmen, als die 7 Rischis. Von ihm konnte aber nicht gesagt werden, 'wann die Sonne beym Eintritte in ihren nördlichen Pfad am Gestirn Delphin vorübergehe.' Unbestimmter aber, als bey den Griechen wird

hier nur bey Aslesha die Mitte, bey Dhanishht'ha hingegen kein besonderer Punct erwähnt, statt daß Varaha ausdrücklich sagt in the first degree of D., by what is recorded in former Sastras, da die Nacshatras, als gleiche Theile der Mondsbahn betrachtet werden müssen, wie die Zeichen der Ekliptik. Die Nacshatra des Regulus (zu den Zeiten der Alexandriner) heißt Magha. Denselben Namen führte (nach dem Herrn Verf. erst später) der Monat, wann die Sonne im Löwen steht, und sehr früh schon die ganze Jahrszeit um die Wintersonnenwende selbst, welche daher dem Monat Magha gerade entgegensteht, und in welcher die Gruppe Magha (Regulus) am Abend aufgehen mußte. Bentley, den der Herr Verf. deswegen tadelt, dürfte folglich nicht ganz Unrecht haben, wenn er auf die Autorität indischer Astronomen behauptet, die Monate hätten ihre Namen erhalten nach Sternen, in deren Nähe der Vollmond eingetreten wäre (also durch Beobachtungen beym Abendaufgang, wie bey Eudoxus). Aber (S. 59) in den Vedas sollen sich auch Angaben finden, daß in den alten Zeiten die Erscheinung des Gestirns Magha (des Regulus) zu Bestimmuug von beiden Sonnenwenden in Betracht gezogen worden sey. Sonach hätte Regulus durch seinen Abend- und Frühaufgang für beide das Zeichen gegeben. Die Erscheinung des Gestirns Magha am östlichen Horizont wurde ferner in Verbindung gesetzt mit der Stellung des Sternbildes der 7 Rischis (des Bärengestirns), d. h. die Erscheinungen derselben am Morgenhorizont kündigten den Regulus (wie Procyon den Sirius zu Alexandrien) und durch diesen die Zeit der Wintersonnenwende selbst an. Dieses geschahe ebenfalls schon frühe (S. 60). Bey diesen vagen Bestimmungen am Ho-

bey der starken Einwirkung der Däm-
nd der Refraction, so wie überhaupt
Schwierigkeit den Kolur zu bemerken,
on der Jahreszeit Magha im All-
nicht von einem Tage, und vom Ge-
gha, nicht bloß von einem Stern die
konnten diese Erscheinungen leicht bis
itte Januars bemerkt werden. Peta-
chnet noch für das Jahr 46 v. Chr.
aufgang des Regulus auf 1° 7′ Aquar.
drien, wobey immer noch bey der wirk-
cheinung am Horizonte einige Grade
werden mußten. Schwierig bleibt es
dings, diese Bestimmungen auf die
Vedas zurückzuführen, aber noch schwie-
lben mit dem Hn. Verf. aus der Prä-
lären zu wollen. Denn im Wider-
it der oben angeführten Behauptung
ntley (S. 21), daß in den früheren
ir-glauben der Vedas) an Koluren rc.
gedacht worden wäre, wird hier (S.
uthet, daß vielleicht schon eine Bemer-
Präcession zum Grunde liege, ohne
in den älteren Zeiten das Gesetz
ekannt hätte und (S. 126) noch ein-
t, es scheine zu erhellen, daß man schon
ten Zeiten durch eigene Beobach-
Veränderlichkeit der Koluren bemerkt
ie Idee der Präcession kann aber nur
gleichung von Beobachtungen aus ver-
Zeiten entstehen, und so fand Hip-
h Vergleichung mit Timocharis Beob-
ie Idee, und erst Ptolemäus das Ge-
enso verhält es sich mit der sechzigjäh-
iode, in deren Anfang die Pleiaden der
-Nachtgleiche näher gewesen seyn muß-
3). Bey genauer Rechnung allerdings.
Eudoxus schwankte über den Ort des

Kolurs um fast 8 Grade und kam dadurch den Pleiaden um ein Beträchtliches näher. Auch die Bewegung der 7 Rischis um den festen Polarstern, der in Indien seiner Festigkeit wegen zum Symbol der Standhaftigkeit geworden ist (S. 60), zeigt, daß man an keine Bewegung durch die Präcession gedacht habe. Noch weniger kann aber, wie der Herr Verf. glaubt, die 'alte verworrene und völlig unverständlich gewordene Lehre, nach welcher die Rischis alle 100 Jahre durch eine eigene, selbständige Bewegung sich mit einem andern Sternbilde der Mondsbahn verbinden sollten, als mit dem Gestirn Magha (S. 61), aus einer mißverstandenen Vorstellung von der Präcession erklärt werden.' Da Ptolemäus die Präcession in 100 Jahren auf einen Grad setzt, so könnte leicht die Glosse eines Unkundigen der späteren Zeit, Veranlassung zu der verworrenen Stelle im Texte gegeben haben. Deutlich ist es daher, daß selbst in dichterischer Begeisterung die indischen Astronomen die Vorstellung von den Polen und den Kreisen der Sphäre nicht entbehren konnten. Hätten die Indier von den frühesten Zeiten an wirkliche Beobachtungen gehabt, so hätten die Griechen davon Gebrauch gemacht, wie von den Chaldäischen, und die Hypothese vom Schwanken der Koluren wäre nicht entstanden. Colebrooke nimmt zwar den Griechischen Ursprung der indischen Astronomie, und namentlich philolaische, nicht kopernikanische Ideen, wie Herr v. Schlegel (Hertha 1829. Jan. S. 60) meint, an, glaubt aber in seinem Streite mit Bentley über das Alter der Surya=Siddhanta (A. R. Vol. 12. №. VI.), daß die Araber unmittelbar von den Indiern ihre Kenntnisse erhalten hätten, und besonders auch die Hypothese von der Präcession. Zur Beweisführung sieht er sich aber genöthigt,

[redacted]

ch statt auf Beobachtungen und Zeugnisse aus
en Quellen der alten Zeit, bloß auf die Aussa=
en neuerer indischer Astronomen zu berufen, und
ch auf Combinationen zu stützen. Seine Ge=
ährsmänner sind 1) Bhascara, welcher allein,
ls sehr bekannt nach 1150 n. Chr. gesetzt wird.
) Brahma Gupta. Dessen Alter wird nur da=
urch bestimmt, daß er sich auf Varaha (499 n.
hr.) und auf Aryabhatta bezieht. 3) Arya=
hatta selbst. Dieser wird nur mit Albategnius
erglichen und heißt bloß an author seemingly
f an earlier age. Außerdem findet er es nö=
hig, die Frage über das Alter und den Werth
er Surya=Siddhanta zu entscheiden. Die Brah=
ainen waren aber selbst im Zweifel und mit ih=
en Davis und Colebrooke, ob Saura=Siddhanta
nd Surya=Siddhanta einerley Werk sey. Bhascara
nd mit ihm Col. nimmt beide Ausdrücke für ei=
erley. Da aber Bh.'s Citate aus der S. S.
nit dem noch vorhandenen Texte derselben, nicht
bereinstimmen; so erklärt der Commentator der
S. S. Munjala, die Ausdrücke Saura=Siddhanta
nd Surya=Siddhanta für verschieden, statt daß
er Scholiast von Bhascara, Muniswara, seine
Zuflucht zu Veränderungen im Texte und zu cri=
ischen Conjecturen nimmt. Col. erklärt über=
ieß die S. S. für dunkel, und glaubt, daß der
Name zwar alt, die Schrift selbst aber, wie
nehrere, wahrscheinlich durch neuere Begriffe ver=
ndert worden sey (modernised). Auch Herr
. Schlegel gesteht nothwendige Veränderungen
m Texte der indischen Bücher zu. Col.'s Be=
weis, daß die Hypothese von dem Schwanken
er Koluren von den Indiern abstamme, und von
ieraus zu den Arabern übergegangen sey, beruht
aher bloß darauf, daß Albategnius dieselbe an=
ehme (zu 8 Graden), die Surya=Siddhanta
ber und Aryabhatta älter wären, daß folglich

die S. S. die Quelle für Albategnius gewesen seyn müßte. Indessen lassen schon die 24 Grade, welche Aryabhatta, statt der 8 Grade des Albategnius annahm, einen späteren Zusatz vermuthen, weil man im Mittelalter den Bogen immer weiter ausdehnte, so bald die angenommene Anzahl der Grade nicht mehr ausreichen wollte. Einen einfacheren Aufschluß geben die Πρόχειροι κανόνες des Ptolemäus, wo Theo in einem besonderen, dem Gegenstande gewidmeten Kapitel περὶ τροπῆς erzählt, es hätten einige Aeltere (wobey Niemand an Indier denken wird) ein Schwanken der Koluren (und zwar von 8 Graden in 80 Jahren, wie Albategnius) angenommen; Ptolemäus sey aber dagegen. Diese Nachweisung war Col. unbekannt, und selbst Delambre nennt sie noch 'un fait curieux et très-peu connu.' Colebrooke ist also bey seinem Streben nach Wahrheit, bey seinem unermüdeten Forschen, bey seiner Kenntniß der Sprache und der Sachen, was man dankbar ehren muß, nicht weiter gekommen als seine Vorgänger. Ref. unterschreibt daher, die Ansicht des Herrn Verfs. (S. 23) 'daß für Forschungen im Gebiete der Geschichte der Völker Ostasiens, und besonders Indiens ein mit Umsicht und Besonnenheit gepaarter eigenthümlicher Sinn für das Verständniß dichterischer Sagengeschichte unumgänglich erforderlich sey', möchte aber — wenn bey allmählichen nothwendigen Umarbeitungen der Schriften zuletzt nicht viel mehr stehen geblieben ist, als der alte Name des Buchs, und wenn wir statt einfachen Beobachtungen mit chronologischen immer nur allgemeine Versicherungen über das hohe Alterthum, und über die Angaben erhalten — noch hinzusetzen ein fester Glaube an die Untrieglichkeit der Brahminen.

Schaubach.

Neapel.

Della stamperia di Francesco Fernandes. Lettera di Michelangelo Lanci, interprete delle lingue orientali nella biblioteca Vaticana, sopra uno Scarabeo Fenico-Egizio e piu Monumenti Egiziani. 1826. 88 S. nebst einer Kupfertafel in gr. Quart.

Es bedarf bey dieser Schrift eines eifrigen Aegyptologen, der sich indeß weit mehr durch seinen Haß gegen Champollion und Angelo Mai als durch eigne Entdeckungen auszeichnet, nur einer kurzen Anzeige, da sie viel mehr Declamationen und Expectorationen über die Verdienste des Vfs. und den unverdienten Ruhm Anderer, als Untersuchungen und Nachrichten über Aegyptische Alterthümer enthält. Das Wichtigste was sie liefert, ist die Abbildung und Beschreibung eines Scarabäus im Museum des Baron v. Koller, dessen eingegrabene Zeichen theils aus hieroglyphischen Emblemen bestehen, welche am Rande umherlaufen, theils aus Phönicischen Buchstaben, welche die Mitte einnehmen. In den letzten erkennt man deutlich das Resch, Beth und Aleph, welches indes nicht ganz vollständig erscheint, indem es nur einen Querstrich hat, darauf folgt ein Ain, welches aber der Herausg. als Hieroglyphe nimmt und mit einem Kynoskephalos-Kopfe in eine Verbindung bringt, welche dem Auge des Ref. sich wenig empfehlen will. Genug, der Herausg. liest Reba, übersetzt dieß Signore, und erklärt die alphabetisch-hieroglyphische Inschrift im Ganzen Te invoco al mio soccorso, o Dio, di somma gloria eternamente vivo, signore assoluto de' cieli e di tutta la terra: was wir ebenso wenig vertreten als im Einzelnen zu widerlegen über uns nehmen möchten.

Ein anderer Abschnitt handelt von den bald aus

Holz bald aus Alabaster oder andern harten
arten gearbeiteten Figürchen, welche nach
ihrer Bekleidung von dem Vf. für Darstel
mumisierter Körper gehalten und mumie
nannt werden. Man hat eine solche Figur
einem kleinen Mumienkästchen von Sykom
funden, eine andere läßt sich öffnen und
ander schlagen, worauf man ein anderes me
ähnlich geformtes Stück Holz darin findet,
ches also wahrscheinlich den in den Mumi
dagen enthaltenen Leichnam darstellen soll.
Vf. verbreitet sich dabey über die Geräthe,
man gewöhnlich in den Händen dieser Fi
oder über ihrem Rücken hängend findet, ein
und Korb treten am deutlichsten hervor. D
denkt dabey an die Biblische Parabel vom
mann, von der wir nicht recht einsehen,
hierher gehört, und bezieht darauf auch da
treidekorn, welches sich bisweilen in Figuren
im Innern verborgen gefunden hat. Passender
es, dabey die den alten Völkern so natürliche
verbindung zwischen dem der Erde anvert
Samenkorn und dem menschlichen Leichnam
wägung zu ziehen. Noch seltsamer aber ist
klärung, welche der Vf. von den langgezogene
gen oder Schilden (cartouches bey den Fran
cartelli in Italien genannt) gibt, durch
Königsnamen der hieroglyphischen Schrift v
dern Worten unterschieden werden; er fi
diesen Einfassungen la bocca di Dio parl
und in der Verlängerung derselben die deu
Versinnlichung des Ausdrucks im Jesaias: d
derò, ovvero allungherò la bocca mia.
kann sich darnach leicht einen Begriff vo
Geist und Character der Hieroglyphen-Erkl
des Vfs. machen. K. O.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

29. Stück.

Den 20. Februar 1832.

London.

A Manual of comparative Anatomy, translated from the German of J. F. Blumenbach, with additional Notes, by W. Lawrence. Second Edition, revised and augmented by W. Coulson. 1829. LIV und 379 S. gr. Octav, mit Kupfern.

Die erste, vom Herrn Lawrence besorgte Ausgabe dieser seiner Uebersetzung, hat nun in der neuen die wir anzeigen, und die er selbst Herrn Coulson übertragen, durch diesen zahlreiche Zusätze und Veränderungen erhalten.

Zu letzteren gehört z. B. daß manche Anmerkungen des Verfs. sowohl als des Uebersetzers gleich dem Texte einverleibt worden; zu ersteren aber durchgehends eine Fülle von Beyträgen aus den Schriften der neuesten Zootomen. Namentlich z. B. aus einer auf dem Continent nicht genug benutzten Quelle, Rees's new Cyclopaedia, die so trefflichen Stoff zu diesem Studium,

besonders von Bracy Clark und Macartney enthält.

Einiges möchte wohl für ein Compendium zu ausführlich scheinen, wie die langen, Seitenvollen Messungen der Theile des Hirns und Nervensystems aus der Preisschrift von Serres. — Manches hingegen, wenn auch fremdartig doch nicht unpassend, wie die Ansicht des freygeistigen Th. Burnet über die Sprachfähigkeit der Schlange im Paradiese.

Sehr dankbar erkennt Herr C. die bereitwillige Beyhülfe des verdienstvollen Herrn Clift (Conservator's of the Hunterian Museum in London); auch zur Berichtigung mancher irrigen Angaben anderer Zootomen; wie z. B. über den vermeinten eigenen Bau des Magens der Salangan-Schwalbe.

Die VIII Kupfertafeln des Handbuchs sind mit musterhafter Genauigkeit nachgestochen.

Leipzig.

Was heißt Glauben, und wer sind die Ungläubigen? Eine biblische Entwicklung von Dr. David Schulz, Senior der evangelisch-theologischen Facultät und Consistorialrathe in Breslau. Mit einer Beylage über die sogenannte Erbsünde. 1830.

Wenn schon sonst im Widerstreite der Meinungen jeder redliche Versuch, der Wahrheit näher zu führen, dankbar aufgenommen werden muß, so verdient gewiß vorliegende Schrift um so größere Aufmerksamkeit, als in ihr ein hochgeachteter evangelischer Lehrer, nicht nur alle die Fragen, die den Mittelpunct des so sehr aufgeregten theologischen Lebens und Strebens unserer Zeit aus-

machen, berührt, sondern nach Darlegung der Gegensätze auch eine Lösung derselben versucht hat. Je wichtiger aber der dabey in Frage kommende Gegenstand selbst ist, um so nöthiger scheint auch die größte Behutsamkeit im Urtheile, um so unerläßlicher dessen sichere Begründung durch Darlegung der genauesten Prüfung des Einzelnen, so daß Ref., da die Absicht wie der Raum dieser Blätter eine so genaue Prüfung nicht gestattet, sich bewogen findet, sich mit der Angabe des Hauptinhaltes zu begnügen.

Der Verf. geht aus von der Wichtigkeit des Wortes Glauben. Wie in den kirchlichen Urkunden selbst, so sey ihm bald auch in der Kirche ein entschiedenes Gewicht beygelegt worden, nie aber seine Bedeutsamkeit so in Frage gekommen, und gleichwohl nie so verkannt worden als in unserer Zeit. Je mehr Nachtheile aber schon daraus entstanden, je mehr noch zu fürchten, um so dringender werde die Aufgabe einer gründlichen Untersuchung, was heißt eigentlich glauben? was ist insbesondere dessen ursprünglicher biblischer Sinn?

Nachdem der Verf. uns so die Aufgabe genau bezeichnet, deren Lösung er beabsichtige, sucht er darzuthun, daß der gewöhnliche Begriff vom Glauben, als einem Fürwahrhalten von bestimmten Sätzen, ebenso sehr eine Quelle unsäglichen Zwiespaltes und unchristlicher Gesinnung, als den Urkunden des Christenthums durchaus entgegen sey. Er erinnert zuerst an Schwierigkeiten, die jener gewöhnliche Begriff nothwendig darbiete, was nun für wahr zu halten sey, ob der Mensch überhaupt verpflichtet werden könne, etwas für wahr zu halten, d. h. zu glauben, und geht dann zur Schilderung wirklicher

Zustände unter den Christen in Beziehung auf den Glauben über. Ein Theil fordert unbedingten Glauben, ein anderer läßt nur den vernunftmäßigen Glauben gelten. Noch größer ist die Meinungsverschiedenheit über Gegenstände und Maaß des Glaubens. Was eine kirchliche Partey unwandelbar festhält, wird von der andern als Ketzerey verworfen, alle verstehen unter Glauben nur ihren Parteyglauben, machen somit den Begriff der Gläubigkeit meist nur von einzelnen Lehrpuncten abhängig, und verfahren lieblos gegen anders Denkende, als Ungläubige, während doch Christus und seine Apostel an die jetzt so hoch gestellten Differenzpuncte nie gedacht, wie viel weniger die ewige Seligkeit davon abhängig gemacht haben, und sonach, träten sie jetzt unter ihren Bekennern auf, in keiner Partey als vollkommen rechtgläubig erscheinen würden.

Der Verf. geht nun die wichtigsten jetzt bestehenden Parteyen unter den Christen durch, und zeigt, wie sie zwar insgesammt die Forderung des Glaubens als die wichtigste an ihre Mitglieder machen, aber auch nur zu sichtlich dabey darlegen, wie wenig sie die wahre Bedeutung des Glaubens ergriffen hätten. Die catholische Kirche fordert unbedingten Glauben an die Satzungen der Kirche und deren Oberhäupter, und greift so in Gottes Ordnung ein, indem sie das heiligste Recht des freyen Menschengeistes verletzt. Eine zweyte Partey, die Symbolgläubigen unter den Protestanten verlangen unbedingten Glauben an die in den Symbolen dargelegte Bibellehre, entsagen dem Recht freyer Schriftforschung, wider Gebot und Beyspiel der Reformatoren selbst, und setzen in Wahrheit an die Stelle der Papstgewalt eine noch drückendere Autorität, die Fessel des

todten Buchstabens, während weder Christus noch seine Apostel bindende Dogmen aufgestellt haben, und alle Symbole ihre temporäre Veranlassung, wie ihre Bestimmung, nur einer bestimmten Zeit zu dienen, oft auf eine sehr unchristliche Weise offenbaren. Eine dritte Partey ist die, welche sich ausschließlich die gläubige nennt, mit einseitiger Willkühr einige dogmatische Bestimmungen aus der Gesammtheit der christlichen Lehren heraushebt, z. B. Erbsünde, stellvertretende Genugthuung, Gnadenwahl, ewige Verdammniß der Andersdenkenden, und darin das Kennzeichen und Siegel alles wahren Christenthums findet, während sie doch gleicherweise der Schrift als dem kirchlichen System gegenüber] durchaus heterodox ist, und die Hauptabsicht des Christenthums, ein Reich der Wahrheit und des Guten auf Erden zu stiften, und in Rechtschaffenheit des Lebens und strenger Befolgung des göttlichen Willens es zu verwirklichen, durchaus verkennt. Eine vierte Partey endlich, die der Buchstabengläubigen, halten blindlings fest an den Worten der Schrift, gegen das Beyspiel Jesu und seiner Apostel im Gebrauche des alten Testaments, ohne Beachtung ebenso des Ursprungs und der Absicht der heiligen Schriften, die in einem Raum von anderthalb tausend Jahren hervortretend sich stets der Gegenwart anschlossen und immer einem unmittelbaren Zwecke dienen wollten, wie der eigenthümlichen Beschaffenheit und der Schicksale derselben, wo noch das Wort Gottes von seiner bildlichen, poetischen, rhetorischen, volksthümlichen und temporellen Form entkleidet und gedeutet seyn will, ehe es verstanden werden kann, ja selbst, wenn es im Entstehen der heiligen Schrift ohne jene Einkleidung darin niedergelegt wäre, auf dem

Zustände unter den Christen in Beziehung auf den Glauben über. Ein Theil fordert unbedingten Glauben, ein anderer läßt nur den vernunftmäßigen Glauben gelten. Noch größer ist die Meinungsverschiedenheit über Gegenstände und Maaß des Glaubens. Was eine kirchliche Partey unwandelbar festhält, wird von der andern als Ketzerey verworfen, alle verstehen unter Glauben nur ihren Parteyglauben, machen somit den Begriff der Gläubigkeit meist nur von einzelnen Lehrpuncten abhängig, und verfahren lieblos gegen anders Denkende, als Ungläubige, während doch Christus und seine Apostel an die jetzt so hoch gestellten Differenzpuncte nie gedacht, wie viel weniger die ewige Seligkeit davon abhängig gemacht haben, und sonach, träten sie jetzt unter ihren Bekennern auf, in keiner Partey als vollkommen rechtgläubig erscheinen würden.

Der Verf. geht nun die wichtigsten jetzt bestehenden Parteyen unter den Christen durch, und zeigt, wie sie zwar insgesammt die Forderung des Glaubens als die wichtigste an ihre Mitglieder machen, aber auch nur zu sichtlich dabey darlegen, wie wenig sie die wahre Bedeutung des Glaubens ergriffen hätten. Die catholische Kirche fordert unbedingten Glauben an die Satzungen der Kirche und deren Oberhäupter, und greift so in Gottes Ordnung ein, indem sie das heiligste Recht des freyen Menschengeistes verletzt. Eine zweyte Partey, die Symbolgläubigen unter den Protestanten verlangen unbedingten Glauben an die in den Symbolen dargelegte Bibellehre, entsagen dem Recht freyer Schriftforschung, wider Gebot und Beyspiel der Reformatoren selbst, und setzen in Wahrheit an die Stelle der Papstgewalt eine noch drückendere Autorität, die Fessel des

todten Buchstabens, während weder Christus noch seine Apostel bindende Dogmen aufgestellt haben, und alle Symbole ihre temporäre Veranlassung, wie ihre Bestimmung, nur einer bestimmten Zeit zu dienen, oft auf eine sehr unchristliche Weise offenbaren. Eine dritte Partey ist die, welche sich ausschließlich die gläubige nennt, mit einseitiger Willkühr einige dogmatische Bestimmungen aus der Gesammtheit der christlichen Lehren heraushebt, z. B. Erbsünde, stellvertretende Genugthuung, Gnadenwahl, ewige Verdammniß der Andersdenkenden, und darin das Kennzeichen und Siegel alles wahren Christenthums findet, während sie doch gleicherweise der Schrift als dem kirchlichen System gegenüber] durchaus heterodox ist, und die Hauptabsicht des Christenthums, ein Reich der Wahrheit und des Guten auf Erden zu stiften, und in Rechtschaffenheit des Lebens und strenger Befolgung des göttlichen Willens es zu verwirklichen, durchaus verkennt. Eine vierte Partey endlich, die der Buchstabengläubigen, halten blindlings fest an den Worten der Schrift, gegen das Beyspiel Jesu und seiner Apostel im Gebrauche des alten Testaments, ohne Beachtung ebenso des Ursprungs und der Absicht der heiligen Schriften, die in einem Raum von anderthalb tausend Jahren hervortretend sich stets der Gegenwart anschlossen und immer einem unmittelbaren Zwecke dienen wollten, wie der eigenthümlichen Beschaffenheit und der Schicksale derselben, wo noch das Wort Gottes von seiner bildlichen, poetischen, rhetorischen, volksthümlichen und temporellen Form entkleidet und gedeutet seyn will, ehe es verstanden werden kann, ja selbst, wenn es im Entstehen der heiligen Schrift ohne jene Einkleidung darin niedergelegt wäre, auf dem

langen Wege bis zu uns so viele Veränderungen erfahren hat, daß es unmöglich erscheint, überall bis zum ursprünglichen Worte der göttlichen Offenbarungen zurück zu gelangen. Im Gegensatze nun zu den angeführten Parteyen, die alle entweder alles und jedes ohne Wahl, oder doch blindlings einer Autorität geglaubt wissen wollen, fordern Christus und seine Apostel, so oft sie auch nach Glauben fragen, und so entschiedenen hohen Werth sie darauf legen, doch gleich ernstlich Streben nach Erkenntniß der Wahrheit durch fleißiges Nachdenken, Forschen und Prüfen, führen sie selbst zur Begründung ihrer Behauptungen Beweise, tadeln sie nachdrücklich den Mangel gründlicher Einsicht in die Gegenstände der Religion, gebieten sie ausdrücklich Prüfung der Geister, ob sie göttlicher Herkunft seyen, warnen sie vor falschen Propheten, die wahre Begeisterung lügen, wollen sie, daß alle zur Erkenntniß der Wahrheit gelangen, und setzen durch dieß alles außer Zweifel, daß der Glaube, den unsere heutigen Parteyen in Anspruch nehmen, nicht der Glaube, den sie fordern, nicht der echt biblische sey.

Nach einem allgemeinen Blick auf die heiligen Schriften, wie in ihnen kein Glaube an einzelne historische Thatsachen, wie viel weniger an Gegenstände, die über menschliches Fassungsvermögen hinausliegen, unbedingt gefordert, sondern nur Lauterkeit der Gesinnung und rechtschaffene Frömmigkeit des Lebens als die entscheidende Bedingung des Wohlgefallens Gottes aufgestellt, nie in ihnen Glaube und Leben getrennt, nur pharisäische Heucheley und Lieblosigkeit getadelt, kurz nirgends die Annahme gewisser Lehrmeinungen als Gläubigkeit gelobt, das Gegentheil

als Ungläubigkeit verdammt werde, geht der Verfasser zu seinem eigentlichen Zwecke, der biblischen Ermittelung des wahren Glaubensbegriffes über.

Zuerst wird sprachlich ermittelt, was πίστις und πιστεύειν bedeutet. Πίστις, πιστεύειν abzuleiten von πείθεσθαι, den Uebergang bildet πιστός, der sich überzeugen läßt, der da trauet, oder dem man trauen kann, in Beziehung auf Gott, der Gottgetreue, der an Gott, und was Gottes ist, festhält und seine Zuversicht darauf setzt. Πίστις die Gemüthsbeschaffenheit eines πιστός, zur πίστις wesentlich die Idee der Erwartung von etwas Gutem, des Uebersinnlichen, oder Gottes und göttlicher Dinge, die alleinige Beziehung auf den inwendigen Menschen, als eine rein geistige Angelegenheit, die Idee der Zuverlässigkeit und Gewißheit gegenseitig zwischen dem, der sie hat, und dem sie gibt, und endlich ein thatkräftiges Durchdrungenseyn von der Gottesidee, das Resultat, daß so wenig gläubig dem griechischen πιστός entspreche, so wenig ein bloßes Fürwahrhalten, oder unser Glaube dem πίστις, sondern daß vielmehr πίστις und πιστεύειν im Neuen Testamente bedeuteten, sich auf Gott, auf die ewige Wahrheit und das höchste Gut mit fester Zuversicht des Herzens verlassen, und in dieser guten Zuversicht unwandelbar leben und weben, leiden und sterben.

Das so eben ausgesprochene Resultat sucht der Verfasser sodann auch durch die Constructionsweisen von πίστις und πιστεύειν zu bestätigen, insbesondere aber darzuthun, daß die Verbindung πιστεύειν εἰς χριστόν die gegebene Erklärung nicht aufhebe, sondern vielmehr darin

aufgehe, und nichts anders bezeichne, als das kindlich fromme Vertrauen eines Christen zu Gott und seiner Vaterhuld, welches durch die Anerkennung des Erlösers vermittelt und in so- fern auf diesen zunächst hingerichtet ist. Glei- cherweise werde die gegebene Deutung der πίστις nicht durch die bey den neutestamentischen Schrift- stellern allerdings vorkommende Verschiedenheit des Gebrauchs des Wortes aufgehoben, weil die Grundbegriffe bey allen Aposteln dieselben blie- ben, die Verschiedenheit durch die verschiedene Tendenz, welche jeder zu befolgen hatte, von selbst kommen mußte.

Der Vf. geht nun zur Aufstellung des wahren christlichen Gottesglaubens über, und bestimmt dessen Wesen und Begriff als: die freye Aner- kennung der übersinnlichen Welt, der ewigen Güte, Wahrheit und Schönheit, oder das Erfülltseyn unseres ganzen Geistes von Gott, als dem Urquell unserer höchsten Güter, verbunden mit dem feste- sten Vertrauen auf seine ewige Vaterliebe und Treue und allmächtige Hülfe bey treuer Beobach- tung seines Willens nach Anweisung und Vorbild unseres Herrn und Meisters Jesu Christi unter allen Umständen im Leben und im Tod. Dieser Begriff wird sodann noch weiter erörtert und be- gründet, wie der wahre Glaube sich aller Seelen- kräfte bemächtigen müsse, durchaus kein bloßes Abhängigkeitsgefühl, sondern der religiöse Geist sey, der sich als frommes Leben offenbare, alle Verhältnisse des Menschen zu Gott gleichmäßig umfasse, und eben so echt menschlich, als echt christlich sey.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

30. 31. Stück.
Den 23. Februar 1832.

Leipzig.

Beschluß der Anzeige: Was heißt Glauben und wer sind die Ungläubigen? Eine biblische Entwickelung von Dr. David Schulz u. s. w.

In einem fernern Abschnitt handelt der Verf. über Gewicht und Kraft des Glaubens. Ausgezeichnet, erfolgreich, bewundernswürdig ist die Kraft desselben; nichts wahrhaft Großes wird ohne ihn vollbracht, nichts hat ohne ihn Werth, ihn verlangte Christus so dringend als die ausschließlich Gott zugewandte Gesinnung, er ist in Wahrheit die alleinige Bedingung der richtig verstandenen Rechtfertigung bey Gott, d. h. nur der wahre Gläubige, der der Gesinnung und Bestrebung nach gut ist, gilt vor Gott als gut und fromm, und nur in sofern er sein eigenes inneres Leben und Streben dem Vorbilde Christi mit selbsteigenem kräftigen Entschlusse zu verähnlichen trachtet, kommt ihm Christi Leiden und Tod zu Gute.

In einem folgenden Abschnitt über die Frey-

heit des Glaubens erklärt sich der Verf. unbedingt gegen Glaubenszwang aller und jeder Art. So wenig Christus und seine Apostel solchen angewendet, so gewiß es ausgemachter Grundsatz des N. T. ist, daß die christliche Freyheit jedem unangetastet bleibe, so gewiß ist jeglicher Zwang in Glaubenssachen eine Verletzung heiliger Menschenrechte, dem Willen Gottes, der heiligen Schrift, dem Wesen des evangelischen Christenthums entgegen, von den traurigsten Folgen und doch vergeblich. Insbesondere aber muß die theologische Forschung und die Lehrfreyheit der evangelischen Kirche, auf welche ihre Hoheit und Herrlichkeit gegründet ist, erhalten werden.

Der Verf. geht zu der Frage über Einheit des Glaubens über. Nicht in Einerleyheit der Glaubensformeln darf man sie suchen, durchgängige Einhelligkeit in religiösen Vorstellungen hat nie Statt gefunden, und ist weder nöthig noch möglich, sondern in den Herzen der Glaubenden ist sie zu finden, als Einheit und Gemeinschaft des Geistes, die, gleich entfernt von der Einheit der Knechtschaft der catholischen Kirche, wie von einseitigen Meinungen, die nur zu Spaltungen führen, durch gemeinsame thatkräftige Liebe zur Wahrheit und zum Guten dauernde, beglückende Einheit der Menschen schafft.

Nach dem bisher Dargelegten entscheidet nun der Verf. die Frage, wer die Ungläubigen seyen, dahin, daß, so wenig jemand, der einzelne Sätze für wahr halte, schon darum den Ehrennamen eines Gläubigen verdiene, gleicherweise niemand darum ein Ungläubiger sey, weil er diese oder jene religiöse Vorstellung nicht für wahr hält. Nur das gänzliche Abgewandtseyn der Seele von Gott, dem nichts mehr heilig wäre, nur der Irreligiöse, Gottlose, darf ein

Ungläubiger genannt werden. Doch darüber richtet nur Gott, der in das Innere sieht, der Mensch beurtheilt den wahren Glauben am sichersten nach seinen Früchten, darf sich ohne sie keiner Rechtgläubigkeit rühmen, und soll als Christ das Streben nach Wahrheit nie von der Liebe trennen.

In einer Beylage versucht der Verfasser noch eine schriftmäßige Beurtheilung der Lehre von der Erbsünde, und durch sie darzuthun, daß die Augustinische Lehre sich aus der heiligen Schrift nicht herleiten lasse, daß ihr vielmehr durch viele Stellen des alten und neuen Testaments deutlich und bestimmt widersprochen werde, und ihre Annahme nicht minder dem gesunden Menschensinn, als der Weisheit, Gerechtigkeit und Liebe Gottes widerstreite.

Wie verschieden nun auch, je nach dem verschiedenen Standpuncte des Beurtheilers, die Ansicht über die ganze Schrift sich gestalten mag, so wenig Ref. dem namentlich, was als Resultat der Bibelforschung für die Lösung der Hauptaufgabe der Schrift, und der Beylage aufgestellt ist, unbedingt beypflichten kann, das redliche Streben des hochwürdigen Verfassers nach Wahrheit, sein echt evangelischer, durchaus religiöser wahrhaft christlicher Sinn, der, fern von aller Unduldsamkeit auf Ausübung des Guten, Schonung unter einander und Liebe gegen die Brüder dringt, wird gewiß bey jedem Unbefangenen gebührende Anerkennung finden.

Dr. K.

London.

For Murray, 1827: Two years in Ava, from May 1824 to May 1826 by an officer

on the staff of the quartermaster general's department. 455 S. in 8., mit einer Charte und zwey Plänen.

Man könnte an dem Titel dieses Buchs eine gewisse Affectation tadeln, die dem Verf., ohne Zweifel einem tapfern Soldaten, wunderlich ansteht. 'Zwey Jahre in Ava'! sollte man nicht denken es sey von einer jener leidigen tours, oder von einem Aufenthalt in ganz gleichgültigen Geschäften oder Vergnügen die Rede? und doch begreifen diese zwey Jahre weder mehr noch weniger als den Krieg, den die Engländer gegen die Birmanen geführt haben, und das vorliegende Werk ist eine Erzählung dieses Feldzugs, so weit der Verf. als thätiger Augenzeuge von dessen Verlauf und Wechselfällen unterrichtet seyn konnte. Doch finden sich neben diesem Berichte allerdings auch mancherley Beobachtungen über die Beschaffenheit des Landes und die Art und Sitte seiner Bewohner, und während der Verf. als Geschichtschreiber das Werk von Snodgraß über diesen Krieg ergänzt, schließt er sich als Reisender an die Verfasserin der Letters from Burmah an. Er hätte sein Buch aber um so eher geradezu die Geschichte eines Feldzuges in Ava nennen können, da dieser vor allen andern die von den Engländern in Asien geführt worden, diesen Namen verdient. Daß er ohne Vergleich der war, der am meisten Menschen gekostet, durch Schwerdt und Seuchen, geht deutlich genug daraus hervor, wenn der Verf. am Ende seines Werkes und des Feldzuges uns beyläufig Regimenter zeigt, die auf die Hälfte oder gar ein Drittel der Mannschaft zusammengeschmolzen sind, mit der wir sie im Anfang ins Feld rücken, oder (um den Euphemismus des Verfs. beyzubehalten) ihre 'zwey Jahre

in Ava' beginnen sehen. Was die Kosten dieser zwey Jahre betrifft, so ist es eine anerkannte Thatsache, daß die Finanzen der Compagnie, welche die nächst vorhergehenden Jahre einen Ueberschuß der Einnahme zeigten, dadurch, trotz der von den Burmanen bezahlten Entschädigung von zwey Millionen Pf. St., auf lange Zeit gänzlich zerrüttet worden sind. Die Früchte, die mit solchen Opfern erkauft wurden, wollen wir mit des Verfs. eigenen Worten beschreiben: 'Betrachten wir den wirklichen Werth der uns durch den Frieden von Yandaboo zufallenden Gebietsvergrößerung und anderer Vortheile, so ist das Resultat keineswegs erfreulich; und es ist schwer einzusehen, wie uns daraus fürs erste irgend ein wirklicher Nutzen erwachsen sollte. Um bey Assam anzufangen, was wir dem Vertrage nach seinen eingebornen Fürsten wiedergaben, so muß dieses Phantom von Königreich in der That doch von uns besetzt bleiben, da es ohne dieß sich nicht halten könnte. So bekömmt die britische Regierung als Ersatz für die bedeutenden Kosten dieser Besatzung einige hundert Quadratmeilen von Gebirge, Morast und Jungle *). Auf den Thron von Munnipoor haben wir unsern treuen Bundsgenossen Gombheer Sing gesetzt, und dadurch unsere Gränze auf dieser Seite gesichert; aber dieß Land ist eine so vollkommene Wüste, daß schon deshalb ein Angriff von dieser Seite kaum denkbar war. — Arracan ist für uns das Thal des Todes geworden; und nachdem General

*) Der englische Ausdruck jungle bezeichnet bekanntlich eine weite mit Bambus und anderm Rohr bedeckte Fläche, die zwar feucht, aber kein eigentlicher Morast ist. Es möchte schwer seyn einen ganz entsprechenden deutschen Ausdruck zu finden, weshalb wir diesen beybehalten.

Morrison's Heer dort fast gänzlich aufgerieben worden ist, zeigt sich das Clima sogar auf den Inseln an der Küste zu ungesund, für die paar Regimenter die dort stationiert sind. Das Land ist bedeckt mit undurchdringlichen Jungles- und Wäldern, und so von Flüssen durchkreuzt und überschwemmt, daß keine andere Communication als zu Wasser möglich ist. Die Bevölkerung ist sehr gering, und das einzige Product was einigen Vortheil für den Handel verspricht ist Salz. Die Militär- und Civilverwaltung ist sehr kostbar, die Einkünfte sehr unbedeutend. Der einzige wirkliche Vortheil den uns der Besitz von Arracan gewährt, ist die natürliche Gränze, welche das Yomadung-Gebirge gegen Ava bildet.

Vortheilhafter ist für uns der Besitz von Mergin, Tenasserim, Tavoy, Yeh und einem Theil von Martaban; mehr jedoch wegen der Communication mit Sincapore und dem Handel mit Siam, als wegen der Producte dieses Landstriches, unten denen bis jetzt nur das Teakholz einigen Vortheil verspricht.' So wenig nach dieser Beschreibung die Früchte des Sieges den Opfern des Kampfes entsprechen, so würde man doch sehr Unrecht thun, England oder die ostindische Compagnie wegen dieses Krieges zu tadeln, der, wie die meisten der vorhergehenden und noch bevorstehenden Kriege der Engländer in Asien durch ihre Stellung, durch die ganze Existenz ihrer Macht unvermeidlich war. So sonderbar ist aber diese Stellung, daß auch bey den gerechtesten Ursachen des Krieges, und den vortheilhaftesten Früchten des Sieges, beide nur als gleich unvermeidliche Uebel ertragen und beklagt werden können. In der That werden sie von der Englischen Regierung auch nicht anders

angesehen, und es ist nicht einmal ein großes Lob wenn man zugibt, daß dieselbe aufrichtig jeden Krieg in Asien zu vermeiden wünscht, da es nach gerade auch dem beschränktesten Sinn und der oberflächlichsten Kenntniß einleuchtet, daß sie dabey durchaus nichts gewinnen, sondern nur verlieren kann, sey es durch Sieg, sey es durch Niederlage. Dennoch aber ist nicht einzusehen, wie diese Folge von siegreichen Kriegen und Gebietsvergrößerungen ihre Gränzen finden soll, so lange nicht entweder England Nachbaren erhält die ihm gewachsen und einer auf vernünftigen Egoismus gegründeten Politik fähig sind, oder solche die seine Ueberlegenheit ein für alle Mal anerkennen, und es nicht durch Beleidigungen zwingen sie jeden Augenblick von neuem zu beweisen. Wie wenig aber noch an eins von beiden zu denken ist, beweist dieser letzte Krieg hinreichend, und um sich zu überzeugen wie wenig europäische Begriffe und Grundsätze der Politik in Asien anwendbar sind, reicht es hin zu sehen, daß nach so vielen Beweisen ihrer Ueberlegenheit die Engländer von den Burmanen mit einem so rohen Uebermuth behandelt werden, wie in Europa der mächtigste Staat sich nie gegen den unbedeutendsten der deutschen Fürsten erlauben würde. Ein solches Verfahren ungeahndet lassen, hieße die Grundlage der britischen Herrschaft, die Meinung, den Glauben an dieselbe, umstoßen. Der Krieg, der diese sichern soll, führt aber nothwendig zu Gebietsvergrößerungen, als Ersatz für die Kriegskosten, und zur Sicherheit der Gränzen; die Gebietsvergrößerungen aber vermehren durch Berührungen mit neuen, eben so treulosen als rohen und unwissenden Nachbaren wieder die Veranlassungen zu neuen Kriegen. Die britische

Macht in Asien hat, mit einem Wort ihre natürlichen Gränzen, ihr Niveau weder in moralischer noch physischer Hinsicht gefunden, und ehe dieß geschieht, wird kein menschlicher Wille, keine noch so klare Einsicht, keine Weisheit, keine Mäßigung ihrer Ausbreitung künstliche Gränzen setzen. Wo werden diese Gränzen seyn? Wie wird sich diese riesenmäßige Macht weiter entwickeln und ihre heterogenen Elemente innerlich gestalten, wenn sie diese Gränzen einmal erreicht hat? Vor diesen Fragen zieht sich auch die kühnste Phantasie scheu zurück. — Es gibt aber noch einen Fall, dessen Folgen ebenso wenig zu berechnen sind, und an dessen Möglichkeit wir durch das vorliegende Werk wiederholt erinnert werden; nämlich eine Niederlage. In der That wenn auch auf den ersten Blick der glückliche Ausgang des Krieges, in dem eines der mächtigsten Reiche Asiens von einem Heere von höchstens sechstausend Mann besiegt wird, die Ueberlegenheit der britischen Waffen von neuem glänzender und beruhigender als je zu erweisen scheint, so gibt doch eine nähere Prüfung der einzelnen Vorfälle des Krieges Veranlassung zu mancherley Bedenklichkeiten. Die große Uebermacht der Burmanen in Hinsicht auf die Zahl verschwindet, wenn man nicht die Menschen, sondern die viel entscheidendere Zahl der in einer gegebenen Zeit gefeuerten Schüsse berechnet. Dieß Verhältniß mußte um so mehr zum Vortheil von 5 . . 6000 Engländern gegen 30 . . 50000 Burmanen ausfallen, da bey der Art des Kampfes, in dem diese mit der größten Halsstarrigkeit beharrten, ihre Ueberzahl ihnen nur zum Nachtheil gereichen konnte. In leichten Verschanzungen von Pfahlwerk zusammengedrängt, die dem schweren Gesch[illegible] wenige Augenblicke widerstanden,

konnten nur verhältnißmäßig wenige Raum finden sich den stürmenden Colonnen der Engländer entgegenzustellen; hatten diese aber die wenigen Salven ausgehalten, die ihnen die schlechte Bewaffnung und Uebung der Burmanen entgegenschicken konnte, hatten sie die Höhe der Verschanzungen erreicht, so konnte ihnen nichts mehr widerstehen, da die Burmanischen Schützen kein Bayonet kennen, und da die übrigen mit Lanzen und ähnlichen Waffen versehenen Krieger nun nichts als einen dichten, unbehülflichen, verworrenen Haufen innerhalb der Verschanzungen darboten, auf den das sichere, rasche Feuer der Engländer von oben herab die furchtbarste Wirkung haben mußte. Diese Umstände, die sich aus den Berichten des Verfs. ergeben, reichen hin um die leichten und wiederholten Siege der Engländer zu erklären, über einen Feind, der an Körperkraft, Todesverachtung und List ihnen gleich war; wovon der Verf. mehrere auffallende Beyspiele gibt. Da aber diese Ueberlegenheit größtentheils auf einigen mechanischen Fertigkeiten, Vortheilen und Uebungen beruhten, die alle in mehr oder weniger Zeit erlangt werden können, so scheint sie keineswegs für die Zukunft hinreichend gesichert, und das um so weniger da auch unter den angegebenen Umständen die Engländer bey einigen Angriffen auf die Verschanzungen der Burmanen mit bedeutendem Verlust zurückgetrieben wurden. Die Vervollkommnung der Kriegskunst ist aber nicht das einzige was den Engländern in ihren Kriegen mit diesen Völkern Gefahr drobt, da sie (wie schon früher in Hindostan geschehen) solche Versuche vernichten können, ehe sie die nöthige Ausbildung und Consistenz erreicht haben. Im Gegentheil gereichte den Burmanen gerade die Kriegskunst, worin

sie offenbar allen Völkern, mit denen die Engländer in Asien zu kämpfen hatten, überlegen waren, zum Verderben, so bald sie einer viel weiter ausgebildeten Kunst entgegen trat. Dagegen gesteht der Verf. selbst, daß wenn der Stolz, die Unwissenheit und das Selbstvertrauen der Burmanen ihnen erlaubt hätte, ihre künstliche Kampfesart aufzugeben, und statt die Engländer immer wieder hinter ihren Pfahlwerken zu erwarten, den natürlichen kleinen Krieg in den Wäldern und Jungles zu führen, den Engländern die Landzufuhren abzuschneiden, sie an den Ufern des Irawady zusammen zu drängen, den Krieg nur in die Länge zu ziehen, und dem Klima die sichere Vernichtung des Feindes zu überlassen — daß dann das englische Heer fast rettungslos verloren gewesen wäre. Dieß war sogar der Grund weshalb die Engländer drey kurze Tagemärsche von der Hauptstadt Frieden schlossen ohne diese selbst einzunehmen, was doch fast ohne Widerstand hätte geschehen können. Sie hätten dann den Burmanen mit keinem größern Verlust mehr drohen, und diese hätten bey der gänzlichen Auflösung des Staates und des Heeres nothgedrungen ihre Zuflucht zu der Kriegesart genommen die allein den Engländern gefährlich werden mußte. Von der Hartnäckigkeit, die den Character der Burmanen besonders auszeichnet, gibt der immer erneute Widerstand, die zweyjährige Dauer des Krieges sehr ernste Beweise; einen etwas lächerlichen aber folgender Zug: als nach dem Abschlusse des Friedens die burmanischen Gesandten einem Manoeuvre der englischen Truppen beywohnten, wo aller Glanz und alle Zerstörungsmittel europäischer Kriegskunst aufgeboten wurden um ihnen einen hohen Begriff davon zu geben, versicherten sie sehr ruhig: in

Ava könne man Alles dieß noch viel besser zu sehen bekommen. — Ein Umstand, der bey der Beurtheilung dieses Krieges und der künftigen Berührungen Englands mit den Burmanen nicht außer Acht gelassen werden darf, ist der, daß die Burmanen, ein mongolischer Stamm, in jenen Ländern in dem Verhältniß fremder Eroberer neben den unterdrückten ältern Bewohnern stehen, die eine Gelegenheit das Joch abzuschütteln freudig ergreifen würden. Dieß Verhältniß findet besonders in Pegu statt, und entging der britischen Regierung nicht, aber man fand nicht zuträglich es zu benutzen, da man sich dadurch die Verbindlichkeit aufgeladen hätte, einen auf diese Weise regenerierten und befreyten Staat auch ferner zu schützen.

Pegu scheint übrigens so reich an Denkmählern älterer, untergegangener Macht und Civilisation zu seyn wie irgend ein Theil von Indien. Merkwürdig ist in dieser Hinsicht der Bericht des Verfs. über die Pagoden von Pegahm, der alten Hauptstadt des Reiches. Sie erstrecken sich viele Meilen weit in einer ununterbrochenen Folge von Ruinen, von denen viele, besonders die älteren durch Pracht und Festigkeit der Bauart Staunen erregen; während die neueren ihnen in jeder Hinsicht weit nachstehen, da die Burmanen nicht einmal mehr die Kunst Bogen und Gewölbe zu bauen verstehen. Eine der ältern Pagoden ist in Gestalt eines Kreuzes gebaut, die Mauern sind gegen siebenzig Fuß hoch und auf der Mitte des Gebäudes erhebt sich eine spitz zulaufende Kuppel von der anmuthigsten Gestalt. Das Innere besteht aus vier gewölbten Gängen, deren Eingang vier reich verzierte Spitzbögen bilden und die zu zwey gewölbten Hallen von

sechzig Fuß Höhe führen, die durch gothische Fenster Licht erhalten. Jedem Ausgang gegenüber steht eine vergoldete Bildsäule des Gottes Gaudma, von funfzig Fuß Höhe, und in Nischen an den Wänden stehen ebenfalls vergoldete Bildsäulen. Die Wände sind mit Stuck überzogen, auf dem in erhabener Arbeit Greifen, Götzenbilder und Ungeheuer abgebildet sind. In einiger Entfernung steht ein anderer Tempel, der durch die große Menge sehr wohl erhaltener Frescogemählde merkwürdig ist, womit seine Wände bedeckt sind. Sie stellen mit vieler Treue, aber ohne Perspective verschiedene Beschäftigungen, Ackerbau, Krieg, Opfer, Processionen u. s. w. dar, in zahllosen Gruppen von Menschen und Thieren aller Art. Als Rahmen dienen Arabesken von vielem Reichthum und Anmuth der Zeichnung und außerordentlicher Farbenpracht. Bemerkenswerth ist, daß die Krieger auf diesen Gemählden, die doch ein sehr hohes Alter, sogar nach indischon Begriffen haben, Musqueten tragen.

Wir haben es vorgezogen einige allgemeine Bemerkungen hervorzuheben, wozu sich in dem vorliegenden Werke die Belege finden, statt einen Auszug von dem Kriegsberichte des Verfs. zu geben, der doch wenig Klarheit, Interesse und Abwechselung darbietet. Die besonders im neunten, zehnten und elften Kapitel enthaltene Nachricht von den Sitten und Einrichtungen der Burmanen, läßt sich dagegen nicht wohl im Auszug geben, da fast Alles gleich neu und gleich merkwürdig ist, und wir müssen uns daher begnügen für eine genauere Kenntniß dieses Volkes auf diese Abschnitte des Werkes zu [illegible]. — Auf eine sonderbare Erschei-

nung können wir jedoch nicht umhin aufmerksam zu machen. Bey den Thaaus, ein Volk dessen Wohnsitze an der chinesischen Grenze sind, und die im Dienste des Burmanischen Kaisers zu den besten Kriegern seines Heeres gerechnet werden, findet sich nämlich eine allen bisher bekannten orientalischen Begriffen widersprechende Verehrung der Frauen, denen höhere Gaben der Wahrsagung beygemessen werden, und deren Gegenwart im Kampfe für siegbringend gehalten wird, so daß die Frauen der Anführer höher geachtet werden als diese selbst. Mehrere dieser Frauen verloren bey einigen hartnäckigen Gefechten das Leben, und ihre Jugend und Schönheit vermochte die Englischen Soldaten sie mit wohlgemeinten Aeußerungen des Mitleidens zu begraben.

W. A. H.

Stuttgard und Tübingen.

Bey J. G. Cotta, 1830: Sammlung historischer Volkslieder und Gedichte der Deutschen. Aus Chroniken, fliegenden Blättern und Handschriften zusammengetragen von Dr. O. L. B. Wolff. 769 S. in 8.

Eine Sammlung, wie der Titel des vorliegenden Buches sie ankündigt, wird weder der Geschichtsforscher noch der Geschichtschreiber von sich weisen. Diesem gewährt sie hier und da einen lebendigen Blick, wo es die gewöhnlichen Quellen nicht vermögen, jenem manche sonsther nicht bekannte Einzelnheiten, genauere Angaben, Berichtigungen. Mit Vorsicht und Geschick wollen freylich solche Lieder immer benutzt seyn, und

kommt es auf die darin herrschende Gesinnung an, so wird man bedenken müssen, daß es fast immer eine Partey ist, welche spricht und in der poetischen Form keinen Anlaß zur Mäßigung findet. Einen epischen Character trägt nicht leicht eins, das ein wirklich historisches Factum erzählt; auch den poetischen Werth darf man in der Regel nicht hoch anschlagen, wiewohl man nicht selten einem frischen, kräftigen Ausdrucke begegnet, und gleich in dieser Sammlung mehreres der Art vorkommt, so ist z. B. S. 102 die Ermahnung an kaiserliche Majestät des Evangelium halben in seinen Erblanden mit wohlmeinendem Sinne lebendig ausgesprochen, wie überhaupt die aus dem Religionskriege stammenden Lieder in dieser Hinsicht den Vorzug verdienen. Aufzusuchen waren sie in allgemeinen Sammlungen, in Chroniken, die man nicht überall findet, endlich in den sehr seltenen, in alten Bibliotheken meist versteckten fliegenden Blättern. Wäre dem Rec. die Aufgabe gestellt, ein Buch dieser Art zu verfertigen, so würde er vorerst sich ein Verzeichniß alles bisher schon bekannten und in neuerer Zeit gedruckten, mit aller Genauigkeit, welche Arbeiten dieser Art erfordern, gemacht, und dann aus den seltenen und seltensten Quellen das Unbekannte aufgesucht und gesammelt haben. Ohne Benutzung großer Bibliotheken, nicht bloß einer oder zweyer, würde das Resultat nicht bedeutend ausfallen, denn solche Kleinigkeiten verstecken sich und wollen aufgesucht seyn; allein wo sich handschriftliche Chroniken, oder Sammlungen der im 17. Jahrhunderte, namentlich zur Zeit des dreyßigjährigen Krieges häufigen fliegenden Blätter und kurzer Berichte, wie z. B. in Dresden und

Cassel vorfinden, da dürfte man auf eine gute Ernte und auch wohl auf manche überraschende Entdeckung hoffen. Ein solches Unternehmen erfordert Zeit und ein behagliches Fortfahren, und da nicht leicht ein zweyter sobald wieder daran geht, so hat der, welcher sich ihm unterzieht, die Pflicht, ohne einen gewissen Grad von Vollständigkeit nicht hervorzutreten, sehr accurat bey der Ausarbeitung zu seyn und das Werk dem Gebrauche so bequem als möglich zu überliefern. Literarische Nachweisungen, historische Erörterungen, sorgfältige Register sind hier mehr als irgendwo an ihrem Platze. Freylich eine mühsame Arbeit wird es seyn, aber die Lust zur Sache muß dabey helfen, ohne welche sie niemand anfangen sollte. Was die äußere Anordnung betrifft, so räth Rec. zu der chronologischen, die freylich nicht so streng und pedantisch zu seyn braucht, daß nicht das Zusammengehörige neben einander dürfte aufgestellt werden. Sodann hätte das Verzeichniß des bereits in leicht zugänglichen Sammlungen oder Büchern Vorhandenen vorangeschickt, in das Werk selbst aber nur das Seltene oder völlig Unbekannte aufgenommen werden müssen, also nur was aus Handschriften, alten Chroniken, fliegenden Blättern u. s. w. geholt war.

Herr Wolff zeigt Eifer und Liebe für seine Arbeit, was wir gerne und rühmend anerkennen wollen; hätte er seine Sache nur etwas besser gemacht! Von allem, was Rec. für eine solche Sammlung empfehlen zu müssen glaubte, hat er so viel als nichts gethan. Sein Verdienst beschränkt sich darauf, zum Abdrucke gegeben zu haben, was er in einer gewissen Zeit zusammengebracht hatte; darunter befindet sich

einiges Schätzbare, aber viel mehr noch was in allbekannten Büchern steht. Wie wenig er sich um literarische Untersuchungen und bessere Einsicht bemüht hat, beweist gleich der Eingang, wo sechs Seiten mit einer schlechten, irgendwoher erborgten Uebersetzung einiger historischen Lieder Walthers von der Vogelweide angefüllt sind, deren Verfasser Herr Wolff nicht kannte und die er vornen in dem Inhaltsverzeichnisse frisch weg um hundert Jahre wenigstens jünger macht, als sie wirklich sind. Andere Lieder Walthers in ähnlicher, kläglicher Bearbeitung stehen unten S. 596 — 99. In ihrer Nähe findet man auch das Ludwigslied aus dem 9. Jahrhundert, man kann sich denken, in welchem erbaulichen Texte; da kommt thananaa vor und kanonuf zusammengedruckt; er scheint neuere Bemühungen um diesen Text nicht gekannt zu haben. Wer soll das nun gebrauchen? Das Hildebrandslied ist S. 688 — 93 als ein historisches, Gott weiß warum, aufgeführt, versteht sich aus dem entstellten Texte des Wunderhorns (das zeigt das unerhörte schriemenschlag); von dem alten Bruchstück mag der Verfasser nichts wissen. Eine weitere Critik wäre überflüssig. Werth verleiht dem Buche der Abdruck fliegender Blätter aus der Großherzoglichen Bibliothek zu Weimar, nur leider ist der Text nicht bloß in der Quelle selbst sehr verderbt, es kommen auch noch Druckfehler in solchem Ueberflusse hinzu, daß man oft keine sechs Zeilen lesen kann, ohne auf ganz unverständliche Worte zu stoßen.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

32. Stück.
Den 25. Februar 1832.

Göttingen.

In der Sitzung der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften am 14ten Jan. d. J. hielt der Hr. Hofrath Conradi die Vorlesung, welche die Fortsetzung seiner Series animadversionum medicinalium enthielt, und worin vorzüglich de asthmate, speciatim spasmodico et thymico, gehandelt wurde. Mehrere Bemerkungen aus derselben über das asthma thymicum und das Verhältniß des sogenannten Athemhaltens oder Ausbleibens des Athems zu jenem hat er in der folgenden Anzeige von Kopp's Denkwürdigkeiten, welche eine ausführliche Abhandlung über diesen Gegenstand enthalten, mitgetheilt. Die Anzeige der Vorlesung werden wir demnächst geben.

Frankfurt.

Bey Joh. Christ. Hermann: Denkwürdigkeiten in der ärztlichen Praxis. Von Dr. Johann

Heinrich Kopp, Kurfürstl. Hessischem Oberhofrathe ꝛc. Erster Band. VIII u. 375 S. in 8.

Der geschätzte Verf. hat bekanntlich schon im Jahre 1821 eine Sammlung von medicinischen Beobachtungen, die er in seiner ansehnlichen Praxis gemacht, herausgegeben. Nach demselben Plane, den er in jener Schrift befolgte, ist nun diese neue ausgearbeitet, und sie kann als die Fortsetzung von jener angesehen werden. Sie enthält eine Menge kurzer, zum Theil auch ausführlicherer, Aufsätze, die manche interessante Bemerkungen über wichtige Krankheiten und Heilmittel enthalten, das rühmliche Bestreben des Verfs., seine Praxis auch für die Wissenschaft und Kunst zu benutzen, darthun, und die man immer mit Nutzen und Vergnügen lesen wird, auch wo man in manchen Puncten eine von seiner abweichende Ansicht haben sollte.

Der erste und ausführlichste Aufsatz betrifft eine bey Kindern vorkommende, von ungewöhnlicher Größe der Thymus, die dann auch bey dem Kinde nicht zu der gewöhnlichen Zeit schwindet, sondern manchmal eher zunimmt, abhängende Engbrüstigkeit, welche von dem Verfasser Asthma thymicum genannt wird. Drey Kinder männlichen Geschlechtes, die in derselben Familie auf einander folgten, unterlagen dieser Krankheit. Bey dem ersten war die Leichenöffnung nicht vorgenommen worden; bey den beiden anderen aber, wo durch die ganz übereinstimmenden Zufälle die Aufmerksamkeit auf diese Krankheit mehr erregt worden war, bestätigte sie die angegebene Grundlage derselben. So wurde der Verfasser veranlaßt dieser Krankheit eine genauere Betrachtung zu widmen. Als er nun im September 1829 in der Versammlung der Naturforscher und Aerzte zu Heidelberg ei-

nen Auszug seiner Beobachtungen über dieselbe vorgelesen hatte, wurden ihm von Rullmann zu Wiesbaden, Tritschler zu Kannstadt und Ulrich zu Coblenz ähnliche Beobachtungen mitgetheilt, die er in dieser Abhandlung ebenfalls hat abdrucken lassen.

Daß Vergrößerung (wie manchmal auch Verhärtung und andere Ausartung) der Thymus langwieriger Dyspnoe und asthmatischen Zufällen bey Kindern und zuweilen auch bey Erwachsenen zum Grunde liegen könne, ist zwar längst durch Beobachtungen dargethan worden. Aeltere und eigene Beobachtungen der Art sind schon zusammengestellt und angeführt worden in Lieutaud hist. anatom. med. Ed. Portal. Vol. II. p. 240. 241., in der neuesten Zeit aber vorzüglich von Meckel in seinen Abhandlungen aus d. menschl. u. vergl. Anatomie u. Physiologie, S. 234 flg. und seinem Handb. der pathol. Anatomie, B. 1. S. 488 flg.; wie auch in Becker de glandulis thoracis lymphaticis atque thymo spec. patholog. Berol. 1826. 4. p. 39 sq. In Bezug auf das Asthma der Kinder insbesondere hatte schon Richa (Constitut. epidem. Taurin. tert. p. 107 sqq.) bemerkt, daß dasselbe oft von Anschwellung der Thymus entstehe, und daß seine Vermuthung dieser Grundlage desselben durch alle Leichenöffnungen der Kinder, bey denen von ihrer Geburt an eine gewisse Engbrüstigkeit Statt gefunden hätte, bestätigt worden sey. Und so hat auch Verdries (diss. de asthmate puerorum. Giess. 1726. 4. §. VIII., welche Abhandlung wohl besonders der sonst sehr ausführlich von dem Verf. angezeigten Literatur dieses Gegenstandes beygefügt zu werden verdient) unter den Ursachen des Asthmas der Kin-

der besonders diese hervorgehoben und erklärt, daß bey den daran Verstorbenen die Thymus außerordentlich geschwollen, so daß sie die ganze vordere Gegend der Brust eingenommen habe, und entweder mit schleimiger, kleberiger Materie oder mit dickerem Blute angefüllt gefunden worden sey. Auch wird daselbst die Versicherung von Hert angeführt, daß derselbe nie den Körper eines an diesem Asthma gestorbenen Kindes geöffnet und besichtiget habe, worin nicht die Thymus auf die angegebene Art angefüllt gewesen sey. Neuerdings aber sind von Hood (in Edinburgh Journ. of medic. Science, Vol. III. 1826. S. 39 flg.) und besonders von unserem Verf. interessante Beobachtungen und Bemerkungen über das von dieser Ursache abhängende Asthma der Kinder mitgetheilt worden.

Nach ersterem (welcher neun Fälle von Fehlern der Thymus mitgetheilt hat, von denen sieben Kinder von einem halben bis zum sechsten Jahre, zwey Erwachsene betrafen) kann man annehmen, daß eine krankhafte Veränderung dieser Drüse im Leben Statt gefunden hat, wenn ein Kind plötzlich, ohne vorgängige Beschwerde, in einem Anfalle von Schreyen oder heftiger Aufregung irgend einer Art wegbleibt und stirbt. Auch ist nach ihm eine langwierige Vergrößerung dieser Drüse bey vielen Kindern anzunehmen, die solchen plötzlich Sprache und Athem hemmenden, oft schnell tödtlichen Anfällen unterworfen sind, so wie in allen Fällen von langwieriger, krampfhafter, oder das Hirn ergreifender Kehlkopfbräune (?), unter welchen verschiedenen Namen diese Krankheit von Schriftstellern angeführt werde. Uebrigens sollen nach ihm Brustkrankheiten bey Erwachsenen und Vergrößerungen der Brustdrüse

bey Kindern oft Wasseransammlung im Gehirne zur Folge haben, ohne daß ihnen die gewöhnlichen eigenthümlichen Zeichen des Wasserkopfes vorangingen oder folgten, und es soll sich in allen diesen verschiedenen Fällen gemeiniglich Wasser in den Hirnhöhlen und auf dessen Oberfläche finden, was durch den Druck der Brustdrüse auf die Stämme der aus dem Kopfe zurückführenden Blutadern veranlaßt werde. Daß diese Wasseransammlung hier so gewöhnlich eintrete, möchte noch für sehr zweifelhaft zu halten seyn, und sie ist wenigstens in mehreren Fällen, wo bey der Leichenöffnung auch auf das Gehirn Rücksicht genommen wurde, nicht gefunden worden. Eine gewisse plötzliche Erstickungsgefahr bey Kindern, wobey sie ganz blau werden und außer Athem kommen, und welche periodisch, aber zu unbestimmten Zeiten wiederkehrt, kann indessen nach Gölis die Wirkung einer Wasserergießung im Gehirne seyn, oder oft das erste Stadium des Hydrocephalus chronicus bezeichnen, aber auch in den späteren Perioden desselben und dann als besonders gefährlicher Zufall vorkommen. Vgl. dessen pract. Abh. üb. d. vorzügl. Krankh. des kindl. Alters, B. 2. S. 39. 40. und Hufeland's Journal d. pract. Heilk. 1825. März. S. 68 u. 78.

Von unserem Verf. aber werden (S. 21 flg.) als beständige Symptome angegeben ein periodisch sich einstellendes Athemeinhalten mit einem feinem Schrey, unter Merkmalen von Beängstigung, auffallende Geneigtheit zum Eintreten dieser Beschwerden, wenn das Kind eben aus dem Schlafe erwacht, so wie bey heftigem Schreyen, dem Verschlucken während des Trinkens rc. und ein gewöhnlich Statt findendes Her-

vorlegen der Zunge zwischen die Lippen. Während des Anfalles ist der Puls unregelmäßig, aussetzend, oder selbst ganz unfühlbar, es werden auch in einem heftigen Anfalle die Hände und Füße kalt, das Antlitz roth, sodann blau oder auch blaß, es kommen auch manchmal krampfhafte Zufälle der Hände und Füße, Einziehen der Daumen, Verziehen des Gesichtes ꝛc. hinzu, und es kann selbst unwillkührlicher Abgang der Excremente erfolgen. In einem Falle (S. 12) konnte bey dem sorgfältigsten Auflegen der Hände auf die Brust des Kindes kein Herzschlag entdeckt werden. In anderen Fällen war darauf nicht geachtet worden. Wenn man die Kinder auf die vordere Seite des Körpers legte und sanft auf den Rücken klopfte, wurde die Unterbrechung des Athmens abgekürzt.

Nach dem Verf. (S. 33) scheint diese Krankheit gerade nicht ungemein selten sich zu zeigen, und mag öfters unter der so allgemeinen Benennung 'Stickfluß' auch wohl unter dem Namen 'Millarsches Asthma' da gewesen seyn. Er setzt hinzu, daß er mehrere kleine Kinder beobachtet habe, die beym Schreyen so plötzlich und lange den Athem anhielten, daß die höchst besorgten Aeltern, eine Erstickung befürchtend, nach dem Arzte schickten, und bey denen sich die Athemhemmungen auf eine sehr beunruhigende Weise oft wiederholten, bis sie sich endlich, gewöhnlich mit dem vierten Jahre, allmählich verloren. Solche Kinder, die meist zart gebaut seyen, sollen nach seiner Ueberzeugung eine zu große Brustdrüse haben, welche, in freye Ausdehnung durch starke Ausathmung beym Schreyen ꝛc. gerathen, das Uebergewicht über die Lungen erhalte, dadurch einen Stillstand in der Respiration hervor-

ge und erst mit Anstrengung der Brustorga=
beym Einathmen wieder durch die ausgedehn=
Lungen eingeengt und zusammengedrückt
de. Nachdem die Kinder älter geworden, sey
Volumen der Thymus und damit auch die
che des langen Athemeinhaltens geschwun=
. Auch späterhin (S. 83) äußert Kopp in
ng auf einen von Rullmann angeführten
von dem gewöhnlichen Athemhalten die Mei=
g, daß derselbe durch eine zu große Thymus
nlaßt worden sey.

Die Richtigkeit dieser Meinung hält jedoch
. für zweifelhaft. Das sogenannte Athem=
ten (Ausbleiben des Athems), wel=
bey kleinen, auch wohl sonst gesunden, Kin=
nicht selten vorkommt, erfolgt gewöhnlich
bey dem Weinen oder auch Lachen und
reyen, und wird also vorzüglich durch Zorn
andere Gemüthsbewegungen erregt, entsteht
gen nicht wie das Asthma thymicum bey
Erwachen aus dem Schlafe oder im ruhi=
Zustande des Kindes. Es zeigen sich auch
ey wohl oft Röthe des Antlitzes, Anschwel=
g der Halsadern, oft starke Erweiterung des
ndes, ängstliche Bewegung der Brust und
Gliedmaßen, heftiges Herzklopfen, kleiner
schneller Puls ꝛc., welche Symptome mit
gestelltem Athem nach einigen Minuten wie=
verschwinden; selten entstehen jedoch blaue
selbst blasse Farbe des Antlitzes, Verschwin=
des Pulses, krampfhafte Zufälle der Glied=
en, Kälte des Körpers, unwillkührlicher Ab=
g der Excremente ꝛc., und besonders fehlt
der dem Asthma thymicum eigene feine
rey. Es verschwindet gewöhnlich mit zuneh=
der Entwickelung des Kindes im dritten oder

vierten Jahre, zuweilen erst im fünften, von selbst. Es möchte dasselbe wohl oft einem bey zarten und reizbaren Kindern leicht entstehenden Krampfe zuzuschreiben seyn, ohne daß ein organischer Fehler angenommen zu werden braucht. Rathsam wird es indessen seyn, bey Sectionen von Kindern, die oft von diesem Uebel befallen werden und etwa zufällig an einer anderen Krankheit sterben sollten, auf die Thymus besondere Rücksicht zu nehmen, um dieß Verhältniß außer Zweifel zu setzen.

Von Lucae (Grundriß d. Entwickelungsgeschichte des menschl. Körpers §. 89., vergl. dessen Schülers Christ. Wilh. Eberhard diss. de musculis bronchialibus eorumqne in statu sano et morboso actione, annexa de peculiari infantum apnoea periodica relatione. Marburg. 1817. 8. p. 16. 25 sqq.) wird dieß Athemhalten für eine besondere Entwickelungskrankheit erklärt, welche entstehe, indem die zum Ausathmen dienenden Bronchialmuskeln sich einige Zeit hindurch an das gehörige Verhältniß der Contraction und Expansion gewöhnen müßten (?). Daselbst (p. 29) wird ein Fall angeführt, wo es durch Schlagfluß tödtlich geworden sey. Es ist aber zu bedauern, daß nichts über die Leichenöffnung mitgetheilt worden ist. — Rullmann (in Kopp's Schrift S. 82 flg.) führt einen Fall an, wo das Kind sich dieß Athemhalten angewöhnt haben und dasselbe auch erst im sechsten bis achten Monate, als das Kind anfing eigenen Willen zu bekommen, entstanden seyn soll, erkennt aber doch auch die Fälle an, wo es durch Gemüthsbewegungen verursacht wird und wirklicher Brustkrampf dabey Statt findet,

welchen übrigens das Athemhalten sich auch
bald nach der Geburt äußert.
Dieß Asthma, welches bisher häufiger bey
ndern männlichen Geschlechts beobachtet wor=
n ist, und sich von der Geburt an oder erst
vierten Monate nach derselben und später
ßerte, ging öfters durch Erstickung oder Schlag=
ß und unter Zuckungen in den Tod über. Es
d indessen bereits einige Fälle mitgetheilt wor=
n, wo Kinder, bey denen wenigstens dieselb=
n Symptome sich gezeigt hatten und man da=
r auch diese Grundlage des Asthmas annehmen
müssen glaubte, am Leben erhalten wurden.
alomel allein oder mit Digitalis verbunden,
s Plummersche Pulver mit Cicuta nebst auf
e Brust gesetzten Blutegeln und besonders ei=
m auf die Mitte derselben gelegten Blasen=
aster, wornach man die Stelle lang in Eite=
g hält, oder Einreibungen auf die Brust von
gu. Digital. et Ungu. mercur. alb. rc., um
n künstlichen Ausschlag zu erregen, nebst et=
magerer Diät sind, und zwar in einzelnen
en mit Nutzen, dagegen angewendet worden.
könnte dabey der vorsichtige Gebrauch der
ne, oder der Spongia mar. usta und der
rkohle (Carbo animal.) versucht werden.
l. in Kopp's Denkwürdigkeiten den Fall
Rullmann S. 75 flg., von Tritschler
4 flg. und von Kopp S. 368 flg. Ein
, ganz durch die von Kopp als characte=
angegebenen Symptome sich auszeichnen=
all ist im verflossenen Jahre in der Klinik
ec. vorgekommen und von ihm in seiner
Sitzung der Königl. Gesellschaft der Wis=
ten am 14ten Januar d. J. vorgelesenen
ntatio de asthmate, speciatim spas-

modico et thymico näher beschrieben und mit weiteren Bemerkungen über die Geschichte dieser Krankheit begleitet worden.

Ueber die anderen in diesen Denkwürdigkeiten enthaltenen Aufsätze bemerkt Rec. hier nur noch Folgendes. Bey dem Croup rühmt der Verf. (S. 115 flg.) den von Hofmann empfohlenen Kupfervitriol als Brechmittel sehr, ohne deshalb in schweren Fällen der vollkommen ausgebildeten Krankheit örtliche Blutentziehungen, Blasenpflaster rc. für überflüssig zu halten. — Bey dem nervösen Schwindel will er (S. 119 flg.) die Nux Vomica besonders nützlich gefunden haben. Rec. glaubt indessen, daß auch in denen Fällen, wo wirklich reine Nerven-Affection dem Schwindel zum Grunde liegt, doch oft sicherer und besser wirkende nervina und tonica anzuwenden sind. — Die von dem Verf. schon früher für das vorzüglichste Mittel gegen den Keichhusten erklärte Asa foetida fand er (S. 129 flg.) auch in der neuesten in Hanau herrschenden Epidemie bewährt. Rec. hat sie auch in manchen Fällen mit sehr gutem Erfolge gegeben, aber doch nicht immer gefunden, daß sie Kindern, auch in dem von dem Verf. empfohlenen Linctus, so gut beygebracht werden kann. Oft aber hat er von der Rad. Belladonnae, über welche der Verf. wie über andere narcotische Mittel hier weniger günstig sich äußert, Gebrauch gemacht und damit in schweren Fällen nicht bloß Mäßigung der heftigen Anfälle, sondern auch Abkürzung der Krankheit bewirkt. — Von dem Chinin sagt der Verf. (S. 152), daß es zwar das Wechselfieber schnell heile, aber in der Regel (?) den Reconvalescenten nicht vor Rückfällen schütze. Für vorzüglicher hält er folgende Bereitung der China:

v. Chin. reg. ℥j. loqu. c. Aqu. font.
ub fin. coct. adde Pulv. Chin. reg.
refrig. ℥xij adde Pulv. alcoholis.
z. ℥iij. M. S. Aufgeschüttelt alle 2 bis
n einen Eßlöffel voll zu nehmen. Rec.
in manchen Fällen, besonders wo es
auf die paregorische sondern auch auf
he Wirkung der China ankommt, die
ng der China in Substanz vor, pflegt
ann allein in dieser bey dem Wechsel=
wirksamsten Form zu geben, und glaubt,
ohnehin auch viel kostspieligere Anwen=
des Verfs. dann wohl entbehrt werden
Den Köchlinschen Kupfer=Sal=
iquor rühmt der Verf. (S. 157 flg.)
kheiten von gestörter Assimilation, selbst
wächter Verdauung (?). Bey der Atro=
Kinder verdiene er vorzüglich beachtet
n. Erwachsene sollen nicht selten nach
endung desselben einen Reiz auf die
stheile empfinden, Pollutionen bekom=
— Bey chronischer Neigung zur Ver=
Plethora abdominalis und davon ab=
n Beschwerden, Affection des Ganglien=
Hypochondrie, Hysterie rc. rühmt der
S. 16 flg.) sehr Klystiere von kal=
sser (deren Anwendung jedoch nament=
Hämorrhoidalbeschwerden oft mißlich
te). — Gegen weibliche Unfrucht=
, welche von einer gewissen Unthätig=
orpiden Beschaffenheit des Uterinalsy=
hängt, rühmt der Verf. (S. 172 flg.)
ältigen Erfahrungen als ein ausgezeich=
nes specifisches Mittel die Sabina,
ne Zeitlang anhaltend gebraucht auch
zum Coitus in hohem Grade vermehrt

und mehr Empfindung dabey veranlaßt habe. Weiterhin (S. 235 flg.) wird dieß Mittel auch gegen Atonie und Ausdehnung der Gebärmutter empfohlen. — Für ein besonders beachtungswerthes Mittel erklärt der Verf. (S. 252 flg.) mit Recht das kohlensaure Eisen, wovon er nicht bloß bey Neuralgien, sondern auch bey passiven Mutterblutflüssen, dem weißen Flusse, passiven Blutflüssen aus dem Mastdarme, in Kacherien, Induration und Krebs des Uterus, phagedänischen Geschwüren ꝛc. große Wirkung beobachtet zu haben versichert. — Bey den während des Verlaufes der Lungenentzündung nach der Anwendung des Aderlasses ꝛc. wiederholt eintretenden Verschlimmerungen (welche der Verf. S. 270 wohl nicht dem Sprachgebrauche entsprechend die Periode der Rückfälle nennt) empfiehlt er in Fällen, wo der Aderlaß nicht mehr wiederholt werden kann, mit Recht besonders Antimonialien, als den Goldschwefel, aber auch den gewiß hier vorzüglich passenden Brechweinstein, außerdem auch die Squilla, wie die Ipecacuanha in kleinen Gaben ꝛc. — Außerdem folgen noch Aufsätze über Krankheiten vom Mißbrauche geistiger Getränke, den Einfluß der Witterung auf Gesundheit und Krankheiten der Menschen, über Biostatik (worin der Verf. es für eine denkwürdige, bis jetzt nicht beachtete, Thatsache erklärt, daß die Menschen in gewöhnlichen Jahren gerade zu der Zeit am häufigsten geboren würden, wenn der größte Abgang derselben durch den Tod eintrete, nämlich in den Monaten März und April (?), dagegen bekanntlich von Anderen früher die Beobachtung mitgetheilt worden ist, daß die meisten Geburten in den Mo-

September fielen), über die Einbalsamie-
eines Leichnams, endlich unter der Ueber-
ft Varietäten kurze Bemerkungen über
lne Mittel und Krankheiten..

J. W. H. Conradi.

Heidelberg.

ey Engelmann: Beschreibung der vierzehn
deutschen Todtenhügel, welche im Jahre
7 und 1828 bey Sinsheim im Neckarkreise
Großherzogthums Baden geöffnet wurden.
K. Wilhelmi, Stadtpfarrer zu Sins-
. Mit 4 lithogr. Abbild. 1830. Octav.
rabhügel, in denen sich unverbrannte Lei-
finden, gewähren den archäologischen Stu-
gewöhnlich einen größern Nutzen, als die,
denen Aschenurnen beygesetzt sind; so auch
In den beschriebenen Todtenhügeln fand
länglich viereckige Gräber mit Menschen-
tten. Diese Gräber waren, wie der Augen-
n ergab, mit scharfen Instrumenten in dem
en ausgestochen, die glatten Wände dersel-
aber mit einer eigenen (anscheinend artifi-
en) weißen Masse, die ihnen Dichtigkeit ge-
eindringende Feuchtigkeit gab, gleichsam be-
tert oder bespeiset. Das also bereitete Grab
de sodann mit Asche und Kohlen bestreut,
Leiche hineingelegt, und diese hierauf gleich-
mit Asche und Kohlen zugedeckt. War dieß
ehen, so wurde das Grab endlich mit der
n Erde, aus welcher die Hügel bestehen,
schüttet und festgedrückt. Auf solche Weise
den in den hier beschriebenen 14 Hügeln 79
schliche Gerippe ausgegraben. Sie waren,

bis auf einige wenige, mit Waffen, Spangen und Ringen versehen; die Waffen (Schwertklingen, Dolche und Lanzenspitzen) sämmtlich von Eisen; die Ringe und Spangen von Bronze. Das Schwert (zweyschneidig mit einer eisernen Scheide) ruhte allzeit an der rechten Seite des Begrabenen. Neben einigen Leichen standen große thönerne Gefäße; in denselben oder dicht daneben lagen Thierknochen, die im Feuer gewesen. Sogenannte steinerne Donnerkeile (von denen Ref. immer vermuthet hat, daß sie sich auf Zerlegen und Zubereiten von Speisen beziehen) lagen allzeit hart neben diesen Gefäßen. — Merkwürdig sind diese Mittheilungen in mehrfacher Hinsicht, besonders wegen der Waffen und Schmucksachen. Der Verfasser hält diese Hügel für Kattengräber aus dem ersten Jahrhundert. 'Die Katten wohnten damals auf der nördlichen Seite des Mains in der Gegend von Aschaffenburg ꝛc. und konnten sich leicht von da durch den Odenwald in unsere Gegend bis Neckargemünd und Heidelberg ausbreiten.' Wirklich sind auch eiserne Schwertklingen bisher nur in den Gräbern von Rheinhessen und bey Wisbaden, den unbezweifelten Kattensitzen, oder in den Decumatischen Feldern, wie im Breisgau, gefunden. Tacitus Beschreibung der vorzüglichen kriegerischen Einrichtungen bey den Katten ist bekannt; und wenn man ihnen auch nicht gerade die Vorzüge einer eigentlichen 'Romanae disciplinae' (nach dem Bamberger Codex, germ. c. 30) zugestehen will: so zeigt doch Tacitus Beschreibung, daß er ihre Umsicht, Anordnungen und Mannszucht der Römischen gleich stellt. Mit solcher vorzüglichen Militärverfassung mochte aber wohl auch eine

eckmäßigere Bewaffnung, als die der übri-
t germanischen Völker, deren Waffen von
ossener Bronze waren, zusammenhängen.
enn aber auch diese geschmiedeten Waffen al-
Wahrscheinlichkeit nach Römischen oder Gal-
hen Ursprungs waren, so zeigen uns doch
Hals-, Arm- und Beinringe, die noch die
ieder dieser Skelete umschlossen, hier unbe-
eifelt Germanische Leichen. Kein Zierrath
r über die ganze alte Welt so verbreitet als
se Ringe, von Herodots Zeiten bis sie beym
inius in Rom von edeln Metallen wieder
r Mode wurden. Sie fehlen durchaus in
nem germanischen Grabe von der Ostsee bis
den Rhein, und haben daher auch hier mit
m berühmten Kattenringe nichts gemein. Selbst
ie Kinderleiche war schon mit einem solchen
mringe versehen. Sie saßen gewöhnlich dicht
er der Handwurzel, seltener am Oberarm;
den Beinröhren aber zwey — einer unterm
ie, der andere über dem Fußenkel. Die
weren massiven Halsringe hat man bisher
r als einen Schmuck für Männer angesehen;
er aber waren auch unbezweifelte Weiberlei-
n damit geziert. Dagegen hatten auch Män-
rleichname (mit dem Schwerte an der Seite)
hrringe, jedoch immer nur an Einem Ohre.
ffallend ist der Umstand, daß sich in allen
esen Gräbern keine metallene Nadeln und
ine Scheermesser fanden, die in andern
utschen Grabhügeln so gemein sind.

Bl.

Lüneburg.

Bey Herold und Wahlstab: Abriß der Re-
rmationsgeschichte Lüneburgs und

nach rechts, und hundert und dreyßig Male nach links. Drey Mal wurde meine größere, und drey Mal meine kleinere Zange angewendet, und einmal die von Dr. Gergens beschriebene Steißzange.

Fünf Leibesfrüchte kamen todt zur Welt, und darunter drey die nicht völlig ausgetragen waren, viere aber starben in den ersten vierzehn Tagen nach der Geburt. Von den Wöchnerinnen starb die von Zwillingen Entbundene, am 9ten Tage des Wochenbettes, plötzlich am Nervenschlage. Außer einem leichteren Anfalle von Blutschlagfluß während der Geburt, und einer heftigeren Gebärmutter-Entzündung im Wochenbette kamen keine bedeutende Krankheiten vor.

Die Zahl der Zuhörer die an den practischen Uebungen Theil nahmen, belief sich zwar auf einhundert und sechs und dreyßig, doch ist dabey wohl zu bemerken, daß davon drey und funfzig schon dem Wintersemester 183$\frac{0}{1}$ angehörten, und daß für die Zeit von Ostern 31 bis dahin 32 nur drey und achtzig theils Auskultanten theils Practicanten übrig bleiben, die verhältnißmäßig gegen sonst nur eine kleine Anzahl ausmachen. Ueberdieß müssen hiervon noch 19 junge Doctoren abgerechnet werden, die als Theilnehmer an Collegiis privatissimis die Entbindungs-Anstalt besuchten.

Den Hebammen-Unterricht benutzten sechzehn Frauen, unter ihnen aber fünf Ausländerinnen, als zwey aus Oldenburg, eine aus Sondershausen, eine aus Bremen, und eine aus der Grafschaft Stollberg.

Das Königliche hohe Cabinets-Ministerium erließ eine sehr weise Verordnung über das Hebammen-Wesen in den Fürstenthümern Göttingen und Grubenhagen. Wird von den vorgesetzten

Behörden nur auf ihre strenge Befolgung gehörig gehalten, und kömmt eine zweckmäßige höhere Beaufsichtigung der bereits angestellten Hebammen, und des ganzen Hebammenwesens hinzu, so wird dieß bald zur erwünschten Vollkommenheit gelangen.

Mende.

Leipzig.

Bey Schwickert: Stephani Blancardi Lexicon medicum, in quo artis medicae termini Anatomiae, Chirurgiae, Pharmaciae, Chemiae, Rei botanicae etc. proprii dilucide breviterque exponuntur. Editio novissima multum emendata et aucta a Carolo Gottlob Kühn, Med. ac Chir. D. Physiol. ac Pathol. in Literar. Univers. Lipsiensi Profess. publ. etc. Vol. I. A — L. XXII und 890 S. in Octav.

Das unter den allgemeinen medicinischen Wörterbüchern am gewöhnlichsten benutzte Blancardische bedurfte, so sehr es auch durch manche frühere Herausgeber, besonders J. H. Schulze und Isenflamm, vermehrt und verbessert worden ist, doch gar sehr einer neuen Bearbeitung, wenn es den Bedürfnissen der jetzigen Zeit entsprechen sollte. Rec. freute sich daher sehr, als diese von einem Manne angekündigt wurde, der überhaupt als einer der gelehrtesten Aerzte unserer Zeit bekannt ist, und der besonders auch schon durch seine trefflichen auf die medicinischen Wörterbücher sich beziehenden Programme gezeigt hat, wie sehr er diesem Gegenstande gewachsen ist. Mit sehr großer Bescheidenheit hat der würdige Greis in der Vorrede erklärt, daß er nicht ohne gewisse Aengstlichkeit diese neue Ausgabe

erscheinen lasse, und damit man nicht mehr, als was er habe leisten wollen, von seiner Arbeit erwarte, kurz angegeben, was sein Zweck bey der Besorgung dieser neuen Ausgabe gewesen sey.

Vorerst hat er sich besonders bemüht die von Blancard in der Ableitung der Kunstwörter aus der griechischen Sprache oft begangenen und von den vorigen Herausgebern nicht verbesserten Fehler zu beseitigen, so wie auch dem verkehrten Studium der Etymologie, wodurch Blancard sich öfters nach der Gewohnheit seines Zeitalters hat hinreißen lassen, und worin er auch in unserer Zeit Nachahmung gefunden hat, zu begegnen. Seine gründlichere Kenntniß der griechischen Sprache und genauere Bekanntschaft mit den Alten setzten ihn auch in den Stand, die Ableitung und Bedeutung so mancher Wörter besser zu bestimmen, als es von Blancard und auch von manchen neueren Aerzten geschehen ist.

Da ferner viele Neuere, je mehr sie den Schein von Gelehrsamkeit sich geben wollen, desto sorgfältiger aus der griechischen Sprache gezogene Wörter zur Bezeichnung der bekanntesten Dinge zu erhalten suchen, und da auch solche diesen Schein von Gelehrsamkeit und Kenntniß der griechischen Sprache affectieren, welchen es an dieser Kenntniß gänzlich ermangelt, so sind häufig Wörter gebildet worden, die sowohl der Analogie der griechischen Sprache entgegen sind, als auch den wirklich mit der griechischen Sprache Vertrauten über ihre wahre Bedeutung in Zweifel lassen. Der Verf. hat sich daher auf alle Weise bemüht, die so entstandenen Fehler zu bemerken und zu verbessern. Er hat bekanntlich schon in den seit dem Jahre 1824 herausgegebenen Programmen, worin die Censura lexicorum me-

dicorum recentiorum enthalten ist, so wie auch in den im Jahre 1821 — 22 erschienenen de inepta cognitionis graeci sermonis simulatione, viele Fehler, die aus Unkunde der griechischen Sprache entstanden sind, angeführt, in dieser Ausgabe des Blancard's aber noch zu gar manchen Nachträgen und Verbesserungen der Art Stoff gehabt. Man vergleiche nur außer dem in jenen Programmen über Neurilema, Arthrokakologia, Anorgica, Aciurgia, Rutidosis, Corneitis, Coretomia, Rhachialgitis, Dipsomania, Choroitis, Chrupsia, Bdellometrum, Orthopaedia etc. Gesagten in diesem Theile die Artikel: Acephalocystis, Adelipaiia, Aeolecthyma, Blennorrhinia, Blepharitis, Carpotica, Catagraphologia, Ceratomalacia, Chromatometablepsia, Chromatopseudopsia, Cionitis, Cionorrhaphia, Coccycephalus, Colpitis, Coredialysis, Dacryonome, Diphtheritis, Dothinenteritis, Gastrorrhagia u. a.

Außerdem hat er viele in der neueren Zeit in dem naturhistorischen Theile der Arzneymittellehre gemachte Entdeckungen, besonders in Bezug auf den ehemals dunkelen oder zweifelhaften Ursprung vieler Mittel aus dem Pflanzenreiche, so wie neue durch die Chemie entdeckte Stoffe, die Erklärung der wichtigsten jetzt gewöhnlichen chemischen Benennungen und die Resultate der chemischen Analysen der vegetabilischen Mittel beygefügt.

Schon zu diesem ersten Theile sind mehr als 800 ganz neue Artikel hinzugekommen, und es sind außerdem an ungemein vielen Orten Einschaltungen und Zusätze zu dem von Blancard Gesagten, die nicht bloß die Ableitung und Bedeutung der Wörter, sondern auch die Erläuterung der dadurch bezeichneten Gegenstände betreffen, gemacht werden, so daß diese neue Aus-

gabe mit Recht eine ungemein verbesserte und vermehrte genannt wird und jetzt als das beste unter den allgemeinen medicinischen Wörterbüchern zu empfehlen ist. Da es übrigens der Raum unserer Blätter nicht erlauben kann, die so sehr reichlichen Zusätze und Verbesserungen selbst hier näher anzuzeigen, will Rec. hier nur noch den Wunsch äußern, daß der zweyte Theil dieses Werkes recht bald folgen möge.

J. W. H. Conradi.

Stephani Blancardi Lexicon medicum etc. etc. *).

Das von Blancard im Jahre 1735 zu Leyden herausgegebene medicinische Lexicon würde, trotz der Zugaben und Verbesserungen der späteren Herausgeber Schulz, Agnethler und Isenflamm, für die gegenwärtige Zeit nur noch einen geringen Werth haben, da es viel Mangelhaftes, Ueberflüssiges und Unrichtiges enthält, und überhaupt die lateinische Sprache zu einem solchen Unternehmen jetzt nicht mehr geeignet scheint. Nur der ausgebreiteten Sach- und Sprachkenntniß des Hn. Prof. Kühn ward es möglich durch vielfache Zusätze und Berichtigungen das Buch den jetzigen Ansprüchen genügender zu machen. In dieser Gestalt möchte es dem angehenden Mediciner und wer sich sonst über die hier vorkommenden Gegenstände unterrichten will, nützlich seyn. Auch das lateinische Gewand wird denen nicht unwillkommen erscheinen, die über medicinische Dinge lateinisch zu schreiben veranlaßt sind. Die neuen Zusätze, deren Zahl gegen 800 beträgt, und die durch Klammern angedeutet wurden, betreffen alle Theile der Medicin, namentlich die Chemie und Bota-

*) Wir geben noch eine zweyte uns zugekommene Anzeige. Red.

nik, welche letzteren beynahe zu reichlich bedacht sind, und die theils Erklärungen von Worten und Begriffen (welche wir öfters statt der stehen gebliebenen ungenügenden und einseitigen umgeändert gewünscht hätten), theils Berichtigungen der häufig willkührlichen und falschen Etymologien Blancard's, wie z. B. die Ableitung des Worts Anemone von ἄνεμος und ὀλλω enthalten. Lieber hätten wir gesehen, wenn solche ganz weggeblieben wären und gleich das Rechte dastände, indem das Unrechte schon dadurch, daß es wiederholt wird, immer eine gewisse Sanction erhält. Der Druck ist schön und correct. Wohl nur als Versehen möchte anzuführen seyn, daß es S. 719 Z. 5 von unten se vidisse heißen müsse, und S. 872 Z. 12 v. u. λιθοτέρετρον (Lithoteretrum) als der richtige Ausdruck für ein Instrument den Stein in der Blase zu zermalmen.

Hamburg.

Bey Hoffmann u. Campe: Mittheilungen aus dem Gebiete der gesammten Heilkunde. Herausgegeben von einer medicinisch-chirurgischen Gesellschaft in Hamburg. Erster Band. XII und 386 S. 1830. Octav. — Diese Ergebnisse eines bereits 6jährigen Vereins mehrerer befreundeter, wie es scheint, jüngerer Aerzte, sind den medicinischen Lehrstühlen der Universitäten Göttingen, Berlin, Heidelberg und Halle zugeeignet. Der Senat in Hamburg hatte die Dedication abgelehnt. Relation treuer Naturbeobachtung ist ihre Absicht, wie auch das Motto auf dem Titel 'Natura doceri' andeutet. Die Abhandlungen sind fleißig gearbeitet, enthalten viele schöne Beobachtungen nnd manche interesse Notiz. Es sind folgende: *Schmidt*, über das Delirium tremens;

Hachmann, Hamburgs Krankheitsconstitution und Witterung vom Nov. 1825 bis Dec. 1828; Schön, das Gast-, Armen- und Krankenhaus in Hamburg in den Jahren 1826, 1827 u. 1828; Homann, die Entbindungsanstalt zu Hamburg; Fallati, Uebersicht der pathologisch-anatomischen Sammlung der Gesellschaft. Die wohlgelungene Kupfertafel stellt drey abnorm gebildete Herzen dar, welche als ein Theil dieser Sammlung S. 210 flg. beschrieben sind.

München.

Commentatio ad legem L de legatis I. Auctore Henrico Hofstätter, Eindlingano, J. U. D. 1829. 16 S. 4. — Der Vf. will die von Cujas vorgeschlagene Emendation des §. 1. dieses Fragments: nocebit, statt non nocebit (Obss. II, 7. XVI, 32) nicht gelten lassen, was denn auch schon von Manchen vor ihm geschehen ist. Die neue Erklärung aber, durch welche er die gewöhnliche Lesart zu vertheidigen meint, ist sehr geistlos. Die versäumte Appellation von Seiten des Erben soll nämlich, seiner Meinung nach, nur dann den Legataren nicht schaden, wenn der Testamentserbe, um die Legatare desto sicherer zu täuschen, zwar in erster Instanz nichts für die Aufrechthaltung des Testamentes versäumt, zugleich aber mit seinem Gegner und dem Richter insgeheim verabredet hätte, daß er gegen ein ungerechtes Urtheil nicht appellieren wolle. Nach unserer Ansicht bleibt die einfachste und sicherste Erklärung der Stelle, daß jede Versäumung von Seiten des Erben den Legataren nicht schaden dürfe, so lange diese sich getrauen die Gültigkeit des Testamentes zu beweisen. Daß der Vf. den B[illegible]lus einen Glossator nennt, ist doch auch

B.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

34. 35. Stück.
Den 1. Merz 1832.

Göttingen.

Zum Andenken an Dr. Heinr. Ludwig Planck, weil. ord. Prof. d. Theol. zu Göttingen. Eine biographische Mittheilung von Dr. Fr. Lücke. 1831. 16 S. Octav.

Einige Blumen auf das Grab eines Mannes, der Allen, die ihn kannten theuer und ehrwürdig war, von Freundes Hand gestreut. — Heinr. Ludw. Planck, Sohn unsers ehrwürdigen Seniors, war geboren 1785. Schon als Studierender erwarb er sich zweymal den Preis, zuerst der theologischen und dann der philosophischen Facultät. Von 1806 bis 1809 war er zugleich mit seinem Freunde, Hn. Dr. Gesenius in Halle, Repetent der Theologie. Im Jahre 1810 ward er zum außerordentlichen, im Jahre 1823 zum ordentlichen Professor der Theologie auf hiesiger Universität ernannt; wo er nach langen Leiden im verflossenen Jahre seine Laufbahn beendigte. Angestrengte Arbeiten zogen ihm Nervenübel zu; die in den letzten Jahren in epileptische Zufälle

übergingen, welche ärztliche Hülfe nicht heilen, die treue Pflege einer liebenden Gattin nur lindern konnte. Die Standhaftigkeit, mit der er sie ertrug, machte ihn Allen die ihn kannten ehrwürdig. Die vorliegende Schrift gibt eine genauere Nachricht sowohl von seinem Character (dazu auch noch am Schlusse ein Beytrag von dem Jugendfreunde des Verewigten, unserm Hn. Prof. Dissen), als von der Richtung seines Geistes und seiner Studien, die ganz sich auf biblische Theologie, vor allen auf das Studium des N. T. wandte. Wir glauben nicht erst nöthig zu haben sie den Vielen zu empfehlen, denen das Andenken des Verewigten theuer ist. Seine Schriften, die Beweise seiner nur zu angestrengten gelehrten Thätigkeit, sind bereits in der Fortsetzung der Göttingischen gelehrten Geschichte unsers Hn. Prof. Saalfeld verzeichnet.

Hn.

London.

Bey John Murray: Travels in the Morea with a map and plans. By William Martin Leake, F. R. S. etc. in three volumes. 1830. Vol. I. XVII und 513 Seiten, 6 Blätter Kupferstich. Vol. II. VIII und 536 Seiten, 7 Kupfertafeln. Vol. III. VII und 476 Seiten, 4 Kupfertafeln, 13 lithographierte Blätter mit Inschriften.

Daß dieses Werk jetzt die Grundlage der classischen Geographie und Topographie des Peloponnes sey, dafür bürgt schon der Name des um seiner Gründlichkeit und Sorgfalt willen oft gepriesenen Verfassers, so wie der Umfang desselben. Den letzteren würden wir freylich nach unserm Maßstabe in Deutschland geringer wün-

schen, und das Ganze gern etwa in einen Band zusammengedrängt gesehen haben: allein wir würden damit auch zugleich auf diese lichtvolle Ausführlichkeit verzichten, welche das englische Werk auszeichnet. Die Anlage des Buchs ist nämlich die, daß in jedem Abschnitt zuerst Stücke aus dem Reise-Journal des Verfassers gegeben werden; dann vergleicht er mit seiner eigenen Reise die Nachrichten der Alten, besonders die Beschreibung des Pausanias, welche ausführlich mitgetheilt wird, so daß die Bücher von Pausanias Periegese, welche den Peloponnes betreffen, sich ziemlich vollständig in Englischer Uebersetzung in diesem Werke befinden werden, baut darauf die comparative Geographie der bereisten Strecke und der umliegenden Gegend, und knüpft daran Erörterungen über die von Thukydides, Xenophon, Polybios und Andern beschriebenen historischen Ereignisse, Märsche und Schlachten, welche in diese Gegenden fallen; auch werden archäologische, namentlich die Baukunst betreffende Auseinandersetzungen episodisch eingefügt. Einige Unbequemlichkeit erwächst daraus, daß der Verf., indem er der zufälligen Richtung seiner Reise folgt, manchen Punct an verschiedenen Stellen erwähnen muß. Wir wünschten, daß auch hierin Herr Leake sich den alten Reisebeschreiber Pausanias zum Muster genommen, und seine Reise-Notizen auf eine ähnliche Weise zu einem wohlgeordneten und leicht zu überschauenden Ganzen geordnet hätte. Denn Pausanias führt uns, obgleich zwischen der Abfassung seiner ersten und letzten Bücher nach sichern Spuren ein großer Zwischenraum liegt (Siebelis Praef. p. VII. VIII), doch in ununterbrochener Reihe durch die meisten Landschaften Griechenlands, indem sich durch die ersten sieben Bücher eine Haupt-Route von

Athen durch Attika, Megaris, Korinth, Argolis, Lakonika, Messenien, Triphylien, Elis und Achaia, wie ein rother Faden, hindurchzieht, an welche mit großem Geschick eine Menge von Neben-Routen angeknüpft werden; hernach wird die Periegese Arkadiens von der Argivischen Gränze aus begonnen und eben darauf zurückgeführt (wodurch sich II, 24, 9. 25, 1 — 3 genau mit VIII, 6, 2. 54, 5 zusammenschließen), und auch hier wieder die Haupt-Route geschickt mit den Nebenwegen durchflochten; noch weiter zurückgreifend knüpft alsdann der Reisebeschreiber Böotien an das zuerst beschriebene Attika an, und nimmt damit in einer ununterbrochenen Tour Phokis und Lokris zusammen; so daß, zwey Unterbrechungen abgerechnet, Alles an einem Faden fortläuft, und doch von jeder Stadt und Gegend nur an einem Puncte gehandelt wird. Daß aber Pausanias wirklich alle diese Wege mit einer solchen Planmäßigkeit (welche durch eine ohne große Mühe anzufertigende Reisekarte des Pausanias besonders deutlich hervortreten würde) gemacht habe, wie sie in seiner Beschreibung hervortritt: könnte, obwohl Leake (V. III. p. 305) sich zu einer solchen Ansicht bekennt, doch wohl nur dann glaublich scheinen, wenn der Reisende, zumal in solchen Berggegenden, nicht von Weg und Wetter, Jahreszeit und Gelegenheit und tausend kleinen Zufälligkeiten abhinge. Auch ist als ein Beyspiel des Gegentheils nachgewiesen worden (s. diese Anz. 1828. S. 2035), daß Pausanias in die Beschreibung der Eleischen Landschaft (VI, 3 bis 22, 2) auf einmal, gleichsam seinen Plan vergessend, ein Stück einfügt, welches sich der Direction der Route nach als ein Theil einer von Arkadien aus unternommenen Reise ankündigt, und an die Beschreibung die-

[redacted]

ındschaft, VIII, 26, 3, eng anschließt: er indeß noch eine genauere Auseinander= ; nöthig wäre. Nun geben wir gern zu, :gen diese im Grunde auf einer Fiction nde Planmäßigkeit einer Reisebeschreibung, e der Kunstsinn der Alten forderte, die For= ; diplomatischer Beglaubigung, wie sie rueren machen, sich sträubt, wonach man genau wissen will, zu welcher Zeit, unter n Umständen, woher kommend und wohin), der Reisende das gesehen, was er gesehen, freylich Pausanias nur selten etwas erra= äßt; dann rechnen wir Modernen auch noch, e Zusammenfassung des Zerstreuten mög= ı machen, auf einen Index, wie er diesem in besonderer Ausführlichkeit und Genauig= eygegeben ist. Indessen wollen wir doch, nen Ueberblick wenigstens in dieser Anzeige zubringen, die Reiseroute des Verfs. und zugleich den Plan des Werkes nur kurz :n, und dann unsere Bemerkungen über chtigsten Aufklärungen, welche Geographie rchäologie durch dieses Werk erhalten, nach :rschiedenen Landschaften des alten Pelopon= ordnen.

sind eigentlich zwey Reisen, welche Hr. :l Leake durch Morea gemacht. Die erste :el 1 bis 14) begann am 22. Februar 1805, r Verf. von Zante oder Zakynthos nach ni in der Landschaft von Elis segelte, von ıch Antilalla oder Olympia, weiter durch lte Triphylien nach Arcadhia oder Kypa= in Messenien, und dann über Londari nach iza, welches nach dem Verf. Pallantion :iste, von wo er die Ruinen von Tegea Mantinea besuchte. Dann ging die Reise Krya=Brysis, wo die Alpheios=Quellen,

nach Mistra, von wo die Ueberreste von Amyklä und Sparta (am 21. März) durchforscht wurden, dann über Elos oder Helos nach der einen Seite auf Monembasia (bey dem alten Epidauros Limera) und dann nach der andern westlichen auf Marathonisi (Gytheion) und von da an der Küste von Maina hin bis an die alte Gränze Messeniens. Für diese Gegenden ist Leake unter den Neueren die bedeutendste, ja zum Theil die einzige Quelle; zugleich gewährt er die besten Nachrichten über den jetzigen Zustand Maina's, welchen er, vom Bey an die Mauromichali's und andere angesehene Familien empfohlen, sehr genau kennen zu lernen Gelegenheit hatte. Zur Vervollständigung seiner Beschreibung Maina's dienen Auszüge aus einem neugriechischen, freylich im höchsten Grade unpoetischen Gedichte, einer Beschreibung von Maina, welche ein dürres Register von hundert und siebenzehn Mainottischen Dörfern gibt; der Verfasser war ein Schulmeister, der wahrscheinlich in der Umgebung von Tzanet-Bey lebte. Hernach ging die Reise von Calamata, oder Pharä, aus durch die schöne Ebene Messeniens über Andrussa nach den Ruinen von Messene am Berge Ithome, die der Verf. den 23. April besuchte, weiter nach Navarino oder Pylos, und an der Küste Messeniens hin wieder nach Calamata zurück, dann nordwärts durch das Land über Skala nach Paulitza oder Phigalia in Arkadien. Von da reiste Herr Colonel Leake am Alpheios hin nach Sinano oder Megalopolis, und über Londari von neuem nach Tripolitza, von welchem Puncte aus in Kreuz- und Querzügen zuerst Methydrion bey Vitina, dann Aliphera (jetzt Nerovitza) und Heräa (jetzt Ai Joanni) aufgesucht werden, von wo dann die Reise in nördlicher

Richtung über Kalavryta, ehemals Kynätha, auf Paträ ging, wo der Verf. den 30sten May anlangte, und noch von da das Castell von Morea auf Cap Rhion besuchte.

Die zweyte Reise (Kap. 15 bis 31) welche den 16ten Februar 1806 begann, ging von Paträ durch den westlichsten Theil von Achaia nach der Landschaft von Elis, von welcher hier eine geographische Uebersicht gegeben wird, und zwar nach dem oben erwähnten Gastuni, dann über die Ruinen von Elis, jetzt Kaloskopi, und die von Pylos Eliakos in das nördliche Arkadien hinein, auf Tripotamo, ehemals Psophis, und Karnesi, bey welchem die Ruinen von Kleitor liegen, alsdann von da südwärts, bey den Quellen des Ladon und den alten Städten Kaphyä und Orchomenos vorbey, wieder auf Tripolitza. Hier ein Excurs über die Geographie Arkadiens, der sehr verständig die acht Routen von Megalopolis aus verfolgt, deren Beschreibung von Pausanias gegeben wird. Dann geht der Reisende (den 12ten März) von Tripolitza über Akladhokampo beym alten Hysiä nach Argos, von da über Nauplia nach den Ruinen von Tiryns, weiter nach Mykenä, dem Hera-Heiligthum, und wieder nach Argos zurück. Bey der darauf folgenden Geographie von Argolis ist eine frühere Reise des Verfs. von Argos nach Epidauros und Aegina benutzt, das Andere ist nach den Mittheilungen anderer Reisenden entworfen. Hierauf wandte sich Leake (den 18. März) von Argos westwärts, längs der Küste des Argolischen Meerbusens nach Lerna, Astron, Prasiä, jetzt Prasto; und von da durch früher wenig bekannte Gegenden Tzakoniens (der neue Name des östlichen Lakonika) im Thale des Oenus oder Kelesina nach Sparta und Mistra. Dann durch das

nördliche Lakonien und die Gebirgspässe Arkadiens nach Tripolitza, in der Mantineischen Ebene, deren militärische Wichtigkeit sehr gründlich auseinandergesetzt wird, hierauf nach Kalpaki, ehemals Orchomenos, nach Stymphalos, jetzt Kionia, und Kaphyä, bey Khotussa, weiter nach Pheneos oder Phonia, und über Klukines und Megaspileon, nach Vostitza und Paträ zurück, wo der Verf. den 6. April anlangte, aber schon den 15ten April wieder nach Vostitza (Aegion) ging und von da zur See nach Xylokastro (Olurος) und weiter zu Lande über Basilika (Sikyon) nach Korinth reiste. Daran knüpfen sich Beschreibungen der Ruinen Korinths, und der andern merkwürdigen Plätze in der Korinthischen Landschaft. Den 24sten April ging der Reisende von Korinth über Kleonä und Nemea nach St. Georg und den benachbarten Ruinen von Phlius, und von da wieder nach Basilika oder Sikyon, dessen Reste ebenfalls ausführlich beschrieben werden. Den Schluß des Werks bildet die vom 25. bis 28. April 1806 dauernde Reise von Sikyon längs der Nordküste des Peloponnes nach Paträ, und die sich daran anschließende topographische Uebersicht Achaias.

Man sieht hieraus, daß die Untersuchungen, welche der Verf. als Augenzeuge in dieser Gegend angestellt, schon von ziemlich frühem Datum sind, aus jener Zeit, in welcher die Engländer vor allen Nationen von der Pforte begünstigt und mit guten Firmans ausgestattet wurden, die indeß doch nicht jeder Pascha und Aga respectierte. Des Verfs. Bedachtsamkeit hat bewirkt, daß diese Journale, einzelne Bruchstücke ausgenommen, erst nach so langer Frist erschienen sind, und die Werke anderer Reisenden, besonders Gell's, über Morea Vieles schon

vorweggenommen haben, worauf dann bisweilen, doch nicht so häufig als man wünschen kann, in Anmerkungen Rücksicht genommen wird. Daß indeß doch noch immer durch dieß Werk viel Neues bekannt wird, davon sich zu überzeugen, hat der Ref. besondere Gelegenheit gehabt, durch die Vergleichung mit seiner eigenen Karte des Peloponnes, die er nach allen Hülfsmitteln, welche bis 1824 dem Publicum zugänglich geworden waren, auch nach manchen unedierten Plänen, die er nun zum Theil in den diesem Werke beygegebenen wiederfindet, sehr mühsam entworfen hatte. Es wird ihm wohl nicht verdacht werden, wenn er bey den folgenden, aus einer zuströmenden Menge oft nach Laune gewählten, Bemerkungen diese seine Karte zum Grunde legt, und auf die Partien derselben hinweist, welche nun nach den neuen Hülfsmitteln besonders einer Umarbeitung bedürfen werden.

Wir beginnen hier, indem wir die Ordnung des Werks ganz verlassen, mit Korinth, dessen Ueberreste Leake (Kap. 28) sehr genau beschreibt, und damit Pausanias Angaben vergleicht. Wir bedauern, daß nicht auch von der Lage und den Ruinen Korinths ein kleiner Plan beygegeben ist, wie bey Sikyon, Argos, Mantinea und Sparta. Die Vergleichung führt zu dem freylich noch nicht hinlänglich gesicherten Resultate, daß die berühmte Dorische Tempelruine in Korinth dem Heiligthum der Athena Chalinitis angehöre, und eine etwas nördlich davon gelegene, welche nur noch den Unterbau eines sehr bedeutenden Tempels zeigt, dem Korinthischen Haupttempel des Apollon. Jene Ruine ist den Proportionen nach entschieden der älteste Säulenbau, welcher in Griechischen Ländern noch

nach Mistra, von wo die Ueberreste von Amy-klä und Sparta (am 21. März) durchforscht wurden, dann über Elos oder Helos nach der einen Seite auf Monembasia (bey dem alten Epidauros Limera) und dann nach der andern westlichen auf Marathonisi (Gytheion) und von da an der Küste von Maina hin bis an die alte Gränze Messeniens. Für diese Gegenden ist Leake unter den Neueren die bedeutendste, ja zum Theil die einzige Quelle; zugleich gewährt er die besten Nachrichten über den jetzigen Zustand Maina's, welchen er, vom Bey an die Mauromichali's und andere angesehene Familien empfohlen, sehr genau kennen zu lernen Gelegenheit hatte. Zur Vervollständigung seiner Beschreibung Maina's dienen Auszüge aus einem neugriechischen, freylich im höchsten Grade unpoetischen Gedichte, einer Beschreibung von Maina, welche ein dürres Register von hundert und siebenzehn Mainottischen Dörfern gibt; der Verfasser war ein Schulmeister, der wahrscheinlich in der Umgebung von Tzanet-Bey lebte. Hernach ging die Reise von Calamata, oder Pharä, aus durch die schöne Ebene Messeniens über Andrussa nach den Ruinen von Messene am Berge Ithome, die der Verf. den 23. April besuchte, weiter nach Navarino oder Pylos, und an der Küste Messeniens hin wieder nach Calamata zurück, dann nordwärts durch das Land über Skala nach Paulitza oder Phigalia in Arkadien. Von da reiste Herr Colonel Leake am Alpheios hin nach Sinano oder Megalopolis, und über Londari von neuem nach Tripolitza, von welchem Puncte aus in Kreuz- und Querzügen zuerst Methydrion bey Vitina, dann Aliphera (jetzt Nerovitza) und Heräa (jetzt Ai Joanni) aufgesucht werden, von wo dann die Reise in nördlicher

Richtung über Kalavryta, ehemals Kynätha, auf Paträ ging, wo der Verf. den 30sten May anlangte, und noch von da das Castell von Morea auf Cap Rhion besuchte.

Die zweyte Reise (Kap. 15 bis 31) welche den 16ten Februar 1806 begann, ging von Paträ durch den westlichsten Theil von Achaia nach der Landschaft von Elis, von welcher hier eine geographische Uebersicht gegeben wird, und zwar nach dem oben erwähnten Gastuni, dann über die Ruinen von Elis, jetzt Kaloskopi, und die von Pylos Eliakos in das nördliche Arkadien hinein, auf Tripotamo, ehemals Psophis, und Karnesi, bey welchem die Ruinen von Kleitor liegen, alsdann von da südwärts, bey den Quellen des Ladon und den alten Städten Kaphyä und Orchomenos vorbey, wieder auf Tripolitza. Hier ein Excurs über die Geographie Arkadiens, der sehr verständig die acht Routen von Megalopolis aus verfolgt, deren Beschreibung von Pausanias gegeben wird. Dann geht der Reisende (den 12ten März) von Tripolitza über Akladhokampo beym alten Hysiä nach Argos, von da über Nauplia nach den Ruinen von Tiryns, weiter nach Mykenä, dem Hera-Heiligthum, und wieder nach Argos zurück. Bey der darauf folgenden Geographie von Argolis ist eine frühere Reise des Verfs. von Argos nach Epidauros und Aegina benutzt, das Andere ist nach den Mittheilungen anderer Reisenden entworfen. Hierauf wandte sich Leake (den 18. März) von Argos westwärts, längs der Küste des Argolischen Meerbusens nach Lerna, Astron, Präsiä, jetzt Prasto; und von da durch früher wenig bekannte Gegenden Tzakoniens (der neue Name des östlichen Lakonika) im Thale des Oenus oder Kelesina nach Sparta und Mistra. Dann durch das

nördliche Lakonien und die Gebirgspässe Arkadiens nach Tripolitza, in der Mantineischen Ebene, deren militärische Wichtigkeit sehr gründlich auseinandergesetzt wird, hierauf nach Kalpaki, ehemals Orchomenos, nach Stymphalos, jetzt Kionia, und Kaphyä, bey Khotussa, weiter nach Pheneos oder Phonia, und über Klukines und Megaspileon, nach Vostitza und Paträ zurück, wo der Verf. den 6. April anlangte, aber schon den 15ten April wieder nach Vostitza (Aegion) ging und von da zur See nach Xylokastro (Oluros) und weiter zu Lande über Basilika (Sikyon) nach Korinth reiste. Daran knüpfen sich Beschreibungen der Ruinen Korinths, und der andern merkwürdigen Plätze in der Korinthischen Landschaft. Den 24sten April ging der Reisende von Korinth über Kleonä und Nemea nach St. Georg und den benachbarten Ruinen von Phlius, und von da wieder nach Basilika oder Sikyon, dessen Reste ebenfalls ausführlich beschrieben werden. Den Schluß des Werks bildet die vom 25. bis 28. April 1806 dauernde Reise von Sikyon längs der Nordküste des Peloponnes nach Paträ, und die sich daran anschließende topographische Uebersicht Achaias.

Man sieht hieraus, daß die Untersuchungen, welche der Verf. als Augenzeuge in dieser Gegend angestellt, schon von ziemlich frühem Datum sind, aus jener Zeit, in welcher die Engländer vor allen Nationen von der Pforte begünstigt und mit guten Firmans ausgestattet wurden, die indeß doch nicht jeder Pascha und Aga respectierte. Des Verfs. Bedachtsamkeit hat bewirkt, daß diese Journale, einzelne Bruchstücke ausgenommen, erst nach so langer Frist erschienen sind, und die Werke anderer Reisenden, besonders Gell's, über Morea Vieles schon

rweggenommen haben, worauf dann bisweis
n, doch nicht so häufig als man wünschen kann,
: Anmerkungen Rücksicht genommen wird. Daß
ideß doch noch immer durch dieß Werk viel
leues bekannt wird, davon sich zu überzeugen,
at der Ref. besondere Gelegenheit gehabt, durch
ie Vergleichung mit seiner eigenen Karte des
Peloponnes, die er nach allen Hülfsmitteln, wel-
he bis 1824 dem Publicum zugänglich gewor-
en waren, auch nach manchen unedierten Plä-
en, die er nun zum Theil in den diesem Wer-
e beygegebenen wiederfindet, sehr mühsam ent-
worfen hatte. Es wird ihm wohl nicht verdacht
werden, wenn er bey den folgenden, aus einer
ufströmenden Menge oft nach Laune gewählten,
Bemerkungen diese seine Karte zum Grunde
egt, und auf die Partien derselben hinweist,
welche nun nach den neuen Hülfsmitteln beson-
ders einer Umarbeitung bedürfen werden.

Wir beginnen hier, indem wir die Ordnung des Werks ganz verlassen, mit Korinth, dessen Ueberreste Leake (Kap. 28) sehr genau beschreibt, und damit Pausanias Angaben vergleicht. Wir bedauern, daß nicht auch von der Lage und den Ruinen Korinths ein kleiner Plan beygegeben ist, wie bey Sikyon, Argos, Mantinea und Sparta. Die Vergleichung führt zu dem freylich noch nicht hinlänglich gesicherten Resultate, daß die berühmte Dorische Tempelruine in Korinth dem Heiligthum der Athena Chalinitis angehöre, und eine etwas nördlich davon gelegene, welche nur noch den Unterbau eines sehr bedeutenden Tempels zeigt, dem Korinthischen Haupttempel des Apollon. Jene Ruine ist den Proportionen nach entschieden der älteste Säulenbau, welcher in Griechischen Ländern noch

existiert; Leake setzt sein Alter nicht ohne Wahrscheinlichkeit vor 650 v. Chr., und verbreitet sich dabey mit großer Gründlichkeit über die gesammte Geschichte der Dorischen Bauart. Nur, daß das Aeginetische Panhellenion an hundert Jahre älter sey, als das in seinen Proportionen nur um weniges leichtere und schlankere Theseion zu Athen, wird der Unterz. immer unglaublich finden. Die andern Orte in der Korinthischen Landschaft sind von dem Verf. (Kap. 29) ebenso angesetzt worden, wie von dem Ref.; auch nach dem letztern (Dor. II. S. 431) sollte auf der Karte Peiräon zwischen Therma und Heräon kommen. Von dem Isthmischen Heiligthum hatte der Unterz. einen Plan aus den Elginschen Papieren vor sich, der mit dem von Leake gegebenen ganz übereinstimmt, und noch einige Details mehr enthält; seine Zeichnung dieser Gegend bewährt sich daher ganz durch dieß neue Werk. Eben so stimmt die Beschreibung (Kap. 30) und der Plan der Ruinen von Sikyon (Basiliko) bey Leake ziemlich genau mit dem überein, welchen der Unterz. aus denselben Papieren entnehmen durfte, und läßt sich sogar aus diesem noch vervollständigen; nur wird, nach den Auseinandersetzungen Leake's die Geschichte der verschiedenen Sikyons eine solche Gestalt annehmen, die auch auf die geographische Darstellung einen modificierenden Einfluß haben muß. Nämlich die Ruinen Sikyons finden sich jetzt zwischen dem Flusse Asopos und einem andern, den Leake Helisson nennt, zwey Englische Meilen von der Seeküste, auf einem über die Ebene vortretenden tafelartigen Plateau, das in eine höhere, nördlich gelegene, und eine niedrigere Abtheilung gegen Süden zerfällt, welche beson-

ders ummauert waren. Der höhere Theil war entschieden die Akropolis, der niedere mag auch frühzeitig bewohnt worden seyn; aber als Sikyon am meisten blühte, und die Furcht vor Seeraub, welcher früher alle Ansiedelung an der Küste verhinderte, aufgehört hatte (vielleicht in der Zeit des mächtigen Kleisthenes, vergl. Pausan. II, 8, 1), bauten sich die Sikyonier an der Seeküste unmittelbar bey ihrem Hafen an. Diese Stadt an der Küste nöthigte später Demetrios, Antigonos Sohn, die Sikyonier zu verlassen und sich wieder auf jenem Plateau unter der Akropolis anzusiedeln, wo auch immer noch Gebäude von früherer Gründung existierten, wie aus dem, was Pausanias selbst II, 7, 7. 8. und 9, 6 angibt, aufs deutlichste erhellt. Vgl. auch Herodot V, 67. Wenn man nun Pausanias Beschreibung des neuen Sikyons in der Gestalt, die es durch Demetrios erhalten, mit den erwähnten Plänen vergleicht, kann man außer der Akropolis, dem Theater und Stadion, auch noch dem Tempel des Dionysos, der Agora und einigen Heiligthümern an der Agora mit Sicherheit ihren Platz anweisen. Sonst wollen wir in Bezug auf diese merkwürdige Stadt nur hervorheben, daß die zahlreichen Münzen, welche die Inschrift ΣΕ oder ΣΙ und das Bild einer Taube und Chimära tragen, auch von Leake, welcher mehrere der Art in dieser Gegend gefunden, mit voller Ueberzeugung den Sikyoniern, nicht den Seriphiern und Siphniern, gegeben werden; die Schwierigkeit der doppelten Form der Aufschrift sucht er durch die Annahme zu lösen, daß Sikyon auch Σεκυὼν geheißen, welches indeß wegen der Quantität von Σικυὼν nicht wahrscheinlich ist. Dagegen hat der Unterz. Annali dell'

seine Karte berichtigen muß, daß der Aegaleos eine fortlaufende Berghöhe parallel mit der Küste zwischen Koryphasion und Kyparissia bildet.

Die Route des Verfs. durch Triphylien bestätigt die nach den früheren Hülfsmitteln gegebene Situationszeichnung; nur die dem Werke beygegebene Karte, die nicht immer völlig genau ist, läßt den vom Verfasser im Text beschriebenen Anigros, jetzt Mautopotamo, aus. Ehe wir aber nicht eine genaue Aufnahme der inneren und oberen Gegenden von Triphylien, nebst genauer Angabe aller Trümmer des Alterthums erhalten, werden die mythologischen Fragen, welche diese Gegend betreffen, nicht ganz entschieden beantwortet, und das Dunkel, welches darüber liegt, nicht völlig gelichtet werden können. Von dem Plane, welchen Leake von Olympia, und von den Nachrichten, welche er über die Ruinen des Zeus-Tempels gibt, hat der Unterz. schon in Völkel's Archäologischem Nachlaß Heft I. S. 64 flg. gesprochen. In der Landschaft von Elis hatte sich der Unterz. schon früher überzeugt, daß sich kein Bergzug vom Vorgebirge Chelonates nach Ichthys fortziehe, und der Peneios seinen Weg durch diese Gegend nehme (wonach bey Strabon VIII, p. 338 Leake für μεταξὺ τοῦ Χελωνάτα u. s. w. μετὰ τὸν X. corrigiert, der Sache nach richtig, ob aber nach Strabon's Meinung, ist zu zweifeln); doch wird nun auch nach Leake's Angaben die Lage der Berge Skollis, Erymanthos, Pholoe gegen einander eine andere werden müssen.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

36. Stück.
Den 3. Merz 1832.

London.

Beschluß der Anzeige: Travels in the Morea with a map and plans. By William Martin Leake etc. etc.

Arkadien ist eine Landschaft, welche der comparativen Geographie so viel zu rathen und zu lösen aufgibt, daß von den Verdiensten des Verfs. für die Aufklärung derselben hier nur einiges hervorgehoben werden kann. Besonders schwierig ist die Entwirrung der Gegend von Megalopolis (Kap. 18), für welche Leake ein besonderes Kärtchen gibt. Man wird finden, daß es mit der Karte des Unterz. so gut stimmt, als man billiger Weise verlangen kann. Nur hat Leake, in Uebereinstimmung mit Bekker und Siebelis ad Pausan. VIII, 34, 3 wohl Recht darin, die Arkadische Landschaft, welche man sonst Aegytis nannte, mit der Lakonischen, den Arkadiern abgenommenen, Aegytis für dieselbe zu erklären. Der erstere Name muß nun ganz aus der Geographie des Peloponnes verschwinden.

Die Ruinen, welche Lykósura zugeschrieben werden, hat erst nach Leake Dodwell aufgefunden, W. Gell gibt in einem neuerdings zu München erschienenen Werke 'Probestücke von Stadtmauern des alten Griechenlands' auf der elften Tafel eine Zeichnung davon. Die Ebenen von Tegea und Mantinea sind von dem Verf. mehrmals durchwandert worden, und erhalten, auch durch eine besondere Karte, bedeutende Aufklärung; von der erstern Stadt ist wenig mehr zu entdecken, indessen liegen noch Stücke großer Säulen da, die dem herrlichen Tempel der Athena Alea angehören können, und der tiefe aufgeschwemmte Boden mag viel mehr verbergen (Kap. 3); dagegen sind die Mauern der letztern Stadt zum Theil wohl erhalten und für die Nachweisung der Griechischen Fortification (wobey Alles auf den Gegensatz der Schild- und Speer-Seite ankömmt) von größter Wichtigkeit; wir bedauern daß der Verf. nur eine leichte Skizze eines Thors (V. I. p. 105), nicht einen Plan des ganzen Mauer-Ringes gibt, wie sich ein solcher in den Elginschen Portefeuilles findet. In den Gegenden nördlich davon unterscheidet Leake mit Recht Kaphyá beym See von Orchomenos von Karyá zwischen Orchomenos (Kalpaki) und Pheneos (Phonia); er setzt es, ungefähr wie der Ref., auf Gioza; auch wird es, nach genauerer Erwägung der Localitäten, nicht angehen, dieß Karyá (mit Bekker und Sylburg zu Paus. VIII, 13 ex. 14, 1) in Kaphyá zu verwandeln. Uebrigens hat der Ref. nie dieß Pheneatische Karyá verwechselt mit dem Karyá, welches frühzeitig von Tegea losgerissen hernach zum nördlichen Lakonika gehörte, wenn er auch durch seinen Ausdruck zu Mißverständnissen Veranlassung gegeben (Böttiger Amalthea III. S. 160. Si-

belis ad Pausan. VIII, 13 ex.). Aehnliche Schwierigkeiten und Zweifel drängen sich um den Namen Aroanios, welchen man nach Pausanias nicht umhin kann, drey Flüßchen oder Bergwässern zuzueignen, die von der Arkadien nördlich begränzenden Bergkette nach verschiedenen Thälern herabströmen. Herr Prof. Bernhardy annot. ad Dionys. Perieg. v. 416, der dieß rem prorsus incredibilem nennt, wird nun doch wohl daran glauben müssen, da auch Leake (V. II. p. 210 there were three rivers of the name of Aroanius in Arcadia) keinen andern Ausweg gefunden, und da getrost auf jede neue Untersuchung dieser Gegenden provocirt werden kann. Die in einigen Puncten streitige Lage von Psophis (Tripotamo) ist auch durch Leake (Kap. 17) vollkommen aufgeklärt, welcher nach Polybios den Waldbach, westlich von den noch vorhandenen Mauern, Aroanios nennt, und den südlich vorbeyfließenden Fluß Erymanthos; auch läßt sich Pausanias damit recht gut vereinigen. Sehr interessant ist die Beschreibung, welche Leake (Kap. 26) von der im Alterthum Styx genannten Quelle bey Nonakris gibt; Leake findet, daß Niemand sie getreuer geschildert als Hesiod in der Theogonie V. 785. 805. Sie fällt in einer sehr hohen, zu Zeiten stäubenden Cascade in einen unzugänglichen Abgrund, so daß die angebliche Tödtlichkeit ihres Wassers wenigstens an dieser Stelle nicht untersucht werden kann; der Schauder aber, mit dem man sie im Alterthum betrachtete, hat sich noch erhalten, und drückt sich auch in dem neuen Namen Mauroneria und Drakoneria (schwarzes und schreckliches Wasser) aus.

In Achaia wendet Leake große Sorgfalt auf die Beachtung aller der von der südlichen Berg-

kette in den Korinthischen Meerbusen strömenden Flüsse, und auf die Vergleichung der vorhandenen mit den alten Namen; das Meiste stimmt mit dem nach früheren Angaben Festgesetzten überein. Einiges möchte hier zu bessern seyn, z. B. daß Krios westlich neben Aegira gesetzt wird (V. III. p. 392); während dieß ein Fluß des Gebiets von Pellene ist, dessen Bette nur nach der Seite von Aegira (πρὸς Αἰγείρας Pausan. VII, 27, 4., d. h. eigentlich wenn man von Aegira nach Pellene kömmt) gesetzt wird. Die Beschreibung, welche unser Reisender von dieser Wanderung längs der Küste des Korinthischen Meerbusens gibt, muß selbst das indifferente Gemüth eines Touristen zur Nachfolge begeistern; er erhebt die Anmuth der Küstenformen, die Abwechselung der Aussichten, die Kühnheit der gegenüberliegenden Gebirgsmassen aufs höchste, und setzt diesen Golfo über jede lake scenery in Europa (V. III. p. 397). Aber wie die reizendsten Gegenden der Erde oft im geheimen Schooße die größten Schrecknisse verbergen: so erinnert auch hier die Gegend von Trupia an jenes furchtbare Ereigniß (373 v. Chr.), wodurch zwey bedeutende Städte derselben, Helike in die Wasserfluthen, und Bura in plötzlich sich öffnende Abgründe der Erde, versanken; die letztre Stadt wurde nachmals erneuert, Helike aber hatte selbst seinen Boden verloren. Eratosthenes, der ein Jahrhundert später die Stelle sah, hörte noch die Schiffer erzählen, daß die eherne und colossale Bildsäule des Poseidon Helikonios, eben des Gottes, der in seinem Zorn seine eigene heilige Stadt verwüstet haben sollte, mit einem Hippokampen in der Hand auf dem Meeresgrund aufgerichtet stehe, und den Fischern häufig die Netze zerreiße. Wie sehr aber die Natur in die-

ser Gegend dieselbe geblieben ist, beweist ein Ereigniß vom 23. August 1816, welches Leake mit der Begebenheit des Alterthums vergleicht. Ein Schall, wie von einer Batterie Kanonen, kündete das Erdbeben an, welches nur anderthalb Minuten dauerte, aber die furchtbarsten Verwüstungen anrichtete; zugleich überschwemmte die See die ganze Ebene unterhalb von Vostitza (unmittelbar neben dem alten Helike), und führte mehrere Magazine spurlos von der Küste hinweg. Zwey Drittel von Vostitza und fünf Dörfer der Gegend wurden dabey völlig zerstört. Wenn solche Ereignisse sich an den Küsten Griechenlands in der Vorzeit mehr drängten: so begreift man wohl, wie die Griechen darauf kamen, den Meeresgott als den Erderschütterer zu betrachten, der mit dem Dreyzack die Felsen spaltet, und mit Stiergebrüll über die Ebene losbricht.

Eine wichtige Zugabe zu diesem Werke sind die lithographierten Inschriften, von denen mehrere noch unediert sind, andere zur Vervollständigung der im Corpus Inscriptionum gegebenen benutzt werden können. Das größte Interesse haben wohl zwey, von denen die eine, №. 46, zu Mauromati, d. h. unter den Ruinen Messene's gefunden, Gränzbestimmungen zwischen Messenien und Phigalia oder Phialia (Μεσσανιοι, Φιαλεις) in dem später geläufigen Dorischen Dialecte enthält; die andere №. 71 im Kloster Agion Saranda, d. h. zu Sellasia, gefunden worden ist, und, in ziemlich alter Schrift und Spartanischem Dialect, Namen von Siegern in Wagenkämpfen aufbewahrt, wobey öfter die Formel: ενικη αὐτος ἀνιοχιων, d. i. ἐνίκα αὐτὸς ἡνιοχῶν, wiederkehrt.

K. O. M.

Berlin.

In der Schüppelschen Buchhandlung: Untersuchungen über die Rinderpest, von C. J. Lorinser, Königl. Preuß. Regierungs- und Medicinalrath u. s. w. 1831. XVI u. 264 S. 8.

Die Einfälle der Rinderpest in das civilisirte Europa, die sich seit mehreren und zwar Friedensjahren wiederholten, und deren Vordringen nach dem Herzen von Deutschland nur mit Mühe verhütet worden, haben die an den östlichen Gränzen der Oesterreichischen und Preußischen Staaten bestehenden Vorkehrungen zur Abhaltung dieser Ländergeißel von neuem als ungenügend und unwirksam erwiesen. Da diese Erfahrung schon seit einer Reihe von Jahren gemacht worden ist, so mag man sich allerdings schwer die Beybehaltung jener Vorkehrungen erklären können, so wie noch weniger die fortwährende Gestattung des den westlichen europäischen Rindviehheerden Verderben bringenden Handels und Verkehrs mit dem Steppenvieh aus dem Süden Rußlands. Die scheinbare Rechtfertigung desselben durch den Mangel an Schlachtvieh in Oesterreich und Preußen wird selbst, wenn die Sache gegründet wäre, durch den ungeheuren Verlust den jener Handel dem europäischen Vieh zufügt, mehr als tausendfach aufgewogen. Dunkel und wenig aufgeklärt war ferner die ursprüngliche Erzeugung der Rinderpest sowohl hinsichtlich ihrer Heimath als ihrer Entwickelung; kurz es gab ungeachtet der zahllosen über die Rinderpest erschienenen Schriften noch so viele zu berichtigende Puncte, daß man die vorliegende Arbeit, welche sich hauptsächlich auf practische Beobachtungen stützt, und jene wichtigen Fragen gründlich und Ref. getrauet sich zu sagen mit Erfolg behandelt, als

nen wahren Gewinn für die Wissenschaft anse-
en kann. Ob aber auch zugleich damit der
hauptzweck — Abhaltung der Rinderpest — ent-
weder durch Aufhebung des Handels mit Step-
envieh, oder durch eine entsprechendere Einrich-
ung der Contumaz-Anstalten erfüllt werde, be-
weifelt Ref. sehr. Was dieser Schrift eine be-
onders günstige Aufnahme zusichert und Werth
ibt, besteht nach Ref. Ansichten nicht sowohl in
er Berichtigung mancher bisherigen Irrthümer
ber den Gang und Verlauf der Rinderpest,
worauf der Verf. wohl ein zu großes Gewicht
gt, als vielmehr in den Untersuchungen über
as eigentliche Vaterland der Seuche, die Ver-
ältnisse ihrer Mittheilung und in den ausführ-
chen Vorschriften zu zweckmäßigeren Quaran-
aine-Anstalten, die zwar umständlich sind,
hwerlich aber durch bessere ersetzt werden dürf-
n. Amtlicher Beruf verschaffte dem Verf. Ge-
genheit, die Rinderpest in ihrer Heimath und
uf ihrem Zuge zu beobachten, und man darf
m so mehr auf die Treue der gemachten Mit-
heilungen bauen, da der Verf. früher Vorle-
ungen über Thierheilkunde gehalten, und nicht
hne Erfolg in dieser Wissenschaft gearbeitet hat.
n der Einleitung handelt der Verf. zuvörderst
on der Geschichte der Rinderpest. Aus dersel-
en ergebe sich daß die Krankheit meist in Zeiten
scheine, die durch außerordentliche Witterung,
nhaltende Nässe, große Dürre und andere unge-
öhnliche Naturerscheinungen ausgezeichnet sind,
nd unter epidemischen Verhältnissen, durch wel-
e die Entstehung des ansteckenden Typhus und
es Wechselfiebers, so wie die Verbreitung der
rientalischen Pest, der Ruhr und Influenza be-
ünstigt wird. Die Seuche selbst habe ihre Quelle
ı dem aus Südosten kommenden Steppenvieh

und verbreite sich zuerst in der Richtung, welche diese Heerden auf ihrer Wanderung befolgen. Der eigentliche Bereich der Rinderpest sey Europa innerhalb des 40. und 60. Grades der Breite und des 15. und 70. der Länge; den nördlichen Theil von Rußland und Schweden, den südlichen der europäischen Türkey, die Inseln des Mittelmeers, Schottland, Irland und die pyrenäische Halbinsel scheine sie noch niemals erreicht zu haben. Die Untersuchungen selbst stehen in folgender Ordnung. 1. Von den Steppenländern im Allgemeinen und von dem Character und der Versendung ihrer Rindviehraße. Meinungen über die Entstehung und das Herkommen der Rinderpest. Der unterscheidende Character des europäischen Steppenviehes äußere sich nicht allein in der Farbe, Gestalt und Größe der Thiere, sondern auch in manchen Eigenheiten die sich auf Gesundheit und Krankheit beziehen, nicht allein daß sie seltener erkranken als unser einheimisches Vieh, sondern auch den Krankheiten selbst stärker zu widerstehen vermögen. Nach Oesterreich werden jährlich ungefähr 50000 Ochsen eingeführt, weit weniger nach Preußen. Der Verf. widerlegt dann die meist angenommene orientalische Abkunft der Rinderpest. Jenseits des Urals und Kaukasus sey sie noch nicht beobachtet worden. II. Von dem europäischen Ursprunge und dem periodischen Erscheinen der Rinderpest. Analogien und Erfahrungen. Weder bey den Menschen noch bey den Thieren gebe es eine fieberhafte, schnell verlaufende Krankheit, welche vom Augenblick ihres ersten Entstehens Jahrhunderte hindurch allein durch Ansteckung sich erhalten hätte, alle entständen von Zeit zu Zeit aus besonders eintretenden Ursachen, um nach kürzerer oder längerer Herrschaft wieder zu verschwinden, und

dann sich von neuem zu erzeugen, so auch die Rinderpest, welche übrigens die größte Aehnlichkeit mit dem typhus dysentericus bey Menschen habe. Sie herrsche weder beständig und fortwährend in Asien, noch im südlichen Rußland, noch in der Wallachey, noch in Ungarn. Alle diese Länder seyen vor dem letzten Türkenkriege eben so lange als Deutschland von ihr befreyet gewesen. Wäre sie in den Steppen stets vorhanden und so bösartig als bey uns, so müßte sie dort bey dem zahlreichen Viehstand und der geringen Wirksamkeit der Polizey die größten Verheerungen anrichten, dem die Erfahrung widerspreche. III. Von der Verschiedenheit der Rinderpest nach den Raßen und von dem Verhältniß der Sterblichkeit. Bey dem Steppenvieh sey die Krankheit überhaupt gelinder, der Verlauf nicht so rasch und unregelmäßig, und die Zufälle entwickelten sich meist weder so vollständig noch so heftig als bey unseren Thieren, auch sey die Sterblichkeit bey jenen im Durchschnitt geringer und unter gewissen Umständen so unbeträchtlich, daß man sich weigere die Krankheit als eine Pest gelten zu lassen, zumal wenn man sehe, daß die Kranken oft ohne Heilmittel genesen, so bald sie der Ruhe und einer guten Pflege sich überlassen können. Zur Bestätigung werden mehrere Beyspiele angeführt. Dieser Unterschied der Bösartigkeit und der davon bedingten Sterblichkeit zeige sich auch in den Resultaten die man durch die Einimpfung der Rinderpest bey verschiedenen Raßen erhalten habe. Bey unserem einheimischen Vieh habe daher die Impfung stets einen ungünstigen Erfolg, wenn sie während der größten Gewalt der Seuche vorgenommen werde. Auf demselben Grunde beruhe die Erscheinung, daß das Steppenvieh zuweilen in scheinbar ge-

sunden Zustande durch Gegenden und Orte ziehe, wo einige Tage darauf die Pest zum Ausbruch komme. Die Sterblichkeit sey bey dem Steppenvieh am geringsten, bey den polnischen und deutschen Rindviehschlägen nehme sie bedeutend zu, und bey der Schweizerraße und in den Marschgegenden scheine sie den höchsten Grad zu erreichen. Sie verändere sich aber auch in den verschiedenen Perioden der Seuche. IV. Von der Entstehung der Rinderpest im Steppenlande und von der ursprünglichen Form derselben. Im Steppenland als ehemaligem Seegrund fänden sich alle Bedingungen beysammen, welche die Erfahrung von jeher als Ursachen bösartiger Fieber und Ruhren bezeichnet habe, es wechselten Ueberschwemmungen und Regengüsse sehr oft mit langwieriger Trockenheit ab; Hitze und Kälte, Nässe und Dürre wären daselbst nicht selten von einer Gewalt, die sich in der Vegetation und in der Gesundheit der Menschen und Thiere durch die verderblichsten Wirkungen zu erkennen gebe. Diese würden noch durch die zahlreichen Moräste vermehrt, aus welchen in der wärmeren Jahrszeit beständig eine schädliche Sumpfluft emporsteige, und die Ebenen hauchten ähnliche, vielleicht nicht minder schädliche Dünste aus, die nun allenthalben durch die Winde verbreitet würden. Die ursprüngliche Anlage zur Rinderpest werde vorzüglich von der Raße bedingt, die äußeren Bedingungen steigerten diese Anlage und veranlaßten endlich den Ausbruch der Seuche. Die sogenannte Magenseuche sey nichts als eine Modification der Rinderpest. V. Von der Entstehung der Rinderpest in dem ausgewanderten Steppenvieh. Die eigenthümliche Krankheitsanlage des Steppenviehes werde von demselben mit auf die Reise genommen, und da

dieselbe in einem anderen Clima in einigen Wochen oder Monaten nicht getilgt werden könne, die gelegentlichen Einflüsse auf der Wanderung oft dieselben als in den Steppen wären und noch durch die Beschwerden und Anstrengungen der Wanderung, durch den Uebergang in ein anderes Clima so wie durch die gänzliche Losreißung von der gewohnten Lebensweise erhöhet würden, so könne die Seuche unter Steppenvieh, das völlig gesund die Heimath verlassen habe, auf der Reise sich erzeugen. Daher sehe man öfters die Pest in fremden Heerden ausbrechen die eine weite Reise machen, ohne die Krankheit in dem durchwanderten Gebiet verbreitet zu haben. Aus der Geschichte wird dieses zu erweisen gesucht. VI. Von der Ansteckung und dem Seuchengange der Rinderpest. Die Gewalt des Contagiums sey so groß, daß in dieser Hinsicht die Rinderpest unter allen bekannten ansteckenden Krankheiten der Menschen und Thiere den ersten Rang und eine Selbstständigkeit behaupte, die von den Veränderungen des Climas, der Witterung, Temperatur rc. am wenigsten beeinträchtigt werde. Sie folge genau dem Zuge welchen die kranken Thiere oder die mit ihrem Gift befleckten Gegenstände genommen haben. Das Contagium sey sowohl in der Luft als im Wasser auflöslich. Nur selten werde eine gewisse Regelmäßigkeit im Verlauf der Seuche beobachtet. Nach der gemeinsten Erfahrung werde ein Thier ansteckend, so bald die Krankheit sichtbar ausgebrochen ist, und insbesondere der Augen- und Nasenfluß, das Geifern und der Durchfall sich eingestellt haben. Dieser Ausbruch erfolge aber zuweilen schon am dritten und vierten Tage, öfters am fünften und sechsten, in anderen Fällen erst am siebenten und achten Tage nach der Ansteckung, und in eben so verschiedenen Zeiträumen

sehe man nach dem Ausbruch den Tod erfolgen. Dasselbe geschehe auch nach der Einimpfung der Pest. Mehr Regelmäßigkeit zeige die Seuche beym Steppenvieh. Die Verbreitung des Contagiums stehe im Verhältniß zur Länge des seit dem Ausbruch der Krankheit durch das ausgewanderte Steppenvieh zurückgelegten Weges, zu der vielfältigeren oder geringeren Theilung der Heerde und überhaupt zu der Menge der Berührungspuncte, welche durch die fremden Thiere den einheimischen dargeboten werden. Wie lange das Contagium an Thieren wie an leblosen Gegenständen denen es anklebt, sich wirksam erhalten könne, sey schwer zu entscheiden. Der Seuchengang verändere sich nach Entstehung, Wachsthum und Abnahme der Krankheit. Anfangs zeige sie sich mild und schleichend unter dem Steppenvieh, die zweyte Periode dauere am längsten und sey von der größten Verheerung begleitet, in der dritten kehre die Gelindigkeit der ersten zurück, so daß alsdann selbst die meisten einheimischen Thiere genäsen. VII. Von den Symptomen der Kranken und von der Beschaffenheit der Todten. Die Gesammtheit der Symptome welche der Rinderpest eigen sind nehme man niemals bey einem einzelnen Kranken, kaum in einer ganzen Heerde wahr, deshalb sey es unmöglich ein Bild zu entwerfen, auf welches alle vorkommenden Fälle passen könnten. Daher zählt der Vf. zuerst die Symptome auf, welche bey der Rinderpest beständig vorhanden sind; alsdann werden einige Erscheinungen beschrieben, die nur in einzelnen Seuchen beobachtet wurden, und zuletzt die wichtigsten Abweichungen angeführt, welche die Krankheit bey verschiedenen Individuen hervorbringt. Die von Kausch für characteristisch gehaltenen Erosionen in der Maulhöhle zählt der Vf. zu den unbeständigen Merkmalen. Wäh-

rend der größten Herrschaft der Seuche bemerke man nicht selten einen so schnellen und tödtlichen Verlauf, daß nur die wenigsten Symptome sich vollkommen entwickeln könnten. Die Anzahl, Heftigkeit und Reihenfolge der Zufälle werden so wie die Sterblichkeit im Allgemeinen von dem Anfange, Wachsthum und Nachlaß der Contagien bedingt, und die Impfung mache keinen Unterschied darin. Als die wichtigsten Veränderungen nach dem Tode bezeichnet auch der Vf. diejenigen in der Bauchhöhle. Bey einheimischem Vieh sind alle Symptome zahlreicher und bedeutender als bey dem Steppenvieh. VIII. Von der Erkennung und Unterscheidung der Rinderpest. Keine Erscheinung bey der Rinderpest für sich allein betrachtet könne eine feste Diagnose begründen, jede aber im Zusammenhang mit den übrigen betrachtet, überhaupt die sorgfältige Wahnehmung und Beurtheilung Alles dessen, was die Symptome, der Leichenbefund und der Seuchengang anzeigen, werde über die Natur der Krankheit keinen Zweifel übrig lassen. Zuweilen lasse sich mit hoher Wahrscheinlichkeit das Erscheinen der Seuche vorhersagen, wenn außerordentliche Naturereignisse eintreten, welche bey Menschen Epidemien erzeugen. Die Rinderpest könne weder mit der Lungenseuche, noch mit dem Milzbrand, dem Faulfieber und Durchfall verwechselt werden. Eine dem Wesen der Krankheit entsprechende Benennung anlangend, so möchte sie der Vf. bösartiges Ruhrfieber genannt wissen. IX. Von der Abwendung der Rinderpest und von den Vorkehrungen an den Landesgränzen. Durch Verhinderung des Ansteckens und durch Zerstörung des Contagiums ist es bis jetzt allein gelungen, die Seuche in ihrem Gange zu hemmen, zu unterdrücken und von anderen Gegenden abzuhalten. Die ersten und wichtigsten Vorkeh-

rungen wären aber gegen das Steppenvieh zu richten, weil die Krankheit nicht nur ursprünglich unter demselben entstehe, sondern auch wegen des gelinderen und schleichenden Verlaufes bey diesen Thieren leichter verkannt werde, mithin um so größere Vorsicht und Aufmerksamkeit erfordere. Ein wohlgeordnetes Quarantainesystem an den östlichen Gränzen der Oesterreichischen und Preußischen Staaten sey die erste und wichtigste Vorkehrung, die bisherigen Anstalten hätten keinen Erfolg gehabt. Die Vorschläge des Vfs. zu einer besseren Einrichtung derselben sind sehr beherzigungswerth. Die Gesundheitsprobe dürfe nicht weniger als 21 Tage betragen. X. Von der Tilgung der Rinderpest im Innern des Landes. Der Erfolg des gegen die Rinderpest einzuschlagenden Verfahrens hänge nicht bloß von der Zweckmäßigkeit der ertheilten Vorschriften, sondern noch mehr von der Einsicht und Thätigkeit der Personen ab, welche die ersteren auszuführen haben. Wenn die Tilgung schnell und sicher gelingen solle, müsse gleichzeitig und bald nach dem ersten Ausbruch der Seuche dahin gewirkt werden, daß kein neuer Peststoff aus dem Auslande eingebracht, das Uebel schleunig und überall entdeckt, in dem betroffenen Orte festgehalten und unterdrückt werde. Nicht früh genug könne die Herkunft und Verschleppung des Contagiums ermittelt werden, um den Umfang des Uebels kennen zu lernen. Alsdann wären in jedem kranken Orte gleich diejenigen Maßregeln zu nehmen, durch welche die Ansteckung verhindert, das Pestgift isoliert und vernichtet werde. Als die vorzüglichsten Mittel dazu hält auch der Vf. tägliche Revision des Hornviehes, Aufhebung des Viehverkehrs, Sperre der angesteckten Gehöfte und das Tödten der erkrankten Thiere. Die Sperre eines jeden von der Seuche befallenen

Hofes müsse nach dem letzten Sterbefalle noch 21 bis 28 Tage fortdauern. Es folgen dann Vorschriften zum Fortschaffen und Begraben des todten Viehes, so wie zur Reinigung der verpesteten Höfe. Von Arzneyen sey bey der Seuche gar nichts zu hoffen. Ein Anhang enthält den Verlauf der Rinderpest in Oberschlesien in den Jahren 1827 und 1828.

L.

Marburg.

Bey Garthe: Grundriß zu einer Hessischen Gelehrten- und Künstler-Geschichte, vom Jahre 1806 bis zum Jahre 1830. Von Dr. C. W. Justi. 1831. XII u. 850 S. in 8.

Dieser Band bildet zugleich eine Fortsetzung von Strieders Hessischen Gelehrten-Geschichte, von der der Herausg. bereits die beiden letzten Theile bearbeitet hat, kann aber auch als für sich bestehendes Werk betrachtet werden. Es umfaßt den Zeitraum des letztverflossenen Vierteljahrhunderts, und enthält die Hessischen Schriftsteller und Künstler, die während desselben blüheten und noch blühen; mit Nachträgen über diejenigen, welche bereits in dem Striederschen Werke vorkamen. Es sind der größern Zahl nach Selbstbiographien, viele Artikel aber sind auch aus der Feder des Herausgebers geflossen, und man wird gern ihm glauben, wie viel Mühe es ihm gekostet habe, sich die nöthigen Materialien dazu zu verschaffen, wenn man sich auch nur an die Klagelieder des sel. Meusel über diesen Gegenstand erinnert. Der vorliegende Band enthält über 150 Artikel, natürlich von höherem und geringerem Interesse; wir stießen darin auf so manche, theils uns befreundete, theils berühmte Namen, daß wir uns

dem Verf. sehr verpflichtet fühlen. Bey Selbstbiographien ist es freylich schwer, den richtigen Maßstab zu finden, für das was gesagt und nicht gesagt werden mußte; der wohl kein anderer seyn kann, als was dem Publicum über den Verf. zu wissen nöthig und nützlich ist. Wenn aber auch in einzelnen Fällen über diese Gränze hinausgegangen seyn sollte, so ist doch eine gewisse Ausführlichkeit erforderlich, ohne welche die Persönlichkeit des Verfassers sich nicht darstellen läßt. Die bloße Angabe von Geburts-, Beförderungs-, Heiraths- und Sterbejahren reicht dazu nicht hin. Die Uebersicht des Ganzen führt zu erfreulichen Betrachtungen. Ein Land von so mäßigem Umfange konnte in einem Vierteljahrhundert eine solche Anzahl ausgezeichneter, und auf die verschiedenste Weise ausgezeichneter, Männer hervorbringen! Welchen Antheil hatten daran die verschiedenen Stände, besonders der geistliche Stand? Wie wirkten die niedern und höhern Lehranstalten darauf ein? Wie waren es so oft kleine und zufällige Umstände, welche die ganze künftige Laufbahn eines Mannes bestimmten? Worin liegt der Grund, daß es in Hessen fast mehr wie anderwärts gelehrte und Künstler-Familien gibt, aus denen eine Reihe von Männern aufzuführen war? Diese und andere Betrachtungen werden sich dem Leser bey dem interessanten Buche von selbst darbieten. Auffallend ist es besonders, wie reich Hessen an Künstlern ist! Daß aber der Verf. diese mit in seinen Plan aufnahm, verdanken wir ihm um desto mehr, da dieselben in den meisten Fällen weit besser mit dem Pinsel und dem Meissel als mit der Feder umzugehen wissen.

Hn.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

37. Stück.
Den 5. Merz 1832.

Paris.

De l'imprimerie de Fain, 1828: Manuscrit de l'an trois (1794 — 1795) contenant les premiers transactions des puissances de l'Europe avec la république française, et le tableau des diverses événemens, du régime conventionnel, pour servir à l'histoire du cabinet de cette époque. Par le Baron Fain, alors secrétaire au comité militaire de la convention nationale. 458 S. in 8.

Baron Fain bemerkt, daß er als Secretair des Représentans chargés de la direction de la force armée, die erste Order aufgesetzt habe, die Bonaparte als General en Chef der bewaffneten Macht unter Barras, unterzeichnet; vier Jahr später entwarf derselbe für seine Unterschrift seine ersten Befehle, als erster Consul zu Saint-Cloud, und vierzehn Jahre später zu Fontainebleau, Napoleons Abdankungs-Acte. Die Veranlassung zu der angezeigten Schrift, ist folgende: Napoleon verlangte, als er zum ersten

Consul ernannt worden war, eine Uebersicht der seiner Ernennung zum Commando der Italiänischen Armee vorhergegangenen Negociationen. Fain suchte daher in den Archiven der Convention nach Daten; es scheint aber nicht daß er deren viele fand, denn er bemerkt, er habe sich auf den Zeitraum, da er Secretär der Comité militaire gewesen sey, beschränken, und sich auch hier vorzüglich auf sein Gedächtniß verlassen müssen. Er glaubt, daß die Bekanntmachung dieser, damals für Napoleon unternommenen Arbeit, vorzüglich dazu beytragen werde, die Arbeiten der Convention, in einem günstigeren Lichte darzustellen, als ihnen bislang, aus Unbekanntschaft ihrer Verhandlungen, zu Theil geworden sey. So sehr es befremden möge, daß er von einem Cabinet de l'an trois rede, so werde sein Werk nicht nur die Existenz darstellen, sondern auch dessen große Wirksamkeit bezeugen. Das Comité de Salut Public pendant l'an trois war anfangs nur aus zwölf Mitgliedern, wovon ein Viertel jeden Monat abging und durch neu Gewählte ergänzt wurde, zusammengesetzt; später ward die Zahl derselben auf sechzehn gesetzt. Fain führte mehrere Namen an, die späterhin rühmlichst bekannt geworden sind, als: Clarke, Dupont, Reinhard, Otto, St. Cyr u. a. m. zum Beweise, daß in dieser Periode bereits talentvolle Männer mit den Angelegenheiten Frankreichs beauftragt gewesen sind. — Der Inhalt dieses Werks beschäftigt sich vorzüglich mit den Friedenschlüssen mit Toscana, Preußen, Holland, Spanien, Baiern, Würtemberg, Hessen-Cassel, Portugal, Neapel und Sardinien. Abgerechnet die Aeußerungen der verschiedenen Mitglieder des Comite bey den Discussionen über diese Negociationen (die über ihre individuellen Ansichten einiges Licht

reiten) haben wir in diesem Werke keine un-
nnte wesentliche Thatsachen, diese Friedens-
isse selbst betreffend, gefunden. Dieß Cabi-
de l'an trois hatte bey seinen Verhandlun-
mit den genannten auswärtigen Mächten ein
tes Spiel. Das frühere Comité de Salut
lic hatte zum Schrecken vieler Mächte be-
tlich den Grundsatz aufgestellt: 'que la po-
que de la France régénerée ne devait se
e qu'à coups de canon', wodurch allen
densunterhandlungen die Thüre verschlossen
de. Seitdem aber am 13. April 1794 die
lärung erschien: 'que l'unité et l'indivisi-
té de la République serait la condition
essaire de tout préliminaire de paix', da
fte man von mehreren Seiten leise an, und
rere Mächte schlugen gar seltsame Wege ein.
die Spanische Armee commandierende Ge-
l legte in einer Depesche, Kriegsgefangene
effend, an den gegen commandierenden Fran-
chen General Dugommier ein Olivenblatt; Spa-
s Verlangen Frieden zu schließen an den Tag
egen, ein. Preußen bediente sich auch der
genheit eines Antrags des General Möllen-
s, wegen Auswechselung von Kriegsgefange-
, durch einen Kaufmann, Namens Schmerz
Frankfurt am Main, zuerst Friedens-Anträge
Frankreich gelangen zu lassen. Das Comité
te die Sprache des Siegers; es zwang die
ten sich in ihre neue diplomatische Sprache
ügen, und dictierte die Bedingungen. Nur
ißen ward mit einiger Schonung behandelt.
e Preußen, sagt Fain, mit Ernst in der Coa-
n geblieben, hätte Möllendorf, als er mit
r Armee in Westphalen ankam, sich mit der
Herzogs von York vereinigt, so würde es den
rten sehr leicht gewesen seyn, Holland und

die Niederlande wieder zu erobern; die damalige Politik des Preußischen Cabinets war für die Republik erwünscht; der Friede mit selbigem hatte die darauf folgenden Friedensschlüsse mit den deutschen Staaten zur Folge. — Die Nachrichten die Fain von den militärischen Ereignissen dieser Periode liefert, sind höchst oberflächlich; wir hätten, statt den schon oft abgedruckten Artikeln der verschiedenen Friedensschlüsse, die Mittheilung der Operationspläne Carnots, denen er den Erfolg zuschreibt, gewünscht. Am ausführlichsten ist er bey der Erzählung der inneren Unruhen in Paris, vorzüglich bey den Vorfällen am 5ten Oct. 1795, der das Grab der Convention wurde. Es war an diesem Tage, daß Napoleon sich zuerst durch den Oberbefehl, den er im Namen Barras über die bewaffnete Macht in Paris führte, den damaligen Gewaltinhabern bekannt machte, wodurch er sich den Weg zum Commando der Italiänischen Armee bahnte. Auf Frerons Empfehlung ward er am 16. Oct. 1795 Divisions-General. Folgende Beschreibung Bonapartens Person aus dieser ersten Periode seines Emporkommens hat vielleicht einiges Interesse: 'il est à peine agé de vingt-six ans; sa taille est petite et mince, sa figure creuse et pâle; des cheveux longs lui tombent des deux côtés du front, le reste de sa chevelure, sans poudre, se rattache en queue par derriere. L'uniforme de général de brigade dont il est encore a vu le feu plus d'une fois, et se ressent de la fatigue des bivouacs. La broderie du grade s'y trouve représentée dans toute la simplicité militaire par un galon du soie, qu'on appelle système. Son extérieur n'aurait rien d'imposant, si ce n'était la fierté de son régard.'

Lüneburg.

Bey Herold und Wahlstab: Neues vaterländisches Archiv oder Beyträge zur allseitigen Kenntniß des Königreichs Hannover und des Herzogthums Braunschweig. Begründet von G. H. G. Spiel — fortgesetzt von Ernst Spangenberg. — Jahrgang 1830. Band I. (372 S.). Band II., mit einem Steindruck (378 S.). Jahrgang 1831. Band I. (370 S). Band II., mit einem Steindruck (384 S.), oder Band XVII bis XX. Octav.

So hätte denn diese vaterländische Zeitschrift ein volles Jahrzehend bestanden! und dieser Umstand bietet dem Herausg. eine angenehme Veranlassung dar, den Beförderern derselben, und namentlich seinen verehrten Mitarbeitern, für ihre gütige Unterstützung, auch öffentlich seinen innigsten Dank zu bezeugen, und sie um fernern Beystand zu ersuchen. Für das Fortbestehen der Zeitschrift sind freylich die gegenwärtigen Zeitverhältnisse, in welchen nur die Tagespolitik alle Gemüther beschäftigt und nur diese allein Aufmerksamkeit erregt, nicht sehr günstig, und wenn die Zeitschrift selbst in den letztern Jahren nur durch persönliche Aufopferungen, sowohl des Herausgebers als der Verlagshandlung erhalten werden konnte, so sollte er sich billig hüten, die Fortsetzung zu versprechen. Darf er sich jedoch durch einen Rückblick auf den Inhalt der letztern zehn Jahrgänge schmeicheln, durch dieselbe manches unbekannte Material für die Landesgeschichte zu Tage gefördert, so manche, in mehrfacher Hinsicht, gewiß wichtige Mittheilung den Vaterlandsfreunden dargeboten, und ihnen Gelegenheit gegeben zu haben, die Ergebnisse ihrer Forschungen gegenseitig zu besprechen: so muß ihn diese Rücksicht

bewegen, denselben, so lange es irgend möglich ist, einen Vereinigungspunct zu erhalten, welcher wenigstens bis jetzt auf andere Weise nicht besteht. Während in den meisten andern deutschen Ländern, und sagar in einzelnen Provinzen derselben, sich zahlreiche geschichtliche Vereine gebildet haben, und in eigenen Zeitschriften von ihrer Wirksamkeit öffentlich Rechenschaft ablegen, hat es in den hiesigen Landen nicht gelingen wollen, einen solchen zu stiften; und so hat der Herausg. billig befürchten müssen, daß, wenn er die Fortsetzung seiner Zeitschrift aufgäbe, jenen Vaterlandsfreunden das einzige Organ entzogen werden würde, durch welches sie zu dem größern Publicum reden, und demselben ihre Mittheilungen zugänglich machen können. Die Fortdauer der seiner Zeitschrift bisher geschenkten Theilnahme voraussetzend — freylich muß er aus den oben angedeuteten Gründen eine thätigere wünschen — wird daher der Herausg. sich der ferneren Redaction derselben widmen, und dieselbe, nach ihrem bestehenden Zwecke, der, mit Ausschluß aller Tagespolitik, auf Mittheilungen zur allgemeinen und speciellen Landesgeschichte, Alterthumskunde, Statistik, Cultur- und Sittengeschichte, Necrologie und Literatur u. dergl., gerichtet ist, fortsetzen. Daß er diesem Plane auch in den vorliegenden vier Bänden getreu geblieben sey, möge die Andeutung der in ihnen enthaltenen ausführlichern Abhandlungen beweisen. In dem 17ten Bande möchten in dieser Hinsicht vorzüglich bemerkenswerth seyn, die Mittheilung eines bisher unbekannten Erbtheilungsrecesses der Herzöge Friedrich, Bernhard und Heinrich von 1355, durch Herrn Landsyndicus Pricelius (dem wir auch die vortreffliche Stammtafel des Welfischen Fürstenhauses zu verdanken haben), die Biographie des berühmten Germani-

Grupen, vom Herrn Stadtgerichtsdirector
Iffland, die Bemerkungen zur Geschichte
Verfassung der Niedersächsischen und West-
ischen Marschländer, von der Meisterhand des
wigten Landdrosten von Wersebe, die Frag-
te aus Möser's Nachlasse, die Abhandlung
: die bischöflich-Hildesheimischen Wahlcapitu-
nen als bisher unbeachtete Quellen der Hil-
eimischen Specialgeschichte, von Hn. Justiz-
Koken u. a. — In dem 18ten Bande:
critische Beleuchtung, die Herkunft der Gra-
von Katlenburg und von Dassel betreffend,
Hn. Lieutnant Schrader; die Biographie
verewigten Hofraths Alemann, vom Herrn
dtG.D. Iffland; die Mittheilung über ei-
mit Characteren bezeichneten Stein zu Je-
urg, der in die Kategorien derjenigen zu ge-
n scheint, welche Herr Prof. Grimm (über
sche Runen S. 269) beschrieben hat, vom
Pastor Brügmann; die ähnliche über den
rung der Heinrichsstadt bey der Veste Wol-
ttel, vom Hn. Geheimenrathe von Strom-
; den Beytrag zur Geschichte der Eva von
t, vom Hn. Justizrath Koken; die Nach-
über seltene Münzen, vom Hn. Dr. Roter-
d, u. s. w. — In dem 19ten Bande: die
ichte der Reformation in Hildesheim im J.
, die Abhandlung über die alten (räthselhaf-
Wege in Ostfriesland, von Herrn Friedr.
nds, dem rühmlichst bekannten Verfasser des
s über Ostfriesland, eine ähnliche über den
ichen Zustand des Landes Hadeln, seit der
en bis auf die neueste Zeit (der sehr zur Er-
ung der Schlegelschen Reformationsgeschichte
) vom Hn. Gerichtsverwalter Dannenberg;
Nachrichten von dem Gestift Schlüsselkorb in

Hildesheim, von dem leider auch schon verstorbenen Archivar Zeppenfeldt u. s. w. — In dem 20sten endlich: die Geschichte der Stadt Seesen, vom Hn. Justizamtmann Bege, dem Mitverfasser der von Hassel herausgegebenen Beschreibung und Statistik der Herzogl. Braunschweigischen Lande; Beytrag zur Geschichte der Perücken, vom Hn. Justizrath Koken (in Beziehung auf die katholische Geistlichkeit in Hildesheim); Beytrag zur Geschichte der ehemaligen Stadtvogtey zu Lüneburg, vom Hn. Dr. von Duve; die Ermordung Heinrichs von Bodenhausen, so wie über einige bemerkenswerthe Sagen und Alterthümer aus der Umgegend des Brackenberges, vom Hn. C. von Mengershausen; einige ungedruckte Briefe der Königin Caroline Mathilde von Dänemark u. s. w.

Stehende Rubriken sind geblieben: die Chronik der Universität zu Göttingen, der vaterländische Nekrolog, und die Uebersicht der vaterländischen Literatur; dagegen soll für die Zukunft die Uebersicht der Verhandlungen der Hannoverschen Stände, und die Uebersicht der vaterländischen Gesetzgebung wegbleiben, weil in ersterer Hinsicht für deren Bekanntmachung durch andere Zeitschriften gesorgt worden ist, in letzterer Hinsicht, jene Uebersicht nur dürftig ausfallen konnte, und für andere Mittheilungen Raum gewonnen werden mußte.

Unter den beygegebenen Steindrücken dürfte die Abbildung des Jesteburger Steins der beachtungswertheste seyn.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

38. 39. Stück.
Den 8. Merz 1832.

Halle.

In der Buchhandlung des Waisenhauses, 1827: Georg Christian Knapp's Vorlesungen über die christliche Glaubenslehre. Aus der hinterlassenen Handschrift unverändert herausgegeben und mit einer Vorrede begleitet von C. Thilo. 2 Theile. in Octav.

Der selige Knapp hatte laut der Vorrede des würdigen Herausgebers, diese Vorlesungen in den Jahren 1785—89 unter mehreren Unterbrechungen ausgearbeitet und im zuletzt genannten Jahre zuerst gehalten. Bis zum Jahre 1810 wurden sie elfmal wiederholt, wobey die nachbessernde Hand des Verfassers stets thätig blieb. Nach dieser Zeit geschah nichts mehr für die Arbeit. Diese Vorlesungen gehören also ihrer Entstehung nach jener Periode an, wo die Dogmatik überhaupt mehr nach Läuterung, Vereinfachung und insbesondere nach practischer Anwendung der kirchlich fixierten Dogmen strebte, als sich eine vom Einfluß des Ueberlieferten unabhän-

gige, historisch-kritische Erforschung des reinen Urchristenthums, und eine tiefere philosophische Erfassung und Würdigung seiner Dogmen zum Ziel setzte. Am genauesten schließt sich dieß dogmatische Werk in Tendenz und Ausführung den Schriften von Döderlein, Tittmann und Morus, auf dessen epitome durchgehends verwiesen wird, an. Mit den genannten Männern steht der Vf. auf demselben exegetischen und philosophischen Standpuncte. Er folgt den Grundsätzen der grammatisch-historischen Interpretation, ohne daß jedoch ihr Wesen, Umfang und Grenzen in Rücksicht auf die Glaubenslehre näher bestimmt, noch in der Anwendung ihre Regeln consequent befolgt werden. Das Verhältniß der einzelnen biblischen Bücher, als Urkunden des Christenthums, wird nicht untersucht. Die Unterscheidung des Methodischen und Didactischen in den heiligen Büchern wird hin und wieder gemacht, aber ganz willkührlich, wenn es die dogmatische Ansicht des Verfs. mit sich bringt. Auf philosophische Speculation läßt sich der Verf. selten ein. Die Studien des sel. Knapp nahmen überhaupt gleich anfangs eine mehr philologische Richtung und auch in den spätern Jahren gewann er der philosophischen Speculation keinen Geschmack ab. Er beschränkt sich meistens darauf den philosophierenden Verstand, da wo er feindselig gegen die Dogmen auftritt, in seine Schranken zurückzuweisen. So wenig indeß diese Vorlesungen, die zunächst für Anfänger des dogmatischen Studiums bestimmt und in einer Zeit, seit welcher der Geist der Dogmatik so kühn und rasch fortgeschritten ist, ausgearbeitet wurden, den Forderungen, die man jetzt an eine wissenschaftliche Darstellung der christlichen Dogmatik zu machen berechtigt ist, entsprechen: so geben ihnen doch, abgesehen

em Interesse, welches die Lehrmethode ei-
ürdigen Veteranen aus jener Zeit der be-
iden Umbildung der Wissenschaft erregt, die
tige Gelehrsamkeit, der richtige exegetische
die hellen fruchtbaren Ansichten, und die
:it und Natürlichkeit der Darstellung, wel-
ich diese Schrift des verehrten Mannes aus-
:n, einen Werth, der ihnen recht viele Le-
änschen läßt. Da der Zweck dieser Vorle-
i gar nicht auf eine neue Begründung oder
'llung der Wissenschaft, auch nicht auf Mit-
ig neuer Ansichten ging, so begnügen wir
inige Urtheile des Verfassers über Gegen-
, die auch in neuern Zeiteu lebhaft bespro-
vurden, mitzutheilen.

: Dogmatik hat nach dem Verf. die Auf-
den ganzen Umfang der theoretischen Re-
swahrheiten des Christenthums im Zusam-
:nge darzustellen. Er war also nicht der
ing mehrerer neuern Theologen, daß sie
inem kirchlich geltenden Lehrbegriff ausgehen,
ien in das Bewußtseyn einer Gesammtheit
iommenen christlichen Glauben darstellen.
Ungeachtet jener Bestimmung des Pro-
der Dogmatik wird Ordnung, Einthei-
:nd Umfang der Dogmen als etwas Gege-
aus dem kirchlich protestantischen Lehrbe-
:ntnommen, keineswegs aber aus den in
Gesammtheit betrachteten Urkunden des Chri-
ims deduciert, und aus dem Wesen und
genthümlichkeit desselben entwickelt. Diese,
jetzt unter uns herrschende Methode, die
atik nicht sowohl nach ihrer Aufgabe und
iuszuführen, als vielmehr die kirchlich fixier-
:hren darzustellen und ihre Harmonie und
rmonie mit exegetischen und philosphischen
nissen darzuthun, welche sich hier aus dem

nächsten Zwecke dogmatischer Vorlesungen entschuldigen läßt, hat die Ausbildung der Dogmatik als Wissenschaft unendlich aufgehalten. Die Vorerinnerungen über Religion und Theologie beschränken sich auf Erläuterung und Beurtheilung der gewöhnlichen Definitionen. Unter Religion wird §. 3 der Glaube an Gott, als höchsten Oberherrn, Gesetzgeber und Richter verstanden, der seine Kraft vermittelst der lebendigen Ueberzeugung und Gewißheit äußert, welche die Religion von Gottes Willen und von der von ihm abhängenden Belohnung der Tugend und Bestrafung des Lasters gibt. Nach dieser Erklärung begreift man nicht, wie der Verf. die Religion der Vernunft, welche doch auch jene Sätze enthält, als kraftlos, und nur den Glauben an die Versöhnung Christi, als allein wahre Kraft zum Guten gebend, vorstellen kann (S. 16). Für den sichersten Weg zur Gewißheit über die Göttlichkeit des Christenthums zu gelangen wird die Einsicht erklärt, daß die bloße Tugendlehre keine Kraft verleihe, ihre Vorschriften zu erfüllen. Bekanntlich hat man noch kürzlich diesen Satz, die Sittenlehre vermöge wohl zu gebieten, aber kein sittliches Leben zu erzeugen, zum Träger der Nothwendigkeit einer positiven Religion überhaupt, oder auch wohl der Idee der Sündenvergebung in Christo gemacht. Wenn man freylich die Sittenlehre unabhängig von ihrem religiösen oder anthropologischen Grunde, als eine bloße Reihe von Geboten, betrachtet, so kann sie weder neue Kräfte erzeugen, noch die im Menschen vorhandenen Keime des Guten entwickeln. Aber jede wahre Sittenlehre, indem sie das moralische Bewußtseyn aufklärt, und die Anwendung der innern Regel des Guten auf alle sittlichen Beurtheilung unterworfenen Ver-

igt, belebt und begeistert zur wirkli-
durch die Darstellung des sittlichen Le-
der höchsten und reinsten Form der
, als wodurch zugleich der Wille des
ikers der Schicksale erfüllt wird. Darin
Kraft, welche sie allerdings von der
aber nicht von einer bestimmten Form
bestimmten Art der Bekanntmachung
ntlehnt. Der Begriff des Wunders
bestimmt, daß es eine Wirkung sey,
m gewöhnlichen Laufe und den Ge-
Natur nicht erklärt werden kann oder
bersteigt. Gott ändert oder zerstört
die Natur-Ordnung; er wirkt auch
die Natur, sondern er wirkt nur
sie, und unter andern Umständen,
lich geschicht. Von den Messianischen
en wird, wie in mehreren Dogmati-
tikel von Christo gehandelt. Weissa-
isti werden behauptet in Beziehung
Tod, die Ausbreitung seiner Religion,
ile seiner Jünger, den Umsturz des
taats und Tempels, wobey auf neuere
gen keine Rücksicht genommen wird.
ation der Apostel wird aus der Ver-
risti, daß ihnen göttliche Belehrun-
il werden sollten, bewiesen, und die
des A. T. aus der Bestätigung der
rschenden Meinung von der göttlichen
des jüdischen Canons durch Christus
ostel. — Unter den Beweisen für das
ttes wird dem moralischen die größte
tanden. Die Bemerkung (S. 136)
enschliche Erkenntniß von Gott trotz
iction immer anthropopathisch bleibe,
von dem, wovon wir nicht Aehnlich-
is finden, uns auch keinen Begriff

machen können, hätte näher bestimmt werden müssen, indem dieser Satz leicht zum religiösen Idealismus führen kann. — Die Selbständigkeit und Unabhängigkeit Gottes wird in die Unveränderlichkeit mit eingeschlossen. Wie die aus der Veränderlichkeit der Geschöpfe entstehenden wechselnden Verhältnisse zu den Geschöpfen sich zur Unveränderlichkeit Gottes verhalten, wie namentlich die Freyheit der endlichen Geister auf die Gottheit einwirke — über diesen, auch für die Lehre vom Gebet wichtigen Punct, finden sich keine Erläuterungen. In der Lehre von der Wahrhaftigkeit Gottes wird S. 175 Anm. zugestanden, daß Gott seiner Wahrhaftigkeit unbeschadet, gewisse Wahrheiten nicht offenbare, und ungegründete Meinungen, ja selbst falsche Vorstellungen dulde; weil Zeit, Ort und Umstände nicht verstatten richtigere an die Stelle zu setzen, oder weil sie wohl gar Schaden bringen würden. Da diese Duldung Gottes sich auf die durch göttliche Gesandte bekannt gemachten Offenbarungen bezieht, so gesteht damit der Verf. das Princip der Accommodation zu, dessen Anwendung er jedoch durchweg bestreitet.

Der Abschnitt von den Engeln ist mit besonderer Ausführlichkeit behandelt (S. 343 — 406). Der Verf. erklärt sich entschieden gegen die Versuche neuerer Theologen, die Angelologie als Dichterbild und Accommodation zu fassen. Er ist nicht in Abrede, daß sich die Ueberzeugung von Mittelwesen und Dienern der Gottheit aus den früheren Vermenschlichungen derselben herleiten lasse, und daß sich auch bey andern Völkern Analogien der jüdischen Engellehre finden. Allein da die n. t. Schriftsteller der Engel so oft und nachdrücklich erwähnen, so könne man hier eben so wenig Accommodation annehmen, als bey Ho-

wenn er von seinen Vätern spreche. Auch
us habe Manches von der Lehre über die
t, was er ehedem in den Pharisäerschulen
nt, beybehalten, und als christlicher Apostel
tigt, wie z. B. den Satz, daß das mosai
e Gesetz durch Engel gegeben sey. Das
gelte von den Erwähnungen des Teufels
der bösen Geister. Selbst die Aussprüche
i, welche sich auf die damalige Idee von
elsbesitzungen beziehen, seyen eigentlich und
lich zu nehmen, weil, wenn wir Jesum
die Apostel für göttliche Gesandte anerken
auch als wahr annehmen müssen, was sie
den Einwirkungen böser Wesen erwähnten;
Consequenz die den Meisten bedenklicher
en möchte, als die Annahme, daß Christus
die Apostel in einige Vorstellungen der da
en Zeit um höherer Zwecke willen eingin
oder ihre Ausdrücke davon entnahmen, ohne
durch als wahr zu bestätigen.
e Vorsehung soll nach ihrem inneren Wer
iffe seyn: die ununterbrochene Einwirkung
s auf alle von ihm erschaffenen Dinge,
dem Erfolg aber und nach der Sache, die
Augen fällt, die Regierung und Erhal
aller Dinge in der Welt. Nach einer dem
eigenthümlichen Ordnung werden die Wun
r dem Abschnitt von der Vorsehung bey der
dentia extraordinaria abgehandelt. Hier
t die unhaltbare Behauptung vor, daß der
is der Wirklichkeit der Wunder auf glaub
gen Zeugnissen beruhe. Zeugnisse können
actum bewähren, welches dem Betrachten
ls rein-göttliche That erscheint, aber die
führung eines Erfolgs auf höhere göttliche
lität fällt der philosophischen Reflexion
n.

Im zweyten Theil der Anthropologie wird der Mensch betrachtet: 1. in seinem ehemaligen ursprünglichen Zustande, 2. im gegenwärtigen sündhaften, 3. in dem besseren Zustande, worin er versetzt werden soll. Nach dieser Eintheilung würde der frühere Abschnitt de imagine divina besser an die Spitze dieses zweyten Theils gesetzt worden seyn.

Die Lehre von einem Hange des Menschen zum Bösen hält der Verf. für biblisch, und stützt sie außerdem auf die Erfahrung aller Zeiten und die Zugeständnisse der Menschenkenner. Es kommt bey der Behauptung einer natürlichen Verdorbenheit des Menschen ganz darauf an, welche Stufe der sittlichen Bildung den Character der Menschheit bezeichnen soll. Der Mensch ist vermöge seiner sittlichen Natur einer Entwickelung der Vernunft und des Gefühls fähig, wo Liebe Gottes und Lust an Erfüllung seines heiligen Willens der Grundtrieb seines Wesens wird. Die Geneigtheit, das Sittengesetz zu übertreten, oder die Hingebung an die sinnliche Lust ist wohl richtiger und für die sittliche Kraft belebender als Ausartung oder Mangel an Bildung aufzufassen. Die Schrift, wenn sie die Lasterhaftigkeit der Menschen rügt, spricht immer von einem sündhaften Zustande, der ist oder war, aber verschwinden soll, der also nicht in dem nothwendigen allgemeinen Character der Menschheit begründet seyn kann. Eine Zurechnung der Sünde Adams liegt nach dem Verf. in den Worten Pauli Röm. 5, 12. denn der Apostel spreche ganz in den Ausdrücken der damaligen Juden, die eine Zurechnung glaubten. Da indessen Zurechnung eigene Schuld voraussetze, da Paulus selbst an anderen Stellen die Menschen nur eigene Vergehungen büßen lasse, da nach

Röm. 9, 4 Belohnung und Strafe nicht von der Abstammung abhange, da endlich Christus selbst die Jünger tadele Joh. 9, 2 als sie das Elend des Blindgebornen als Zurechnung der Versündigung seiner Eltern ansahen: so wird geschlossen, daß der Apostel hier populär und uneigentlich Strafe und Zurechnung nenne, was eigentlich nur üble Folge sey, die aus der Sünde Adams für die Nachkommen entspringe. Trotz dieser Ansicht von dem nicht-didactischen Gehalt der Stelle, hält der Verf. die Parallele zwischen Adam, als Urheber des Todes, und Christus, als Urheber des Lebens, fest, und leitet den leiblichen Tod von dem Genusse der Frucht her. Adams Sterblichkeit war Strafe, die seiner Nachkommen ein Uebel, welches sich physisch fortpflanzte. Der angeführte Grund: der Sterbliche konnte keine Unsterbliche zeugen, hat uns befremdet, denn dieselbe Allmacht, die dem Unsterblich-Gebornen für seine Sünde die Unsterblichkeit entzog, vermochte die Nachkommen vor den Folgen einer fremden Schuld zu schützen. — Die eigentliche Erbsünde besteht nach dem Verf. in der physischen Fortpflanzung der natürlichen Verdorbenheit durch die ersten Eltern, die keine vollkommenere und bessere Kinder zeugen konnten, als sie selbst waren. Das natürliche Verderben ist nicht strafbar, seine Fortpflanzung war nur ein Uebel. Wenn sich der Verfasser dabey auf die Gerechtigkeit Gottes beruft, so spricht diese eben so sehr gegen die Vererbung eines Uebels, welches nicht nach den Bedingungen der einmal erschaffenen Menschennatur, sondern nur durch eine göttliche Einwirkung sich auch über die Nachkommen Adams erstrecken konnte. Die Handlung eines Individuums kann an und für sich die Natur der Gattung nicht verändern. Die

Fortpflanzung der Erbsünde war daher immer eine Wirkung auf die Natur und nicht bloß innerhalb der Natur-Entwickelung. Ist die Natur des Menschen verändert, indem Gott Adam strafte; so hat sich hier allerdings der Strafact, als solcher, auch über die Nachkommen Adams ausgedehnt.

In der wichtigen Lehre von der Versöhnung und Rechtfertigung schließt sich der Verf. ganz an die kirchliche Lehre an, die er für die biblische erklärt; nur daß einzelne Dogmen, wie von der unendlichen Schuld der Sünde, vom thuenden Gehorsam Christi als unbiblisch ausgeschieden werden. Versöhnung, Sündenvergebung und Rechtfertigung sind synonyme Begriffe und von eigentlicher Erlassung verdienter göttlicher Strafen und Wiedererlangung seines Wohlgefallens zu verstehen. Es wird als Grundbehauptung des N. T. erwiesen, daß die Menschen ihre Sündenvergebung und Rechtfertigung allein Christo zu verdanken haben, und daß diese an sein Leiden und Tod, Auferstehung und Fürbitte geknüpft werde. Der Tod Christi ist der eigentliche Erwerbungsgrund der Sündenvergebung; durch die Auferstehung ist Alles, was Christus gelehrt und gelitten, beglaubigt und bestätigt; die Fürbitte ist keine Fürbitte in Worten, sondern Christus richtet für uns Alles das, und noch viel mehr aus, als nur irgend durch wörtliche Fürbitte oder anderweitige Verwendung eines menschlichen Fürsprechers ausgerichtet werden kann. Die Sündenvergebung erstreckt sich auf alle Menschen, auf alle Strafen, nicht bloß die positiven sondern auch durch die veränderte Ansicht des Begnadigten auf die natürlichen, und endlich auf das ganze Leben. Hier hätte nothwendig das Verhältniß dieser Rechtfertigungslehre zu den

Stellen, wo die selbsterworbene Heiligkeit als Grund und Maaß der Seligkeit vorgestellt wird, gezeigt werden müssen. Der Glaube ist Aneignungsgrund und Bedingung der Seligkeit, aber nicht der unverschuldete Unglaube Grund der Verdammniß. Die Heiden können selig werden, weil nur das, was eigene Schuld am Unglauben ist, das göttliche Mißfallen zuzieht. Der verdienstliche Glaube ist die Ueberzeugung, daß wir unsere ganze Wohlfahrt der freyen unverdienten Gnade Gottes um Christi willen verdanken. Die späte Besserung ist gefährlich, aber möglich; es ist grausam und anmaßend einem unglücklichen Sterbenden alle Hoffnung abzuschneiden. Die Gnadenwirkungen werden statt der gewöhnlichen fünf oder sieben Stufen in die Kenntniß der Religion, den wirklichen Genuß ihrer Wohlthaten und die Erhaltung derselben eingetheilt. Ueber die Frage, in wiefern Gnadenwirkungen göttlich zu nennen sind, tritt der Verf. den ältern Theologen bey, welche die Art und Weise wie Gott durch das Mittel des Worts und der Sacramente wirke, für eine übernatürliche halten. Wie aber damit die folgende Behauptung, II. S. 397. 406, alle Wirkung des göttlichen Worts sey nur eine logisch-moralische, der sittlichen Natur des Menschen gemäße, zu vereinigen ist, sieht Rec. nicht ein. Der Artikel von der Kirche wird vor den Sacramenten abgehandelt, weil die Sacramente eine Beziehung auf die Kirche haben. Die Kirche ist der Inbegriff der Menschen, die darin übereinkommen, daß sie Gott nach der Lehre Christi verehren; womit das eigentliche Wesen der Kirche aber kaum angedeutet ist. Seite 449 findet man die bereits in den scriptis varii argumenti geäußerte Meinung, daß die Juden vom Messias eine Lustration durch Wasser, als

Symbol der Reinigung und Sittenreformation erwartet hätten. Die Stelle Joh. 1, 25 beweist indeß nur, daß dem Messias das Recht, den Cultus zu reformieren, zustand. Weil Justin der Märtyrer schon der Taufformel erwähnt, so sollen die Worte zur Zeit der Apostel als Formel gegolten haben; welcher Schluß wohl übereilt ist. Die Kindertaufe hält der Verf. für apostolisches Institut, aus den bekannten unhaltbaren Gründen. Der Sinn der Einsetzungsworte wird dahin bestimmt: ihr feyert, indem ihr dieses Brot esset und diesen Wein trinket, das Gedächtniß meines für Euch aufgeopferten Leibes, meines für Euch vergossenen Blutes, wodurch der neue Bund, die neue Verfassung, zum Heile aller Welt eingeweiht wird. Christus sprach die Einsetzungsworte mehrmal; die Apostel faßten sie jeder verschieden auf. In dem Artikel de rebus ultimis erklärt sich der Verf. für die Meinung, daß unter den früheren Juden die Unsterblichkeits-Idee bekannt gewesen sey. Die Verdienste des Christenthums um die Lehre von der Unsterblichkeit bestehen, außer der größern Gewißheit durch die Offenbarung, in der genauen Verbindung mit den übrigen practischen Religionswahrheiten und in der größeren Deutlichkeit nnd Faßlichkeit.

Die Wiederbelebung des Leibes, zwar früher nicht unbekannt, wurde durch Christus neu bestätigt, auch von den Aposteln im eigentlichen Sinne gelehrt, welches besonders aus der Behauptung hervorgeht daß Christus in seinem himmlischen Zustande einen Körper habe und wir ihm auch darin ähnlich werden sollen. Die Identität des künftigen Leibes mit dem jetzigen wird von den Aposteln nicht näher angegeben; man kann sie sich so denken, daß Gott aus den Theilen, die unsern Leib ausmachen, die schicklichsten

aus edelsten auswähle, und daraus der Himmelsleib gebaut werde. In der Weissagung Matth. 24 meinte Christus die Ausbreitung seiner neuen Verfassung und die Einrichtung und feste Begründung seines moralischen und geistigen Reichs, wozu die Zerstörung Jerusalems vortheilhaft mitwirken werde. Die Apostel haben nach S. 564 das Weltgericht als einen solennen sichtbaren Act gedacht, von der Vergeltung selbst verschieden, dessen eigentliche Beschaffenheit aber nicht näher beschrieben werde. Durch die bildlichen Einkleidungen soll nur überhaupt die Idee erweckt werden, Christus werde sichtbar und majestätisch erscheinen, einige für schuldig andere für unschuldig erklären, und dem gemäß behandeln. Reiche.

Hannover.

Im Verlage der Hahnschen Hof-Buchhandlung: Mittheilungen über die asiatische Cholera. Ein Auszug aus Berichten über eine im Auftrage der Königlich Hannoverschen Immediat-Commission gegen die Cholera unternommene Reise in gesunde und inficierte Königlich Preußische Provinzen. Von G. P. Holscher, Königl. Hannoverschem Leibchirurgus, Ritter des Guelphen-Ordens ꝛc. VIII und 88 S. in Octav.

Es bedurfte der Entschuldigung des Verfs. über die Herausgabe dieser Mittheilungen nicht, die wir als einen wichtigen und sehr schätzbaren Beytrag willkommen heißen. Nach der Vorrede (S. VII) habe er die Krankheit an mehreren Orten, namentlich im Großherzogthum Posen beobachtet. Wie thätig er selbst dabey gewesen, bewies unter Anderm die in der Preuß. Staats-Zei-

tung erschienene öffentliche Danksagung des Magistrats in Meseritz für die von dem Verf., während seiner Durchreise 5 Tage lang so kräftig unter den gefährlichsten Umständen geleistete Hülfe. Das Ganze zerfällt in IX Abschnitte. I. Ist die asiatische Cholera ansteckend? Der Verf. erklärt sich unbedingt für die Bejahung dieser Frage und bringt namentlich aus seiner Erfahrung in Meseritz dafür schlagende Belege. II. Hat das Cholera-Contagium seine eigenthümlichen Gesetze? Es wirke viel rascher als viele andere Ansteckungsstoffe, scheine flüchtiger wie der Peststoff und nähere sich dem Blatterncontagium. Es bilde eine eigene wenn auch beschränkte Atmosphäre, einen Choleradunst. Wenn auch nicht das Blut, so seyen doch die Absonderungen der Kranken gewiß schädlich. Das Contagium fordere zu seiner Anhaftung und Entwickelung eine besondere Disposition des Individuums. Waaren und Thiere schienen es nicht zu verschleppen. Seine Herberge sey der Schmutz; sein Feind die freye, frische Luft. Andere Krankheiten würden während der Cholera nicht zurückgehalten. III. Kann sich die asiatische Cholera von selbst entwickeln? d. h. kann sie ohne Ansteckung irgend ein Individuum befallen? Die Möglichkeit wird nicht abgeläugnet, aber mit Recht sagt der Verf. (S. 15) 'ohne alle beweisende Thatsachen kann und mag ich nicht an eine solche Selbstentwickelung glauben'. Es liegt auch in Wahrheit etwas schwer Glaubliches in der Annahme, daß sich ein so eigenartiges, intensives, früher unbekanntes Uebel, an sonst ganz gesunden Orten von selbst sollte bilden können. VI. Welche Erscheinungen erzeugt das Cholera-Contagium im lebendigen Organismus? An der Spitze der Satz: 'sie ist

[redacted]

und bleibt in ihren wesentlichen Erscheinungen immer dieselbe große und gewaltige Krankheit mit ihrem unverkennbaren Gepräge, ihren unwandelbaren Erscheinungen im Leben und im Tod'. Dann werden die eintretenden Zufälle in kurzen, kräftigen, aus eigener Beschauung entnommenen Zügen geschildert. V. Welche Erscheinungen finden wir an Cholera-Leichen? Eigenthümlich die Beschreibung, wie eine solche Leiche aussieht (S. 32). VI. Wie lassen sich die bisher abgehandelten Erscheinungen als Wirkungen des Contagiums erklären? 'Sie befällt, wenn ihr Contagium gefaßt hat, das gesammte Nervensystem. Wird der Total-Eindruck ertragen, so nehmen nun vorzugsweise die Ganglien des Unterleibes, nicht der plexus solaris allein, sondern alle der vegetativen Sphäre des Lebens vorstehenden Nerven den eigenthümlichen Eindruck auf, und nun concentriert sich die Reitzung vorzüglich im duodeno, überhaupt in den dünnen Därmen, besonders in der tunica villosa derselben, und bildet sich dort der Heerd vieler dieser Krankheit eigenthümlichen Vorgänge und Erscheinungen'. VII. Ueber die Behandlung. Ein vom Standpuncte der rationellen Therapie abgefaßter, die einzelnen Stadien und Indicationen trefflich berücksichtigender Abschnitt. Er ist keines Auszugs fähig. S. 51 bemerkt der Verf. ausdrücklich, daß er nur für das ärztliche Publicum zu schreiben unternommen habe. VIII. Einige Bemerkungen über Lazarethe für Cholera-Kranke. Sie betreffen die dringende Nothwendigkeit, bey Zeiten dafür zu sorgen, daß sie vorhanden seyen und enthalten auf Sachkenntniß beruhende Rathschläge für ihre Einrichtung. IX. Wie kann man sich vor der

Ansteckung schützen? Der Staat durch Cordons, wo sie ausführbar sind. Der Verf. sagt (S. 77): 'Sollten Manche der Anticontagionisten der Meinung seyn, daß man deshalb in einigen Ländern die Cordons aufgehoben und die Contumaz-Anstalten hätte eingehen lassen, weil man sich endlich überzeugt habe, daß die Cholera keine ansteckende Krankheit sey, so muß ich ihnen bemerklich machen, daß die Einstellung jener großen Abwehrungsmaßregeln ganz andere Gründe habe'. Diese Gründe werden einzeln aufgeführt. Merkwürdig scheint uns auch die in verschiedenen öffentlichen Blättern enthaltene öffentliche Danksagung der Landschaft des Lubliniter Kreises an die Commandeurs des Militärcordon. Durch die gewissenhafte Handhabung der Sperrung sey ihr Kreis bis zur Aufhebung des Cordon gänzlich von der Cholera verschont geblieben, obgleich die Wachen bis nahe an den inficierten Orten des benachbarten Polens gestanden wären. Der Verfasser hält dafür, daß die Häuser- und Straßen-Sperre ganz und gar aufzuheben, dagegen eine Wohnungssperre noch am sichersten durchzuführen sey. Dem Einzelnen empfiehlt er Muth, Selbstvertrauen, Pflichterfüllung, keine zu ängstliche Diät und eine vernünftige Vorsicht; auch zeigt er als Beruhigung, daß die Krankheit sich meistens durch Vorboten ankündige, daß sie dann leicht zu bewältigen und auch in ihrem ärgsten Zeitraume noch heilbar sey.

M . . r.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

40. Stück.

Den 10. Merz 1832.

Dresden.

Bey Hilscher: Analecten zur Naturwissenschaft und Heilkunde. Gesammelt auf einer Reise durch Italien, im Jahre 1828. Von C. G. Carus. Nebst einer Kupfertafel. 1829. 179 S. in 8.

Der berühmte Herr Verf. machte jene Reise (als Leibarzt) im Gefolge Sr. Königl. Hoheit des Prinzen Friedrich von Sachsen, und theilt uns nun in der vorliegenden Schrift die fünf folgenden Abhandlungen als einen Theil des wissenschaftlichen Resultates seiner Reise mit. — In der ersten Abhandlung — 'Von den vulcanischen Phänomenen in Unter-Italien und von dem vulcanischen Bildungstypus insbesondere' — betrachtet der Verf. Italien als dasjenige Land, welches uns die vulcanischen Phänomene in ihren mannigfaltigsten Abstufungen am meisten zur Anschauung bringt, und führt auf eine höchst geniale Weise den Prototypus der vulcanischen Bildung auf die Bildung der gewöhnlichen vulcanischen Schlacken zu-

rück. — Durch die zweyte Abhandlung — enthaltend 'Fragmente über die Vegetation in Italien im Allgemeinen und den Anbau des Oelbaums insbesondere' — bezeichnet uns der Verf. den Weg zu den schönsten Gefilden des eigentlichen Italiens durch drey Pforten, mit deren jeder eine wesentliche Veränderung in der Natur des Bodens und in den Einflüssen des Klimas anhebt, und mit deren jeder sich die Physiognomie der Vegetation und der Thierwelt ändert, und sogar eine neue Eigenthümlichkeit des bewohnenden Menschenstammes dem aufmerksamen Beobachter sich kenntlich macht. Jene drey Pforten sind zuerst die Pässe über die hohen Mauern der Alpen, sodann der Weg über die Höhenzüge der Apenninen, und endlich der schmale Paß, welcher zwischen Meer und Felsen sich hinziehend, dem von Rom kommenden Wanderer das Königreich beider Sicilien eröffnet. — Nach dem Ueberschreiten der ersten Pforte erscheint im Thal der Lombardey, oder im Friaul das Blau des Himmels schon reiner, wird die Kraft der Sonne größer, die Luft milder. Die reichern Ausbreitungen des Weinstocks, die langen Anpflanzungen der Maulbeerbäume, das freye Wachsthum der Feigen- und Mandelbäume, die üppigen Gehänge des Epheus nebst den an Bergeshöhen vorkommenden Kastanienwaldungen geben am entschiedensten den neuen Himmelsstrich kund. Bey allem dem aber hörte der Verf. zu seinem Erstaunen an dem Fuße der Apenninen, in Bologna, aussprechen, daß Italien erst jenseit dieser Berge liege. Und er sah sich nicht getäuscht, als er nach den überstiegenen Höhenzügen von Pietra mala in das Thal des Arno eintrat, oder später über den Gebirgsrücken des Santa Fiore und Radi-

cosana, und zuletzt über die alten verloschenen Vulcane von Viterbo in die Campagne von Rom herabstieg. Um Florenz überraschte ihn zuerst die unendliche Verbreitung des Oelbaums, welche der Physiognomie der Vegetation im Großen zugleich einen ganz neuen und südlichen Character aufdrückt. Unter dem Silberlaube dieses der Minerva geheiligten Baumes ragen, einen dunkeln Gegensatz bildend, Massen und Reihen von bald zugespitzten, bald tannenartig ausgebreiteten Cypressen empor; Castanien, immergrüne Eichen, Feigen, Mandelbäume und ausgebreitete Anpflanzungen des Weinstocks beurkunden die größere Fülle der Vegetation, während um die noch so kleinen Häuser der Landleute die Anpflanzungen der schönblättrigen Artischocken nie fehlen. Aber in der Umgebung von Rom scheint, trotz des unendlich klaren Himmels, die Natur, gleichsam als ob sie über eine große Vergangenheit trauerte, in der Ueppigkeit der Vegetation einen Rückschritt gemacht zu haben; denn weite Strecken haben hier durch das melancholische Adlerfarrenkraut und durch die häufigen, armsstarken Stämme von Ginster ein steppenartiges Ansehen, während hingegen die Flora auf den Gebirgen der Umgebung von Rom freundlicher ist, und selbst die toscanische übertrifft. — In Rom hört man dasselbe was der Verf. von Bologna erzählt, nämlich daß das eigentliche Italien erst bey Terracina, also erst an der dritten Pforte beginne. Hier fühlte sich der Reisende in einer ganz andern Natur; Häuser, Blüthenpflanzen und Bäume, — alles ist anders; Myrthensträucher, Johannisbrotbäume, baumartige Euphorbien, üppige Acanthusstauden, nicht windende Convolvulusarten, Psoralea palestina, Orobanche elatior und hundert andere dem Verf.

noch neue Pflanzenformen, Cactus Opuntia, Anlagen von Citronen- und süßen Orangenbäumen, Oel- und Feigenbäumen und Dattelpalmen (die man freylich hier und da auch schon in der Gegend von Rom, aber niemals Früchte tragen sieht) gedeihen hier in üppiger Fülle. — Das über den Oelbaum insbesondere Gesagte dürfen wir wohl unsern Lesern zum eigenen Nachlesen überlassen.

Die bey weitem größte Abhandlung in diesem Buche machen die 'Bemerkungen zur Naturwissenschaft und Heilkunde, und zu deren gegenwärtigem Stande in Italien' aus. Wir bedauern sehr wegen Mangels an Raum nur weniges aus diesen trefflichen Bemerkungen, die sich der Verf. hauptsächlich über Parma, Bologna, Florenz, Siena, Pisa, Livorno, Rom, Neapel und Mailand in medicinisch-naturhistorischer Hinsicht aufzeichnete, mittheilen zu können. Die Universitäten und Lehranstalten werden offenbar vom Alter gedrückt; fast überall finden wir die Naturalien-Kabinette nach veralteten Systemen geordnet; in der Behandlung der Kranken gibt sich fast durchgehends Mangel an Energie kund, welcher auf dem fast gänzlichen Abgeschlossenseyn der Italiäner von der auswärtigen, und namentlich auch der deutschen, Literatur beruht. Aber deshalb ist es auch sehr merkwürdig, daß man bey alle dem so häufig die Originalität der Italiäner durchblicken sieht. — Eine gänzliche Reform muß dem Apothekerwesen bevorstehen; die sehr häufigen aber schlechten Apotheken gleichen oft nur kleinen Droguereygewölben oder schlechten Café's; die Medicamente werden niemals mit gehörigen Signaturen versehen, und statt mit gehörig fest schließenden Korkstöpseln nur mit ein wenig Pa-

[redacted]

de oder Baumwolle verwahrt. Die oft großen ospitäler sind bald gut bald schlecht eingerich- t, letzteres besonders im Kirchenstaate. Aus er Irrenanstalt in Florenz (im Ospizio S. Bo- ifazio) sind Ketten und körperliche Züchtigun- en gänzlich verbannt. Die angewendeten Zwangs- ittel bestehen in umgelegten Zwangsriemen und ürteln, im Einbinden der Wüthenden im Bette, inschließen derselben in ein ganz finsteres, über- l ausgepolstertes Zimmer, und einer Drehma- hine, welche namentlich für solche, die hart- ickig sich weigern Nahrung zu sich zu nehmen, stimmt ist, und nach Versicherung des Dr. runi (des Directors der Anstalt) selten ihren weck verfehlt. Welchen Contrast hiegegen bil- t das Irrenhaus (S. Bonifazio) in Rom! leich der Eintritt in den mit gewaltigen ge- gnißmäßigen Thüren verwahrten Hof gibt ein chreckendes Bild von dem Zustande dieses Spi- l. Unter den Bogengängen gingen oder la- in schmutzige Lumpen gehüllt ein Theil der nken umher, während gegenüber am Ein- ge ein Wahnsinniger mit Ketten an eine le gefesselt, gleich einem Hunde an seinen den zerrte. Ein mephitischer Dunst verrieth Mangel an Reinlichkeit und Ordnung; die ier waren leere Räume, ohne Tische und e; auf dem vielfach beschmutzten Estrich ßbodens erblickte man hie und da hinge- e Strohsäcke als Lagerstätten. — Am aus- ieisten sind in Italien die anatomischen te; reich an, vorzüglich für die patholo- Anatomie so wichtigen, Wachsmodellen; gna fand der Verf. die Eingeweide meh- iere mit einer ganz besondern Geschick- trocken aufgestellt. Vor dem Aufstellen die Theile in Auflösung des Sublimats

(℥jß auf ℔j Wasser) geweicht, eine Methode die Ref. hier und da auch in Deutschland beobachtet hat, und welche, weil dadurch dem großen Schaden, welchen die Insecten bey solchen Präparaten verursachen, vorgebeugt wird, allgemeine Nachahmung verdient. — In Florenz sah der Verf. durch die Güte des Prof. der Chirurgie (Betti) den Schädel eines Mannes, der durch ein Stilet an dem linken Scheitelbeine verwundet worden war; der Verwundete hatte 10 Jahre nachher noch ganz gesund gelebt, war aber dann an einer fieberhaften Krankheit verstorben. Bey der Section fand man die abgebrochene Stiletspitze ½ Zoll in die Schädelhöhle und mithin auch in die linke Hirnhemisphäre hineingedrungen. Einen ähnlichen Fall sah der Verf. in Rom. Im Spedale S. Gallicano in Rom, welches sich durch seine äußere Einrichtung vorzüglich auszeichnet, beobachtete der Verf. eine seit vielen Jahren daselbst übliche Behandlung des Kopfgrindes, die immer sicher seyn, und durchaus nicht nachtheilig auf den Gesammtorganismus einwirken soll, die indeß etwas lange dauert, indem die Kur eine Zeit von ½ bis 2 Jahren erfordert. Es werden nämlich zuerst die kranken Stellen des Kopfs mit Oel aufgeweicht und gereinigt, dann wird der ganze Kopf geschoren und nun mit einer Haarpincette alle Kopfhaare nach und nach ausgerissen, so daß innerhalb 1 bis 2 Wochen der ganze Kopf kahl ist. Hierauf wird alle 8 Tage der ganze Kopf (so weit die Haare reichen) leicht scarificiert, mit frischem Wasser häufig gewaschen, mit Butter bestrichen und mit einem Stück Thierblase, wie mit einer Mütze für beständig bedeckt. Nur selten wird etwas Ungt. oxygenatum zu Hülfe genommen. Wenn nun diese Methode den Krankheitszustand endlich völ-

lig beseitigt hat, so bildet sich auch ein sehr gesunder Haarwuchs wieder aus. — Diese Kurart verdiente unter Umständen auch bey uns in Anwendung gebracht zu werden. — In Neapel sah der Verf. die daselbst aufbewahrten, zu Pompeji, Herculanum und Stabiä ausgegrabenen chirurgischen Instrumente, und theilt über dieselben, unter andern auch über ein vermeintliches Speculum uteri, treffliche Notizen mit. In Mailand traf der Verf. eine Privatirrenanstalt, unstreitig die beste Irrenanstalt in ganz Italien, und eine der besten überhaupt. — Gewiß würde es um alle Institute und Anstalten Italiens besser stehen, wenn sie nicht sämmtlich unter dem drückenden Joche der Geistlichkeit seufzten.

Den Schluß der vorliegenden Schrift machen die beiden Abhandlungen 'Ueber die Stimmwerkzeuge der italiänischen Cicaden' und 'Ueber da's Licht der italiänischen Leuchtkäfer', welche recht viel Neues und Interessantes enthalten, in Betracht derer aber und namentlich der letzteren Ref. nur noch erwähnen will, daß ihm von einem der Zoologie kundigen Manne, welcher mehrere Jahre im mittägigen America gelebt hatte, das rhythmische Leuchten der dortigen Leuchtkäfer ganz auf dieselbe Weise beschrieben worden ist, als es vom Herrn Verf. in Bezug auf die italiänischen im vorliegenden Buche geschieht.

Bd.

Düsseldorf.

1831: Archiv für die Geschichte des Niederrheins. Herausgegeben von Theod. Jos. Lacomblet, Königl. Preuß. Archivrathe und Bibliothecar. Erste Abtheilung: Sprach- und Rechts-

alterthümer. I. Bandes erstes Heft. 208 Seiten in Octav.

Der angegebene Titel weiset auf ein umfassendes und fortschreitendes Unternehmen, worüber sich die Vorrede näher erklärt. Das Archiv soll nämlich einer seit mehreren Jahren bereiteten Niederrheinischen Urkundensammlung vorangehen und künftig sie begleiten; es soll theils solche geschichtliche Denkmale aufnehmen, welchen die urkundliche Form fehlt, theils in besondern Abhandlungen einzelne Verhältnisse erörtern. Das Urkundenbuch wird chronologisch eingerichtet werden; in dem Archiv sollen die Gegenstände nach vier Abtheilungen (1. Sprache und Recht. 2. Chroniken. 3. Topographie. 4. Genealogie) gesondert erscheinen. Einem so wohlerwogenen Plan, der sich auf eine treffliche Sammlung gründet und dessen fleißige Ausführung das vorliegende Heft verbürgt, wünschen wir die lebhafteste Theilnahme, zumal er eine Gegend betrifft, welche für Geschichte und Alterthümer Deutschlands vorzugsweise wichtig und ergiebig ist.

Sprachdenkmäler. I. Aelteste deutsche Beichtformel, aus einem alten Sacramentar- und Formularbuche des Frauenstifts Essen hier zum erstenmal abgedruckt. Nur einige Blätter, aber für die alte Sprache sehr anziehend und lehrreich. Der Herausgeber muthmaßt, die Handschrift könne durch Bischof Alfrid von Hildesheim, bald nach der Mitte des neunten Jahrhunderts, nach Essen gekommen seyn. Wären wir nun in unserer Kenntniß der alten niederdeutschen Dialecte so weit vorgerückt, daß sich bestimmen ließe, wie anders man damals zu Hildesheim als zu Essen geredet habe; so würde daraus auch etwa hervorgehen, ob diese Formel erst nach 850 unweit des Rheins, oder schon

früher zwischen der Elbe und Weser abgefaßt worden ist. Dem neunten Jahrh. wird man es auf jeden Fall zusprechen müssen. Gleich der erste Ausdruck, die Uebersetzung des lat. confiteor bietet eine merkwürdige Abweichung von der hochdeutschen Form dar, die ih gihu lautet, hier aber heißts ik giuhu und zweymal hernach iuhu; Schade, daß kein Prät. begegnet, welches nach einem solchen Präs. zu lauten hätte ik jôh (wie tiuhu, tôh), während das ahd. gihu ein Prät. jah bekommt. Schon dieses ahd. gihu, jah scheint entstellt aus eihu, tah (Gramm. 3, 764. Anm.) = goth. áika, áiáik; doch ein sächs. giuhu läßt sich schwer begreifen aus êku. Man möchte darum annehmen, daß giuhu aus dem hochd. gihu aufgenommen und von neuem entstellt worden sey, zumal Hêliand 158, 14 bigihit inâ sô grôtes (er nimmt sich so des Grußes, Titels an) gelesen wird, nicht bigiuhit, ja noch mehr, selbst in unserer Beichtformel das männliche Subst. bigihto (confessio) steht, welches lediglich aus gihu, nicht aus giuhu erklärbar ist. Bekanntlich ist der nordischen und angelsächsischen Mundart dieses Verbum fremd und nur in der hochdeutschen ein solches jëhan, goth. áikan (eigentlich bloß afáikan, negare) anzutreffen. Wihethon in der folgenden Zeile (oder, wie 8, 3 geschrieben wird, wiethon) ist Dat. Pl. von wîhêtho, wîêtho, welches zusammengesetzt scheint aus wîh (templum) und êtho (qui sacramentum praestitit, consacramentalis, socius) also einen Genoß des Tempels oder Altars, einen Engel oder Heiligen bezeichnet; die ahd. Form wäre wîheido, wîheideo, vielleicht aber ist es richtiger, überall wih und nicht wîh zu schreiben

(Gramm. 3, 428). Der Herausgeber hat den Sinn dieses Ausdrucks mehr gerathen, als zu erklären gewagt; man würde dabey auch an das friesische an tha withum sueria (auf die Heiligen, auf die Reliquien schwören) denken und eine Verkürzung aus wiêthum annehmen dürfen, wenn dann nicht der Ausdruck withêth einen seltsamen Pleonasmus enthielte. — Nicht zu übersehen ist der Gen. Fem. avunstes (invidiae) Seite 5 Zeile 7. Die niederdeutsche Sprache pflegt weiblichen Substantiven vierter Declination noch die Flexion -es im Gen. Sing. zu lassen, welches dem goth. -áis gleichsteht und daher früher wohl -ês lautete, zum Unterschied von den männlichen und neutralen Genitiven auf kurzes -es. Auf gleiche Weise bieten sich im Heliand die Genitive wëroldes, burges, nahtes, custes dar, während die hochdeutsche Mundart die Flexion -î zeigt und nur in dem adverbialischen nahtes eine Spur der organischen Form behalten hat. Selbst in späteren niederdeutschen Denkmälern des 14. und 15. Jahrh. sind weibliche Genitive wie stades (urbis), dâdes (facinoris), scriftes noch nicht völlig untergegangen. Viel auffallender und schwer zu begreifen scheint eine andere, aber wohllautige Genitivform in vorliegendem Denkmal, die der Infinitive sueriannias (jurandi) liagannias (mentiendi) cussiannias (osculandi) helsiannias (amplectendi), zumal den Dativen gibôtianna (emendando) flôkanna (maledicendo) das i entzogen wird, und nach ihnen auch der Genitiv bloßes -as statt -ias haben sollte. Dieses i kann doch nur durch den nasalen N-Laut herbeygeführt seyn, wie sonst umgekehrt aus NI sich NN entwickelt. — Die letzte Zeile der siebenten

Seite liefert zwey dunkle Wörter, die sich auf Sitten und Gebräuche des heidnischen Alterthums beziehen mögen: ik gihôrda hetlunnussia endi unhrênia sêspilon. Der Herausgeber denkt bey dem ersten Subst. an hëlan (celare) und deutet Hehlniß, Heimlichkeit; allein dawider sträubt sich entschieden das wurzelhafte T des Worts. Man muß wohl zu hetl das angelsächs. und altsächs. Adj. hetol, hatol (odiosus, dirus) Hêl. 110, 8 nehmen, und ein damit weiter gebildetes Subst. hetlunna (dirae) voraussetzen, welchem endlich noch die Ableitung -ussi hinzutrat. Hetlunnussia (ahd. hezilunnissi?) wäre dann etwa eine zauberhafte Imprecation, ein Neidlied, welche das Christenthum anzuhören verbot; daher auch die Seltenheit des Ausdrucks, der mit der Sache ausgerottet wurde. Auch unter sêspilo (Acc. Pl. sêspilon) stellen wir uns irgend ein heidnisches Spiel vor, das den Bekehrern Greuel war, aber der Sinn der ersten Sylbe, welcher wir nur muthmaßlich langen Vocal geben, wird schwer zu enträthseln seyn; Verkürzung aus sëgespilon, sigispilon (Sieglieder, Kampflieder?), ungefähr wie Sîfrid aus Sigifrid entsprang, stimmt nicht recht zu der Art des alten Dialects, der keine Contractionen liebt. Die Bedeutung gemahnt noch an das ahd. sisuwâ (neniae) Gramm. 2, 192 und dann stände sêspilon für sisispilon, leichtfertige Gesänge? — Mós fëhôda Seite 6 muß dem Zusammenhang nach allerdings bedeuten Speise nahm (cibum cepi), wobey nur die Uebersetzung durch fahete irre leitet, denn fëhôn ist von fâhan (capere) genau zu scheiden. Weiter unten kommt vor: ik stal, ik farstolan fëhôda (ich stahl und nahm gestohlnes auf). Bey Ulph. steht bifaíhôn II Cor. 12, 17 für

πλεονεκτεῖν, vervortheilen, das sich zum einfachen faihôn etwa verhalten mag, wie benehmen zu nehmen. Hél. 43, 13 scheint â f ë h i d consumptus, abjectus; Hél. 113, 11 f a r f ë h ô d gleichfalls consumunt, wogegen 73, 13 frônisco g i f ë h ô d den Sinn gibt: pulchre ornatus, institutus. Noch entscheidender sind die ahd. Beyspiele. In der ahd. Beichtformel (Catech. theot. p. 98) liest man: ih gihu, daz ih daz heilegâ wizzôd v ë h ô d a mit unreinemo lîchamen (ich bekenne, daß ich das Sacrament mit unreinem Leib nahm); f a r f ë h ô n (consumere) steht in den Glossen mehrmals Diut. 1, 493 a. 519 b. F ë h ô n also bezeichnet sumere, capere, instituere, f a r f ë h ô n consumere. Wir geben ihm ein ë, nicht ê, folglich dem goth. Worte a í h, nicht á i h, weil es mit dem starken Stamm №. 309 f a í h a n, f a h zusammenhängt, wahrscheinlich auch mit f a h a n, f á i f a h (capere) verwandt ist. In der späteren Sprache hat sich f ë h ô n ganz verloren, und das mhd. v ê h e n (odisse) = ahd. f i ê n, goth. f i j â n, f i á i d a darf damit nicht vermengt werden. — Wenn es S. 7 heißt: ôk iuhu ik, that ik thia g i w a r, thê ik g i w ë r r a n ne scolda (auch bekenne ich, daß ich die mit einander verfeindete, die ich nicht hätte verfeinden sollen); so drückt das die in der Anmerkung angezogene ahd. Formel (cat. theot. p. 99): ih gihu gode, daz ih thie man w a r, thie ih w ë r r a n ni solda ganz einstimmig, aber nicht minder richtig aus, da das Präfix g i völlig unwesentlich ist; freylich war die lat. Uebersetzung bey Stade und Eccard verfehlt, sie hatte w a r (impedivi) verwechselt mit w a s (fui). — Auf derselben Seite, Zeile 2 muß statt n ô d t h u r t ê gelesen werden n ô d t h u r f t î. Mistumft 8, 5 entspricht dem

d. missizumft (discordia); dagegen läßt
) zu gisibt oder gisift (cognatio) kein
d. kisift, wohl aber das altnord. sift hal-
l. Schließlich bemerken wir, daß uns diese
ederdeutsche Beichtformel zwar vollständiger und
elleicht auch etwas früher abgefaßt scheint, als
e bisher bekannt gewordenen ältesten hochdeut-
en, daß wir aber nicht der Ansicht des Her-
sgebers beytreten können, es seyen die letzte-
n aus ersterer entsprungen und verderbt. Oh-
Zweifel wußten die hochdeutschen Uebersetzer
hts von dem niederdeutschen Text, sondern es
g überall in Deutschland nah, lateinische Beicht-
rmeln zu übertragen. Solche Formeln glichen
) allenthalben und es mußten die Verdeutscher
n selbst auf ähnliche deutsche Ausdrücke ver-
len.

II. Legende von dem heiligen Bonifacius
d Heberolle des Stiftes Essen. Ein be-
nntes und öfter gedrucktes, hier aber nach der
ndschrift genau berichtigtes Denkmal; schon
rklich jünger als die Beichtformel. Willkom-
n ist die Herstellung des Wortes gewarf
. 12. Z. 8.

III. Athis und Prophilias. Noch zwey
lätter aus der größtentheils verlornen Hand-
rift, von welcher bereits im ersten Bande der
iutiska ein Bruchstück bekannt gemacht worden
. S. 19. Z. 8 ist zusammenzuziehen êrin
jac; Z. 13 zu lesen nôtgestaldin; S. 21,
huvisc (oder sieht bloß in unserm Exem-
ar der letzte Buchstab wie e aus?); S. 25, 16
orte; 25, 31. 32 ritterscaf: traf,
enn auch am Rande zwey T stehen, denn
aft ist keine richtige Form, vgl. 19, 16. 17.

IV. Deutsche Glossen, aus Handschriften
s IX. und X. Jahrhunderts, welche fortgesetzt
erden sollen.

Rechtsdenkmäler. Hier werden, nach Vorausschickung einer sorgfältigen und belehrenden Einleitung, die Ritter und Landrechte von Berg und Jülich S. 79—161 abgedruckt. Noch größeren Werth hatten für Rec. die den übrigen Theil des Heftes füllenden Latenrechte am Niederrhein, worüber gleichfalls einige allgemeine Bemerkungen S. 162—171 mitgetheilt worden sind. Diese Latenrechte sind für den Sprachforscher und den Germanisten gleich anziehend.

Ueberhaupt kommen wir noch einmal darauf zurück, daß vielleicht kein anderes deutsches Land, in beiden Beziehungen, dem Forscher und Sammler so viel lohnende Ausbeute verspricht, wie Westphalen, welches in fester Bewahrung alterthümlicher Sprachformen und Rechtsgebräuche sich auszeichnet. Dem Rec. ist erst neulich ein Beyspiel dazu aufgestoßen, das er hier berühren will, theils um seine frühere Ansicht über einen bisher dunkeln Ausdruck zu berichtigen, theils um auf ihn alle, welche vielleicht westphälische Idiotismen sammeln, aufmerksam zu machen. In den westphälischen Markgenossenschaften kommen bekanntlich die sogenannten Erbexen vor, als Grundeigenthümer, die in der Mark wesentliche Vorrechte genießen. Möser wollte das Wort aus dem Adj. echt erklären; allein das widerstreitet dem Buchstaben, und niemals findet sich die Form erbecht. Es schien also sprachgemäßer, dabey an Exe, d. i. Axt zu denken und sich die Benennung aus dem Recht der Holzaxt beym Schlagen und Hauen in der Mark zu deuten. Indessen begegnet doch nirgend eine bestimmte Beziehung der Erbexen auf den Gebrauch der Waldaxt. Durch eine Stelle im Heliand, der höchst wahrscheinlich in einer westphälischen

Gegend gedichtet wurde, klärt sich jetzt alles auf. 73, 17 steht ecson (denn die Lesart der andern Handschrift ecsan ist weniger gut) offenbar für domino fundi, agri. Dieses alte ecso ist sichtbar das heutige exe, das sich wahrscheinlich noch in der Zusammensetzung mit Erb erhalten hat, Erbexe folglich der erbliche Eigenthümer, ein Name, der sich nun schon tausend Jahre in derselben Gegend zeigt. Das natürlichste wäre dabey an êgan (habere, tenere) zu denken und etwa ein Frequentativ êgisôn anzunehmen, aus welchem die substantive Form entsprungen ist; dann würde êcso zu schreiben seyn, und die ahd. Gestalt des Ausdrucks eikiso gemuthmaßt werden dürfen. Nur ist vorauszusetzen, daß êgiso mit Verwandlung der media in die tenuis vor dem S in êcso überging.

Jac. Grimm.

Hannover.

Auf Kosten des Herausgebers: Sammlung von Landtags-Abschieden, Reversen, Versicherungen, Bestätigungen, und sonstigen die staats- und privatrechtlichen Verhältnisse der Fürstenthümer Calenberg, Grubenhagen und Göttingen betreffenden Urkunden; allen Vaterlandsfreunden ehrerbietigst gewidmet von J. G. F. Kleinschmidt, Dr. b. R., Advocat, Notar und Schatz-Registrator zu Hannover. Erster Theil. 1832. 334 S. in 4.

Die auf dem Titel des vorliegenden Werks genannten Urkunden liegen bekanntlich in sehr vielen und verschiedenen Büchern zerstreuet, so daß bey der Schwierigkeit, letztere zusammenzubringen — namentlich für den Geschäftsmann — es dringendes Bedürfniß war, sie in Einer Samm-

lung vereinigt zu finden; und in dieser Hinsicht kann man die vorliegende nur sehr willkommen heißen. Hierauf scheint sich aber deren Herausgeber beschränkt zu haben, wie wenigstens Ref. aus einer Prüfung des Inhalts — da eine Vorrede, in welcher der Herausg. Rechenschaft über seinen Plan gegeben hätte, fehlt — entnehmen muß. Die Sammlung liefert nämlich — mit Ausnahme einiger bisher ungedruckten landesfürstlichen Reversen und zweyer Recesse mit der Stadt Hannover, wenn nicht etwa Ref. noch einige andere übersehen haben sollte — nur einen möglichst correcten Abdruck der bereits anderswo schon gedruckten Urkunden; begleitet, was sehr dankenswerth und zweckmäßig ist, mit historischen Einleitungen, in welchen die Veranlassung einzelner angegeben wird, und mit Bemerkungen zu ihrer Erläuterung. Die Brauchbarkeit derselben gewinnt außerdem ungemein durch ein sorgfältig ausgearbeitetes Sach- und Namensregister. Auch der Fleiß des Herausg. bey Zusammenbringung der Urkunden selbst, muß als lobenswerth anerkannt werden; bis jetzt hat Ref. nur eine einzige vermißt, nämlich den bisher unbekannt gewesenen, aber in dem Neuen Vaterländ. Archive Jahrg. 1830. Bd. I. S. 1 ff., nach einer Mittheilung des Hn. Landsyndicus Pricelius in Braunschweig, abgedruckten, zwischen den Herzögen Friedrich, Bernhard und Heinrich zu Uelzen, Montags nach St. Ulrici 1355, wegen der Landestheilung abgeschlossenen Receß; welcher also wohl in dem zweyten Bande nachzuholen seyn dürfte. Dieser erste Band liefert die Urkunden der angegebenen Gattung von 1286 bis 1521; der zweyte, dem Ref. mit Verlangen entgegensieht, wird den Ueberrest enthalten.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

41. Stück.
Den 12. Merz 1832.

Göttingen.

S. M. der König haben geruhet den bisherigen außerordentlichen Professor der Rechte Herrn Dr. Julius Ribbentrop zum ordentlichen Professor in derselben Facultät zu ernennen.

Berlin.

Bey Fr. Laue: Lehrbuch der theoretischen Mechanik, oder der Gleichgewicht- und Bewegunglehre fester, tropfbarer und luftförmiger Körper; so weit diese Lehren durch die Elementarmathematik vorgetragen werden können, mit Hinweisungen auf die practische Mechanik und auf die weitere Ausführung der Mechanik durch die höhere Mathematik. In zwey Bänden. Erster Band, enthaltend die Einleitung in die Mechanik, die allgemeine Statik, die Geostatik, Hydrostatik und Aerostatik. Von Alexander Freyherrn von Forstner, Premier-Lieutenant agg. dem 22sten Infanterie-Regimente.

lung vereinigt zu finden; und in dieser Hinsicht kann man die vorliegende nur sehr willkommen heißen. Hierauf scheint sich aber deren Herausgeber beschränkt zu haben, wie wenigstens Ref. aus einer Prüfung des Inhalts — da eine Vorrede, in welcher der Herausg. Rechenschaft über seinen Plan gegeben hätte, fehlt — entnehmen muß. Die Sammlung liefert nämlich — mit Ausnahme einiger bisher ungedruckten landesfürstlichen Reversen und zweyer Recesse mit der Stadt Hannover, wenn nicht etwa Ref. noch einige andere übersehen haben sollte — nur einen möglichst correcten Abdruck der bereits anderswo schon gedruckten Urkunden; begleitet, was sehr dankenswerth und zweckmäßig ist, mit historischen Einleitungen, in welchen die Veranlassung einzelner angegeben wird, und mit Bemerkungen zu ihrer Erläuterung. Die Brauchbarkeit derselben gewinnt außerdem ungemein durch ein sorgfältig ausgearbeitetes Sach- und Namensregister. Auch der Fleiß des Herausg. bey Zusammenbringung der Urkunden selbst, muß als lobenswerth anerkannt werden; bis jetzt hat Ref. nur eine einzige vermißt, nämlich den bisher unbekannt gewesenen, aber in dem Neuen Vaterländ. Archive Jahrg. 1830. Bd. I. S. 1 ff., nach einer Mittheilung des Hn. Landsyndicus Pricelius in Braunschweig, abgedruckten, zwischen den Herzögen Friedrich, Bernhard und Heinrich zu Uelzen, Montags nach St. Ulrici 1355, wegen der Landestheilung abgeschlossenen Receß; welcher also wohl in dem zweyten Bande nachzuholen seyn dürfte. Dieser erste Band liefert die Urkunden der angegebenen Gattung von 1286 bis 1521; der zweyte, dem Ref. mit Verlangen entgegensieht, wird den Ueberrest enthalten.

Göttingische
lehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

41. Stück.
Den 12. Merz 1832.

Göttingen.

M. der König haben geruhet den bisheri-
ußerordentlichen Professor der Rechte Herrn
Julius Ribbentrop zum ordentlichen Pro-
in derselben Facultät zu ernennen.

Berlin.

y Fr. Laue: Lehrbuch der theoreti-
Mechanik, oder der Gleichgewicht- und
gunglehre fester, tropfbarer und luftförmi-
Körper; so weit diese Lehren durch die Ele-
rmathematik vorgetragen werden können,
Hinweisungen auf die practische Mechanik
auf die weitere Ausführung der Mechanik
die höhere Mathematik. In zwey Bän-
Erster Band, enthaltend die Einleitung
ie Mechanik, die allgemeine Statik, die
atik, Hydrostatik und Aerostatik. Von
nder Freyherrn von Forstner, Premier-
tenant agg. dem 22sten Infanterie-Regimente.

lung vereinigt zu finden; und in dieser Hinsicht kann man die vorliegende nur sehr willkommen heißen. Hierauf scheint sich aber deren Herausgeber beschränkt zu haben, wie wenigstens Ref. aus einer Prüfung des Inhalts — da eine Vorrede, in welcher der Herausg. Rechenschaft über seinen Plan gegeben hätte, fehlt — entnehmen muß. Die Sammlung liefert nämlich — mit Ausnahme einiger bisher ungedruckten landesfürstlichen Reversen und zweyer Recesse mit der Stadt Hannover, wenn nicht etwa Ref. noch einige andere übersehen haben sollte — nur einen möglichst correcten Abdruck der bereits anderswo schon gedruckten Urkunden; begleitet, was sehr dankenswerth und zweckmäßig ist, mit historischen Einleitungen, in welchen die Veranlassung einzelner angegeben wird, und mit Bemerkungen zu ihrer Erläuterung. Die Brauchbarkeit derselben gewinnt außerdem ungemein durch ein sorgfältig ausgearbeitetes Sach- und Namensregister. Auch der Fleiß des Herausg. bey Zusammenbringung der Urkunden selbst, muß als lobenswerth anerkannt werden; bis jetzt hat Ref. nur eine einzige vermißt, nämlich den bisher unbekannt gewesenen, aber in dem Neuen Vaterländ. Archive Jahrg. 1830. Bd. I. S. 1 ff., nach einer Mittheilung des Hn. Landsyndicus Pricelius in Braunschweig, abgedruckten, zwischen den Herzögen Friedrich, Bernhard und Heinrich zu Uelzen, Montags nach St. Ulrici 1355, wegen der Landestheilung abgeschlossenen Receß; welcher also wohl in dem zweyten Bande nachzuholen seyn dürfte. Dieser erste Band liefert die Urkunden der angegebenen Gattung von 1286 bis 1521; der zweyte, dem Ref. mit Verlangen entgegensieht, wird den Ueberrest enthalten.

Göttingische

lehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

41. Stück.

Den 12. Merz 1832.

Göttingen.

M. der König haben geruhet den bisheri-
ußerordentlichen Professor der Rechte Herrn
Julius Ribbentrop zum ordentlichen Pro-
in derselben Facultät zu ernennen.

Berlin.

y Fr. Laue: Lehrbuch der theoreti-
Mechanik, oder der Gleichgewicht- und
gunglehre fester, tropfbarer und luftförmi-
Körper; so weit diese Lehren durch die Ele-
armathematik vorgetragen werden können,
Hinweisungen auf die practische Mechanik
auf die weitere Ausführung der Mechanik
die höhere Mathematik. In zwey Bän-
Erster Band, enthaltend die Einleitung
ie Mechanik, die allgemeine Statik, die
tatik, Hydrostatik und Aerostatik. Von
ander Freyherrn von Forstner, Premier-
tenant agg. dem 22sten Infanterie-Regimente.

Examinator bey der Ober-Militär-Examinations-Commission, Lehrer der Mathematik bey der allgemeinen Kriegsschule und der Physik beym Cadetten-Corps. Mit drey Kupfertafeln. 1831, X und 438 Seiten in 8.

Das vorliegende Lehrbuch soll, wie es der lange Titel schon anzeigt, zum Leitfaden bey dem ersten Eintritt in die mechanischen Wissenschaften dienen, für ein tieferes Studium derselben vorbereiten, und zum Antriebe, in die höhern Theile der Mathematik einzudringen, beleben. Der Hr. Verf. hält es für angemessen, die Lehren der Dynamik in einem zweyten Bande besonders herauszugeben, er verspricht auch die Optik und Astronomie ähnlich bearbeitet demnächst erscheinen zu lassen, und späterhin soll auch die höhere Mechanik folgen. Der Nutzen solcher elementaren Bearbeitungen ist, unerachtet mancher unvermeidlicher Mängel, nicht in Abrede zn stellen, und auch dieses Buch wird durch seinen faßlichen und im Allgemeinen wohlgeordneten Vortrag nicht verfehlen, zur weitern Ausbreitung der statischen Lehren beyzutragen.

Nach einer kurzen Einleitung in die angewandte Mathematik folgt die Allgemeine Einleitung in die Mechanik (S. 9—70) deren erstes Kapitel die Grundbegriffe und Eintheilung der Mechanik enthält. — Die achte und neunte Erklärung (§. 5) eines festen und freyen Gegenstandes, des erstern 'welcher durch die auf ihn wirkenden Kräfte nicht zur Bewegung komme', des letztern 'welcher durch die auf ihn wirkende Kräfte zur Bewegung komme' entsprechen nicht dem Sinne, in welchem diese Wörter iu der Mechanik gebraucht werden, und selbst der Herr Verf. hat sie später in einer andern Bedeutung genommen (vgl. S. 15 u. S. 44). Der Gebrauch, gleich

zu Anfange die Ausdrücke zu erklären, welche im Laufe des Vortrags gebraucht werden, schadet oft der Deutlichkeit; man sollte sich desselben in einem für Anfänger bestimmten Buche enthalten und lieber die Wörter erst da erklären, wo sie in Folge der Untersuchung nothwendig, und eben deshalb verständlich werden. Was man unter einem festen Gegenstand ein der Mechanik versteht, läßt sich nicht wohl früher erklären als bis vom Gleichgewicht geredet ist. Uebrigens ist die Darstellung klar. — Das zweyte Kapitel handelt 'Von den wirkenden Kräften im Allgemeinen, besonders von der Schwere'. Es werden die Relationen unter Gewicht, Dichtigkeit, Volumen, spec. Gewicht angegeben. — Das dritte Kapitel gibt die 'Allgemeinen Grundlehren der mathematischen Relationen der Wirkungen der Kräfte in mechanischer Beziehung'. Parallelogramm der Kräfte. — S. 43 'Zwey gleiche auf einen freyen Punct wirkende Kräfte halten einander das Gleichgewicht, so bald sie in derselben Richtung aber nach entgegengesetzten Seiten wirken' soll wohl heißen: so bald sie in derselben geraden Linie aber nach entgegengesetzten Richtungen wirken. Der unter S. 16. №. 12 angegebene Grundsatz 'Sind mehre Kräfte, welche in einer freyen Ebene wirken nicht im Gleichgewichte, so kann diese Ebene nur eine Drehung in ihrer Lage (Richtung) erhalten' wird schwerlich als solcher angenommen werden können.

Erster Haupttheil der Mechanik, enthaltend die Gleichgewichtlehre oder die Statik.

Erster Abschnitt. Die allgemeinen statischen Lehren (S. 71 — 192). — Erstes Kapitel 'Vom Gleichgewichte der auf einen freyen Punct wirkenden Kräfte'. Hier sind beide Fälle

erörtert: wenn die Richtungen der Kräfte in einer Ebene liegen, und wenn sie beliebig im Raume angenommen sind; auch ist der Satz der virtuellen Geschwindigkeiten gegeben. — Zweytes Kapitel. 'Vom Gleichgewicht der Kräfte, welche auf ein freyes System unveränderlich verbundener Puncte wirken' (S. 92). Man findet hier auch die Hauptsätze von den gekoppelten Kräften, und die Lehre von den statischen Momenten sehr vollständig abgehandelt, wobey ebenfalls die allgemeinere Annahme, daß die Richtungen der Kräfte nicht in einer Ebene liegen, berücksichtigt ist. — Drittes Kapitel. 'Vom Gleichgewicht eines Systems von Kräften, welches um einen festen Punct oder eine feste Linie drehbar ist. Oder vom Hebel und der Drehaxe' (S. 146). Sehr befriedigend. Auch hier wird die Gültigkeit des Satzes über die virtuellen Geschwindigkeiten nachgewiesen. — Viertes Kapitel. 'Vom Gleichgewichte solcher Kräfte, welche auf absolut biegsame unausdehnbare Linien wirken. Oder von den Seilpolygonen' (S. 175). — Im §. 72 soll durch einen besondern Beweis dargethan werden, daß für das Gleichgewicht an einem beweglichen Knoten erforderlich ist, daß die Spannungen in den beiden zugehörigen Seilen gleich groß sind, oder daß die Richtung der an beweglichen Knoten wirkenden Kraft den Winkel der beiden zugehörigen Seile halbiert. Indessen ist der Beweis gänzlich verfehlt. Denn wenn die drey Kräfte K, S′, S″, wie hier angenommen wird, im Gleichgewicht sind, so müssen auch die Kräfte, die aus ihnen durch Zerlegung nach entgegengesetzten Richtungen zweyer Linien entstehen, in jeder Linie einander gleich seyn, ohne daß eine andere Bedingung dabey erforderlich wäre. Man kann also aus dieser Zerlegung keine anderweite Bedingung für die Rich-

[illegible] Kräfte R, S', S'' folgern. In dem gegebenen Beweise ist dieses zwar geschehen, aber der Beweis enthält einen Rechnungsfehler. Wird dieser verbessert, so findet sich statt der Formel (S. 190)

$$-\sin\alpha = \sin\tfrac{1}{2}(\beta-\alpha) - \sin\beta$$

aus welcher $\alpha = \beta$ geschlossen wird, diese

$$\frac{\sin\alpha}{-\sin(\alpha+\beta)} = \frac{\sin\tfrac{1}{2}(\beta-\alpha)}{\sin\tfrac{1}{2}(\alpha+\beta)} + \frac{\sin\beta}{-\sin(\alpha+\beta)},$$

welche sich auf

$$\sin\beta - \sin\alpha = 2\sin\tfrac{1}{2}(\beta-\alpha)\,.\,\cos\tfrac{1}{2}(\beta+\alpha)$$

zusammenziehe, und für jedes Verhältniß der Winkel β und α gültig ist.

Zweyter Abschnitt. Die Statik fester Körper, oder die Geostatik (S. 192—303). Erstes Kapitel. 'Vom Schwerpuncte fester Körper'. Dieses ist sehr reichhaltig. Es gibt die elementaren Beweise zur Bestimmung der Schwerpuncte des Kreisbogens, des Dreyecks, Kreis-Sectors, Segments, eines Stücks vom Kreisringe, der dreyseitigen Pyramide, der Halbkugel, und letzten Beweis der Guldinschen Regel. — Zweytes Kapitel. 'Von einigen Erscheinungen, welche bey der Statik materieller fester Körper von wesentlichem Einfluß sind. Nämlich von der Festigkeit der Körper, der Reibung und der Steifheit der Seile' (S. 222). — Bey der Festigkeit hätte auch des Widerstandes gedacht werden sollen, den die Körper gegen das Zerdrehen ausüben. Die Angabe §. 88. 3: 'die Reibung sey bey faserigen Materien größer, wenn die Fasern beider Körper sich kreuzen, als wenn sie parallel gehen' ist unrichtig, die Erfahrung zeigt das Gegentheil. Als Anhang sind die Formeln zur Berechnung der durch Wärme bewirkten Ausdehnung der Körper gegeben. — Drittes Kapitel. 'Einlei-

Es möchte wohl überflüssig erscheinen über dieses wichtige philosophische Werk des 17. Jahrh. hier noch Weiteres auseinandersetzen zu wollen; Ref. hofft aber fest, daß die vorzüglich gelungene Uebersetzung zur weitern Verbreitung und größern Verständlichkeit der tiefen Gedanken des Bacon viel beytragen werde. Die Einleitung des Uebersetzers setzt den Leser auf den Standpunct, von dem aus er den Bacon studieren und beurtheilen soll, und liefert eine kurze Biographie des Verfassers, die ihren Zweck, Manchen mit diesem auszusöhnen, gewiß nicht verfehlen wird. — Die dem Ende angehängten Anmerkungen sind, wenn auch an Zahl nur gering, doch gewiß jedem willkommen.

Schließlich erwähnen wir nur noch, daß die vorliegende die einzige und erste vollständige deutsche Uebersetzung des Novum Organon ist, — denn die am Ende des vorigen Jahrh. von Bartholdy und Maimon erschienene umfaßt nur den ersten und bey weitem kleinsten Theil.

Bb.

Hildesheim.

Herr Justizrath Koken daselbst, dessen Beyträge zur Hildesheimischen Geschichte wir im verflossenen Jahr St. 161 anzeigten, kündigt weitere Beyträge zur Niedersächsischen Geschichte in Versuchen historischer Monographien der Häuser Winzenburg, Peine und Dassel mit ungedruckten Urkunden auf Subscription an (etwa 1 Rthlr., den Bogen zu 1½ Sgr.) in der Gerstenbergschen Buchhandlung, worauf wir gerne zur Beförderung der Unterzeichnung aufmerksam machen.

Hn.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

42. 43. Stück.
Den 15. Merz 1832.

Berlin.

Bey Theod. Chr. Fr. Enslin: Einiges über die Cholera. Ein Sendschreiben des Präsidenten Dr. Rust an S. Excellenz den Königl. Preussischen wirklichen Geheimen Rath und Kammerherrn, Freyh. Alexander von Humboldt in Paris. 34 S. in 8.

Diese kleine Schrift fordert nicht bloß wegen der Wichtigkeit ihres Gegenstandes, sondern auch wegen des Einflusses, den das Ansehen und die hohe amtliche Stellung ihres berühmten Verfassers gewiß auf das Urtheil Vieler haben, eine ausführlichere Beurtheilung, als sonst bey Schriften von diesem Umfange der Raum unserer Blätter erlauben kann. Nach seiner Aeußerung in dem Vorworte glaubte er, indem er diese ursprünglich bloß zu einer brieflichen Mittheilung bestimmten Zeilen dem Drucke übergab und hiermit das undankbare Geschäft eines öffentlichen Verfechters unwillkommener Wahrheiten über-

Es möchte wohl überflüssig erscheinen über dieses wichtige philosophische Werk des 17. Jahrh. hier noch Weiteres auseinandersetzen zu wollen; Ref. hofft aber fest, daß die vorzüglich gelungene Uebersetzung zur weitern Verbreitung und größern Verständlichkeit der tiefen Gedanken des Bacon viel beytragen werde. Die Einleitung des Uebersetzers setzt den Leser auf den Standpunct, von dem aus er den Bacon studieren und beurtheilen soll, und liefert eine kurze Biographie des Verfassers, die ihren Zweck, Manchen mit diesem auszusöhnen, gewiß nicht verfehlen wird. — Die dem Ende angehängten Anmerkungen sind, wenn auch an Zahl nur gering, doch gewiß jedem willkommen.

Schließlich erwähnen wir nur noch, daß die vorliegende die einzige und erste vollständige deutsche Uebersetzung des Novum Organon ist, — denn die am Ende des vorigen Jahrh. von Bartholdy und Maimon erschienene umfaßt nur den ersten und bey weitem kleinsten Theil.

Bb.

Hildesheim.

Herr Justizrath Koken daselbst, dessen Beyträge zur Hildesheimischen Geschichte wir im verflossenen Jahr St. 161 anzeigten, kündigt weitere Beyträge zur Niedersächsischen Geschichte in Versuchen historischer Monographien der Häuser Winzenburg, Peine und Dassel mit ungedruckten Urkunden auf Subscription an (etwa 1 Rthlr., den Bogen zu 1½ Sgr.) in der Gerstenbergschen Buchhandlung, worauf wir gerne zur Beförderung der Unterzeichnung aufmerksam machen.

Hn.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

42. 43. Stück.
Den 15. Merz 1832.

Berlin.

Bey Theod. Chr. Fr. Enslin: Einiges über die Cholera. Ein Sendschreiben des Präsidenten Dr. Rust an S. Excellenz den Königl. Preussischen wirklichen Geheimen Rath und Kammerherrn, Freyh. Alexander von Humboldt in Paris. 34 S. in 8.

Diese kleine Schrift fordert nicht bloß wegen der Wichtigkeit ihres Gegenstandes, sondern auch wegen des Einflusses, den das Ansehen und die hohe amtliche Stellung ihres berühmten Verfassers gewiß auf das Urtheil Vieler haben, eine ausführlichere Beurtheilung, als sonst bey Schriften von diesem Umfange der Raum unserer Blätter erlauben kann. Nach seiner Aeußerung in dem Vorworte glaubte er, indem er diese ursprünglich bloß zu einer brieflichen Mittheilung bestimmten Zeilen dem Drucke übergab und hiermit das undankbare Geschäft eines öffentlichen Verfechters unwillkommener Wahrheiten über-

den Geh. Med.Räthen Horn, Klug, Kluge, Bartels, Link, Trüstedt, dem Generalarzte Rothe und den meisten Militärärzten, den Medicinalräthen und Professoren Casper, Barez, Busse, Albers, Bremer, Eck, Wagner u. s. w., allen dirigierenden Spitalärzten und den meisten älteren Schutzcommissions- und Armenärzten theile.

Rec. kann hier nicht untersuchen, welche Gegner der Verf. namentlich gemeint und ob er ihnen mit Recht solche harte Vorwürfe gemacht habe. Jedoch muß er bemerken, daß es auch sehr achtbare und berühmte Aerzte gibt, welche weder zu der einen, noch zu der anderen von dem Verf. angeführten Classe zu rechnen sind, welchen weder Mangel an theoretischen Kenntnissen, noch Mangel an eigener Erfahrung über ansteckende und nicht ansteckende epidemische Krankheiten mit Grund vorgeworfen werden kann, und die doch nicht ohne Weiteres die Cholera für eine bloß durch Ansteckung verbreitete Krankheit haben halten können. Auch enthält sich Rec., den von dem Verf. angeführten Autoritäten andere entgegenzusetzen, da hier natürlich nicht Autoritäten, sondern nur Gründe entscheiden können. Im Nothfalle könnte es ihm indessen auch an Autoritäten nicht fehlen, indem, wenn es auch in Berlin noch so viele Contagionisten gibt, doch auch dort andere Aerzte, und darunter gewiß nicht minder berühmte Männer, mehr oder ganz die Verbreitung der Cholera durch epidemischen, atmosphärisch-tellurischen Einfluß angenommen haben, außerdem aber an den meisten Orten und (wenn auch diese Autorität verlangt werden sollte) auch in den meisten Residenz-, Haupt- und Universitätsstädten, wo bis jetzt die Cholera geherrscht

it, die bey weitem größere Zahl der Aerzte sich
gen die Ansteckung erklärt hat. Es haben dieß
erdem auch solche gethan, welche theils, ehe
e die Krankheit durch eigene Erfahrung kennen
lernt hatten, an die Ansteckung derselben glaub-
n (wie die Aerzte in Riga rc.), theils ihre Ein-
ht und Kunst Erfahrungen zu machen auch durch
chriften bewährt haben, die wohl nach sehr all-
meiner Anerkennung selbst von Seiten der Con-
gionisten zu den besten über die in Europa auf-
treteue Cholera erschienenen gehören (wie die
eobachtungen und Erfahrungen der Aerzte Ri-
s, die Verhandlungen der physikalisch-medici-
schen Gesellschaft zu Königsberg rc.). Wenn
n manche Aerzte in Berlin, die sich schon, ehe
die Krankheit beobachtet, für die Ansteckung
klärt hatten, ihrem Glauben nach dem Eintritte
r Epidemie treu geblieben seyn mögen, so ist
erwarten, daß sie recht überzeugende Gründe,
odurch sie in ihrem Glauben bestärkt worden
en, anzuführen haben werden. Wir wollen
n sehen, wie es sich mit den sieben von dem
erf. für seine Meinung angeführten Gründen
rhält.

Als erster Grund wird aufgeführt: die Art
r Verbreitung der Krankheit beweise
hon allein ihre contagiöse Natur. Sie
be sich langsam, immer an die Land- und
asserstraßen sich haltend, die Heeres- und Ca-
vanenzüge verfolgend, verbreitet. Sie habe
erzehn Jahre gebraucht, ehe sie aus dem In-
rn Asiens bis zu uns gekommen sey. Sie ha-
sich dabey an keine bestimmte Richtung gehal-
n, sondern sey nach allen vorgedrungen, und
ß immer in einer Zeit, die mit der Zeit der
eisen zu Wasser und zu Lande, nicht mit

tution habe erforschen können, so wissen wir, wie Rec. schon bey anderer Gelegenheit geäußert hat, auch jetzt bey allen Fortschritten der Physik und Chemie in der neuesten Zeit über die Ursachen der Entstehung und des Fortschreitens so mancher epidemischen Krankheiten nicht viel mehr als Hippocrates, der in solchen nicht zu erklärenden Fällen das Divinum in morbis (τὸ θεῖον) anerkannte. Eines solchen Geständnisses hat sich auch einer der berühmtesten Aerzte Berlins, der verewigte Berends (lect. in Hippocratis Aph. p. 348. 349) nicht geschämt, und mit Recht sagt in Bezug auf ähnliche Fragen von Reider (üb. d. Cholera zu Wien S. 14): 'welches das eigentlich schädliche Princip sey und woher es komme, und wie es entstehe, wollen wir Aerzte dann beantworten, wenn uns die Astronomen über die mögliche oder wirkliche gegenseitige Einwirkung der Weltkörper oder ihrer Atmosphären auf einander bey Annäherung oder Entfernung im unendlichen Universum gehörigen Aufschluß gegeben, oder die Physiker und Naturforscher über die imponderabeln Bestandtheile der Luft, die mannigfaltigen Strömungen derselben, dann die Gesetze der Electricität, über die Ursachen ihrer Anhäufung, Verminderung und so manche andere höchst wichtige Naturgesetze genau und genügend belehrt haben; bis dorthin soll man uns, oder doch wenigstens mich mit solchen Dingen verschonen.' Können wir nun auch die Ursache solcher epidemischen Krankheiten bis jetzt nicht erklären, so sind deshalb doch die von alten Zeiten her gemachten Erfahrungen über ihr Vorkommen nicht zu läugnen; so wie es auch noch Niemanden eingefallen ist, in entschieden ansteckenden Krankheiten den Ansteckungs-

toff deshalb läugnen zu wollen, weil man seine
Entstehung und Natur noch nicht hat erklären
önnen.

Mit dem zuletzt über das Verhältniß mancher
pidemischen Krankheiten Gesagten ist auch der
wente für die Ansteckung angeführte Grund,
velcher so lautet: 'die Krankheit hält sich
ın kein Klima, an keinen Boden, an
'eine Witterung, eigentlich der Hauptsache
ıach schon beantwortet. Rec. wundert sich nur,
vie der berühmte Verf., nachdem er den mei-
ten seiner Gegner Mangel an Beobachtung ei-
ıer contagiösen Epidemie, Mangel an Kenntniß
)er einfachsten Schulbegriffe von Ansteckung und
Ansteckungsfähigkeit, von contagiöser und mias-
natischer, von epidemischer und sporadischer Krank-
)eit vorgeworfen und sie deshalb für nicht mün-
)ig, für nicht ebenbürtig zu einem Kampfe mit
hm erklärt hat, diesen angeblichen Grund in
'inem an den nicht als Staatsmann, sondern be-
onders als Naturforscher so sehr glänzenden
Alexander von Humboldt gerichteten Schrei-
)en hat vorbringen können. Es ist längst in die
)ekanntesten Handbücher der Pathologie der Er-
'ahrungssatz aufgenommen, daß, während bey
)en Jahresepidemien der Einfluß der er-
'ennbaren Veränderungen der Atmosphäre of-
'enbar ist, andere epidemische Krankheiten, ins-
)esondere die sogenannten stehenden Epide-
nien, in verschiedenen Jahreszeiten und Kli-
naten und bey den verschiedensten Verhältnissen
)er Temperatur und Witterung überhaupt beste-
)en können. Daß aber die Witterung doch we-
nigstens auf Vermehrung oder Verminderung
)er Cholera Einfluß haben kann, hat sich, ob-
gleich der Verf. auch dieses läugnet, nicht bloß

an anderen Orten, wo die Krankheit nach eingetretenem kalten Regenwetter, oder auch bey großer Schwüle oder Hitze höchst schnell zunahm, nach einem Gewitter ꝛc. aber abnahm, sondern nach dem von Hufeland (Journ. der pract. Heilk. 1831. Nov. S. 105) u. A. Mitgetheilten auch in Berlin gezeigt, indem daselbst die Feuchtigkeit den meisten Einfluß auf die Vermehrung, ein heftiger Sturmwind eine auffallende Verminderung der Krankheit ꝛc. zur Folge gehabt haben soll. Wenn der Verf. sagt, daß man in Berlin in der schönsten und wärmsten Herbstzeit verhältnißmäßig viel Kranke gehabt habe, während man früher (?) und jetzt, bey der heillosesten, schlechten und feuchten Witterung fast gar keinen Zuwachs mehr erhalte, so ist dieß sehr begreiflich, da, als der Verf. dieß schrieb, die Epidemie sich ihrem Ende nahete oder, wie es ihm selbst schien, im Verschwinden begriffen war. Die um Michaelis während des Wohnungswechsels vermehrte Zahl der Kranken, welche der Vf. dem Verschleppen in bis dahin verschonte Stadtviertel zuschreibt, kann man, wenn die Ansteckung sonst nicht näher bewiesen wird, mit von Stosch und Hufeland recht gut aus den durch den Wohnungswechsel veranlaßten bedeutenden Erkältungen und Diätfehlern erklären. Wenn der Verf. ferner sagt, daß die Krankheit in der eng gebauten und vielbewohnten Königsstadt Berlins mehr Fortpflanzungsstoff gefunden als in der mit breiten Straßen versehenen Friedrichsstadt, daß dagegen in dem sumpfigen Thiergarten kein einziger Kranke vorgekommen sey, so kann Rec. zwar aus mangelnder Kenntniß der Localverhältnisse nicht genau urtheilen, muß aber dagegen, was vom Verf. nicht berührt worden ist, anfüh-

:en, daß nach anderen Berichten (Hufeland's Journ. a. a. O. S. 115) die Krankheit sich in Berlin doch am meisten in den zunächst an dem Flusse und den Canälen liegenden Gegenden der Stadt, weit weniger in den höher liegenden Ge- genden nach dem Hallischen Thore verbreitet ha- ben soll, und daß dieß wenigstens auch mit dem an so vielen andern Orten Beobachteten über- einstimmt. — Noch hat der Verf. selbst für sei- ne Meinung angeführt, daß die sumpfreichsten Theile Hollands bis heute noch von der Krank- heit verschont seyen, während das gesund gele- gene Lüneburg nicht verschont geblieben sey! Wenn die Krankheit ihren Zug durch Europa (den übrigens Rec. weit entfernt ist im Voraus bestimmen zu wollen, da er von Verhältnissen abhängt, in Ansehung deren man besser thut, seine Unwissenheit zu gestehen, als durch nicht gehörig begründete Voraussetzungen zu täuschen) bereits vollendet hätte, so würde es allerdings auffallend seyn, wenn Holland wie so manche andere sumpfige Gegenden verschont geblieben wären. Bis jetzt aber kann es bey der Betrach- tung des oben berücksichtigten Ganges der Krank- heit gar nicht auffallend erscheinen, daß die Krank- heit eher nach Lüneburg als nach Holland ge- kommen ist. Uebrigens soll, wenigstens nach einer dem Rec. von einem Arzte mitgetheilten Nach- richt, die bekanntlich in Lüneburg schnell vorüber- gegangene Cholera dort auch besonders in den an der Ilmenau gelegenen Stadtvierteln, in de- nen auch manchmal nach Ueberschwemmungen Wechselfieber und Nervenfieber vorgekommen seyen, geherrscht haben.

Als dritter Grund wird aufgeführt: Die Krankheit trete wie eine contagiöse,

storben sey, und daß die Untersuchung der Leiche auch nach der Versicherung von Casper unzweifelhafte Zeichen der Cholera habe erkennen lassen. So hat sich auch die Cholera, wie von Hufeland (Journ. d. pract. Heilk. 1831. Nov. S. 114) bemerkt worden ist, vielen mit Berlin in beständiger Verbindung stehenden Dörfern nicht mitgetheilt, oder es ist in mehreren bey einzelnen Fällen geblieben (was aus dem Mangel der epidemischen Constitution sich wohl erklären läßt). Und so ist auch auf vielen der frequentesten Landstraßen nicht die von den Contagionisten hier angenommene Fortpflanzung der Cholera bemerkt worden, dagegen sie mehr die an Flüssen liegenden Orte zu lieben scheint, was aber wohl auch eine andere Erklärung als die durch Ansteckung zuläßt.

Wenn aber von dem Verf. die Nachweisung verlangt wird, warum die Krankheit nicht gleichzeitig in allen diesen Städten, oder nach einer umgekehrten Reihefolge, entstehe, sondern im Ganzen genommen eine bestimmte Richtung beobachte, warum sie nämlich nicht früher in Danzig als in Warschau, nicht früher in Berlin als in Danzig, Elbing, Königsberg u. s. w., nicht früher in Magdeburg oder Hamburg als in Berlin, nicht früher in Wien oder Prag als in Lemberg und Pesth entstanden sey, so ist vorerst zu antworten, daß die auch von dem Vf. hier anerkannte im Ganzen bestimmte Richtung der Cholera, welche allerdings wenigstens in Europa nach Westen und besonders nach Nordwest gegangen ist, sich mit dem bey so vielen epidemischen Krankheiten von alten Zeiten her beobachteten Gange sehr wohl verträgt (schon Plinius hist. nat. Lib. VII. c. 1. sagte be-

kanntlich: 'Observatum est, a meridianis partibus ad occasum solis pestilentiam semper ire'), und daß es hiernach sehr natürlich war, wenn sie an den zuerst genannten Orten nicht früher erschien. Würde sie aber, wie die Contagionisten meinen, bloß durch Ansteckung fortgepflanzt, so wäre ihr im Ganzen bestimmter Gang weit weniger natürlich, und sie würde gerade bey der so zufälligen Fortschleppung des Contagiums eher an manche der zuerst genannten Orte und noch viel weiter haben gebracht werden können. Eine weitere Zumuthung, die Erzeugung und Verbreitung dieser wie vieler anderer epidemischen Krankheiten aus atmosphärischen, tellurischen und kosmischen Verhältnissen zu erklären, kann aber bey dem gegenwärtigen Standpuncte der Medicin und der Naturwissenschaften überhaupt mit Recht zurückgewiesen und eigentlich von keinem, der diesen Standpunct kennt, füglich gemacht werden. Wie? wenn man von einem Contagionisten eine genügende Erklärung der Entstehung, der Natur, der quantitativen, stöchiometrisch nachzuweisenden, Bestandtheile dieses oder jenes Ansteckungsstoffes verlangen wollte, würde da nicht auch bey jenem das: aqua haeret eintreten? — Daß so manche epidemische Krankheiten in verschiedenen Jahreszeiten und Klimaten, und bey den verschiedensten Verhältnissen der Temperatur und Witterung fortbestehen können, ist von den größten Beobachtern der Epidemien längst anerkannt worden. Aber so wie schon ein Sydenham (Op. Sect. I. c. II.) gestand, daß er bey der genauesten Untersuchung der Verhältnisse verschiedener Jahre in Ansehung der offenbaren Eigenschaften der Luft nichts über die Ursache der epidemischen Consti-

tution habe erforschen können, so wissen wir, wie Rec. schon bey anderer Gelegenheit geäußert hat, auch jetzt bey allen Fortschritten der Physik und Chemie in der neuesten Zeit über die Ursachen der Entstehung und des Fortschreitens so mancher epidemischen Krankheiten nicht viel mehr als Hippocrates, der in solchen nicht zu erklärenden Fällen das Divinum in morbis (τὸ θεῖον) anerkannte. Eines solchen Geständnisses hat sich auch einer der berühmtesten Aerzte Berlins, der verewigte Berends (lect. in Hippocratis Aph. p. 348. 349) nicht geschämt, und mit Recht sagt in Bezug auf ähnliche Fragen von Reider (üb. d. Cholera zu Wien S. 14): 'welches das eigentlich schädliche Princip sey und woher es komme, und wie es entstehe, wollen wir Aerzte dann beantworten, wenn uns die Astronomen über die mögliche oder wirkliche gegenseitige Einwirkung der Weltkörper oder ihrer Atmosphären auf einander bey Annäherung oder Entfernung im unendlichen Universum gehörigen Aufschluß gegeben, oder die Physiker und Naturforscher über die imponderabeln Bestandtheile der Luft, die mannigfaltigen Strömungen derselben, dann die Gesetze der Electricität, über die Ursachen ihrer Anhäufung, Verminderung und so manche andere höchst wichtige Naturgesetze genau und genügend belehrt haben; bis dorthin soll man uns, oder doch wenigstens mich mit solchen Dingen verschonen.' Können wir nun auch die Ursache solcher epidemischen Krankheiten bis jetzt nicht erklären, so sind deshalb doch die von alten Zeiten her gemachten Erfahrungen über ihr Vorkommen nicht zu läugnen; so wie es auch noch Niemanden eingefallen ist, in entschieden ansteckenden Krankheiten den Ansteckungs-

stoff deshalb läugnen zu wollen, weil man seine Entstehung und Natur noch nicht hat erklären können.

Mit dem zuletzt über das Verhältniß mancher epidemischen Krankheiten Gesagten ist auch der zweyte für die Ansteckung angeführte Grund, welcher so lautet: 'die Krankheit hält sich an kein Klima, an keinen Boden, an keine Witterung, eigentlich der Hauptsache nach schon beantwortet. Rec. wundert sich nur, wie der berühmte Verf., nachdem er den meisten seiner Gegner Mangel an Beobachtung einer contagiösen Epidemie, Mangel an Kenntniß der einfachsten Schulbegriffe von Ansteckung und Ansteckungsfähigkeit, von contagiöser und miasmatischer, von epidemischer und sporadischer Krankheit vorgeworfen und sie deshalb für nicht mündig, für nicht ebenbürtig zu einem Kampfe mit ihm erklärt hat, diesen angeblichen Grund in einem an den nicht als Staatsmann, sondern besonders als Naturforscher so sehr glänzenden Alexander von Humboldt gerichteten Schreiben hat vorbringen können. Es ist längst in die bekanntesten Handbücher der Pathologie der Erfahrungssatz aufgenommen, daß, während bey den Jahresepidemien der Einfluß der erkennbaren Veränderungen der Atmosphäre offenbar ist, andere epidemische Krankheiten, insbesondere die sogenannten stehenden Epidemien, in verschiedenen Jahreszeiten und Klimaten und bey den verschiedensten Verhältnissen der Temperatur und Witterung überhaupt bestehen können. Daß aber die Witterung doch wenigstens auf Vermehrung oder Verminderung der Cholera Einfluß haben kann, hat sich, obgleich der Verf. auch dieses läugnet, nicht bloß

durchaus nicht wie eine miasmatische oder aus anderen allgemeinen Einflüssen erzeugte auf. Mit der Erscheinung des ersten Kranken an einem Orte sey auch die Möglichkeit, ja, leider in der Mehrzahl der Fälle, die Gewißheit der weiteren Verbreitung gegeben, wenn nicht sogleich die wahre Natur der Krankheit erkannt, und die nöthige Vorkehrung gegen weiteres Umsichgreifen getroffen werde. Immer fange die Krankheit mit einem Individuum an einem Orte an, und ergreife dann mehrere derselben; deren Zahl steige bis zu einer gewissen Höhe, und nach vier, höchstens fünf Monaten scheine die Krankheit, nachdem immer weniger Individuen ergriffen worden, erloschen zu seyn. Die größere oder geringere Zahl der von der Krankheit Ergriffenen, das schnellere oder langsamere Umsichgreifen, so wie die längere oder kürzere Dauer der Epidemie, sey durchaus von äußeren Umständen, von der größeren oder geringeren Empfänglichkeit der Individuen, von ihren Lebensverhältnissen, ihren Wohnungen, Berufsgeschäften und von den mehr oder minder zweckmäßig ausgeführten oder ganz unterlassenen Schutzmaßregeln abhängig. Oft erreiche unter günstigen, die Verbreitung nicht befördernden Umständen die Zahl der Erkrankungen kaum die Höhe, daß man die Krankheit mit Recht als Epidemie bezeichnen könne. Nirgends aber hätten so häufige Erkrankungen Statt gefunden, als dieß wohl der Fall bey Epidemien sey, die in einer auf die Menschen allgemein einwirkenden Ursache, in atmosphärischen und tellurischen Verhältnissen ihren Grund haben.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

44. Stück.

Den 17. Merz 1832.

Berlin.

Beschluß der Anzeige: Einiges über die Cholera. etc. etc.

Bekanntlich ist schon in Indien von Annesley, so wie auch in Europa von vielen Aerzten gerade das Gegentheil von dem, was der Verf. hier behauptet, nämlich die größere Menge von Kranken, die gleich anfangs von der Krankheit befallen wurde, das unerwartete und schnelle Abnehmen und endlich gänzliche Verschwinden derselben, für einen allgemein, wie bey vielen epidemischen Krankheiten wirkenden Einfluß und gegen die Verbreitung durch bloß persönliche Ansteckung angeführt worden. Wenn aber auch die Krankheit an manchen Orten mit einem Individuum angefangen haben mag, so hat sie sich dagegen an anderen gleich in verschiedenen ganz entfernten Theilen gezeigt, und sich trotz allen Sperrungsmaßregeln so schnell verbreitet und so viele, bey denen notorisch keine Communication mit Kranken, selbst nicht die durch ärztliche Be-

suche vermittelte, Statt gefunden, befallen, daß eine solche Verbreitung keinesweges durch bloß persönliche Ansteckung erklärt werden kann. Hätte die Krankheit immer nur mit einem Kranken angefangen und wäre kein anderer Grund ihrer Fortpflanzung als persönliche Ansteckung vorhanden gewesen, so hätte es doch wohl in irgend einer Stadt, wo die Sperrungsmaßregeln angewendet worden sind, gelingen müssen, ihre Verbreitung über andere Individuen zu verhüten, oder es müßte (was doch auch von den meisten Vertheidigern der Ansteckung und der Sperrungsmaßregeln, wie auch von dem Verf. S. 32 nicht angenommen wird) der Ansteckungsstoff so flüchtig seyn und sich so weit durch die Luft verbreiten können, daß schon deshalb die Sperrungsmaßregeln für unnütz zu erklären wären. Es ist jenes aber, wie die Erfahrung gelehrt hat, weder in Berlin, noch an so manchen anderen Orten, wo die Sperrungsmaßregeln versucht wurden, gelungen; die Krankheit nahm bey der Sperre zu und, wie auch Hufeland a. a. O. S. 114 in Bezug auf Berlin bemerkt hat, nach aufgehobener Sperre sogar ab, und war auch an Orten, wo keine Sperre Statt fand, nicht häufiger als an gesperrten. — Was noch die Behauptung betrifft, daß nirgends so häufige Erkrankungen Statt gefunden hätten, als bey Epidemien, die von einer allgemein wirkenden Ursache abhingen, insbesondere bey der Influenz, so hat der Verf. sich nicht erinnert, daß es große und kleine Epidemien gibt, daß auch in Hinsicht der Zahl die nicht ansteckenden wie die ansteckenden epidemischen Krankheiten verschieden, bald mehr bald weniger allgemein verbreitet sind, und daß daher dieses Verhältniß der Zahl für sich betrachtet weder für noch gegen die Ansteckung angeführt werden kann. So

viel aber ist gewiß, daß auch die Cholera sich an vielen Orten häufig genug gezeigt hat, und auch in dieser Hinsicht vielen epidemischen Krankheiten nicht bloß gleich gekommen ist, sondern viele auch übertroffen hat. Der Verfasser sagt später (S. 26) selbst, daß die Cholera nach einer mäßigen Berechnung in 14 Jahren bereits 20 Millionen Menschen weggerafft hätte, daß Gallizien und Ungarn allein in einem halben Jahre ganze Heere von Menschen daran verloren hätten rc. Uebrigens kommt hier doch auch in Betracht, was von Contagionisten wie von Anticontagionisten bemerkt worden ist, daß glücklicherweise die Disposition für die Cholera nicht so häufig ist, wie für manche epidemische Krankheiten, so wie daß sie auch durch eine zweckmäßige Diät verhütet werden kann.

Der vierte Grund soll seyn: daß die Krankheit sich absperren lasse. Dieß sey durch tausendfältige Erfahrung bewiesen, so sehr auch der Schein und ein oberflächlicher Blick dagegen sprächen. Wenn unsere Sanitäts-Cordons die Krankheit nicht abhalten konnten, so beweise dieß nichts dagegen, denn das Mißlingen dieses großartigen Unternehmens sey unter den gegebenen Umständen sehr füglich vorauszusehen gewesen, weshalb er auch gleich anfangs dagegen gestimmt habe. Preußen habe aber geglaubt, dieß Opfer dem gebildeten Europa schuldig zu seyn. Nicht die Natur der Krankheit, sondern die Macht der Verhältnisse, bey der langen und durchaus offenen Gränze und dem Kriege sey an dem Mißlingen dieses Unternehmens Schuld.

Wie wenig Rec. dieß für gegründet halten kann, ergibt sich schon aus dem, was er bey der Beleuchtung des dritten angeblichen Grundes über das Nutzlose der Sperrungsmaaßregeln

in Städten gesagt hat. Aber, wenn man auch zugeben mag, daß den Preußischen Cordons große Schwierigkeiten entgegenstanden, wo sind dann die tausendfältigen Erfahrungen zu finden, welche den Nutzen der Absperrung wirklich beweisen? So wie selbst die doch früher besonders gerühmten Cordons in Schlesien und die zuletzt wenigstens mit großer Strenge vollzogenen Cordons in Oestreich einer nach dem anderen übersprungen wurden und sich vor der Cholera zurückziehen mußten, so ist, was besonders in Betracht kommt, nach dem Aufheben der Cordons die Cholera nicht schneller vorgedrungen, sie ist an vielen Orten, die nicht durch Cordons von inficierten getrennt waren, sondern damit in der größten Verbindung standen, deshalb nicht schneller oder gar nicht erschienen. Daher ist es auch für eine ganz unerwiesene Meinung zu halten, wenn der Verf. sagt, daß die Cholera durch die Cordons zwar nicht habe abgehalten, aber doch aufgehalten werden können. Sie hat bey den Cordons und ohne dieselben ihren bestimmten Gang gehabt, und wenn sie bey bestehendem Cordon nicht früher an manchen Ort gekommen ist, so wäre dieß hiernach ohne den Cordon wohl eben so wenig geschehen. Die hier noch folgende Behauptung, daß es in dem Bromberger Regierungsbezirke allein der Regierung gelungen sey, in 34 Ortschaften die Verbreitung der Krankheit durch Isolierung des ersten Kranken zu verhüten, bedarf wohl einer näheren Begründung, wenn sie die Meinung des Verfs. beweisen soll. Wenn ein Kranker, was in der Mehrzahl der Fälle nachgewiesen seyn soll, sich die Krankheit von einem angesteckten Orte geholt, sie in seine Heimath gebracht hat, so wird die Krankheit auch ohne Isolierung nicht weiter

verbreitet werden, wenn der epidemische Einfluß an diesem Orte noch fehlt, eben so wie man manchmal an Orten, wo nicht gerade die Wechselfieber wegen epidemischer oder endemischer Ursachen herrschend sind, nur einen davon Befallenen, der die Krankheit schon an einem anderen Orte bekommen und mitgebracht hat, findet. Doch daß die Cordons, Quarantäne-Anstalten und andere Absonderungsmaßregeln nicht bloß nutzlos, sondern auch höchst nachtheilig sind, daß insbesondere auch die Häusersperre, wenn sie, zumal in Fällen, wo die Krankheit bereits in vielen Häusern ausgebrochen ist, streng durchgeführt werden soll, nicht bloß ungeheure Kosten verursacht, sondern auch im hohen Grade drückend und durch Erregung von Furcht und Schrecken niederschlagend wirkt, dadurch auch die Anlage zur Krankheit vermehrt und selbst ein Hinderniß der nöthigen Hülfeleistung abgibt, ja schlimmer als die Krankheit selbst erschien, ist von den Aerzten in Riga, Danzig, Königsberg, Elbing, Wien ꝛc. längst so gründlich dargethan worden, daß Rec. hierbey sich nicht länger aufhalten will, und es nur noch für billig hält, zu bemerken, daß (wenn auch manche verblendete Contagionisten noch keine Rücksicht auf die Nachtheile der Sperre genommen haben) der Verf. selbst doch (S. 33—34) wenigstens erklärt hat, daß das Sperrungsverfahren auf eine Weise gehandhabt werden müsse, daß der gewerbliche Verkehr dadurch nicht andauernd gehemmt und nicht durch zu strenge polizeyliche Maßregeln ein nicht minder drückendes Uebel an die Stelle desjenigen, welches man abwenden wolle, gesetzt werde.

Als fünften Grund nimmt der Verf. an: *die Form, in der die Krankheit auftrete, beweise schon, daß ihr ein fremder, ein*

dadurch keine Ansteckung bewiesen werden. Die meisten eigentlich sogenannten Gifte, und gerade die Blausäure, deren Wirkungen man die Cholera für am ähnlichsten erklärt hat, bewirken keine Ansteckung, dagegen die meisten ansteckenden Gifte (die nach manchen Neueren übrigens selbst von den Giften ausgeschlossen werden sollen) ganz verschiedene Wirkungen haben. Uebrigens ist es ja bekannt, daß auch Miasmen ebenfalls gleich Giften schnell tödtliche Zufälle erregen, die schlimmsten Krankheiten verursachen können.

Der sechste Grund heißt: *Die Mittheilung der Krankheit von Individuum zu Individuum läßt sich in tausenden von Fällen nachweisen.*

Mit Recht konnte wohl von den Contagionisten, die gegen die Meinung der meisten und angesehensten Englischen Aerzte, welche die Cholera lange in Indien beobachtet, und meistens ehe sie selbst sie durch eigene Erfahrung kennen gelernt hatten, sie für ansteckend erklärten, ein recht überzeugender, nach allen Regeln der historischen Kritik, der wahren medicinischen Erfahrung geführter Beweis der Ansteckung gefordert werden. Wenn aber wirklich auch in manchen Fällen die Ansteckung gründlich nachgewiesen worden wäre (was Rec. bis jetzt nicht gefunden hat und was er sonst, wenn es von dem Verf. oder Anderen geschehen wäre oder noch geschehen sollte, gleich anzuerkennen bereit seyn würde, da es ihm nur um die Wahrheit, wenn diese auch von dem Verf. für eine unwillkommene erklärt werden mag, zu thun ist), so würde dieß doch noch nichts für die bloße Verbreitung der Cholera durch Ansteckung und gegen die Fortpflanzung durch epidemische, atmosphärisch=tellurische rc. Einflüsse beweisen. In Rücksicht auf die von

ihm schon früher angeführten für die letzte Verbreitung sprechenden Gründe würde Rec. dann gerade die von Hufeland, Clarus u. A. vertheidigte Ansicht, wornach die Cholera auf doppeltem Wege, theils durch epidemischen, atmosphärisch-tellurischen Einfluß, theils durch persönliche Ansteckung fortgepflanzt werden soll, für richtiger halten, als die der strengen Contagionisten. Müssen aber bey der Cholera einmal allgemeine epidemische Ursachen angenommen werden, so ist dann auch, wie Rec. schon in der Anzeige von Bell's Schrift geäußert hat, bey der Beurtheilung einzelner Fälle, die von Manchen übereilt der Ansteckung zugeschrieben werden, aber auch schon aus der epidemischen Constitution, so wie oft aus zu dieser hinzukommenden besonderen Ursachen erklärt werden können, die größte Vorsicht erforderlich und die Ansteckung nicht sogleich und ohne die überzeugendsten Beweise anzunehmen. Wenn nun selbst ein Hufeland, nachdem die Krankheit seit drey Monaten in Berlin beobachtet worden, aus ihrem dortigen Verhalten (Journ. d. pract. Heilk. 1831. Nov. S. 113 flg.) zwar entscheidende Gründe für die epidemische Constitution als Hauptquelle ihrer Verbreitung gezogen, aber in Bezug auf dort vorgekommene Beyspiele der Ansteckung nur geäußert hat, daß man bey denselben mit großer Wahrscheinlichkeit persönliche Ansteckung habe annehmen können, daß sie gegen das, wo keine nachzuweisen war, höchst selten gewesen, daß der apodictische Beweis immer sehr schwer zu führen sey, daß nicht ähnliche örtliche und diätetische Verhältnisse in solchen Fällen die Krankheit erzeugt hätten, so muß Rec. den Ausspruch des Verfs., daß sich die Mittheilung in tausenden von Fällen nachweisen lasse, um so mehr

Aerzte und ihre geringere Ansteckungsfähigkeit betrifft, so hat sich dieselbe bey entschieden ansteckenden Krankheiten, z. B. dem ansteckenden Nervenfieber, dem gerade nach Manchen die Cholera in Ansehung der Ansteckung am nächsten kommen sollte, leider! eben nicht gezeigt, indem bekanntlich so viele ältere sowohl als jüngere Aerzte ein Opfer desselben geworden sind. In Bezug auf die Cholera ist es aber schon in Indien aufgefallen, daß so wenige von den Aerzten daran gestorben sind (worüber sich Rec. hier auf das in der Anzeige von Bell's Schrift S. 1705 — 1707 Gesagte bezieht). In Europa haben aber die Aerzte in Riga, Königsberg und so vielen anderen Orten dieß nicht, wie der Vf. ihnen vorwirft, anderen nachgesprochen oder nachgeschrieben, sondern selbst beobachtet und durch ihr eignes Beyspiel bewiesen. (In der eben erschienenen Schrift von Rhades Beytr. zur Beantwortung der Frage, ob die Cholera ansteckend sey? Stettin 1832. wird auch S. 19 angeführt, daß sämmtliche Aerzte Stettins von jeder der Cholera auch nur entfernt ähnlichen Erkrankung frey geblieben, auch in ihren, zum Theil sehr zahlreichen Familien kein einziger verdächtiger Fall vorgekommen sey ꝛc.). Da natürlich auch die Aerzte, wie die Krankenwärter und andere dem Einflusse der epidemischen Constitution unterworfen sind, auch bey ihnen Anstrengung des Körpers und Geistes, Diätfehler ꝛc. den Ausbruch der Krankheit bewirken können, braucht man sich gar nicht zu verwundern, wenn manche davon befallen werden, und es kann selbst in Provinzen, die mit Aerzten schwach besetzt sind, wegen der größeren Anstrengung einzelner eher der Fall seyn. An den meisten Orten hat sich aber nach den von *allen* Seiten eingegangenen Berichten das Ver-

i so gezeigt, daß es allerdings mehr gegen
steckung spricht. Hat es sich aber etwa an
Vohnorte des Vfs., bey den Aerzten Ber-
inders gezeigt? Der Verf. hat das Bey-
erselben wenigstens nicht ausdrücklich ange-
daß aber, nach dem was man sonst erfah-
t, unter der so großen Zahl von Aerzten
·lin und auch den vielen fremden Aerzten,
sich lange dort aufgehalten und täglich die
äler besucht haben, so wenige krank ge-
ı oder gestorben sind, daß auch, wie wenig-
ıon Stosch (S. 33) erzählt hat, von den
die Lazarethe besuchenden jungen Aerzten
n einziger erkrankte, zeigt eben auch keine
rs ansteckende Kraft der Cholera, und müßte,
die Cholera wirklich ansteckend wäre, wie
ell das ähnliche Verhältniß in Indien,
ır ein Wunder erklärt werden. In der von
ıerg herausgegebenen deutschen Bearbeitung
cot's Bericht über die Cholera ist zwar
on diesem (S. 104) für die Ansteckung der
a angeführt worden, daß seine zwey durch
n Eifer ausgezeichneten Assistenzärzte zu
holtenmalen erkrankt seyen. Allein Assistenz-
deren Geschäft, wie sich denken läßt und
on Stosch bemerkt hat, im höchsten Grade
gend ist und die fast keine Nacht Ruhe ha-
können auch wohl ohne Ansteckung krank
. (Nach einem Berichte von Goße und
mar in Radius allg. Cholera-Zeit. №. 49
jene auch nur von den Vorboten der Cho-
fallen, die einem Brechmittel und bey dem
auch einem Aderlasse schnell wichen). Was
ie Wärter betrifft, so hat man gerade für
olera-Hospitäler in Berlin so wenig wie
deren Orten bloß geübte und vorgeblich ab-
pfte erhalten können, und daß ihr Dienst

schwer war, hat auch Romberg (a. a. O.) zugestanden, außer welchem Umstande aber bey solchen Personen oft Diätfehler und besonders psychische Einflüsse in Betracht kommen. Wenn aber Romberg noch sagt, daß er schon in den ersten Tagen nach Eröffnung der Heilanstalt von den Wärtern und Wärterinnen Klagen über schmerzhafte beängstigende Empfindungen im Unterleibe, Poltern und Neigung zur Diarrhoe gehört habe, so weiß man aus den Berichten von anderen Orten längst, daß während einer Cholera-Epidemie dieß bey sehr Vielen der Fall ist, die keine Wärter sind, und bey denen keine Ansteckung anzunehmen ist. Nach anderen Berichten hat es sich in Berlin auf dieselbe Weise verhalten, was auch der Verf. dieses Sendschreibens (S. 30. 31) bestätigt, wiewohl er das Ganze solcher Zufälle für weiter nichts als ein Kanonenfieber erklärt! Uebrigens bemerkt Rec. hier noch, daß die von Hufeland, A. Sachs, von Stosch u. A. angeführten, von Horn und anderen Contagionisten freylich geläugneten, Beobachtungen über in Berlin wie an vielen anderen Orten vor dem Ausbruche der Cholera hergegangenen leichteren Magenbeschwerden, Brechdurchfälle, Uebergangsformen auch durch das, in einer späteren Bemerkung von Romberg (S. 44) Gesagte, daß er nämlich bereits im Junius und Julius d. v. J. mehrere Fälle zu behandeln Gelegenheit gehabt habe, die mit der von ihm sogenannten Cholera eccritica vollkommen übereinstimmen, bestätigt werden, und daß auch unser Verf. (S. 28 flg.) das Vorangehen derselben an manchen Orten für richtig erklärt, jedoch das nähere Verhältniß derselben zur asiatischen Cholera natürlich läugnet.

Endlich wird noch als siebenter Grund angegeben: 'Die Krankheit erscheine an Or-

ten, wo sie bereits aufgehört habe, wieder. Dieses Wiedererscheinen und die Art und Weise, wie es zu geschehen pflege, gebe einen Beweis mehr für ihre contagiöse Natur, indem miasmatische Krankheiten nicht nach so kurzen Zwischenräumen wiederkehrten und unter ganz anderen Erscheinungen hervorträten. So sey die Krankheit in Odessa, Moskau, Danzig, Posen, Elbing u. s. w. von Neuem und zwar nachweislich bald durch Militär=Commandos, bald durch fremde Reisende wieder eingeschleppt worden, oder in Krankenwohnungen von Neuem zum Ausbruche gekommen, in denen man die erforderliche Reinigung vernachlässigt hatte, und so werde es fortgehen, bis sich die Krankheit, wie die Pocken, die Syphilis rc. bey uns eingebürgert haben werde, wenn man nicht endlich ihre contagiöse Natur allgemein anerkenne rc.

Bey diesem letzten Grunde scheint es dem Rec. besonders auf die Nachweisung der neuen Einschleppung an den genannten Orten anzukommen. So wie aber nirgends, wie oben schon bemerkt wurde, die erste Einschleppung der Cholera gründlich nachgewiesen worden ist, so kennt Rec. auch keine Beweise von der neuen Einschleppung, und muß es also erwarten, ob sie von dem Vf. oder von anderen wird nachgewiesen werden können. Obgleich übrigens über die künftigen Verhältnisse der Cholera in Europa wohl nichts mit Sicherheit jetzt anzugeben seyn möchte, so kann man doch wenigstens nach der Analogie mehrerer schlimmen Epidemien hoffen; daß sie gleich diesen in Europa eben nicht einheimisch zu werden brauche.

Nachdem der Verf. noch S. 25 erklärt hat, daß diese hier vorgelegten Gründe die wichtigsten seyen, welche ihn bestimmten an der Contagiosität der asiatischen Cholera nicht im mindesten zu zwei=

sein, setzt er noch hinzu, daß sein Glaube hieran fest stehe und auf keinen Chimären, sondern auf der durch Vernunft und Erfahrung gewonnenen Ueberzeugung beruhe. Möge daher der Politiker, der Kaufmann, der Gewerbtreibende immerhin die miasmatische Natur der Krankheit verfechten, als Arzt könne er es nicht. Sollte aber dessen ungeachtet der Glaube an die Nicht-Contagiosität der Cholera von Staatswegen geboten werden, so könne er als ein guter und folgsamer Staatsbürger nur ausrufen: 'Herr! nimm mir den Verstand oder den Glauben.'

Rec. überläßt, nachdem er die Gründe des Vfs. gewürdigt hat, demselben natürlich seinen Glauben. Auch braucht er wohl nicht die Aerzte, welche aus Ueberzeugung, die bekanntlich bey Vielen, gegen ihren früheren Glauben durch eigne Erfahrung entstanden ist, die Ansteckung der Cholera bestritten und die epidemische Verbreitung derselben vertheidigt haben, gegen den Verdacht unedler, kaufmännischer rc. Rücksichten zu vertheidigen. Nur in Bezug auf den letzten Satz erlaubt er sich noch zu bemerken, daß, so wie es wohl keinem die Freyheit der wissenschaftlichen Forschung ehrenden Arzte in den Sinn kommen kann, in einer Streitsache, die vor den Gerichtshof der Aerzte überhaupt gehört, einen Bescheid oder gar ein Gebot des Staates zu wünschen oder zu veranlassen, doch gerade manche Contagionisten der Tadel treffen möchte, ihre Regierungen zu einer in Bezug auf die Ansteckung der Cholera zu voreiligen und zu bestimmten Erklärung (die gewiß selbst auf das Urtheil mancher weniger unterrichteten Aerzte einen nachtheiligen Einfluß geäußert hat) veranlaßt zu haben.

J. W. H. Conradi.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

45. Stück.
Den 19. Merz 1832.

Göttingen.

Herr Architect Wolff in Cassel, den unsere Leser schon aus mehreren Critiken als einen Künstler kennen, der über das Wesen und die Grundsätze seiner Kunst nachzudenken gewohnt ist, hat der Kön. Societät d. W. in ihrer letzten Sitzung am 14. Januar durch Hn. Hofrath Heeren eine handschriftliche Abhandlung von bedeutendem Umfange vorlegen lassen, wodurch jener Character auf eine ausgezeichnete Weise sich bewährt. Sie ist ganz das Werk eignen, lange fortgesetzten, Nachdenkens; und eben so reich an tief eingehenden Untersuchungen, als daraus gezogenen neuen Resultaten. Ihr Gegenstand ist: wissenschaftliche Begründung der Baukunst als schöner Kunst. Sie geht aus von einer Darlegung der allgemeinen Grundsätze der Architectur, aus ihrem Wesen abgeleitet, und demnächst der Anwendung derselben auf die schöne griechische Architectur; um zu

zeigen, daß in dieser nichts Willkührliches sich finde, sondern das in der Praxis angenommene für ihre Zwecke nothwendig sey. — Die Werke der Architectur sind, wie alle im Raume befindlichen Gegenstände, dem Gesetze der Schwere unterworfen. Dieses Gesetz ist die Folge einer großen Naturkraft, deren Daseyn und Wirkung dem Auge faßlich bezeichnet, und harmonisch mit dem Ausdrucke anderer Kräfte vereinigt, schön werden kann. Die einfache Art aber, wie sich die Herrschaft derselben zu erkennen gibt, ist entweder das Gleichgewicht in der Ruhe — welches durch die horizontale Linie der Ebene, oder das Gleichgewicht im Emporstreben, welches durch die Perpendiculare ausgedrückt wird. Ganz abgesehen also von der statischen Nothwendigkeit, empfindet unser Gefühl eine Befriedigung, wenn wir die Ausdrücke dieses Gesetzes gewähren. Viel strenger als andere Künste muß aber die Architectur die Gesetze der Schwerkraft aussprechen. Eine zweyte Beziehung, welche die Gestalten im Raume mit einander gemein haben, liegt in ihrem Größeverhältniß, eine dritte in ihrer Symmetrie. Beides wird dann auch auf die Architectur angewandt. Um aber die Strenge der Hauptformen zu mildern, welche das Auge unangenehm verletzen würden, bedarf die Architectur der Vorbereitungen und Vermittelungen; es wird also gezeigt wie dadurch die Härten beseitigt werden. Bey der weitern Auseinandersetzung legt der Vf. den Steinbau zum Grunde, indem er annimmt, ob mit Recht oder Unrecht lassen wir als Nebensache dahin gestellt, daß die Architectur der Griechen davon ausgegangen sey. Die obigen Grundsätze werden dann auf die einzelnen Haupttheile der Architectur, vorzüglich auf

die Säulen angewandt, um die Entstehung ihrer Formen und Verhältnisse darzuthun. 'Je trefflicher überhaupt eine Kunstschöpfung ist, sagt der Verf., um so mehr trägt sie ihre Erklärung in sich selbst, und verlangt vor Allem, daß man in ihr forsche, um den Sinn aller Theile zu begreifen.' Je mehr ein Werk bis zu dem allgemein-gültigen Typus durchgedrungen ist, und seine Bedeutung selbst in der Form ausspricht, um so weniger bedarf es der von außen her entnommenen Angaben zu seinem Verständniß.' — Ueber das Wesen der Säule, als des Haupttheils der schönen Architectur, bemerkt der Verf.: 'Die Stützen können ihrer Natur und Bestimmung nach keine in sich abgeschlossene *architectonische* Gestalt bilden. Sie haben nicht das nach allen Richtungen hin ruhende, und deshalb auch beruhigende, an sich faßliche und fertige Verhältniß einer *Ganzheit*; sie treten vielmehr bey dem nothwendigen Vorherrschen der Höhe gegen die Breite, durch ihre aufrecht stehende und emporstrebende Gestalt und Form aus dem Character der *bloßen Masse* heraus; und nähern sich hiermit den belebtern, sich durch eine *organische* Kraft erhebenden Bildungen.' Dieß führt den Verf. auf die Frage: in wiefern der Baumstamm, und die menschliche Gestalt als Gebilde auf die Säule Einfluß gehabt? und so kommt er zu dem Resultat: 'daß die Säulen, ohne aus dem Character von Architecturtheilen herauszutreten, sich durch ihre *Formen* dem Wesen der Pflanzen und der organischen Natur überhaupt (nicht gerade des Baumes), durch ihre *Proportion* aber der menschlichen Gestalt nähern.' Weiter aber als im Allgemeinen soll man diese Vergleichung nicht treiben wollen. Die

Aehnlichkeit ist bloß im Totaleindruck der ganzen Gestalt enthalten. Die Säule ist aber für sich kein architectonisches Ganzes; sie muß vielmehr, damit die befriedigende Gleichheit zwischen Höhe und horizontaler Ausdehnung entstehe, in eine Beziehung mit andern entsprechenden Größen gesetzt werden. Hier eröffnet sich nun dem Verfasser ein weites Feld; indem zuerst die Theorie der Entfernungen der Säulen gegeben wird. Der Gesichtspunct erweitert sich wiederum sehr, so bald wir die gesammten Säulenreihen nicht als durchaus selbständig und für sich abgeschlossen, sondern in Beziehung auf ganze Gebäude betrachten, wovon sie einen Theil ausmachen. Aus diesem Allen werden alsdann die Regeln für die Säulenstellungen abstrahiert. Davon wird alsdann die Anwendung auf die griechische Architectur gemacht; zu der Erklärung der Formen und Ordnungen, welche die Säulen bey den Griechen angenommen haben. Diese Untersuchung nimmt den größten Theil der Abhandlung ein, indem darin nach der Reihe von der Dorischen, der Jonischen und der Corinthischen Säulenordnung gehandelt wird. Es werden dabey die Verhältnisse der verschiedenen Ordnungen als bekannt vorausgesetzt; da es keinesweges der Zweck des Verfs. war ein Lehrbuch darüber zu schreiben, sondern vielmehr zu zeigen, wie die einzelnen Theile der Säulen nach diesen Verhältnissen entstanden und geformt sind. Dieß wird daher zuerst im Allgemeinen bey den einzelnen Haupttheilen der Säulen, dem Schaft, dem Capitäl u. s. w. gezeigt. Dann erst wendet sich der Verf. zu den einzelnen Säulenordnungen, indem er mit der Dorischen beginnt. Als das Monument, an welchem sich

die Formengesetze dieser Ordnung am vollständigsten aussprechen, betrachtet der Verfasser den Tempel des Theseus. Mit ausnehmendem Scharfsinn werden die Motive der Einzelnheiten auseinandergesetzt, um den ästhetischen Eindruck hervorzubringen, der bezweckt wurde: und dieses wird alsdann noch durch die mannigfaltigen Abarten dieser Ordnung, in welchen ähnliche Absichten unverkennbar sind, die aber durch andere unpassendere Mittel erreicht werden sollten, deutlich gemacht, worauf denn der Uebergang zu der Jonischen Ordnung gemacht wird, von der die Corinthische nur als eine Ueberbietung hinsichtlich der feinern Ausbildung anzusehen ist (denn eigentlich gibt es nur zwey Hauptformen, die stämmigere Dorische, und die schlankere), indem die reichere und gefälligere Bauart auch bey der Gestalt der Säule auf eine schlankere Proportion führte. Daß bey dieser und der Corinthischen die zartere Frauengestalt, und die stärkere männliche bey der Dorischen als Vorbild betrachtet werden müsse — jedoch nur im Allgemeinen — wird als Grundlage angenommen, weshalb diesem Character gemäß alle Härten hier vermieden werden mußten. Indem nun auch hier, wie bey der Dorischen die Analyse der einzelnen Theile folgt, sind es besonders die Voluten oder Schnecken über deren Entstehung und Zweck originelle Ideen aufgestellt werden. Es ist uns aber hier, so wie auch bey dem folgenden, wo der Verf. von den Säulen zu den Pilastern übergeht, und die Theorie von diesen auf ähnliche Weise erörtert, so wie von dem Gebälk und seinen Theilen, und endlich von der Dachbildung um so weniger möglich ihm im Einzelnen zu folgen, da ohne die sehr

saubern, am Rande beygefügten Zeichnungen die Erörterungen nicht einmal verständlich seyn dürften. Wir ersuchen auch daher die Leser, die hier gegebenen Mittheilungen keineswegs als einen vollständigen Auszug aus der ganzen Abhandlung zu betrachten, sondern nur als einige Proben, um im voraus die Aufmerksamkeit auf eine Schrift zu erregen, von der wir hoffen, daß der Verfasser sie nicht zu lange dem Publicum vorenthalten wird, und wofür gewiß alle denkende Freunde der Kunst, und die Künstler selber, ihm dankbar seyn werden.

Hn.

London.

Typis Ricardi Taylor: Supplementum primum prodromi Florae Novae Hollandiae: exhibens Proteaceas novas, quas in Australasia legerunt. DD. Baxter, Caley, Cunningham, Fraser et Sieber; et quarum e siccis exemplaribus characteres elaboravit Robertus Brown. 1830. 40 S. in gr. 8.

Durch die Nachforschungen besonders der auf dem Titel genannten Botaniker ist seit der Herausgabe des Prodromus Florae Nov. Holland. eine erstaunliche Menge neuer, größtentheils auch jetzt noch unbeschriebener Gewächse in Neuholland entdeckt, unter denen vorzüglich eine ansehnliche Anzahl von Proteaceen sich befindet. Mit diesen neuen Proteaceen (es sind deren über 160 Arten!) macht der berühmte Verfasser des genannten Meisterwerkes in der vorliegenden Abhandlung, die zugleich als Supplement der Monographie der Proteaceen in den Linn. Transact. angesehen werden kann, uns

kannt. Ueber die Bearbeitung des Gegenstan-
es selbst etwas zu sagen, wäre überflüssig, da
ie in Wesen und Form sich ganz an die er-
vähnten früheren Arbeiten des Verfassers an-
chließt; Ref. bemerkt deshalb nur noch, daß
uch einige schon im Prodromus angeführte Ar-
en hier berichtigt oder genügender bezeichnet
verden, daß die Gattungsmerkmale zum Theil
durch neue Beobachtungen noch schärfer bestimmt
ind und daß die Dryandra falcata R. Br.
prodr. hier als ein eigenes Genus Hemiclidia
unterschieden ist. — Eine besondere Aufmerk-
amkeit hat auch Herr R. Brown auf die soge-
nannten Spaltöffnungen gerichtet, für die er
freylich, weil er sie für Drüsen hält, die Be-
nennung glandulae cutaneae vorzieht, und
bey jeder Gattung angegeben, ob sie auf bei-
den Blattflächen, wie es fast bey sämmtlichen
südafricanischen Proteaceen der Fall ist, oder
nur auf der untern Blattfläche angetroffen wer-
den. Daß, wie Herr Brown in dem Vor-
worte sagt, durch die genaue Beachtung die-
ser sogenannten Poren oder Hautdrüsen, deren
[illegible] und physiologische Bedeutung noch immer
[illegible]t klar ist, oft die Grenzen und bisweilen
die Verwandschaften der Gattungen und Grup-
pen ermittelt werden können, davon hat sich
auch Ref. schon seit mehreren Jahren, nament-
lich in Bezug auf die monocotyledonischen Ge-
wächse überzeugt.

Bg.

Paris.

La Bible, traduction nouvelle, avec
l'hébreu en regard, accompagné des points-

voyelles et des accens toniques, avec de
notes philologiques, géographiques et lit
téraires, et les principales variantes de l
version des Septante et du texte Samari
tain; Dédiée à S. M. Louis Philippe I
Roi des Français, par S. Cahen. Penta
teuque. Tome premier. La Genèse. 1831
186 S. in Octav.

Wenn wir eine Anzeige dieses Werks nich für unnöthig halten, so geschieht es bloß um kurz zu sagen, daß es für deutsche Gelehrte in keiner Rücksicht irgend einen Werth hat, als etwa den, zu sehen, wie bey dem jetzigen Umschwung der Dinge in Frankreich der vormalige deutsche Rationalismus in der Exegese der Bibel eindringt, mit seinen Vorzügen, aber auch seiner Oberflächlichkeit; auch wohl noch zu sehen, wie ein directeur de l'école israélite de Paris das A. T. doch noch viel unbefangener erklären könne als ein dortiger Bischof der katholischen Kirche. Der Verfasser will mit Vermeidung der theologischen, sowohl talmudischen als christlichen, der philosophischen und politischen Dogmatik bloß die Kritik nach dem [illegible]ster deutscher Gelehrten zur Leiterin der Exegese nehmen: das Vorhaben ist gut, aber die Ausführung äußerst mangelhaft und ungenügend.

H. E.

Druckfehler.

In St. 42. 43. S. 421. Z. 20 ist statt: nicht als Staatsmann, zu lesen: nicht bloß als Staatsmann.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

46. 47. Stück.
Den 22. Merz 1832.

Basel.

In libraria Schweighaeuseriana, typis et sumtibus Augusti Wielandi, typograph. acad.: C. Crispi Salustii quae exstant. Recognovit, varias lectiones e codicibus Basileensibus, Bernensibus, Turicensibus, Parisinis, Erlangensi, Tegernseensi ceterisque, quos Wassius, Havercampius, Cortius aliique editores contulerunt, collectas, commentarios atque indices locupletissimos adjecit Franciscus Dorotheus Gerlach, philosophiae doctor, literarum Latinarum professor. Vol. I. 1823. XXVII und 301 S. Vol. II. 1827. IV u. 348 S. Vol. III. 1831. VI u. 400 S. in Quart.

Jetzt erst, da diese Ausgabe des Salustius nach einer langen, der vielgepriesenen Horazischen Frist fast entsprechenden Erwartung, vollendet vor uns liegt, kann man nach Wahrheit und Billigkeit über den Werth derselben urtheilen. Der erste Band, welcher den Text mit einer ge-

nau geprüften und wohl geordneten Varian
sammlung enthält, und in einer Einleitung
Gesichtspunct angibt, aus welchem der Herau
die Kritik seines Schriftstellers betrachtet;
gleich aber auch ein sorgfältig ausgearbeit
Verzeichniß der bessern Hülfsmittel liefert,
regte schon bey seinem ersten Erscheinen eine
vortheilhafte Meinung für das ganze Untern
men, wodurch unläugbar eine neue Periode
der Geschichte der Salustischen Schriften begr
det worden ist, welche für die Schweiz eben
ehrenvoll seyn wird, wie die Cortische e
für Holland war, ohne gerade mit dieser
nen schroffen Gegensatz zu bilden. Corte ha
freylich durch sein eben so geistreiches als
schmeichelndes Verfahren sich über das Urt
fast aller seiner Nachfolger eine unumschrän
Gewalt erworben, die um so nachtheiliger wir
da der gelehrte Holländer, welcher mehr als
gend ein anderer Herausgeber des Salustius
umfassenden und gründlichen Kenntnissen und
eindringendem Scharfsinn reichlich ausgesta
war, der Conjectural-Kritik einen zu wei
Spielraum gestattete, und, von der irrigen A
sicht einer durchgängigen Salustischen Brevi
quenz befangen, vieles auf Kosten handschri
licher Auctoritäten veränderte und abkürzte, w
eine größere Gewissenhaftigkeit und eine rich
gere Ansicht der Salustischen Darstellung als
sprünglich und wahr anerkennen muß. Hr. P
fessor Gerlach, welcher nach einem langen Zw
schenraume zuerst wieder die Gründe der Sal
stischen Kritik mit lobenswerther Anstrengung
prüft hat, sucht nun jenes Vorurtheil durch e
strenge Anhänglichkeit an das Handschriftli
welches sich bey der richtigern Ansicht von
Salustischen Schreibart in den meisten Fäl

selbst vertheidigt, zuweilen aber auch, wo Corte's Verbesserungsvorschlag zu verführerisch zu seyn schien, umständlich bewiesen werden mußte, zu zerstören. Hierdurch wird nun Corte's Verdienst keineswegs geschmälert; im Gegentheil hat sich manche Gelegenheit gefunden, wo sein Scharfsinn im glänzendsten Lichte erscheint, namentlich an solchen Stellen, wo seine Emendationen durch Handschriften bestätigt worden sind. Der Text des Salustius hat schon früh das Glück erfahren nach guten Handschriften gedruckt zu werden, die zum Theil aus dem Anfange des zehnten Jahrhunderts stammen und schon zu wiederholten Malen verglichen sind; und unter den frühern Herausgebern hat Gruter unstreitig den richtigsten Tact für Salustische Kritik beurkundet, weshalb auch Haverkamp ihm vor allen übrigen den Vorrang einräumte.

Was ferner die Orthographie anlangt, so ist der neue Herausg., dem das Unsichere und Bedenkliche dieses Punctes nicht entging, meistens der Auctorität der bessern Codices gefolgt. Da indeß selbst die besten Handschriften mit keiner strengen Consequenz verfahren, so war es zur Herstellung der Gleichförmigkeit nöthig, im Einzelnen nachzuhelfen, wie auch schon Corte gethan hatte. So lesen wir jetzt durchgängig lubido, aestumo, existumo, optumus, maxumus u. s. w. auch da, wo es in keinem Codex steht. Aber den Accusativ Pluralis in is von Wörtern, die den Genitiv Pluralis in ium bilden, sehen wir nicht überall eingeführt, sondern vielmehr nur da, wo diese Endung eine handschriftliche Auctorität für sich hat. Diesen Punct, welchen Niebuhr nach der Vaticanischen Handschrift streng durchzuführen rieth, macht Valerius Probus ein wenig verdächtig, indem er be-

hauptet (Gell. 3, 19), das Ohr müsse hier einzig und allein entscheiden, und verwünscht dabey die finitiones illas praerancidas und die facatinas grammaticas seiner Zeit, die wahrscheinlich strenge Regeln hierüber einschärften. Bekanntlich ist in neuern Zeiten auch die Ciceronische Orthographie sorgfältiger als jemals untersucht worden; und hier sind dieselben Schwierigkeiten zur Sprache gekommen, wie im Salustius. Da nun auch hier das Ansehen der ältesten Handschriften, und nicht das Ohr der neuern Kritiker, entscheiden muß, so ist es für den, welcher über diesen Gegenstand mit Nachdruck urtheilen will, eine unerläßliche Pflicht, sich von dem Aeltesten in dieser Beziehung genaue Collationen zu verschaffen. Für Cicero ist hier eine Wolfenbütteler Handschrift der Disputationes Tusculanae (№. 294 Gudian.) von der größten Wichtigkeit, in welcher (wie Ref. aus einer sehr gewissenhaften Collation weiß) mehr Consequenz in diesen Sachen herrscht, als man bisher vermuthet hat.

Der zweyte Band der vorliegenden Ausgabe wird mit einer Abhandlung de codicibus Salustianis, qui in bibliothecis Italicis asservantur eröffnet, welche schon im Jahre 1825 geschrieben worden ist. Dem Herausg. gelang es nämlich, während eines fünfmonatlichen Aufenthalts in Italien für seinen Zweck noch bedeutende Schätze in den Bibliotheken zu Mailand, Venedig, Padua, Bologna, Florenz, Rom und Neapel zu finden. Die Schilderung dieser Schätze ist sehr ausführlich, so daß selbst noch Auszüge der wichtigsten Varianten beygefügt sind. In der Ambrosischen Bibliothek zu Mailand finden sich nicht weniger als 12 Codices, von denen einige beide Werke des Salustius, andere nur

eine oder das andere enthalten, und von de-
keiner vor dem elften Jahrhunderte geschrie-
zu seyn scheint. Unter den Handschriften
St. Marcus-Bibliothek zu Venedig wurden
n verglichen; die übrigen drey waren der
chreibung nicht werth. Im Vatican zu Rom
te Mai 14 codd. vor, die ebenfalls vom
ausg. geprüft worden sind. Unter ihnen um-
einer nur Auszüge, namentlich Reden und
efe aus den Salustischen Werken, gehört aber
en ältesten, wie schon Niebuhr behauptete,
ist besonders der Orthographie wegen sehr
tig, die uns fast in die Zeiten der Catoni-
Origines zurückführt. Deshalb werden
Abweichungen von dem gedruckten Texte
ntlich mitgetheilt. Die Hälfte der Vatica-
en Handschriften schien indeß nach näherer
cht keiner neuen Collation werth zu seyn.
r die Palatinischen Handschriften, besonders
die Commelinische und Nazarini-
, die nach Gruter's Urtheil unter allen die
barsten sind, konnte Hr. Prof. Gerlach nichts
er von Mai erfahren, als daß sie im Va-
nicht zu finden, und wahrscheinlich in Pa-
urückgelassen wären. In der Barberinischen
iothek zu Rom wurden ferner 5 codd., in
ffentlichen oder Minerven-Bibliothek 4, von
aber 2 ganz schlecht sind, geprüft. In
gna fand sich nach langem Nachforschen end-
nur ein einziger Codex des Salustius aus
13. Jahrhunderte, wie es scheint, welchen
Spanischer Jesuit in dem dortigen Spani-
Collegium vorzeigte. Unter den 32 Ma-
ipten des Salustius, welche die Lorenzische
iothek zu Florenz aufbewahrt, lieferten ei-
nicht geringe Ausbeute; bey den meisten be-
t sich indeß der Herausg. nur mit einer all-

gemeinen Schilderung, ohne irgend eine Variante aus ihnen mitzutheilen. Dasselbe gilt auch von den 10 codd., welche sich noch in Neapel fanden, deren Benutzung aber mit sehr großen Schwierigkeiten verbunden war. Ferner gibt der Herausg. eine Notiz von einem Codex zu Cortona, den der gelehrte Jurist Hähnle entdeckte, nach dem Hr. Prof. Gerlach vergebens gesucht hatte, in der Anton-Bibliothek zu Padua noch 2 codd., aus dem XI. und XII. Jahrh., über deren Werth aber nichts bemerkt wird. Ausführlicher ist der Bericht Peyron's über drey Handschriften in der Königlichen Bibliothek zu Turin, aus denen die wichtigsten Varianten mitgetheilt werden. — Diese Geschichte der Handschriften schließt mit einer Schilderung der Pflichten eines Philologen, meistens nach den Ansichten von Fr. A. Wolf.

Hierauf folgt eine Abhandlung über das Leben und die Schriften des Salustius, die mit vielem Fleiß und mit sehr gesundem Urtheil ausgearbeitet ist, und die Nachrichten der Alten und die Ansichten der Neuern mit gleicher Aufmerksamkeit berücksichtigt. Hätten wir noch die Biographie von dem gelehrten Asconius Pedianus, so würden wir freylich über manchen zweifelhaften Punct besser unterrichtet seyn. Die Apologie eines durch erdichtete Vergehen verunglimpften Mannes zu übernehmen, ist zu allen Zeiten und unter allen Umständen höchst ehrenvoll. Salustius mag als Staatsmann, der in einer Republik den giftigen Pfeilen der Bosheit vor allen übrigen Sterblichen am meisten ausgesetzt ist, durch die Wuth des Parteygeistes sehr viel gelitten haben, wie namentlich der Freygelassene Pompejus Lenäus unläugbar viele unverschämte Lügen von ihm verbreitete, und sogar zu den

Schimpfwörtern lastaurus, lurco,
pino seine Zuflucht nahm; aber man
nmöglich alles, was selbst die glaub-
Zeugen berichten, aus derselben un-
uelle ableiten. Die Sonderung des
n dem Erdichteten wird indeß hier
in ähnlichen Fällen für immer eine
e Aufgabe bleiben. Die vorliegende
macht einen lobenswerthen Versuch,
f der Mittelstraße zu halten. Was
rner über die Zeit der Abfassung der
alustischen Schriften sagt, beruht mei-
Wahrscheinlichkeits-Gründen, da auch
Mittel des Urtheils fehlen. Den
es lesenswerthen Aufsatzes machen ei-
kungen über den Styl Salust's und
Nachahmer. Als Beylage ist diesem
e epistola Eduardi Gerhardi ad
le hortis Salustianis aus Rom bey-

Erklärung des Catilina und Jugur-
des Herausgs. besonderes Streben,
) Selbstständiges zu liefern, und zu-
Haupterfordernissen eines guten Com-
enüge zu leisten. Was die frühern
: gedacht und geschrieben haben, läßt
beruhen, ohne dadurch die Verdienste
die zu allen Zeiten anerkannt werden
mälern zu wollen. Aber mit kräfti-
cken erklärt er sich gegen die Ausga-
otis variorum, in denen mitunter
hsten Einfälle und lange verdrängte
te Irrthümer sorgfältig gesammelt
enhaft auf die Nachwelt verpflanzt
daß man mit Recht Quinctilian's
st. or. 1, 9; 18) auf dieselben an-
n: persequi quidem quod quisque

umquam vel contemtissimorum hominum dixerit, aut nimiae miseriae, aut inanis jactantiae est, et detinet atque obruit ingenia, melius aliis vacatura. . . . Atqui pleni sunt ejusmodi impedimentis grammaticorum commentarii etc. — Die grammatische Interpretation, bildet einen wesentlichen Theil des vorliegenden Commentars, und entwickelt die Salustischen Spracheigenthümlichkeiten durch gründliches Forschen, und durch zweckmäßiges Hinweisen auf den Sprachgebrauch gleichzeitiger Schriftsteller, damit die Differenzpuncte, an denen die voreilige Kritik oft gescheitert ist, um so deutlicher hervortreten. — Ferner ist die historische Interpretation im weitern Sinne (also auch die Antiquitäten in ihren Kreis einschließend), welche in Bezug auf Salustius bisher sehr vernachlässigt war, durch diese Arbeit bedeutend gefördert worden. Hier war nun vor allen Dingen, um nicht in das Gebiet des Trivialen zu gerathen, eine scharfe Grenzbestimmung nöthig, innerhalb welcher sich der Herausg. mit großer Gewandtheit bewegt. Nur was zum unmittelbaren Verständniß historischer Umstände nöthig schien, ist kurz berührt worden. — Endlich wird vermittelst der rhetorischen Interpretation die Kunst des Salustischen Periodenbaues trefflich entwickelt, und jede Schönheit im Einzelnen nach bestimmten Gesetzen beurtheilt.

Als sehr gelungen zeichnen wir die Beylagen zu der Erklärung beider Geschichtswerke aus; 1) de fide atque auctoritate Salustii in conjuratione Catilinae enarranda. Die Untersuchung, in wiefern Salustius die Geschichte der Catilinischen Verschwörung mit strenger Wahrheitsliebe und Gewissenhaftigkeit dargestellt habe, darf, da Salustius selbst ein Zeitgenosse je-

›enheit war und sich leicht in den Be-
öthigen Hülfsmittel setzen konnte, nur
ie Schriftsteller, oder Notizen aus die-
eichen, um zu einem sichern Resultate
:n; denn wie können in diesem Falle
)e Berichte späterer Historiker als ein
s Gegengewicht gelten? Diejenigen
che dem Salustius eine größere Aus-
t in manchen wissenswerthen Einzeln-
Pflicht machen möchten, und sich so-
Auslassung mancher wichtigen That-
'lagen, handeln offenbar sehr unge-
d legen das als Unwissenheit oder ab-
Verheimlichung aus, was in der That
›nnenheit und planmäßige Auswahl be-
Daß er die Jugendgeschichte des Ca-
nd andere Umstände in dessen Leben,
er Verschwörung in keiner Verbindung
:ur mit ein paar Worten berührt und
l auch übergeht, erklärt sich aus der
s ganzen Werks, welches nun einmal
ständige Biographie seyn soll. Wenn
:lustius von Ciceros Verdiensten nicht
lben Begeisterung spricht, wie Cicero
so oft er nur Gelegenheit dazu hat,
es noch mehr in seinen beiden verloren
'n Schriften über sein Consulat, so wie
em durch seine eigene Vermittelung ge-
n Werke des Lucceius der Fall seyn
› liegt darin weder eine Andeutung von
: Haß, oder gar von absichtlicher Her-
, sondern alles, was man billig über
:genstand sagen kann, ist, daß Salu-
Sache von einer andern Seite betrach-
) von seinem Standpuncte aus Vieles
erkte, was andere in einem glänzen-
te sahen und darstellten. — 2) Pauca

umquam vel contemtissimorum hominı dixerit, aut nimiae miseriae, aut inai jactantiae est, et detinet atque obruit i genia, melius aliis vacatura. . . . Ati pleni sunt ejusmodi impedimentis gramma ticorum commentarii etc. — Die gramma sche Interpretation, bildet einen wesentlichen Tl des vorliegenden Commentars, und entwic die Salustischen Spracheigenthümlichkeiten du gründliches Forschen, und durch zweckmäßi Hinweisen auf den Sprachgebrauch gleichzeiti Schriftsteller, damit die Differenzpuncte, an nen die voreilige Kritik oft gescheitert ist, so deutlicher hervortreten. — Ferner ist die hi rische Interpretation im weitern Sinne (a auch die Antiquitäten in ihren Kreis einsch ßend), welche in Bezug auf Salustius bis sehr vernachlässigt war, durch diese Arbeit bed tend gefördert worden. Hier war nun vor al Dingen, um nicht in das Gebiet des Trivia zu gerathen, eine scharfe Grenzbestimmung thig, innerhalb welcher sich der Herausg. r großer Gewandtheit bewegt. Nur was zum i mittelbaren Verständniß historischer Umstände thig schien, ist kurz berührt worden. — End wird vermittelst der rhetorischen Interpretat die Kunst des Salustischen Periodenbaues treff entwickelt, und jede Schönheit im Einzel nach bestimmten Gesetzen beurtheilt.

Als sehr gelungen zeichnen wir die Beyla zu der Erklärung beider Geschichtswerke a 1) de fide atque auctoritate Salustii in c uratione Catilinae enarranda. Die Unter hung, in wiefern Salustius die Geschichte Catilinischen Verschwörung mit strenger W eitsliebe und Gewissenhaftigkeit dargestellt , darf, da Salustius selbst ein Zeitgenosse

der Begebenheit war und sich leicht in den Besitz aller nöthigen Hülfsmittel setzen konnte, nur gleichzeitige Schriftsteller, oder Notizen aus diesen, vergleichen, um zu einem sichern Resultate zu gelangen; denn wie können in diesem Falle abweichende Berichte späterer Historiker als ein genügendes Gegengewicht gelten? Diejenigen nun, welche dem Salustius eine größere Ausführlichkeit in manchen wissenswerthen Einzelnheiten zur Pflicht machen möchten, und sich sogar über Auslassung mancher wichtigen Thatsachen beklagen, handeln offenbar sehr ungerecht, und legen das als Unwissenheit oder absichtliche Verheimlichung aus, was in der That tiefe Besonnenheit und planmäßige Auswahl beurkundet. Daß er die Jugendgeschichte des Catilina, und andere Umstände in dessen Leben, die mit der Verschwörung in keiner Verbindung stehen, nur mit ein paar Worten berührt und zum Theil auch übergeht, erklärt sich aus der Anlage des ganzen Werks, welches nun einmal keine vollständige Biographie seyn soll. Wenn ferner Salustius von Ciceros Verdiensten nicht mit derselben Begeisterung spricht, wie Cicero selbst thut so oft er nur Gelegenheit dazu hat, und wie es noch mehr in seinen beiden verloren gegangenen Schriften über sein Consulat, so wie auch in dem durch seine eigene Vermittelung geschriebenen Werke des Lucceius der Fall seyn mußte, so liegt darin weder eine Andeutung von Neid oder Haß, oder gar von absichtlicher Herabsetzung, sondern alles, was man billig über diesen Gegenstand sagen kann, ist, daß Salustius die Sache von einer andern Seite betrachtete, und von seinem Standpuncte aus Vieles nicht bemerkte, was andere in einem glänzenden Lichte sahen und darstellten. — 2) Pauca

de forma hujus libri et de oratione, qua usus est Salustius. Hier wird gezeigt, daß die Eigenthümlichkeiten der Salustischen Darstellung, besonders im Catilina recht klar hervortreten. Der Geist dieser Schrift ist durchaus pragmatisch, und dringt tief in die geheimen Triebfedern der Handlungen und Begebenheiten, die zu schildern sind, ein. Die Lebendigkeit des Ausdrucks und Kraft der Gedanken ist hier weit größer wie im Jugurtha. Absichtlich ist hier das Licht mit großem Effect auf einzelne Puncte concentriert worden. Nicht unpassend finden wir in Betreff des Ausdrucks die Vergleichung des Salustius mit Thukydides, die auch auf den häufigen Gebrauch langer Reden ausgedehnt werden kann, welcher indeß schon an Trojus Pompejus einen scharfen Tadler fand; da doch gerade darin vielmehr die größte Vortrefflichkeit zu suchen ist. Uebrigens darf Salustius eben so wenig nach den neuern Kunstregeln beurtheilt werden; wie unglücklicherweise schon hier und da geschehen ist. — Den Schluß des zweyten Bandes macht eine Abhandlung, betitelt: Quomodo in belli Jugurthini historia scribenda versatus sit Salustius. Die historische Treue wird auch in diesem Werke des Salustius durch Hinweisung auf die lautersten Quellen aus denen es geflossen ist, und durch Vertheidigung des strengsten, von aller Parteylichkeit weit entfernten Wahrheitssinnes, wie dieser sich nach Erwägung aller Umstände hier klar ausspricht, trefflich geschildert. Die Characterschilderungen sind auch im Jugurtha unnachahmlich, und die Darstellung, obgleich weniger blühend und energisch als im Catilina, trägt doch überall die Merkmale einer lobenswerthen Besonnenheit, die in allen Dingen Maaß zu halten weiß. Da Salustius

sich auf keine genaue Zeitangabe einläßt, so hat sich der Herausg. die Mühe gegeben, die einzelnen Begebenheiten des Jugurthischen Krieges nach den Jahren der jedesmaligen Consuln tabellarisch aufzuführen.

Der dritte Band enthält ausführliche Erläuterungen zu den Salustischen Bruchstücken mit einer vorangeschickten Uebersicht der Römischen Geschichte nach den Jahren der Consuln, von 676 bis 690 u. c. Dann folgt ein Versuch de ordinis rerumque disponendarum ratione, quam Salustium in V historiarum libris secutum esse verisimile est, nebst einem index fragmentorum Salustianorum nach Bardili. Hiermit müssen die gegen das Ende dieses Bandes S. 385 flg. nach Mai und Kreyssig abgedruckten Vaticanischen Bruchstücke, worüber schon früherhin Bericht erstattet ist (G. g. A. 1831. S. 1397), verbunden werden. Außerdem enthält dieser Band noch einen index historicus und index latinitatis, nebst einer Abhandlung de proprietate sermonis Salustiani (welche die früheren allgemeinen Behauptungen im Einzelnen durchführt), und eine zahlreiche Variantensammlung aus vielen Pariser und andern Handschriften. Angehängt ist Julii Exsuperantii opusculum de Marii Lepidi ac Sertorii bellis civilibus ex codice Parisino 6085 editum.

G. H. B.

Leipzig.

Apud J. Sueringium: Christiani Ernesti Weissii Opuscula academica aucta et emendata. Tom. I. 1829. X und 232 Seiten in Octav.

de forma hujus libri et de oratione, qua usus est Salustius. Hier wird gezeigt, daß die Eigenthümlichkeiten der Salustischen Darstellung, besonders im Catilina recht klar hervortreten. Der Geist dieser Schrift ist durchaus pragmatisch, und dringt tief in die geheimen Triebfedern der Handlungen und Begebenheiten, die zu schildern sind, ein. Die Lebendigkeit des Ausdrucks und Kraft der Gedanken ist hier weit größer wie im Jugurtha. Absichtlich ist hier das Licht mit großem Effect auf einzelne Puncte concentriert worden. Nicht unpassend finden wir in Betreff des Ausdrucks die Vergleichung des Salustius mit Thukydides, die auch auf den häufigen Gebrauch langer Reden ausgedehnt werden kann, welcher indeß schon an Trojus Pompejus einen scharfen Tadler fand; da doch gerade darin vielmehr die größte Vortrefflichkeit zu suchen ist. Uebrigens darf Salustius eben so wenig nach den neuern Kunstregeln beurtheilt werden; wie unglücklicherweise schon hier und da geschehen ist. — Den Schluß des zweyten Bandes macht eine Abhandlung, betitelt: Quomodo in belli Jugurthini historia scribenda versatus sit Salustius. Die historische Treue wird auch in diesem Werke des Salustius durch Hinweisung auf die lautersten Quellen aus denen es geflossen ist, und durch Vertheidigung des strengsten, von aller Parteylichkeit weit entfernten Wahrheitssinnes, wie dieser sich nach Erwägung aller Umstände hier klar ausspricht, trefflich geschildert. Die Characterschilderungen sind auch im Jugurtha unnachahmlich, und die Darstellung, obgleich weniger blühend und energisch als im Catilina, trägt doch überall die Merkmale einer lobenswerthen Besonnenheit, die in allen Dingen Maaß zu halten weiß. Da Salustius

sich auf keine genaue Zeitangabe einläßt, so hat sich der Herausg. die Mühe gegeben, die einzelnen Begebenheiten des Jugurthischen Krieges nach den Jahren der jedesmaligen Consuln tabellarisch aufzuführen.

Der dritte Band enthält ausführliche Erläuterungen zu den Salustischen Bruchstücken mit einer vorangeschickten Uebersicht der Römischen Geschichte nach den Jahren der Consuln, von 676 bis 690 u. c. Dann folgt ein Versuch de ordinis rerumque disponendarum ratione, quam Salustium in V historiarum libris secutum esse verisimile est, nebst einem index fragmentorum Salustianorum nach Barbili. Hiermit müssen die gegen das Ende dieses Bandes S. 385 flg. nach Mai und Kreyssig abgedruckten Vaticanischen Bruchstücke, worüber schon früherhin Bericht erstattet ist (G. g. A. 1831. S. 1397), verbunden werden. Außerdem enthält dieser Band noch einen index historicus und index latinitatis, nebst einer Abhandlung de proprietate sermonis Salustiani (welche die früheren allgemeinen Behauptungen im Einzelnen durchführt), und eine zahlreiche Variantensammlung aus vielen Pariser und andern Handschriften. Angehängt ist Julii Exsuperantii opusculum de Marii Lepidi ac Sertorii bellis civilibus ex codice Parisino 6085 editum.

G. H. B.

Leipzig.

Apud J. Sneringium: Christiani Ernesti Weissii Opuscula academica aucta et emendata. Tom. I. 1829. X und 232 Seiten in Octav.

Der Herr Domherr und Professor **Weiße** zu Leipzig sucht diese Sammlung seiner academischen Gelegenheitsschriften dadurch zu rechtfertigen, daß nach der Natur unsers jetzigen literärischen Verkehrs solche Schriften, so lange sie vereinzelt wären, wenig beachtet würden und leicht in Vergessenheit geriethen. In der That hätte es aber einer solchen Rechtfertigung gar nicht bedurft, da vielmehr das gelehrte Publicum es dem berühmten Verfasser Dank wissen muß, daß er die Sammlung seiner academischen Schriften selbst übernommen, und sie nicht Anderen nach seinem Tode überlassen hat. Selbst denjenigen, welche sie schon sämmtlich einzeln besitzen, muß es angenehm seyn, eine verbesserte und vermehrte Ausgabe derselben vom Verfasser selbst zu erhalten. Da den Leuten vom Fache die meisten der in dem vorliegenden ersten Bande enthaltenen Schriften schon längst bekannt sind, und bey ihnen die verdiente Anerkennung gefunden haben, so würden wir sie für diese nur kurz zu bezeichnen brauchen. Weil unsere Leser aber wohl nur zum kleinsten Theil zu dieser Classe gehören, so halten wir es nicht für überflüssig, wenn wir den Inhalt, wenigstens einiger derselben, hier in der Kürze angeben. Den Anfang macht die sehr interessante Abhandlung de dominio agrorum incultorum intra Germaniae pagorum confinia sitorum. Der Verfasser handelt in derselben von dem Eigenthum an den unbebauten Grundstücken, welche innerhalb der Gemarkung der Dörfer liegen, und erörtert insbesondere die Frage, ob die Vermuthung dafür streite, daß dem Gutsherrn, oder dafür, daß der Dorfgemeinde dasselbe zustehe. Er entscheidet sich aus mannigfaltigen mit vielem Scharfsinn und Gelehrsamkeit entwickelten

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

48. Stück.
Den 24. Merz 1832.

Cassel.

Verlag von Johann Christian Krieger: Die Verwaltung des Straßen- und Brückenbaues mit Rücksicht auf möglichste Kosten-Ersparniß, Wohlthätigkeit für die ärmeren Volksklassen, und Aufhebung der Frohndienste. Von Dr. Friedrich Fick, Kurhessischem Ober-Bau-Rathe. 1831. XIV und 221 Seiten in gr. 8.

Wenn irgend ein Theil des Bauwesens auf das Wohl oder Wehe ganzer Gemeinden und Städte, ja ganzer Staaten mächtigen Einfluß ausübt, so ist es unstreitig der Straßenbau. Wohl mögen Prachtgebäude einzelne Städte verherrlichen, und als Denkmäler für späte Nachkommen geschätzt werden; wohl mögen sie während der Zeit ihrer Errichtung zur Beförderung des Wohlstandes einzelner Gegenden beytragen; dagegen wird durch Straßenbau und eine wohleingerichtete Straßenordnung viel Höheres hervorgebracht: Lebhaftigkeit des Verkehrs, durchgreifende und wahre Unterstützung der ärmern

sucht, als Aegypten oder doch wenigstens als die leichter zugänglichen Theile dieses Reichs, das Nilthal und die Nordküsten. Kaum sollte man daher glauben, daß nach den Bemühungen von Forskål, der großen französischen Expedition, nach Sieber und Ehrenberg noch eine einigermaßen bedeutende Nachlese in einem Landstriche, dessen Flora noch dazu der natürlichen Verhältnisse wegen nicht zu den reichen gehört, hätte übrig bleiben können. Dennoch hat ein Schüler Viviani's, Herr Figari aus Genua, der, lediglich von seiner Liebe zur Botanik getrieben, mit äußerst geringen Hülfsmitteln nach Aegypten reiste, jetzt aber dort Professor der Botanik an der Militärschule zu Abu-Zabel und Director des botanischen Gartens geworden ist, eine nicht unbedeutende Anzahl neuer Arten, und zwar in den bekanntesten Gegenden des Landes, um Alexandrien und Kahira aufgefunden. Hr. Viviani, dem wir schon einen so wichtigen Beytrag zur Flora von Nordafrica, die Bearbeitug der von Della Cella in der Cyrenaica gemachten Sammlung verdanken, hat nun in den vorliegenden Blättern theils die neuen Arten beschrieben, theils über einige andere nicht hinlänglich bekannte ägyptische Gewächse kritische Bemerkungen mitgetheilt. Einen interessanten Zuwachs haben durch diese Arbeit, besonders die Gattungen Reseda, Tribulus und Trifolium und die Familien der Borragineen und Chenopodieen erhalten: das einzige neu aufgestellte und nach Herrn F i g a r i Figaraea (aegyptiaca) genannte Genus aber, kann nach der Beschreibung (p. 11) und Abbildung auf tab. 1. nichts anderes als Neurada procumbens seyn.

Bg.

Göttingische
lehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

48. Stück.
Den 24. Merz 1832.

Cassel.

:lag von Johann Christian Krieger: Die
)altung des Straßen- und Brücken-
s mit Rücksicht auf möglichste Kosten-Er-
ß, Wohlthätigkeit für die ärmeren Volks-
, und Aufhebung der Frohndienste. Von
Friedrich Fick, Kurhessischem Ober-Bau-
. 1831. XIV und 221 Seiten in gr. 8.
nn irgend ein Theil des Bauwesens auf
Wohl oder Wehe ganzer Gemeinden und
e, ja ganzer Staaten mächtigen Einfluß
t, so ist es unstreitig der Straßenbau.
mögen Prachtgebäude einzelne Städte ver-
hen, und als Denkmäler für späte Nach-
en geschätzt werden; wohl mögen sie wäh-
der Zeit ihrer Errichtung zur Beförderung
Wohlstandes einzelner Gegenden beytragen;
en wird durch Straßenbau und eine wohl-
ichtete Straßenordnung viel Höheres her-
bracht: Lebhaftigkeit des Verkehrs, durch-
nde und wahre Unterstützung der ärmern

Volksklassen, Erhöhung der Cultur, der physischen wie der geistigen. Nicht ohne Grund entlehnt der Beurtheiler der Civilisation eines Volks seinen Maßstab von dessen Sorgfalt für seine öffentlichen Wege. — Von unendlicher Wichtigkeit ist es daher, daß über die wahren Grundsätze des Straßenbaues richtige Ansichten verbreitet werden, jede deßfalsige Bemühung wird des sichersten Lohnes sich zu erfreuen haben.

Der Herr Verf. der vorliegenden Schrift hat seit seiner frühesten Jugend während eines dreyßigjährigen Wirkens in allen Dienstgraden in Königl. Preußischen, Kaiserl. Französischen, Königl. Baierischen und Kurfürstl. Hessischen Diensten über Straßen= und Brückenbauwesen Beobachtungen zu machen Gelegenheit gehabt. Von welcher Art diese Beobachtungen sind, bezeugt nicht bloß diese gehaltreiche Schrift, es bezeugen dieses auch die kurhessischen Straßen, an deren obern Leitung der Herr Verf. seit zwölf Jahren, in welchem Zeitraume sie mit sehr geringen Hülfsmitteln so ungemein verbessert sind, Theil nimmt. Die Hauptabsicht des Herrn Verfs. geht dahin, die Verfahrungsarten bey der Unterhaltung der Straßen ins Licht zu setzen, da die meisten Schriftsteller über Straßenbau sich hauptsächlich auf den Neubau beschränken. 'Während hier nach allen Regeln der Kunst verfahren wird, werden bey der Unterhaltung mitunter die größten Geldsummen und Kräfte verschwendet. Die Unterhaltung soll aber durch möglichste Sparsamkeit die Kräfte sammeln um zu nützlichen und großartigen neuen Anlagen schreiten zu können'. Doch beschränkt sich der Herr Verf. nicht bloß auf die Unterhaltung der Straßen und die Stellung des niedern und obern Baupersonals, er gibt auch beachtungswerthe Bemerkungen über die gebräuch=

[redacted]

n des Neubaues, so wie in fünf Bey-
Vorschriften bey dem Pflasterbau, 2)
gen über den Beschlag der Wagenrä-
len so sehr nachtheiligen Kopfnägeln,
enkschrift über die Sicherung niedriger
an den Mündungen großer Ströme
durch Meeresstürme verursachten Ue-
mungen; 4) Betrachtungen über den
h des Tunnels zu London und die
Methode der Wiederherstellung, wie des
Baues solcher Gänge unter Wasser,
zen spätern Bemerkungen über den Bau
nels unter der Weichsel zwischen War-
Praga; 5) den Kurhessischen Wege-
if von 1819.
Spitze der Abhandlung ist der oberste
der Straßenbauverwaltung: 'möglichst
ite Wirkung mit den möglichst geringen
gestellt. — Der Zweck der Straßen ist
1) dem Reisenden eine feste glatte
a verschaffen; 2) die möglichst beque-
sichere Benutzung derselben; 3) dem
auch übrigens Annehmlichkeiten
n. Diese drey Zwecke werden nun wei-
rt, um zu zeigen, wie sie einander un-
et werden müssen, und wie sie mit mög-
ngem Aufwande von Stoffen und Kräf-
physischen Arbeitskräften und den mora-
räften der Verwaltung) zu erreichen sind.
dem Neubau (S. 2—93) bieten die
reite, Straßenrichtung, der Abhang der
, die Steinbahn nach Wiebeking und
c Adam, die nöthige Vertauschung der
n mit Stein- und Holzpflaster, die all-
Bildung der Steinbahn durch jährliche
rschüttung oder die in Kurhessen soge-
gedeckten Wege, die Dicke der Stein-

denen Ländern bestehende, aber die Straßen verschlimmernde, die Unterhaltung vertheuernde und dem Publicum höchst lästige und drückende Gesetz, welches den Fuhrwerken verbietet, in einer vorher schon eingeschnittenen Geleise zu fahren, und um das Fuhrwerk zum Verlassen derselben zu nöthigen, durch große auf sie gelegte Steine zur Ausführung gebracht wird. Die vom Fuhrwerke in die noch gewölbte Straße eingeschnittenen Spuren mit frischem Deckmaterial auszufüllen, sey mit geringerm Aufwande zu bewerkstelligen, auch dem Reisenden weit vortheilhafter, und befördere die feste Lagerung des Materials schneller, als wenn über die ganze Breite der Straße eine frisch gewölbte Decke von kleingeschlagenen Steinen oder Kies aufgebracht werde, wobey die Steine lange lose auf der Straße bleiben, zum Theil ohne Nutzen zermalmt werden, oder sich zu Rollsteinen bilden, welche die Bindung schwieriger machen. Besser werde die Schonung der Straße durch zweckmäßige Arbeit gefördert. — Eben so unnöthig für die Schonung des Weges, als lästig für das Fuhrwerk sey die abwechselnde Versperrung des Sommerweges und der Steinbahn. — Leider wird es nur zu häufig verkannt, daß der Vortheil der Reisenden der Zweck, und die Straßen nur das Mittel sind.

Es werden nun (S. 114—121) noch die Mittel angegeben, wodurch die Straße auch mit Bequemlichkeit und Sicherheit benutzt werden, und dem Reisenden sonstige Annehmlichkeiten darbieten kann. Endlich sind (bis S. 157) der Berücksichtigung sehr werthe Rathschläge gegeben, wie die Lieferungen und Arbeiten, sowohl für den Neubau, als für die Unterhaltung der Straßen und Brücken zu vertheilen und in Verding

geben sind; wie das Arbeits- und das ver-
ltende Personal einzutheilen ist; und wie zu
fahren seyn möchte, um die der Verwaltung
den Unterthanen gleich lästigen Natural-
iste abzuschaffen und in Geld zu verwandeln.
Möge diese Schrift recht viel gelesen und an-
endet werden, und der Wunsch des Herrn
fs., daß auch andere erfahrene Straßenbau-
mte mit ihren eigenthümlichen Bemerkungen
r die Verwaltung und Unterhaltung der Stra-
an das Licht treten, in Erfüllung gehen.

U.

Paris.

lémoires sur la Grèce pour servir à l'hi-
re de la guerre de l'independance ac-
ıpagnés de plans topographiques par M.
y b a u d ancien officier supérieur au corps
Philhellènes et aide-de-camp du pré-
ınt du pouvoir exécutif du Gouverne-
ıt Grèc avec une Introduction hi-
ique par Alphons Rabbe. Tome I. 1824.
ırnachon-Molin, Libraire. XV und 528
ten in 8. mit einem Plane von Tripolitza.
ne II. 1828. 503 S. mit zwey Plänen von
Gefecht bey Comboti und der Schlacht von
ı.

)er Verf. erklärt in dem Avant-propos, daß
ls Augenzeuge nur die Wahrheit reden wolle,
: zu verschönern. Herr Rabbe habe eine
oductioa, die frühere Geschichte von der
berung durch die Römer betreffend, geliefert,
Herr Michael Schinas, Secretär des Pe-
nnesischen Senats haben die pièces justifica-
s (am Ende der Memoiren) hinzugefügt:
ımens les plus authentiques sur les cir-

constances du soulèvement de la Morée et des îles, ainsi que sur les premières affaires maritimes des Grècs du navarque Jacomaki Tombazi d'Hydra. Auch bemerkt der Verf. noch, daß Herr Schinas dem Herrn Rabbe treffliche Beyträge geliefert habe, 'pour tracer le tableau de l'administration ecclésiastique.'

Die Introduction des Herrn Rabbe enthält nun zuvörderst eine kurze Darstellung der Revolutionen in Griechenland seit der Römischen Herrschaft bis zur Vernichtung des Oströmischen Reichs, und dann den Zustand der Griechen unter dem Joche der Türken, bis zu der Stiftung der Gesellschaft der Philomusa (1814), und der Hetärie. Letztere soll von vier Kaufleuten ausgegangen seyn, die durch den Handel nichts hätten vor sich bringen können, und zwar: 'au moment, wie der Verf. sagt, des malheurs de l'empire français, c'est-à-dire lorsque la Russie prenait sur les affaires de l'Europe cette inespérée et prodigieuse influence, qui lui a fait négliger sa vieille politique tout entière tournée vers l'Orient.' Wann mag aber dieser Zeitpunct eingetreten seyn? Schon seit Peter d. Großen, besonders aber seit Catharina II. hatte Rußland oft einen überwiegenden Einfluß auf die Politik des übrigen Europas; was aber die Vernachlässigung der innern Angelegenheiten betrifft: so ist der Zeitpunct noch nicht eingetreten, und dürfte schwerlich so bald eintreten, den der Verf. andeutet, indem Rußland auch in Hinsicht des Innern im steten kräftigen Entwickeln und Ordnen seiner bedeutenden Kräfte begriffen ist. Diese vier Kaufleute sollen sich denn in Rußland, Deutschland, Italien und Griechenland verbreitet, und sich 'Diener einer mysteriösen und unsichtbaren Macht

ıne puissance mystérieuse, invisible etc.) annt haben, in deren Namen sie dann die pten zu dem großen Werke der Befreyung echenlands anwarben, und für welche sie eine igiöse Achtung, einen unbeschränkten Ge- sam und eine unbegränzte Aufopferung for- ten. Diese Macht, sagt der Verf., habe man ;h genannt, weil sie doch einen Namen hätte en müssen. — Indem der Verf. solche Mähr- ı auftischt, weiß er nichts von dem wirkli- ı Entstehen der Hetärie, wie sie uns von ei- ı kundigen, doch nicht genannt seyn wollen- Manne in den 'Briefen eines Augenzeugen Griechischen Revolution, und in der Denk- ift des Fürsten Cantacuza über die Begeben- en in der Moldau und Walachey in den Jah- 1820 und 1821' dargelegt ist. — Genug, es so wie die ganze Introduction, wel- mit großer Oberflächlichkeit geschrieben ist, iedigt den deutschen Leser schwerlich.

hierauf folgt Précis de l'insurrection de lachie et de Moldavie, von S. 186 — 265, welcher Zeit der Verf. ebenfalls nicht als ıenzeuge spricht, sondern vielmehr als Com- ıtor Wahres und Falsches ohne Critik ver- cht. So wird von Giorgaki (Jordaky) be- ptet, er habe 10,000 Türken getödtet, und ı Beweise wird angeführt: 'que plusieurs isons de boyards et le palais même des podars à Jassy étaient à cette époque ıplis de blessés, qu'on amenait de l'ar- ɘ'; allein so wenig dieser Beweis gelten n: so unglaublich ist diese vorgebliche That- e schon deswegen, weil sich die Zahl der Trup- , die unter Jordaki vereinigt waren, in der klichsten Zeit nach der Gefangennehmung :odors Wladimiresko's höchstens auf 4—5000

Mann belaufen konnten, und die Türken im Lande und in den Festungen dort kaum 10,000 überhaupt stark waren.

Nach diesen Vorerinnerungen, welche die größere Hälfte des ersten Bandes füllen, beginnt der Verf. sein eigentliches Werk, und wir finden daher S. 267 den Haupttitel 'Mémoires sur la Grèce pour servir à l'histoire de la guerre de l'independance' wiederholt. Diese Mémoires zerfallen im ersten Bande in XII Kapitel, der zweyte Band enthält dann die Kapitel XIII — XXXV und endet mit der Einnahme von Napoli di Romania und den letzten Ereignissen im westlichen Griechenland, während des Jahres 1822. In diesem Theile seines Werks verdient der Verf. zum Theil als Augenzeuge mehr Glauben. — Er befand sich unter den Französischen Officieren, welche im Jahre 1820 unter der Reduction begriffen waren. Bey der Nachricht von der Moldauischen Insurrection entschloß er sich, dem unterdrückten Volke der Griechen zu Hülfe zu eilen, und so verließ er, in Begleitung mehrerer andern Französischen Officiere, den 18. Julius 1821 auf einem Hydriotischen von Alex. Maurocordato ausgerüsteten Schiffe, welches nach Marseille gekommen war, um dort Waffen und Munition einzukaufen, Frankreich. Sie landeten den 2ten August bey Missolunghi, wo sie 'als die ersten Franken, welche Griechenland zu Hülfen eilten', mit Freudengeschrey empfangen wurden. Im zweyten und dritten Kapitel entwickelt der Verf. dann die Ursachen und den Anfang der Revolution in Morea bis zu der Ankunft Maurocordato's bey der Armee, und schildert recht gut die Intriguen der 'Russischen Partey' und der 'Partey der Primaten' gegen einander,

der Freyheitskampf sogleich im Anfange
en Schwierigkeiten verbunden war. In-
ist das V. Kapitel, weil es die Lage
hischen Streiter sehr gut schildert, und
aphischer Hinsicht mehrere interessante
von den Gegenden zwischen Patras
olitza liefert, wohin der Verf. mit Mau-
sich begab, um sich den Truppen Ypsi-
anzuschließen, und das VI. wegen der
ng der Anführer der Griechen im Lager
olitza, wobey Demetrius Ypsilanty in
inстigen Lichte erscheint, aber vielleicht
on dem Verf. etwas zu hart beurtheilt
eil er ein entschiedener Anhänger Mau-
's ist. Kann doch der Verf. selbst nicht
daß die Soldaten sich empörten, als
wegen der Intriguen der Primaten
Geistlichkeit den Griechischen Boden wie-
sen wollte, daß er nur 'Seigneur' von
aten genannt wurde, und daß nach der
e von Tripolitza, während seiner Abwe-
r nur die Disciplin in der Griechischen
ieder herstellen konnte. Eine größere
zu handhaben, wie der Verf. es ver-
var damals noch schwerlich an der Zeit.
weyte Theil beginnt mit der Abreise
's nach Argos, und entwickelt die er-
chen seiner Streitigkeiten mit Coloco-
er den Oberbefehl in Tripolitza forderte
elt, obgleich Ypsilanty einen andern
Seferi schon zum Gouverneur der Stadt
hatte. Nach Erzählung unbedeutender
vor Napoli die Romania, welches be-
urde, kommt der Verf. im XIV. Kap.
urocordato zurück, der drey Monate
Patras aus das westliche Griechen-
Arta durchreist war, um die Einwoh-

ner daselbst für den Freyheitskampf zu begeistern. Dieser kehrte darauf zurück, um, wie jetzt jedermann weiß, als Rival Ipsilanty's aufzutreten. Der Verf. aber macht ihm große Lobeserhebungen. Il ne prenait aucune qualification ambitieuse, se présentant partout comme médiateur et comme frère. Sa modestie, sa sagesse lui acquirent dès lors une grande popularité surtout parmi les hommes, qui voulaient sincèrement le bien de leur pays. Son infatigable activité et ses rares talents lui assurèrent la confiance générale. Wäre er aber wirklich nur als Vermittler aufgetreten, so hätte er die Eintracht im Griechischen Heere unter dem Oberbefehle Ipsilanty's zu erhalten gesucht, er hätte nicht einen besondern Senat in Missolunghi organisiert, und dadurch die Eintracht der Verwaltung gestört und die Kräfte zersplittert. Sein Beyspiel bewirkte die Organisation eines dritten Senats in Ostgriechenland (Salona) unter Th. Negri, und die endliche Revolution durch den Generalconvent von Epidauros, wodurch die Executiv-Gewalt von der gesetzgebenden getrennt, und die Einigkeit selbst der bestehenden Regierung gestört wurde. — Der Verf. spricht von diesem Vorwurfe, den man mit Recht Maurocordato gemacht hat, nicht. Er führt uns vielmehr dann im XV. XVI. XVII. XVIII. und XIX. Kapitel nach Athen, wovon er einige unbedeutende Nachrichten mittheilt, auf eine Expedition nach Thessalion, wohin er mit Sala geschickt wurde, um dort die Kämpfer für die Griechische Freyheit zu unterstützen, und, welche aus Mangel an Hülfsmitteln (S. 134), und weil der Führer dieser Expedition zu lange zögerte, mißlang. — Nach dieser zu wortreichen Abschwei-

[redacted]

ing, deren Hauptresultate in wenigen Zeilen itten gegeben werden könne, kommt der Verf. n XXI. Kapitel auf die Constitution von Epi-aurus zurück, welche nach seiner Versicherung ößtentheils ein junger Römer Gallina aus-beitete, und die nun in den neuesten Zeiten, egen ihrer Aehnlichkeit mit den Constitutionen Spaniens und Italiens selbst den mildesten Re-ierungen Veranlassung gab, den Griechischen reyheitskrieg mit den Revolutionen in Italien, nd der Pyrenäischen Halbinsel zu vergleichen, nd deshalb die gehofften Früchte des Freyheits-ampfes verkümmerte. Der Verf. verließ die ben erwähnte Expedition nach Thessalien en so wie die meisten andern Officiere. Nur zinsky blieb Sala treu, und begleitete ihn; ein Sala wurde geschlagen, verlor alle seine nonen und mußte mit Lezinsky in die Ge-ge flüchten. Vergebens sucht der Verf. hier zu entschuldigen, daß er den Auftrag, Sala folgen, nicht achtete, als dieser seiner Mei-g nach zu lange Vorbereitung in den Inseln . Man sieht, daß er selbst nicht wenig ald daran ist, wenn die Expedition nach salien mißglückte.

as XXIV. Kapitel handelt von dem Blut-in Chios, von dem der Verf. indeß nicht ugenzeuge spricht. Er war damals in Co-, von wo aus die Regierung leider zu spät Hülfe nach Chios schickte, und manche chten werden hier mitgetheilt, welche den n Consuln nicht zur Ehre gereichen. Die rung von Athen und die Bildung der hei-Schaar oder der Philhellenen beschäftigt rf. im XXV. Kapitel; und im folgen-leitet er den Präsidenten der executiven

Gewalt Maurocordato nach Westgriechenland. Von diesem Zuge spricht er als Augenzeuge, da er unter dem General Normann im Generalstabe nebst Boutier als Lieutenant-Colonel diente. Zur Erläuterung der Gefechte bey Comboti und Peta, liefert er am Ende des zweyten Theiles ein paar Pläne, die gut gestochen sind, und die schwierige Lage der Philhellenen deutlich machen. Maurocordato hatte kaum 3000 Mann zu dieser Expedition zusammengebracht, und viele von diesen verliefen sich noch unterwegens. Die Philhellenen waren selbst unter sich uneinig, und so kann der Verf. wohl mit Recht sagen: 'Nos forces contrastaient assez ridiculement avec le but de cette expédition', und doch vertheidigt er Maurocordato wegen des tollen Einfalls, mit diesen wenigen Truppen Epirus und Albanien erobern zu wollen! Bey Peta opferte er die Philhellenen auf, die er zur Organisation der übrigen Truppen hätte gebrauchen können, und mit Mühe entkam der Präsident selbst, nachdem er die gute Meinung, die man von ihm gehegt, verloren hatte. Größer erscheint, trotz des Tadels des Verfs., der vorsichtigere Ipsilanty, der bey der Darstellung der Schlacht von St. Giorgio gegen Mohammed Dramali die gerechten Lobsprüche des Verfs. wieder einerntet (S. 373). — Die zu große Vorliebe für Maurocordato und Colocotroni abgerechnet, ist das Werk zur Aufklärung mancher Ereignisse des Griechischen Freyheitskampfes, während der ersten Jahre sehr gut zu gebrauchen. Auch geographisches Interesse gewährt es hin und wieder, indem es nicht bloß Geschichte sondern zum Theil auch eine Reisebeschreibung ist. — Unter den pièces justificatives vermissen wir ungern die Constitution von

pidaurus, welche der Vf. als bekannt nicht mit
druden ließ.

Kruse.

Bonn.

Bey Weber, 1831: Hitopadesas id est
istitutio salutaris. Textum codd. mss. col-
tis recensuerunt interpretationem latinam
: annotationes criticas adjecerunt Augustus
uilelmus a Schlegel et Christianus Las-
en. Pars II. Commentarium criticum
mens. XVI u. 203 S. in 4.

Dieser Commentar ist von dem zweyten der
uf dem Titel genannten Herausgeber: der er-
ere hat jedoch, vorzüglich im Anfange, über
ehrere schwerere Fälle seine Ansicht hinzuge-
igt. Nicht bloß die Vergleichung der Varian-
n und eine Beurtheilung der in kritischer Hin-
cht zweifelhaften Textesstellen findet man hier:
uch die Erklärung mancher schwerern und sel-
nen Wörter und Formen ist eingemischt, und
ist dieses wohl der wichtigste Theil des
uchs. Herr Lassen zeigt eine sehr genaue und
mfassende Kenntniß des Sanskrit und der ihm
äher oder entfernter verwandten Sprachen: auch
ie aus Mangel an Hülfsmitteln schwerer zu
werbende Bekanntschaft mit der Vedasprache
eht ihm zu Gebote. Seine Belesenheit in
en indischen Grammatikern erweiset sich nicht
lten als heilsam: denn den Umfang und das
eußere der Sprache lernt man aus ihnen am
chersten; und wenn es nach einigen Stellen
cheint, als ob der Verfasser die Ansichten der-
lben auf Kosten anderer Wahrheiten zu hoch
hebe, so meint er doch dieses nach S. XI der

Vorrede im Grunde nicht so streng. Das Wahre dabey wird wohl im Indischen, wie im Arabischen nach des Ref. Ueberzeugung, dieses seyn: daß die einheimischen Grammatiker und Scholiasten zwar der Thatsachen wegen sehr fleißig studiert, aber in der Ansicht über diese Thatsachen nicht als einzig sichere Autorität betrachtet werden müssen. — Ref. würde gern, wenn hier der Ort dazu wäre, viele vortreffliche Ausführungen des Verfassers weiter berühren; er kann die Kenner des Sanskrit, denn für diese ist das Werk vorzüglich nur geschrieben, und alle welche tiefer in diese Sprache eindringen wollen, nur hinweisen auf den Gebrauch dieses Werks. Ueber eine Sache jedoch, die der Verfasser so viel Ref. weiß, wieder zuerst zur Sprache gebracht hat, stehe hier eine besondere Bemerkung. S. 124 meint der Verfasser, man könne bey Causalverben bisweilen den Accusativ âtmânam d. h. se supplieren. Wie dieses aber möglich ist oder als Regel aufgestellt werden kann, erhellt gar nicht; und Ref. zweifelt, ob die so ausgedrückte Bemerkung überhaupt richtig sey. Die Fälle, welche hieher bezogen werden können, sind sehr verschiedener Art: was aber das Wort darçajâmâsa, worauf der Verfasser sich stützt, betrifft, so geht es gewiß vom Medium aus (er ließ sich sehen — zeigte sich); nur daß das Medium in jener einzelnen Form des umschriebenen Perfectum sich zufällig äußerlich nicht unterscheiden läßt. Die Stelle Bhag. G. II, 4 gehört aber gar nicht hieher. — Der dritte Theil wird durch die noch fehlende Uebersetzung das nützliche Werk vollenden.

G. H. A. E.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

49. Stück.
Den 26. Merz 1832.

Philadelphia.

Grammatical Sketch and Specimens of the Berber language; preceded by four letters on Berber etymologies; adressed to the President of the Philosophical society (P. Duponceau Esq.) by William B. Hodgson, Esq. 1831. 48 S. in 4.

Diese merkwürdige Schrift, welche dem Ref. aus Philadelphia zugesandt wurde, weil er einigen Antheil an der Entstehung der hier angestellten Untersuchungen hat, besteht zum Theil aus Vorlesungen, welche in den Transactions der dortigen Philos. Society erscheinen werden, aber auch besonders abgedruckt sind. — Ihr Verfasser W. Hodgson, jetzt in dem auswärtigen Department zu Washington angestellt, war zunächst vor der französischen Eroberung Americanischer General-Consul in Algier. Bekannt mit den Schriften des Ref., und aufmerksam gemacht durch sie, machte er es dort zu einer Aufgabe für sich, sich mit den Stämmen der Berbers und ihrer

Sprache genauer bekannt zu machen, wobey es ihm zu statten kam, daß er in Algier einen jungen Cabylen in seine Dienste bekam, der außer seiner Muttersprache auch Arabisch verstand. — Unter der allgemeinen Benennung der Berbers werden bekanntlich die einheimischen, von den Arabern oder Mauern verschiedenen, Völkerschaften des innern Nord-Africas, des alten Libyens, begriffen. Die Verwandtschaft und Beschaffenheit dieser Völker, ihre Lebensart und Sprache kennen zu lernen, ist daher eine für die Völker- und Sprachenkunde sehr wichtige Aufgabe, zu deren Auflösung wir zwar durch neuere Reisende einige Beyträge erhalten haben, doch hatte noch keiner derselben sich mit ihrer Sprache bekannt gemacht. — Der Verf. ging davon aus nachzuforschen in wie weit alte Namen, theils von Städten, Bergen, Flüssen, theils von Gottheiten aus der Berber-Sprache sich erklären ließen, wie die Namen Atlas, Tunis, Augela, Ampsaga, Nil, Ammon ꝛc. und findet Deutungen derselben auf, die oft, aber nicht immer, passen. Die Etymologien von Namen, die noch nicht durch Schrift fixiert sind, sondern nur aus dem Munde aufgeschrieben werden, können nicht anders als sehr schwankend seyn. Der Atlas z. B. heißt bey den Berbers Adhraes, Adras, Edrarin, Adderim, welches an das Dyrin bey Strabo erinnert. Thala bedeutet eine verdeckte Quelle, Ampsaga Wald, Augela Fruchtbarkeit, Wohlhabenheit, Ammon Wasser oder Fluß u. s. w. Das Streben des Vfs. ging nun besonders dahin zu erforschen wie weit sich die Berber-Sprache verbreitet habe? Zu den Berbers gehören die Mozabis, die auf einer Oase 300 Engl. Meilen südlich von Algier wohnen; die Bisharies, die südöstlich bis zum Arabischen Meerbusen hin ihre Sitze haben; die Wadregans und

geland, schwarze Stämme; die Cabylen oder
gbewohner. 'Their dialects are identi-
y the same, presenting only modifications
he great language of the Atlas; such as
in all countries produced by habitudes
climate. — I have conversed with the
ibitants of Dra, Tafilet, Tuat, Tegaza,
irghela, Ghadamer, Djerbi, Gharian, and
e found the Berber language identically
same in all these places.' Es herrscht also
: Sprache queer durch Africa, von dem Ara-
en Meerbusen bis Marocco, sowohl an der
seite des Atlasgebirges, als bey den Stäm-
der Wüste. Dagegen aber sind die Tibbos
troglodytischen Aethioper Herodots) ein we-
ich verschiedener Stamm; sowohl der Sprache
dem Aeußern nach (S. 28); da sie bereits
Negern angehören. Als ein Hauptzweig der
)ers sind dagegen die Tuariks zu betrachten,
welche der Verf. mehrere interessante Nach-
en mittheilt, wodurch die der früheren Rei-
n theils bestätigt, theils erweitert werden.
: Wohnsitze reichen von Fessan bis Bilma und
nu, im Süden bis Haussa und andere Ne-
aaten, im Westen bis Tuat; nördlich gehen
icht über Murzuk und Gadamer hinauf. Auch
Hodgson sind sie ein weißes Volk. Sie
Nomaden; Handel, vor allem Sclavenhandel,
re Hauptbeschäftigung; die Märkte von Mur-
werden von ihnen mit Sclaven versehen.
Caravanen betreiben den Handel mit Fessan
Sudan. Der Name Tuarik bedeutet in
Berbersprache Stämme. Der Singular ist
a, im Plural Tuerga, welches Tuareg aus-
ochen wird. Es entspricht dem Arabischen
)le oder Kabail, wie sie in dem Atlas ge-
t werden. — Auf die Frage: ob es einen

Gemein-Namen für die einheimischen Völker von Nord-Africa gibt? antwortet der Verf., daß der Name Berber, im Pluralis Beraber, allgemein als solcher von diesen Völkern anerkannt wird. I have conversed with the natives of Marocco and of Tripoli, and every where the earlier Africans call themselves Beraber. Will man diese Sprache nicht für die Altlibysche gelten lassen, so frägt man mit Recht: wie denn diese untergegangen seyn sollte? Der Vf. stimmt darin mit dem Ref. überein, und da er sich wiederholt auf die Untersuchungen von letzterem über die Völker des alten Africas bezieht, so konnte es diesem kein geringes Vergnügen gewähren, daß er sie in ihren Resultaten als durchaus wahr und gegründet erklärt (S. 30. 36). Gewiß die beste Recension!

Es bleibt uns noch der letzte Abschnitt übrig, über die Grammatik der Berbersprache: A grammatical Sketch of the Berber language. Der erste Versuch dieser Art, denn die Vorgänger hatten nur einzelne Wortproben gegeben, und dieß von einer Sprache die keine eigene Schrift hat. Das Alphabet dessen man sich bedient, ist das Arabische. Aber von den Buchstaben desselben sind einzelne ausgeschlossen und fünf hinzugefügt. Der Artikel ist Ees, z. B. Ees Khamsa die Fünf. Bey der Declination wird der Plural durch die hinzugefügte Sylbe an gebildet, z. B. Argaz ein Mann, Ergazan die Männer. Die Endungen der Casus bleiben unverändert. Sie werden nicht durch Flexionen, sondern Präfixa gebildet. Es gibt keinen Dualis. Die Pronomina personalia unterscheiden die Geschlechter. Nekkee Ich, ist Mascul., Nekkonee, Femin.; Khetohee Du, Mascul., Kemmee Femin. — Bey den Verbis ist der Imperativ die Wurzel, von der die andern Modi und Tempora abgeleitet werden. Bey der

Conjugation wird auch das Masculinum und Fe-mininum unterschieden. Nekkeo adhsenlagh (ich spreche) Mascul., Nekkeenih adhsenlagh Femin. Es werden von allen vollständige Paradigmata mitgetheilt. — Zuletzt Proben der Berber-Poesie. Rhythmus und Metrum werden genau beobachtet. Auch hat sie den Reim. Wir glauben den Sprachforschern einen Gefallen zu thun, wenn wir eine Probe davon mittheilen; Proben aus einer so weit verbreiteten Sprache, von der bisher nur einzelne Wörter durch Reisende gegeben sind, können nicht anders als erwünscht seyn. Es ist ein Lied, welches die Weiber singen, wenn die Männer truppweise nach Algier gehen, um sich dort etwas durch Arbeit zu verdienen.

Song.

A widden dhedheesents adhich aminsee
Egan gara sanoee.
A hath kildjennan aghkadem latseman
Aghrom dhemasas, ishtok eghaman
Athemelewin, hoozzimts thefrewin
Abreed elhamma, limbeth ghoorewin
Shiagh adhleel arnegh oola adhlaoonais
Aghra lezair anidha ekhadem elkais
Ai, Sidi Yahaja! abab netsa hooth
Afoojagh adhnoob, argas thamattooth.

Translation.

I wish to go with them to partake of the Aminsee *)
To enjoy with him the pleasures of love.
He is working in the garden, earning the tseman **),
Eating saltless bread, and longing for his home.
Dove! Speed thy wings in flight,

*) Aminsee, die Abendmahlzeit der Kabylen.
**) Tseman, eine kleine Münze.

Speed to El-hamma*), there pass the night:
Bear my ear-ring, and even my neklace
To Algiers, where the good man is working.
Oh, Sidi Yahaja **)! thou blessed father,
Pardon the sins of the man and his wife!

Die poetischen Züge sprechen durch sich selbst. Das ungesalzene Brot, als Zeichen der Armuth in einem Lande, wo das Salz zu den Kostbarkeiten gehört, ist echt national! Hn.

Elberfeld.

Im Verlage von Heinrich Büschler, 1829: Eusebii Emeseni quae supersunt Opuscula Graeca, ad fidem codicum Vindobonensium et editionum diligenter expressa et adnotationibus historicis et philologicis illustrata a Jo. Christiano Guilielmo Augusti, philos. et theol. doct. ejusdemque in universitate Borussica Rhenana P. P. O. P. 192 S. in gr. 8.

Seit Peter Lambecius (1671) war es den Gelehrten nicht unbekannt, daß die Kaiserl. Hofbibliothek zu Wien zwey Handschriften besitze, in denen Werke des in der ersten Hälfte des vierten Jahrhunderts blühenden Eusebios aus Edessa, Bischofs zu Emesa (Hemesa, Chemz, Hems) in Cöle-Syrien vorhanden sind. Die eine von diesen (Cod. theol. Gr. 249, nach Nessel 307) enthält nämlich drey Homilien, 1) *Μακαρίου Εὐσεβίου λόγος περὶ παρουσίας Ἰωάννου ἐν τῷ ᾅδῃ, καὶ τῶν ἐκεῖσε ἐγκεκλεισμένων.* 2) *Λόγος τοῦ αὐτοῦ εἰς τὴν προδοσίαν.* 3) *τῇ μεγάλῃ παρασκευῇ τοῦ μακαρίου Εὐσεβίου λόγος εἰς τὸν διάβολον καὶ εἰς τὸν ᾅδην μετὰ τὸ παραδοῦναι ὁ Ἰούδας τὸν Κύριον.* Von dieser

*) El-hamma, ein Platz neben Algier.
**) Sidi Yahaja, ein berühmter Marabut oder Heiliger.

letzten liefert die zweyte Handschrift (cod. theol. Gr. 276, nach Nessel 284) eine zweyte Ausgabe sehr abgekürzt und mit vielen Veränderungen im Einzelnen, unter dem Titel πρὸς τοὺς Ἰουδαίους κατασυλλογισμός. Beide Ausgaben sind durch die öffentliche Mittheilung derselben in einem academischen Programme von dem Hn. Oberconsistorialrath Dr. Augusti (Bonn 1820) bereits allgemeiner zugänglich gemacht und beachtet worden; und jetzt treten sie zum zweyten Male in einer verbesserten Gestalt und in Gesellschaft der beiden ersten bisher unedierten Homilien vor die Augen des Publicums. Sie füllen zusammen nur 35 Seiten. Dann folgen S. 36—39 zwey dogmatische Bruchstücke des Eusebios aus Theodoret (Op. 4, 258 flg. Ausg. von Schulze) über die Worte des neuen Testaments ἀπέθανεν ὁ Χριστὸς ὑπὲρ ἡμῶν. Endlich haben die Catenae Patrum Graecorum dem Herausg. noch einige exegetische Bruchstücke über das alte und neue Testament geliefert S. 46—56, wozu nachträglich S. 185—189 noch acht Numern aus Montfaucon's Hexapl. Origenis 1, 16. 21. 22. 26. 33. 120 und aus J. Chr. Wolf's Anecd. Gr. 3, 146 flg. kommen. Ob aber diese gesammelten Stellen alle den Bischof von Emesa, oder irgend einen andern der sechzig Männer, die unter dem Namen Eusebios vorkommen, zum Verfasser haben, läßt sich, da namentlich die Catenae sie nur unter dem Namen Eusebios ohne weitere Bezeichnung anführen, kaum mit Wahrscheinlichkeit bestimmen.

Beynahe drey Viertel des vorliegenden Bandes nehmen die historischen und philologischen Bemerkungen ein, die in drey Kapitel zerfallen. Das erste Kapitel erörtert die Nachrichten über die Lebensumstände und die Schriften des Eusebios Emesenus mit gründlicher Ausführlichkeit. Nach Angabe der Quellen, bey deren Betrachtung der

Verlust einer besondern Biographie dieses einst sehr hochgeschätzten Schriftstellers von Georg, Bischof zu Laodice, nicht genug bedauert werden kann, und nach Verweisung auf die wichtigsten neuern Hülfsmittel, wird die Aufmerksamkeit besonders auf die Schule von Edessa hingelenkt, der Eusebios seine erste klassische und theologische Bildung verdankte, und die damals neben Antiochien und Alexandrien den ersten Rang unter den Lehranstalten des Orients behauptete. Als Lehrer in seinen exegetischen und homiletischen Studien werden Eusebios von Cäsarea und Patrophilos aus Skythopolis genannt, eine Nachricht, aus welcher zugleich die Lebenszeit des Schülers im Allgemeinen hervorgeht. Zunächst wird sein Aufenthalt in Antiochien, und die Veranlassung seiner Flucht von da nach Alexandrien untersucht, wo er nach seiner spätern Rückreise nach Antiochien kraft eines Synodalbeschlusses (341) dieser Stadt den durch die Entfernung des Athanasios erledigten Bischofsstuhl einnehmen sollte, aber diese Ehre ablehnen zu müssen glaubte. Bald darauf wurde er jedoch zum Bischof von Emesa ernannt, wo er auch mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, weil die Emesener ihn im Verdachte der Mathematik oder Astrologie hatten. Hernach scheint er mit dem Kaiser Constantius in nähere Verhältnisse getreten und zu Antiochien etwa 359 gestorben zu seyn. Zuletzt werden die Zeugnisse über Eusebios als Schriftsteller und die vorkommenden Titel seiner verloren gegangenen Werke zusammengestellt und commentiert. — Das zweyte Kap. handelt von dem Character und der Disposition der Eusebischen Homilien. Das dritte Kap. bildet einen sehr ausführlichen Commentar über die genannten Homilien und die dogmatischen und exegetischen Bruchstücke.

G. H. B.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

50. 51. Stück.
Den 29. Merz 1832.

Nürnberg.

Bey Friedrich Campe: Entstehung und erste Schicksale der Brüdergemeinde in Böhmen und Mähren, und Leben des Georg Israel, ersten Aeltesten der Brüdergemeinde in Groß-Polen. Als Beyträge zu einer Slavischen Kirchengeschichte, herausgegeben von Georg Wolfgang Carl Lochner. 1832. 164 S. in Octav.

Ueber die Entstehung der ersten und ältesten Brüderkirche in Böhmen und Mähren scheint ein heiliges Dunkel zu ruhen, das ungeachtet mehrerer Versuche, die besonders seit der Zeit, da die Herrenhutische Gemeinde aus ihnen herauswuchs, zu seiner Aufklärung gemacht wurden, sie niemals völlig und förmlich gefunden hat. Fast möchte man glauben, daß man nicht recht Lust dazu hatte, und bey denjenigen, welche die durchgängige Uebereinstimmung des Glaubens der ersten Brüdergemeinde mit dem Glauben Luthers vertheidigten und vertheidigen zu müssen glaubten, wie bey Zinzendorf und den

ersten Herrenhutern mochte es auch wirklich der Fall seyn, daß sie ihre Untersuchungen auf eine Art anstellten, welche sie auf keinen Zweifelsgrund führen konnte; doch wie es damit seyn mochte, denn möglicherweise konnte ein Theil der Schuld auch darin liegen, weil die Aufklärung nur aus Quellen geschöpft werden konnte, die wenigen zugänglich waren und noch von wenigern benutzt werden konnten, nämlich aus slavischen, so muß sich der Werth davon erhöhen, wenn auch nicht die späte Aufklärung, welche sie jetzt durch Hn. Lochner erhält, durch die Umstände der Zeit noch ein besonderes Zeit-Interesse erhielte. Dieß wird uns am Ende sichtbar werden, denn zuerst wollen wir bloß kürzlich auszeichnen, was die Geschichte von den Thatsachen erwähnt, aus denen sie hervorgeht.

Was Herr Lochner daraus herausgefolgert hat, dieß ist mit einem Worte nichts anders, als daß die erste Brüdergemeinde in Böhmen aus einer der Parteyen herauswuchs, welche sich nach der Ermordung von Hüß und Hieronymus zu Konstanz unter den gegen die päbstliche Autorität protestierenden Böhmen gebildet hatten. Nach dem verschiedenen Grade ihrer größeren oder kleineren Begeisterung für den Glauben, den sie vorher aufgefaßt hatten, und ihrer Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer gänzlichen Reformation der Kirche, mußte auch ihr Parteygeist sehr verschieden seyn. Die eine Partey, die gemäßigtere, die durch die Magister der Universität zu Prag repräsentiert wurde, und deren Hitze noch die Leitung einer menschlichen Klugheit zuließ, und selbst dem Einfluß sehr menschlicher Gründe zu Zeiten nachgab, beschränkte ihre Forderungen auf den Genuß des Kelchs, auf freye Predigt, und eine bestimmte Sitten-

orm der verdorbenen Geistlichkeit. Die an-
te, durch einen wildern Parteygeist furchtba-
:, meistens nach ihrer befestigten Lage auf
m Berge Tabor, die Taboriten genannt, ging
f eine gänzliche Verwerfung aller Menschen-
zungen, sowohl in der Lehre als im Leben, und
mit auf Zerstörung aller menschlichen gesellschaft-
hen Ordnung aus. Die letzte Partey zerschlug
h aber nach Ziskas Tode im J. 1424 wieder
zwey Theile, die eine Anzahl von ihnen blieb
iter ihrem Anführer, Procop dem Großen, ei-
m böhmischen Edelmann, der die Priester-Or-
nation angenommen, und sich schon unter Ziska
)r ausgezeichnet hatte, völlig bey ihren Mei-
ingen, da sich hingegen eine Anzahl von ihnen,
e sich nach Ziskas Tode als verwaist ansahen,
id deswegen den Namen Waisen am gernsten
if sich übertrug, unter der Anführung eines an-
rn Procop, der aus einem Kloster zu ihnen ge-
ufen war, sich mehr zu den Pragern hinneigte,
id in manchen Puncten mit ihnen harmonierte.
ndessen handelten diese Parteyen gemeinschaft-
h gegen die Katholiken, bis sie im J. 1431
h bewegen ließen, das Concilium zu Basel,
if das sie eingeladen waren, zu beschicken, und
m ihre vier Artikel, unter denen sie sich mit
r Kirche wieder vereinigen wollten, übergaben.
war wurden auf dem Concilio die Unterhand-
ngen darüber abgerissen, und die Gesandtschaft
iste wieder heim, ohne daß der Friede geschlos-
n wurde, aber das Concilium, das schon die
deutendsten unter ihnen gewonnen hatte, schickte
nen eine Gesandtschaft nach, und diese schloß
ı kurzer Zeit mit der zahlreichern Partey einen
ergleich, bey dem sie gegen die einzige Forderung,
ıf die sie unklugerweise den größten Werth ge-
ßt hatten, gegen die Freylassung des Kelchs im

[43] *

Abendmahl alle ihre Forderungen aufgaben. Dieß gab das Signal zu ihrer beständigen Trennung. Die Partey, die sich mit der Kirche wieder vereinigt hatte, sah jetzt die Taboriten und die Waisen mit gutem Grunde als eben so bittere Feinde von sich an, als die entschiedensten Katholiken seyn konnten. Die letzten schienen ihre feste Lage auf dem Berge Tabor zum Sitze ihres Reiches machen zu wollen, errichteten hier eine eigene Kirche und ein eigenes Presbyterium, an dessen Spitze sie ihren Bischof Martinus stellten, und benahmen sich so widerspenstig, daß der ganze böhmische Adel überzeugt wurde, es könne kein Vergleich zu Stande kommen, also auch keine Ruhe ins Land kommen, so lange diese Sectirer ihre Macht behielten, sich mit der Partey der Calixtiner vereinigte, und im J. 1434 in dem bekannten Treffen zwischen Kreuzin und Böhmisch-Brodt sie angriff, ihre zwey Anführer, die beiden Procope erschlug, und ihre militärische Macht auf immer vernichtete. Sie verlor wenigstens auf einige Zeit ihren Stolz, aber nicht ihren Geist und ihren Muth, denn bey dem Zustande des Landes fanden sich Männer unter ihren Gegnern, denen damit gedient war, ihren Samen nicht ganz aussterben zu lassen. Das geistliche Oberhaupt der Calixtiner, der bekannte Rokikzana, dem das Erzbisthum Prag versprochen war, wenn der Vergleich zwischen der Kirche und den Dissidenten zu Stande kam, wartete bisher immer noch auf die päpstliche Bestätigung, und sah voraus, daß er sie noch lange umsonst erwarten würde. In dieser Lage war es ihm erwünscht etwas zu haben, womit er die Römische Curie schrecken konnte, daß es immer noch im Lande eine Partey gebe, welche auf die Trennung von ihr noch eifriger als vorher bestehe, und deswegen suchte er eifrig jede

Gelegenheit auf, den Zusammenhang, in welchem er ehemals mit ihr gestanden hatte, ferner zu unterhalten. Auch wollte Rokikzana das Ansehen haben, als ob er bloß aus Gründen der Mäßigung und der Klugheit der Römischen Partey so viel nachgegeben habe, und in der Hauptsache mit denjenigen einstimmig sey, die eine weitere Reform in der Lehre und im Leben der Geistlichen verlangten. Er nahm daher eine Partey von ihnen, die sich in Mähren in der Stadt Cocaza oder Comerziz, die dem Bischof von Olmüz gehörte, vereinigt hatte, um eine ganz reine Kirche zu bilden, sehr freundlich auf, ermunterte sie zur Standhaftigkeit unter der Verfolgung ihres Bischofs, und nahm ihr Bekenntniß, das sie ihm übergaben, mit so viel Beyfall auf, daß sie daraus die Hoffnung schöpften, er würde sich noch ganz und öffentlich für sie erklären; als sie ihn aber aufforderten, daß er ihre Sache zu der seinigen machen und sich an ihre Spitze stellen sollte, da konnte er nicht mehr länger zurückhalten. Er sagte ihnen, daß die Sache gefährlicher sey, als sie glaubten, denn wenn er ihnen folgte, so würde er nicht nur sie selbst der größten Gefahr aussetzen, sondern seine ganze bisherige Wirksamkeit würde völlig verloren seyn. Er bat sie deswegen unumwunden, daß sie doch ihn aus dem Spiel lassen, und sich selbst in ihrem Namen und für ihre Person von der Kirche absondern möchten, wenn sie der Geist dazu triebe, und wenn sie überzeugt seyen, daß man in der Gemeinschaft einer so verdorbenen Kirche nicht selig werden könne, auch erbot er sich, ihnen von dem neuen Könige Podiebras einen Ort auszuwirken, wo sie ruhig leben und völlig ihrem Gewissen gemäß Gott dienen könnten. Dieß Versprechen hielt er auch, denn der König wies

ihnen auf seine Verwendung die Herrschaft Liticz im Riesengebirge als sicheren Zufluchtsort an, wohin sich jetzt die Gemeinde zurückzog, und sich immer weiter in die Form einer eigenen für sich bestehenden kirchlichen Gesellschaft hinein organisierte. Dieß war nun die Partey aus welcher die Böhmisch-Mährische Brüdergemeinde allmählich sich bildete, die auch diesen Namen annahm, denn man findet keine Spur, daß sie von den alten Waldensern etwas angenommen, oder sich etwas von ihnen zugeeignet hätte. Es fiel ihr selbst niemals ein, ihren Ursprung mittelbar oder unmittelbar von diesen abzuleiten, denn es gab seit langer Zeit in Böhmen und Mähren keine Waldenser mehr: aber Brüder hatten sich schon die Hussiten genannt, und sie liebten selbst von diesen abzustammen, so wie sie auch ihre ersten Prediger und Kirchendiener bloß aus diesen bekamen, die sich schon ehemals unter den Hussiten durch besondern Eifer ausgezeichnet hatten. Daher findet man die Namen eines zweyten Gregor, der ein Schwestersohn von Rokikzana war, Matthias von Conwald, Thomas Przelaucius, Elias Chrzenovius, Holar, Vitus und besonders Michael von Schneeberg unter ihren Vorstehern erwähnt, wiewohl noch alle kirchlich von ihr nach einem neuen und eigenen Gebrauch ordiniert wurden. Die jetzt so sichtbar von der übrigen Kirche getrennte Secte bekam immer noch Zulauf, und die Zeit der Ruhe benutzte sie, sich immer mehr auszubreiten, was auf der andern Seite zu ihrem Verderben ausschlug. Sie errichteten daher an vielen Orten besondere Gemeinden, beschlossen ohne Krieg sich allen Gefahren für die reine Lehre Jesu geduldig zu unterziehen, auf jeden Ausfall ihrer Feinde, und alle Gefahren des Märtyrerthums beständig ge-

zu seyn, und nur auf die Verbreitung einer
n Lehre und festen Beobachtung einer christ-
Kirchenzucht bedacht zu seyn. Selbst die
netere Form, die sie in ihre Einrichtungen
cht hatten, reizte die Mißgunst sehr Vieler,
isher ihnen wohlgewollt, ja selbst sie geför-
hatten; ja Rokikzana selbst, der ihnen ihr
en unabhängig zu werden, nicht verzeihen
e, lag mit den meisten übrigen Geistli-
dem im J. 1458 zum Könige gewählten
bras unaufhörlich an, daß er den Funken,
öglich in der Geburt ersticken, und nicht
lamme ausschlagen lassen sollte. Nun brachen
hst in dem Gebiet des Bischofs von Olmüz
Verfolgungen gegen sie härter als vorher aus.
ere, sowohl Geistliche als Laien, Männer
Weiber, wurden unter dem Vorwand, daß
ie Empörung im Sinn hätten, eingeker-
von Haus und Hof verjagt, aus jeder
Gemeinschaft ausgeschlossen, verbrannt oder
e gefoltert. Eine Synode, welche sie hiel-
urde überfallen, und die Gefangenen auf
as geschleppt, hier auf das härteste be-
. die meisten starben im Gefängniß, und
ige erhielten ihre Freyheit nach dem Tode
m J. 1464. Auf Befehl Georgs erließ
isterium Diplome, wodurch die Ausü-
r heiligen Gebräuche, die von denen
einer verschieden waren, allen und je-
Todesstrafe untersagt war. In dieser
dten sie sich noch einmal an Rokikzana,
oren ihn, er möchte doch die erkannte
jetzt nicht der Ungerechtigkeit preis ge-
da er das Haupt ihrer Kirche sey,
für alles Rechenschaft von ihm for-
en sie feyerlich mit den Worten von
d: Rokiczana! du bist Welt, und

mußt mit der Welt vergehen! In dieser Zeit der Verfolgung geschah es, daß die meisten von ihnen in Berge und Wälder zerstreut leben mußten: jedoch waren sie nicht einmal hier vor ihren Verfolgern sicher. Daher wagten sie nur bey Nacht ihren Gottesdienst zu halten, zündeten bloß bey Nacht Feuer an zum Küchenbedarf, damit sie nicht durch den Rauch verrathen würden, saßen bey der härtesten Kälte um dieß Feuer herum, und lasen in den Schriften und hörten der Ermahnung von einem ihrer Lehrer oder Aeltesten andächtig zu, welche zuweilen sie zu besuchen kamen und wie die Engel vom Himmel von ihnen aufgenommen wurden. Von ihrem Höhlenleben wurden sie daher schimpfweise Grubenheimer genannt, aber als im J. 1468, auf dem letzten Reichstag unter Wladislaw beschlossen wurde, daß jeder Böhmische Edelmann die vorhandenen Picarden auf das strengste aufsuchen, und sich ihre Ausrottung auf das eifrigste angelegen seyn lassen sollte, so erfolgte ihre gänzliche Vertreibung aus Böhmen in kurzer Zeit, wiewohl sie noch unter Wladislaus, der im J. 1471 zum König in Böhmen gekrönt wurde, noch einer Zeit der Erholung sich freuen durften. Der neue König nahm ihr Bekenntniß und eine Apologie die sie ihm übergaben, sehr freundlich auf. Mehrere einzelne Edelleute gewährten ihnen jetzt auch wieder Schutz auf ihren Gütern, daher wagten sie es auch wieder ihren Gottesdienst öffentlich zu halten, und träumten schon davon, sich auch außer Böhmen durch Missionen zu vermehren, und überhaupt bekannter zu machen. Durch das Geld einiger Böhmischen Barone unterstützt, und durch die Briefe, die ihnen der König mitgab, der sie allen fremden Herrschaften eifrigst empfahl, unterstützt,

en sie vier aus ihrer Mitte, Lucas von
, Maressa Locobicinus, Martin Kabatricius
Lytomidl und Caspar aus der Mark als
:iche Missionarien aus; Lucas um Griechen-
. Maressa um die Moskowitischen Länder,
Martin um Judäa und Egypten zu besu-
während Caspar in Konstantinopel blieb,
Thracien und die Umgegend zu bereisen.
trafen sie zu der bestimmten Zeit wieder
nmen, und kehrten zu den ihrigen zurück,
jedoch für ihren Zweck viel gewirkt zu ha-
wie man authentisch aus der Reiseschreibung
t, welche Martin im J. 1491 von seiner
Böhmisch herausgab. Im J. 1489 schick-
ie wieder zwey nach Italien und Frankreich,
s von Prag, und Thomas Germanus, wel-
überall die Menschen aufsuchen sollten, die
lum nach einer reinern Erkenntniß verehr-
und also auch die Ueberbleibsel der alten Wal-
r besuchten, von denen ihre Uebereinstim-
z mit ihrem alten Glauben freudig anerkannt
e.

ieß ist ungefähr das wichtigste, was Herr
ier von der Entstehung und von den ersten
ksalen der Böhmisch-Mährischen Brüderge-
de aus echten und gleichzeitigen historischen
imenten, aus gleichzeitigen Böhmischen Ge-
tschreibern, aus Actenstücken aller Parteyen
weiser Auswahl und besonnener Kritik aus-
en hat. Dieß ist auch vollkommen hinrei-
, nicht nur die Ursachen ihrer ersten und
ten Bildung hinreichend zu erklären, son-
auch bey den meisten Eigenheiten welche sie
Kirche auszeichneten, erklärt es sich daraus,
sie entstanden und entstehen mußten, wenn
es die nämlichen Ursachen immer die näm-
Wirkungen hervorbringen. Man sieht wie

die Donatisten des 15. Jahrhunderts aufkamen, so bald die Böhmischen Brüder einmal den mystischen Grundsatz aufgefaßt hatten, daß man in der Gemeinschaft mit einer falschen Kirche unmöglich selig werden könne. Schade, daß er sich nicht besonders auch darauf einließ, was sie für den Glauben der wahren Kirche hielten, denn im zweyten Theile seiner Schrift beschrieb er bloß noch ihre Schicksale von der Zeit an, da sie sich nach Polen zurückzogen und in Krakau und Posen ihren Hauptsitz aufschlugen, und am füglichsten konnte er sie in die Lebensbeschreibung ihres Aeltesten Georg Israel einreihen. Dieser Georg Israel stellte sowohl nach den Ereignissen seines Lebens als nach seiner ganzen Individualität den leibhaften Repräsentanten der ganzen Gemeinde vor. Er brachte in Polen ihre Lehre auf einen Schauplatz, wo sie an die Ueberzeugungen ganz anderer Menschen als ihre bisherigen Gegner in Böhmen waren, anstieß. Sie mußte hier auch gegen Socin und seine Anhänger, gegen Unitarier aller Arten vertheidigt werden, und vertheidigte sich bey mehreren Gelegenheiten auf zahllosen Kollegien und Synoden so glücklich, daß sie auf einer großen Synode zu Koßminick, und gleich darauf auf einem Reichstage zu Petricow von allen evangelischen Parteyen einstimmig für eine rechtmäßig constituierte Kirche anerkannt wurde. Hätte Herr Lochner seine Untersuchungen auch darauf verwandt, so hätte er zugleich Gelegenheit gehabt, nicht nur vielfach zu zeigen, wie viel bessere Menschen die neuen Donatisten waren als die alten, bey allem was sie zu Donatisten machte, sondern er hätte auch seine Nebenzwecke vollständiger erreichen können, um die es ihm nach der Vorrede S. IX sehr zu thun war. Es war, heißt es daselbst, dem Verf. sehr lieb,

e Puncte so zu berühren Gelegenheit zu er-
n, daß die irrige oder ganz beschränkte An-
, die man von Polen unter uns ganz allge-
hat, berichtigt oder belehrt wurde. — Ue-
ns, so schließt sich die Vorrede, kann der
. noch die Versicherung zugeben, daß er eine
darin behauptete Thatsache durch Gewährs-
ler zu beweisen sich getrauet, sollten diese
nicht immer angeführt seyn, und daß er
besten Kräften unparteyisch und wahr zu
len strebte. Er hat auf diese Arbeit viel
und Liebe gewandt, und würde sich sehr
lich fühlen, wenn ihm das Zeugniß würde,
Vorbilde der historischen Forschung und Un-
chung, das ihm vor den Augen schwebte,
dieser neuen Leistung näher gekommen zu
Dieß Zeugniß können wir unsers Orts ihm
ig ertheilen! P.

Würzburg.

ey Karl Strecker, 1829 und 1830: Die
von den Eingeweidebrüchen, von Dr. A.
Hesselbach. Erster Theil: Entstehung und
ildung der Brüche, 251 S. Zweyter Theil:
ndlung der Brüche, 274 S. Octav.

ie der Vater des Verfs. so hat auch dieser
iner fast 25jährigen Praxis, um die Wund-
ykunde überhaupt, besonders aber was die
von den Hernien anbelangt, sich bedeu-
Verdienste erworben, und war der Ge-
gewiß sehr glücklich und zeitgemäß, end-
einmal wieder den deutschen Wundärzten
ollständiges Handbuch über die Einge-
brüche zu übergeben, das seit dem Rich-
en 1778 (der einzigen deutschen Monogra-
von Niemanden geschehen war. So aus-
ch nun aber auch der Verf. seine wichtige

Aufgabe gelöst hat, so ist es doch ander
bedauern, daß die leicht faßliche Spra
Richter's Werk auszeichnet und wodurch
rade der größeren Anzahl von Wundärz
ringerer Bildung viele Belehrung schaff
serm Verf. nicht ganz gelungen ist.

In der Einleitung gibt Herr H. in
lender Kürze, auf nicht ganz 4 Seiten,
ges über die Geschichte der Herniologie,
vollständiger die Literatur derselben un
noch über die Brüche im Allgemeinen
zuschicken war. Nur die Hervortretunge
Eingeweiden am Unterleibe, sollen mit de
men der Brüche belegt werden; Hirn
Brustbrüche führten ihn mit Unrecht,
als mehr ursprüngliche Bildungsfehler,
nen Bruchsack führen, anzusehen wären.
das Hervortreten von Eingeweiden möcht
in den meisten Fällen ebenfalls auf fehl
Bildung der betreffenden Theile zurückzu
seyn, denn wie Mancher bekommt ein
leiden, wo ein Anderer unter ganz den
Verhältnissen davon befreyet bleibt, und
läßt sich eine erbliche Bruchanlage doch
weges abstreiten. Die Benennung 'innere
che' will der Verf. mit dem Namen 'Ei
bungen' richtiger bezeichnet haben; der
nannte Scheidenbruch sey nichts anderes a
Einschiebung eines Eingeweides des Unter
in die Mutterscheide, und eben so störend
die Benennungen Krampfaderbruch, Blut
Wasserbruch und Fleischbruch, welche Kra
ten männlicher Genitalien nur auf den
Anblick einige Aehnlichkeit mit den Hode
brüchen hätten.

Erste Abtheilung. Entstehung
Ausbildung der Brüche. I. Beschre

r enthaltenden und enthaltenen Theile des
nterleibes. A. Bauchtheil des Unterleibes. B.
ckentheil des Unterleibes. II. Entstehung und
sbildung der Brüche. 1. Gelegenheitliche Ur-
chen. 2. Vorbereitende Ursachen der Brüche.
Allgemeine Kennzeichen, und 4. Eintheilung
r Brüche.
Von den Leistenbrüchen. A. Der äußere
istenbruch. B. Der innere Leistenbruch. Von
n Schenkelbrüchen. A. Der innere und B. der
ßere Schenkelbruch. Bis zum Jahre 1819
nnte man nur drey Stellen der Leistengegend,
o Eingeweide aus der Bauchhöhle vorfallen
nnten. In diesem Jahre aber entdeckte der
erf. bey der Fortsetzung seiner Untersuchungen
er den Ursprung und Verlauf der untern Bauch-
ckenschlagader und der Hüftbeinlochschlagader,
ne vierte Stelle, lieferte damit den Beweis,
ß es nicht nur einen äußeren und inneren Lei-
nbruch, sondern auch einen äußeren und in-
ren Schenkelbruch gebe und beschrieb diesen in
m ersten Hefte des neuen Chiron vom Jahre
321. Froriep, der in seinen Notizen des
erfs. Entdeckung eines äußeren Schenkelbruches
m streitig machen, und sie andern zueignen
ollte, wird in einer Anmerkung nach Gebühr
recht gewiesen und ihm die Schriften von
lonro, Coles, Lawrence und Langen-
eck, um sich damit zu berichtigen, zu lesen
npfohlen.
Von dem Nabelbruche. Von dem Bru-
e in der weißen Linie. Von den Bauch-
rüchen. Von dem Mittelfleischbruche.
on dem vorderen Hüftbeinlochbruche
nd von dem hinteren Hüftbeinlochbru-
e. Bey jeder dieser verschiedenen Gattungen
n Brüchen führt der Verf. mit größter Ge-

nauigkeit diejenigen Krankheiten auf, welche zu einer Täuschung Anlaß geben könnten.

Zweyte Abtheilung. Behandlung der Brüche. I. Von der Untersuchung der Brüche. II. Von den Bruchbändern im Allgemeinen. Hier die Aufzählung der Hauptbestandtheile eines Bruchbandes.

Von den Bruchbändern im Besondern. I. Von dem Leistenbruchbande. Sehr weitläuftig und ohne Nutzen äußert sich der Verf. über das Anfertigen der Bruchbandfedern und gibt einen Auszug aus Gerdy, Traité des Bandages et Appareils de pansement, die die genaueste Anleitung dazu enthält.

II. Von dem Schenkelbruchbande. Das äußere Schenkelbruchband soll unter allen Bruchbändern, welche um das Becken herumgelegt werden, den kürzesten Hals und die größte Pelote erhalten, die der Form der Geschwulst genau anpaßt, also schiefdreyeckig ist und über die Ränder des Bruches hinauswirket. Denn 'die Geschwulst, welche der äußere Schenkelbruch bildet, beginnt vom vordern Leistenbande, zwischen der vordern oberen Ecke des Hüftbeines und der Stelle, wo man die Schenkelschlagader klopfen fühlt, steigt schmaler werdend abwärts, jedoch schief nach innen gerichtet, und endet mit einer stumpfen Spitze in der Gegend des kleinen Rollhügels.'

III. Von dem Nabelbruchbande. Die Eigenschaften eines solchen Bandes gibt der Vf. aus Oken's bekannter Preisschrift 'über die Entstehung und Heilung der Nabelbrüche', zieht aber das Nabelbruchband von Brünninghausen im Allgemeinen dem von Oken vor und läßt letzterem nur bey Kindern bis zum zwölften Jahre, vor ersterem seine Anwendung. Wo das Band nicht unverrückt liegen könne, wie etwa

bey heftigen Leibesbewegungen oder Hängebauche des Kranken, findet der Verf. mit einigen Veränderungen die Leibbinde von Stark als die zweckmäßigste.

IV. Von dem Verbande für den Bruch in der weißen Linie.

V. Von dem Bauchbruchbande.

VI. Von dem Mittelfleischbruchbande.

VII. Von dem vorderen Hüftbeinlochbruchbande. Ob ein solches vollkommen seinen Zweck erfülle, läßt der Verf. dahin gestellt seyn; die diätetische Behandlungsweise des Kranken gebe die meiste Versicherung gegen Einklemmung dieses Bruches.

VIII. Von dem hinteren Hüftbeinlochbruchbande. Die Construction eines solchen Bandes, müßte die des Mittelfleischbruchbandes seyn, wenn dieser Bruch überhaupt aus seiner großen Seltenheit einmal zum Vorschein kommen sollte.

Behandlung der unbeweglichen nicht eingeklemmten Brüche. A. Reposition der vorliegenden Theile. B. Beschränkung des Bruchsackes durch Tragbeutel, Bruchband mit hohler Pelote, und beym Nabelbruche eine Bauchbinde mit einer starken ledernen Kapsel für den Bruchsack.

Behandlung der eingeklemmten Brüche. 1. Wesen und Ursachen der Einklemmung. 2. Zeichen und Folgen der Einklemmung. 3. Prognose. 4. Behandlung der Einklemmung im Allgemeinen. A. Die Taxis. a. der Aderlaß. b. das warme Bad. c. Nachbehandlung. 5. Behandlung im Besondern. B. Gewaltsame Erweiterung der Bruchpforte. Vorzüglich beym eingeklemmten Schenkelbruche deswegen empfohlen, weil man sich hier besonders vor Verletzung der Arteria epigastrica fürchtete. Der Verf. ist dieser

von Thevenin empfohlenen, und durch Le Blanc, Arnaud, Richter u. A. verbesserten Methode, aus mehreren angeführten Gründen, vorzüglich wegen des unvermeidlichen Druckes des vorgefallenen Theils, entgegen.

II. Der Bruchschnitt. Nachdem der Verf. die verschiedenen Arten, diese Operation zu vollführen, durchgegangen und keiner seine volle Zufriedenheit zu zollen vermag, zieht er endlich den Schluß, daß 'nur diejenige Art des Bruchschnittes, nach welcher eine Verletzung der untern Bauchdeckenschlagader, oder der Hüftbeinlochschlagader, oder des Samenstranges, oder der vorgefallenen Eingeweide unmöglich ist, und die bey jeder Bruchgattung dieselbe bleibt, als die sicherste und einfachste vor allen übrigen den Vorzug verdiene'. Diese besteht nun nach Herrn H. darin 'daß man den Ort der Einklemmung schichtenweise von vorn nach hinten, oder von der Oberfläche nach der Tiefe zu durchschneidet'.

Von der Radicalcur der Brüche. Diese wird auf zwey Hauptmethoden zurückgeführt: nämlich auf die Radicalcur mit Trennung, als durch das glühende Eisen, das Aetzmittel, durch adhäsive Entzündung, Verstopfung der Bruchpforte, durch die Unterbindung und die Nath, und auf die Radicalcur ohne Trennung der Theile, als durch dynamische Mittel (äußerlich: Salben, Pflaster, Ueberschläge; innerlich: meistentheils adstringierende) und mechanische Mittel für sich, und in Verbindung mit dynamischen (nach Langenbeck und Beaumont). Der Verf. hält von beiden Methoden nichts, sondern läßt ihnen für den Kranken gar keinen, und für die Geschichte nur einen geringen Werth.

M......d.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

52. Stück.
Den 31. Merz 1832.

London.

For Thomas and William Boone, 1831: Memoir written by General Sir Hew Dalrymple, Bart. of his proceedings as connected with the affairs of Spain and the commencement of the Peninsnlar war. Das Memoir 138, mit dem Anhange 317 Seiten.

Unter allen Ereignissen des Krieges in der spanischen Halbinsel, hat keines so sehr die Aufmerksamkeit der Engländer, nicht nur zu der Zeit als sie eintraten, sondern auch noch in der Folge beschäftigt, als die Convention von Cintra im J. 1808, durch welche der französischen Armee in Portugal unter Junot verstattet ward, sich mit Waffen und Gepäcke nach Frankreich einzuschiffen, während man in England erwartete, daß sie sich auf Gnade und Ungnade werde ergeben müssen. Die näheren Umstände des gedachten Ereignisses sind in Southey's und vorzüglich in Napier's Geschichte dieses Krieges ziemlich vollständig entwickelt; eine vor nicht langer

Zeit erschienene Schrift des Marquis Londonderry über den Krieg in der Halbinsel, veranlaßte den General Sir Hew Dalrymple eine kurze Rechtfertigung seines Betragens während er als Gouverneur von Gibraltar auf die in Spanien ausgebrochene Revolution officiellen Einfluß hatte, und dann während er die Englische Armee in Portugal commandierte, aber nur zu dem Gebrauche seiner Familie, aufzusetzen. Er vertraute das Manuscript seinem Sohne Sir Adolphus Dalrymple an, der laut der Vorrede es dem Andenken seines Vaters schuldig zu seyn erachtete, es dem großen Publico durch den Druck mitzutheilen. — Diejenigen Leser, die mit der Geschichte des Obrist-Lieutenants Napier bekannt sind (der bey Verfertigung desselben die Papiere des Sir Hew Dalrymple benutzt hatte), werden in dieser Rechtfertigung keine neue Thatsachen finden. Diese Schrift selbst ist mit mehrerer Ruhe und Mäßigung als die Napiersche Geschichte geschrieben. Sir Hew Dalrymple beschwert sich zuvörderst, daß Lord Londonderry ihm in demjenigen, was er über sein Verhalten als Gouverneur von Gibraltar in Bezug auf die spanischen Angelegenheiten gesagt habe, nicht hinlängliche Gerechtigkeit widerfahren läßt. In den zwey ersten Abschnitten, Gibraltar, und zwar die spanischen Angelegenheiten vor der Einrichtung der Juntas, und nachdem selbige eingerichtet waren, gibt Sir Hew Dalrymple mehrere interessante Details über die Vorfälle kurz vor und gleich nuch dem Ausbruche der Revolution in Spanien. Das Englische Gouvernement war mit dem damaligen Betragen des Sir Hew Dalrymple so sehr zufrieden, daß es ihn von Gibraltar nach Portugal beorderte, und ihm das Commando aller Englischen Truppen in der

)albinsel übertrug. — Die Umstände, welche
Sir Hew Dalrymple in dem dritten Abschnitt,
berschrieben: Portugal, die Landung, der Waf-
:nstillstand und die Convention, anführt, sind
urch die Untersuchung die nachher in London
ber die Convention von Cintra Statt fand, be-
eits hinlänglich bekannt. Die damals mit so
roßer Heftigkeit geführte Streitfrage: ob Sir
)ew Dalrymple gerechtfertigt gewesen sey die
ionvention von Cintra zu schließen, wird ewig
nentschieden bleiben, da nicht ausgemittelt wer-
en kann, welche Folgen entstanden seyn wür-
en, wenn diese Convention nicht geschlossen
)ard. Für Dalrymple spricht, daß die Generale,
ie er zu einem Kriegsrathe versammelte, unter
iesen auch Sir Arthur Wellesley (Wellington),
ir Abschließung der Convention stimmten. —
n dem vierten Abschnitt, überschrieben: Por-
gal, Einrichtung einer Regentschaft, sind ei-
ie Details enthalten, die wir in Napiers Ge-
chte vermissen. Der Bischof von Oporto hatte
ch nachdem der Prinz Regent nach Brasilien
egangen, und die Franzosen Besitz von Por-
il genommen hatten, mit Hülfe der Geist-
eit eine Insurrection einzuleiten angefangen;
ar mit dem Prinz Regenten und dem Mar-
de Souza, Portugiesischen Gesandten in be-
ger Communication geblieben, und durch
n war das Englische Gouvernement von
seinen Schritten unterrichtet worden. Bald
m die Revolution in Spanien ausbrach,
r Bischof seine Minen springen, in kur-
t war Oporto und der größte Theil vom
en Portugal befreyet. Er errichtete in
eine Regierung, an deren Spitze er sich
die sowohl von den Civil- als Militär-
ten in den von den Franzosen befreye-

ten nördlichen Provinzen anerkannt war. Das Englische Gouvernement erkannte diese Junta zu Oporto als die provisorische Regierung von Portugal an. Es schickte den Englischen General Decken (und zwar auf ausdrückliches Verlangen des Bischofs) nach Oporto, um ihm bey Führung der Regierung zur Assistenz zu dienen, und übermachte ihm Sendungen von Geld und Waffen. Der Bischof hatte ein Corps Portugiesischer Truppen von beynahe 10,000 Mann ausgerüstet, das zu den Englischen Truppen, die unter Sir Arthur Wellesley (Wellington), in Portugal gelandet waren, stieß, auch diesem General Transportmittel und Proviant geliefert. Sir Arthur Wellesley hatte seinerseits die Junta zu Oporto als die dermalige Regierung von Portugal behandelt, und stand mit dem Bischof im besten Vernehmen. Unterdessen war Sir Hew Dalrymple aus Gibraltar in Portugal eingetroffen, und hatte das Commando der dort befindlichen Englischen Armee übernommen. Unbekannt mit den in Portugal herrschenden Verhältnissen, und, wie damals allgemein dafür gehalten ward, eifersüchtig auf seine Autorität, schien er durch ein entgegengesetztes Verfahren die Schritte seines Vorgängers im Commando (Sir Arthur Wellesley) nicht zu billigen. Er setzte die Junta zu Oporto ganz zur Seite und behandelte die Portugiesischen Generäle mit Geringschätzung; er gab weder den Civil- noch Militär-Autoritäten der Portugiesen von der mit den Franzosen zu Cintra abgeschlossenen Convention, die auf das Schicksal der Portugiesen einen so entscheidenden Einfluß hatte, Nachricht, geschweige denn, daß er sie vor Abschluß derselben zu Rathe gezogen hätte. Die Portugiesen haben, ungeachtet des Beystandes den England ihnen mehrmals geleistet hat,

[redacted]

mmer ein großes Mißtrauen gegen die Absichten
s Englischen Gouvernements bewiesen. Dieß
lißtrauen brach nun in helle Flamme aus. Der
ischof von Oporto und die beiden Portugiesischen
enerale, die an der Spitze der Portugiesischen
ruppen standen, legten eine förmliche Prote-
ation gegen diejenigen Puncte der Convention
m Cintra, die sie dem Interesse Portugals als
chtheilig zu seyn erachteten, ein. Der Por-
giesische Gesandte in London, Marquis de
ouza, der dort in großem Ansehen stand, klagte
n Sir Hew Dalrymple bey den Englischen Mi-
stern an, während dieser General die Vorstel-
ngen der Portugiesischen Autoritäten mit Dro-
ungen erwiderte. Erst am 3. September erhielt
ir Hew Dalrymple eine Instruction über die
ildung der künftigen Regentschaft in Portugal,
s welcher derselbe (wie er in seinem Memoir
ührt) deutlich ersah, daß der Bischof und die
ıta in Oporto, in London eine mächtige Stütze
en mußte. Diese Instruction besagte im We-
lichen: 'Da die Individuen, welche der Prinz
ent bey seiner Abreise von Portugal zur Re-
chaft dieses Landes ernannt habe, oder we-
:ns ein Theil derselben durch ihre Conven-
mit den Franzosen und dem Französischen
esse sehr verdächtig geworden wären, und
)essen ungeachtet nach dem Abzuge der Fran-
auf die Regentschaft Ansprüche machen
ı, so habe er mit denjenigen der jetzigen
der Angelegenheiten Portugals (leading
luals), die Beweise ihrer Treue zu ihrem
gegeben hätten, einen 'Council of Re-
composed of such persons of rank,
er and talents, as might be found
nd qualified to discharge so impor-
rust' zu bilden. Daß im Gefolge die-

ser Instruction Sir Hew Dalrympel die Regierung von Portugal nicht ohne Zuthun des Bischofs von Oporto bilden sollte, war klar, allein der Verfolg der Instruction schrieb sogar die fernere Dauer der Regierung in Oporto, falls auch eine Central-Regierung zu Stande kommen sollte, vor; es heißt nämlich: — 'that, as several of the Provinces of Portugal, who have risen against the French have appointed temporary Authorities for their internal government and organisation, it may be advisable that those Authorities should be allowed to remain for a time in the administration of the respective Provinces after the appointment of the Regency, unless they voluntarily submit to a central Government, and in case you should yourself be pleased to assume the chief civil authority, it will be expedient for you to act in concert with those Authorities until His Majesty's pleasure can be known'. Man sieht aus dieser Instruction die Absicht der Englischen Minister, die verschiedenen Interessen der Parteyen in Portugal durch conciliatorische Maßregeln zu vereinigen. Es ist zu beklagen, daß diese Depesche so spät in Sir Hew Dalrymple's Hände kam, denn seine nachfolgenden Schritte waren vollkommen der Lage der Dinge angemessen. Er beschloß, daß drey der Mitglieder der von dem Prinzen Regenten hinterlassenen Regierung, die keine Französische Dienste angenommen hatten, der Portugiesischen Verfassung gemäß die zwey nicht wieder anzustellenden Mitglieder durch Wahl anderer ersetzen sollten; es ward den erstern zu verstehen gegeben, ihre Wahl auf den Bischof von Oporto zu richten. Dieser ward erwählt und zugleich zum Präsidenten der Regierung er-

nnt. Sir Hew Dalrymple sandte den Gene=
l Anstruther nach Oporto dem Bischofe seine
'ahl anzuzeigen, und ihn zur Annahme zu bereden.
er Bischof nahm den Antrag an, wurde aber
rch das Volk gezwungen in Oporto zu blei=
n und die Regierung dort fortzuführen, bis die
'anzosen ihn aus Oporto vertrieben.
Sir Hew Dalrymple glaubte diese Angelegen=
iten zur Zufriedenheit des Englischen Gouver=
ments und der Portugiesen beseitigt zu haben,
s er plötzlich von der Armee abberufen ward.
: glaubte dieses ihn betroffene Schicksal ganz
f Rechnung der Intrigue der Portugiesen, vor=
glich des Bischofs von Oporto und des Mar=
is de Souza in London setzen zu müssen, und
streitig hatten diese Einfluß gehabt. Die Por=
giesen drangen lebhaft darauf dem Sir Arthur
ellesley wieder das Commando in Portugal
übertragen. Allein der Beschluß Sir Hew
alrymple zurückzurufen, war wohl eben so sehr
rch die allgemeine Unzufriedenheit des Engli=
en Volks über die Convention von Cintra
ranlaßt. Ein großer Theil der Englischen Of=
iere in Portugal äußerten sich in den von ih=
n nach England geschriebenen Briefen über
se Convention, vorzüglich als die wahre Lage
: französischen Armee in und vor Lissabon, die
ne bedeutende Vertheidigung zuließ, näher be=
nnt geworden war, auf eine sehr unvortheil=
fte Art. Die darauf Statt gefundene Unter=
hung über die Convention von Cintra und
: Erfolg derselben ist zu bekannt, um hier ei=
nähere Erwähnung zu verdienen. Sir Hew
ilrymple beschwert sich in seinem Memoir, daß
ne Communicationen mit dem Bischofe von
porto in Bezug auf die Regentschaft nicht auch
en Gegenstand der gedachten Untersuchung aus=

gemacht habe; dieß konnte nicht wohl der Fall seyn, weil das Englische Ministerium keine Unzufriedenheit mit diesem Theile seines Benehmens bezeigte. Eine andere Beschwerde, deren Sir Hew Dalrymple am Schlusse erwähnt, ist: 'daß ihm nicht verstattet worden sey, zu seinem Gouvernement nach Gibraltar zurückzukehren.' Der einzige Ersatz, der ihm in der Folge zu Theil ward, war, daß der Prinz Regent von England im Jahre 1814 seinen Namen in der Liste der neu ernannten Baronets obenan setzte, und ihm diese Würde frey von allen Unkosten, die außerdem bey Erlangung derselben vorkommen, ertheilte.

Berlin.

Bey Dümmler: Versuche über einzelne Theile der Theorie des heutigen Römischen Rechtes, von Dr. Alexander August von Buchholz, außerord. Prof. d. R. zu Königsberg. 1831. IV und 223 S. gr. Octav.

'Unbestreitbar scheint die Bemerkung zu seyn, bevorwortet der durch seine schätzbare Ausgabe der Vaticana fragmenta rühmlichst bekannte Herr Verf., daß die jetzigen Studenten ihre juristischen Kenntnisse fast gar nicht aus den Quellen, sondern nur aus Compendien schöpfen. Da diesem Uebel nicht augenblicklich abzuhelfen ist, so scheint es vorerst dringendes Bedürfniß zu seyn, für fehlerfreye Compendien zu sorgen. Die folgenden Abhandlungen enthalten daher vorzüglich zu den gangbarsten Lehrbüchern des heutigen Römischen Rechts Verbesserungsversuche.' So ist es denn auch allerdings, da in ihnen sowohl die Stellung einzelner Lehren, als auch die Bestimmung einzelner Rechtsbegriffe, so wie

sich solche in jenen Compendien vorfinden, einer scharfen, jedoch sehr bescheidenen Kritik unterworfen, auch einzelne Lücken derselben angedeutet werden. Ref., durch ein langjähriges Geschäftsleben von Forschungen solcher Gattung entfremdet, muß es den Verfassern jener Compendien überlassen, die von ihnen aufgestellten Sätze zu vertreten; er darf sich nur darauf beschränken, den wesentlichen Inhalt der einzelnen Abhandlungen auszuheben. 1. Ueber die Eintheilung in Res corporales und incorporales. Res bedeutet Alles, was juristisches Interesse gewährt; vorzüglich Sachen als Objecte der Rechte und die Rechte selbst; die Eintheilung der res in corporales und incorporales geht auf eine Eintheilung der Rechte, nicht deren Objecte. Das Eigenthum wird nie mit jus, sondern im Gegensatze von jus, mit corpus und res corporalis bezeichnet. Auch genera und quantitates sind keine res incorporales; vielmehr ist der juristische Sprachgebrauch von dem vulgären zu unterscheiden, und ein ähnlicher Unterschied bey der Eintheilung in bewegliche und unbewegliche Sachen nöthig. Res, quae functionem recipiunt, kommen nur bey dos und mutui datio, nicht bey dem Commodat und quasi ususfructus vor. II. Ueber den Begriff der unbeweglichen Sachen. Was man außer Grundstücken dahin rechnet, gehört nur zu der causa der Immobilien, ohne selbst dadurch unbeweglich zu werden. III. Ueber den Begriff der rerum universitas. Die juris universitas ist keine species der corporalium rerum universitas, sondern man muß singula jura und universitates juris unterscheiden. Nur juris, nicht rerum universitates können juristische Personen

gemacht habe; dieß konnte nicht wohl der Fall seyn, weil das Englische Ministerium keine Unzufriedenheit mit diesem Theile seines Betragens bezeigte. Eine andere Beschwerde, deren Sir Hew Dalrymple am Schlusse erwähnt, ist: 'daß ihm nicht verstattet worden sey, zu seinem Gouvernement nach Gibraltar zurückzukehren.' Der einzige Ersatz, der ihm in der Folge zu Theil ward, war, daß der Prinz Regent von England im Jahre 1814 seinen Namen in der Liste der neu ernannten Baronets obenan setzte, und ihm diese Würde frey von allen Unkosten, die außerdem bey Erlangung derselben vorkommen, ertheilte.

Berlin.

Bey Dümmler: **Versuche über einzelne Theile der Theorie des heutigen Römischen Rechtes**, von Dr. Alexander August von Buchholtz, außerord. Prof. d. R. zu Königsberg. 1831. IV und 223 S. gr. Octav.

'Unbestreitbar scheint die Bemerkung zu seyn, bevorwortet der durch seine schätzbare Ausgabe der Vaticana fragmenta rühmlichst bekannte Herr Verf., daß die jetzigen Studenten ihre juristischen Kenntnisse fast gar nicht aus den Quellen, sondern nur aus Compendien schöpfen. Da diesem Uebel nicht augenblicklich abzuhelfen ist, so scheint es vorerst dringendes Bedürfniß zu seyn, für fehlerfreye Compendien zu sorgen. Die folgenden Abhandlungen enthalten daher vorzüglich zu den gangbarsten Lehrbüchern des heutigen Römischen Rechts Verbesserungsversuche.' So ist es denn auch allerdings, da in ihnen sowohl die Stellung einzelner Lehren, als auch die Bestimmung einzelner Rechtsbegriffe, so wie

h solche in jenen Compendien vorfinden, einer
harfen, jedoch sehr bescheidenen Kritik unter-
orfen, auch einzelne Lücken derselben angedeu-
t werden. Ref., durch ein langjähriges Ge-
häftsleben von Forschungen solcher Gattung ent-
rmdet, muß es den Verfassern jener Compen-
en überlassen, die von ihnen aufgestellten Sätze
vertreten; er darf sich nur darauf beschrän-
n, den wesentlichen Inhalt der einzelnen Ab-
ndlungen auszuheben. 1. Ueber die Ein-
heilung in Res corporales und in-
orporales. Res bedeutet Alles, was juri-
sches Interesse gewährt; vorzüglich Sachen als
bjecte der Rechte und die Rechte selbst; die
intheilung der res in corporales und incor-
orales geht auf eine Eintheilung der Rechte,
cht deren Objecte. Das Eigenthum wird nie
it jus, sondern im Gegensatze von jus, mit
rpus und res corporalis bezeichnet. Auch
mera und quantitates sind keine res incor-
orales; vielmehr ist der juristische Sprachge-
auch von dem vulgären zu unterscheiden, und
i ähnlicher Unterschied bey der Eintheilung
bewegliche und unbewegliche Sachen nöthig.
es, quae functionem recipiunt, kommen
ur bey dos und mutui datio, nicht bey dem
mmodat und quasi usufructus vor. II. Ue-
er den Begriff der unbeweglichen Sa-
en. Was man außer Grundstücken dahin
hnet, gehört nur zu der causa der Immobi-
n, ohne selbst dadurch unbeweglich zu wer-
n. III. Ueber den Begriff der rerum
niversitas. Die juris universitas ist kei-
species der corporalium rerum universi-
s, sondern man muß singula jura und uni-
rsitates juris unterscheiden. Nur juris, nicht
rum universitates können juristische Personen

bilden. IV. Ueber die Theilbarkeit der Sachen und Rechte. Die Römer unterschei- den reelle und intellectuelle Theilung, aber nur bey Mobilien; diese sind daher zwar physisch aber nicht römisch-rechtlich theilbar. Alle Sa- chen sind juristisch theilbar, aber juristische Theil- barkeit ist nur für Rechte von Interesse. Theil- bar sind Emphyteusis, Superficies und Pfand- recht, auch die operarum obligatio und die hereditas, als Recht betrachtet. V. Ueber die Eintheilung der Sachen in res futurae und praesentes. Sie muß in die Lehrbücher aufge- nommen werden, weil sich ihre Anwendung in den mannigfaltigsten rechtlichen Verhältnissen nachweisen läßt. VI. Ueber den Begriff der Accessio. In der Bedeutung von Ne- bensache ist jener Begriff nur negativ zu fas- sen; accessio bedeutet aber nicht bloß eine Ne- bensache, sondern auch eine Nebenperson und ein Nebenrecht. VII. Ueber den Begriff der res nullius. Es gehören dahin alle res di- vini juris und von den humani juris res, die res communes omnium, res publicae, res universitatis, und Sachen, die in keines pri- vati Eigenthum stehen oder stehen können. Zu diesen letztern gehören theils Sachen, die noch in Keines Eigenthum gestanden haben, oder auf- gehört haben, mit oder ohne Willen des frühe- ren Eigenthümers in dessen Eigenthume zu ste- hen. VIII. Ueber den Begriff der juris possessio. Possessio schlechthin bedeutet nicht juris sondern corporis possessio. Wirkung je- der Possessio sind Interdicte, daher ist juristi- schen Besitz und Interdicte haben, identisch. Der Pfandgläubiger hat juristischen Besitz in ei- genem Namen und corporis possessio; eben so der Emphyteuta und Superficiarius, ohne daß

rusticae servitutes seyn. XV. Ueber
e bey der habitatio behauptete Ei-
ithümlichkeit. Daß in fr. 27. und 32.
39, 5, die Rede von einer habitatio ist, hat
en Einfluß auf die darin enthaltenen Ent-
idungen. Die Stellen sind verschieden nach
Rechte zur Zeit ihrer Verfasser und nach
Rechte zur Zeit Justinians zu erklären.
mals galten die Schenkungen für widerruf-
, weil sie per epistolam vollzogen waren;
weil die eine Schenkung (fr. 27) remune-
risch war, durfte die Schenkung nicht wider-
n werden. Nach ihrer, vielleicht durch ein
sehen entstandenen Aufnahme in die Pan-
en, muß man beide Stellen von der nicht
nuierten Schenkung solcher freyen Wohnun-
, deren jährlicher Werth mehr als 500 So-
i betrug, verstehen. XVI. Die servo-
m und animalium operae gehen
ht auf die Erben über. XVII. Von
Aufhebung der Servituten. Alle
rvituten hören auf, entweder durch den gänz-
en Untergang ihres Objects, oder dadurch,
sich das, durch die Servitut beschränkte Ei-
thum in ein freyes verwandelt; eine Ein-
lung, welche für die Aufhebung der Emphy-
is und Superficies ebenfalls am passendsten
heint. Die c. 16. §. 1. C. 3, 33, und c. 13.
III, 34. werden dahin erklärt, daß zwar alle
vituten durch Nichtgebrauch in 10 oder 20
hren erlöschen, aber die persönlichen und die
banae servitutes nur, wenn noch libertatis
ucapio hinzutritt. XVIII. Ueber zwey Be-
htigungen des Emphyteuta. Er kann
, selbst dem Gute schädliche Servitut bestel-
, wenn er nur sonst das Gut cultiviert.

Auch kann er, nur nicht in den Privationsfällen, seine Meliorationen vergütet verlangen. XIX. Abweisung einer angeblich speciellen Hypothek und Aufstellung zweyer übergangener. Die minores puberes haben kein stillschweigendes Pfandrecht an den mit ihrem Gelde erkauften Sachen. Wenn Jemand ein Mehreren verpfändetes Grundstück kauft, mit der Bestimmung, daß der Verkäufer das Kaufgeld zur Abfindung eines oder mehrerer Creditoren verwende, so erlangt der Käufer, so weit die Abfindung geschehen ist, das Pfandrecht der abgefundenen Gläubiger, ohne ein hypothecae pactum einzugehen, und darum ist des Käufers hypotheca eine tacita. Die Frau hat ein allgemeines Pfandrecht an dem Vermögen des Mannes, aber außerdem ein specielles an ihren Dotalsachen. XX. Beytrag zur Lehre von der Verpfändung, von der in integrum restitutio, der Lehre von den Adventitien und dem Sc. Macedonianum. Nach der Novelle 115. Cap. 3. §. 13 ist in einem Falle die Verpfändung eines fremden Vermögens erlaubt, der Haussohn darf in demselben sich nicht auf das SC. Macedonianum berufen, er kann seine Adventitien gültig, ohne des Vaters Zustimmung verpfänden, und der minor darf nicht auf in integrum restitutio oder auf Nichtigkeit eines ihn lädierenden Rechtsgeschäfts sich berufen.

St. Petersburg.

Bey Gräff: Mémoires présentés à l'Academie Impériale des Sciences de St. Peters-

sticae servitutes seyn. XV. Ueber
ey der habitatio behauptete Ei-
ümlichkeit. Daß in fr. 27. und 32.
5, die Rede von einer habitatio ist, hat
Einfluß auf die darin enthaltenen Ent-
igen. Die Stellen sind verschieden nach
echte zur Zeit ihrer Verfasser und nach
Rechte zur Zeit Justinians zu erklären.
s galten die Schenkungen für widerruf-
veil sie per epistolam vollzogen waren;
eil die eine Schenkung (fr. 27) remune-
h war, durfte die Schenkung nicht wider-
werden. Nach ihrer, vielleicht durch ein
n entstandenen Aufnahme in die Pan-
muß man beide Stellen von der nicht
erten Schenkung solcher freyen Wohnun-
deren jährlicher Werth mehr als 500 So-
trug, verstehen. XVI. Die servo-
und animalium operae gehen
auf die Erben über. XVII. Von
Aufhebung der Servituten. Alle
uten hören auf, entweder durch den gänz-
Untergang ihres Objects, oder dadurch,
b das, durch die Servitut beschränkte Ei-
m in ein freyes verwandelt; eine Ein-
g, welche für die Aufhebung der Emphy-
und Superficies ebenfalls am passendsten
it. Die c. 16. §. 1. C. 3, 33, und c. 13.
, 34. werden dahin erklärt, daß zwar alle
uten durch Nichtgebrauch in 10 oder 20
erlöschen, aber die persönlichen und die
ae servitutes nur, wenn noch libertatis
io hinzutritt. XVIII. Ueber zwey Be-
gungen des Emphyteuta. Er kann
selbst dem Gute schädliche Servitut bestel-
wenn er nur sonst das Gut cultiviert.

tet im März und Anfang April 1827 von F. H. von Kittlitz Naturforscher der Expedition des Seniavi.

Hamburg.

Commentationum de locis aliquot Juvenalis; Specimen I. Scripsit Cornelius Müller Phil. D. Joannei Hamburg. Prof. 1831. 32 S. 4.

Die Abhandlung beschäftigt sich mit der Erörterung zweyer Stellen des Juvenals; nämlich Sat. XIII, v. 192—235 und VI, 161—183. Der Vf. geht darin nicht sowohl darauf aus durch neue Conjecturen den Text zu verändern, als vielmehr ältere Lesearten zu rechtfertigen, indem er den Dichter gegen den Tadel in Schutz nimmt, welchen neuere Bearbeiter sich erlaubt haben. Es ist dieß unsers Erachtens ein verdienstliches Unternehmen, so bald die gewöhnliche Leseart nicht sinnentstellend ist. Denn wenn man auch selbst durch eine Conjectur etwas verbessert oder verschönert, so ist es doch nicht erwiesen, daß der Dichter gerade das Beste oder Schönste selber gesagt hat. Bey der ersten der beiden Stellen sucht der Verf. hauptsächlich darzuthun, daß das von Glaucus hergenommene Beyspiel sehr passend sey; bey der zweyten wird v. 172 Parce precor Paean, et tu depone sagittas das tu depone vertheidigt, wofür man tu Dea pone vorgeschlagen hatte. So lange man in der Critik den obigen Grundsatz festhält, wohl mit Recht. Wir hoffen, daß auf diese erste Particula mehrere folgen werden.

Hn.

ɪrg. par divers Savans, et lus dans ses
semblées. Tome premier. 1 et 2 Livraison.
30. 194 S. in 4.
Versuch über die Richtung und die Intensität
magnetischen Kraft in Petersburg, von Er=
ɪnn. Für den Anfang des Junius 1828 er=
t sich die mittlere Declination in Petersburg
6° 47′ 20″, die Inclination = 71° 12′ 25″,
d die Intensität = 1,0526 wenn die in Ber=
stattfindende als Einheit angenommen wird.
tersuchung über die Art von Stößen, welche
f einen festen Punct oder eine feste Axe eines
rpers keine Wirkung ausüben, von Schul=
n. Untersuchungen über die Parabel, welche
rch die Methode der kleinsten Quadrate be=
mmt wird, und ein System von Puncten, die
einer Ebene gegeben sind; auf eine am we=
gsten fehlerhafte Art darstellt, von Degen.
rsuch die Speculationen Euler's de formulis
ncordibus et discordibus (Commentarii
ad. Imp. Sc. Petrop. Tom. VIII) zu erwei=
n, von Degen. Allgemeine Untersuchung
er die Lichtmenge, welche das Auge von leuch=
nden Gegenständen erhält, von Schulten.
handlung über die Construction der Chausseen,
d über die Bestimmung der mittlern Entfer=
ngen für den Transport der Materialien vom
neral Bazaine. Kurze Darstellung der
undformeln der Geometrie von drey Dimen=
nen, von Bartels. Ueber einige mit Vor=
it zu behandelnde analytische Aufgaben von
hm. Beobachtungen über die Saline von
urußland von Hauy. Untersuchungen über
Küste des schwarzen Meeres zwischen den
ündungen des Bug und des Dniesters von
auy. Ueber einige Vögel von Chili, beobach=

tet im März und Anfang April 1827 v
H. von Kittlitz Naturforscher der Exp
des Seniavi.

Hamburg.

Commentationum de locis aliquot Ju lis; Specimen I. Scripsit Cornelius Mü Phil. D. Joannei Hamburg. Prof. 1831. 32

Die Abhandlung beschäftigt sich mit der terung zweyer Stellen des Juvenals; n Sat. XIII, v. 192—235 und VI, 161— Der Vf. geht darin nicht sowohl darauf aus neue Conjecturen den Text zu verändern, als mehr ältere Lesearten zu rechtfertigen, ind den Dichter gegen den Tadel in Schutz zu welchen neuere Bearbeiter sich erlaubt haben ist dieß unsers Erachtens ein verdienstliche ternehmen, so bald die gewöhnliche Leseart sinnentstellend ist. Denn wenn man auch durch eine Conjectur etwas verbessert ode schönert, so ist es doch nicht erwiesen, da Dichter gerade das Beste oder Schönste gesagt hat. Bey der ersten der beiden S sucht der Verf. hauptsächlich darzuthun, da von Glaucus hergenommene Beyspiel seh send sey; bey der zweyten wird v. 172 l precor Paean, et tu depone sagittas b depone vertheidigt, wofür man tu Dea vorgeschlagen hatte. So lange man in der tik den obigen Grundsatz festhält, wohl mit Wir hoffen, daß auf diese erste Particula m folgen werden.

Hn

brittischen Fahnen für ihren König und ihr Vaterland zu kämpfen. Im November d. Jahrs ward Er als Oberstlieutenant und Commandeur des ersten leichten Bataillons der deutschen Legion angestellt, und 1804 Oberster und Chef desselben. Als solcher wohnte er den Expeditionen nach Schweden und Dänemark bey. Im Jahr 1808 ging Er unter General Moore mit der deutschen Legion nach Portugal, und ward zum Brigade-General ernannt. Bald darauf wohnte Er 1809 der Expedition nach Walchern bey, und führte im J. 1811 seine Brigade wieder nach Portugal. Im April des Jahrs 1812 ernannte ihn der Herzog von Wellington zum Commandeur der gesammten leichten Division, und hier beginnt sein höherer Wirkungskreis. Wer nur einige Kenntniß von der Geschichte des Kriegs auf der Halbinsel hat, weiß auch welchen unverwelklichen Ruhm die leichte Division und ihr Anführer hier einernteten. Nicht bloß in den Hauptschlachten von Salamanca, Vittoria, in den Pyrenäen, bey Nivelle, Nive, Orthes und Toulouse, sondern auch in den vielen einzelnen Gefechten war er stets an ihrer Spitze. Außerdem führte Er in diesem Zeitraum mehrmals den Oberbefehl über größere Truppenabtheilungen. Im J. 1814 zum Generallieutenant ernannt, erhielt Er das Commando der Hannoverschen Truppen in den Niederlanden, und zugleich über die dritte Division der Englischen Armee. So hatte Er an den großen Tagen bey Quatre bras und Waterloo den wesentlichsten Antheil. In 32 Schlachten und Treffen, denen er beywohnte, war er bisher unverwundet geblieben, als er in der letzten eine schwere Blessur erhielt, von der er erst nach einer langen Heilung hergestellt ward. So viel über die Laufbahn eines Helden; auch

unsers geliebten Vicekönigs veranstaltet. Das dazu gewählte Local war der große Orangerie-saal des Schlosses zu Herrenhausen, der dazu auf das würdigste und geschmackvollste decorirt war. Die Beschreibung des Festes ist aus den damaligen Hannoverschen Zeitungen wiederholt, aber vorangeht eine biographische Nachricht von der militärischen Laufbahn des gefeyerten Helden, aus der wir folgende Uebersicht mittheilen. Geboren aus einer altadelichen Hannoverschen Familie im J. 1764 am 20. October trat Carl von Alten im J. 1781 als Fähndrich in der Hannoverschen Fußgarde in den Militärdienst. Im J. 1790 ward Er Lieutenant und Oberadjudant des commandierenden Obergenerals und Feldmarschals von Reden, und dadurch außer der Ancienuität zum Capitän befördert. Als im J. 1793 die Hannoversche Armee an dem Revolutionskriege in den Niederlanden Antheil nahm, begleitete Er als Oberadjudant den Feldmarschal Freytag; die Schlacht bey Famars war die erste der er beywohnte. Er hatte Antheil an der Befreyung des in Gefangenschaft gefallenen und verwundeten Feldmarschals; bey der ruhmvollen Waffenthat von Menin unter dem General Hammerstein führte Er die eine Grenadiercompagnie. Mehrere der schwierigsten und gefährlichsten Unternehmungen wurden ihm übertragen und glücklich ausgeführt. Im J. 1795 kam Er als Major zur Garde. Die überstandenen Strapazen hatten einen zweyjährigen Gichtanfall zur Folge; Er war im Begriff sich seinen Abschied zu erbitten, erhielt aber statt dessen das Patent als Tit. Oberstlieutenant. Als im Jahr 1803 in Folge der Lauenburger Convention die Hannoversche Armee sich auflöste, war v. Alten einer der ersten die Deutschland verließen, um unter

Britischen Fahnen für ihren König und ihr Vaterland zu kämpfen. Im November d. Jahrs ward Er als Oberstlieutenant und Commandeur des ersten leichten Bataillons der deutschen Legion angestellt, und 1804 Oberster und Chef desselben. Als solcher wohnte er den Expeditionen nach Schweden und Dänemark bey. Im Jahr 1808 ging Er unter General Moore mit der deutschen Legion nach Portugal, und ward zum Brigade-General ernannt. Bald darauf wohnte Er 1809 der Expedition nach Walchern bey, und führte im J. 1811 seine Brigade wieder nach Portugal. Im April des Jahrs 1812 ernannte ihn der Herzog von Wellington zum Commandeur der gesammten leichten Division, und hier beginnt sein höherer Wirkungskreis. Wer nur einige Kenntniß von der Geschichte des Kriegs auf der Halbinsel hat, weiß auch welchen unverwelklichen Ruhm die leichte Division und ihr Anführer hier einernteten. Nicht bloß in den Hauptschlachten von Salamanca, Vittoria, in den Pyrenäen, bey Nivelle, Nive, Orthes und Toulouse, sondern auch in den vielen einzelnen Gefechten war er stets an ihrer Spitze. Außerdem führte Er in diesem Zeitraum mehrmals den Oberbefehl über größere Truppenabtheilungen. Im J. 1814 zum Generallieutenant ernannt, erhielt Er das Commando der Hannoverschen Truppen in den Niederlanden, und zugleich über die dritte Division der Englischen Armee. So hatte Er an den großen Tagen bey Quatre bras und Waterloo den wesentlichsten Antheil. In 32 Schlachten und Treffen, denen er beywohnte, war er bisher unverwundet geblieben, als er in der letzten eine schwere Blessur erhielt, von der er erst nach einer langen Heilung hergestellt ward. So viel über die Laufbahn eines Helden, auf

den nicht bloß die Armee, sondern das gesammte Vaterland stolz ist.

Die 12 sehr gut lithographierten Blätter stellen die Decorationen des Saals dar, in welchem die Feyer begangen ward. Sie sind eben so sinnreich erfunden, als geschmackvoll ausgeführt. Die ersten sechs, Trophäen der verschiedenen Truppenarten, aus ihren Waffen, Fahnen und Abzeichen construiert. Die fünf folgenden, Transparents, die Namenzüge des Königs und des Jubilars, mit Benennung der 32 Schlachten; das letzte eine Generalansicht des innern Saals. — Auch die Musen blieben bey der Feyer nicht stumm. Ein Chorgesang und eine der Feyer würdige Hymne, letztere von Hn. Dr. Biemenhagen gedichtet, machen den Beschluß der Beschreibung.

Hn.

Leipzig.

In libraria Weidmannia, impensis G. Reimeri, 1829: Ferdinandi Handii Tursellinus seu de particulis Latinis commentarii. Volumen primum. XVIII und 588 Seiten in gr. Octav.

Der Name dieses Werkes könnte leicht zu einem Irrthume Veranlassung geben, dem wir lieber gleich im Anfange dieser Anzeige vorbeugen wollen. Tursellinus heißt das Buch nicht etwa, weil eine neue Auflage oder Bearbeitung des seit 1592 schon von so vielen Gelehrten mit zahlreichen Zusätzen und Berichtigungen überladenen und fast unkenntlich gemachten Compendiums der Römischen Partikeln von dem am Ende des funfzehnten Jahrhunderts in Rom lehrenden Tursellini — ein Werkchen, welches,

in seiner ursprünglichen Gestalt von sehr gerin-
gem Umfange, zuerst Jacob Thomas in Leip-
zig (1651) mit einem schon früher (1580) er-
schienenen Schriftlein von Gottschalk Ste-
wech (de particulis linguae Latinae) zusam-
menschmolz und es auch noch mit vielen andern
Schätzen aus Adam Dürrer's und Philipp Pa-
reus' Abhandlungen über denselben Gegenstand
bereicherte, und welches nachher außer Conrad
Schwarz auch Jacob Facciolati (Padua,
1716) und J. A. Ernesti, und zuletzt Schütz
(1784) und Reiner bedeutend erweitert ha-
ben — darin enthalten ist, sondern der Herr
Professor Hand hat diesen Namen nur zur Be-
zeichnung des Gegenstandes, den er behandelt,
oder vielmehr honoris causa beybehalten, ne
..., qui ante alios primus et inter primos
diligentius hanc rem tractavit, et funda-
menta hujus doctrinae jecit, oblivione ho-
minum obrueretur. Im Uebrigen ist das neue
Werk ganz selbstständig und hat mit Tursellin
und seinen Herausgebern nichts gemein als etwa
einige Beyspiele aus den Römischen Autoren und
eine kleine Anzahl von guten Bemerkungen, die
der Verf. mit des Urhebers Namen zu bezeichnen
zweckmäßig hielt. Ursprünglich war freylich
die Absicht des Verfs. nur, eine neue Auflage des
Tursellinischen Buchs zu besorgen und dieselbe
in jenem Sinne zu berichtigen und zu vervoll-
kommnen, wie Hermann Wiger's Werk erst
brauchbar gemacht hat. Die Wissenschaft
kann es sich indeß nur als Gewinn anrechnen,
daß eine in diesem Theile der Römischen Sprach-
kunde so geübte Hand lieber ein selbstständi-
ges Partikeln-Lexicon hat ausführen wollen,
das an Gründlichkeit der Forschung, Zweck-
mäßigkeit der Einrichtung und Ausführlichkeit

der Darstellung die Bücher des Faches weit hinter sich zurückläßt.

Der Name Partikeln umfaßt hier nach Hermann's Lehre vier Arten, die Adverbien, Präpositionen, Conjunctionen und Interjectionen, deren Umfang und Grenzen freylich noch wenig bestimmt, und die auch hier nicht in ihrer ganzen Vollständigkeit aufgeführt worden sind. Mit Recht hat ferner der Verf. die Pronomina, welche Tursellini aus einem unerforschlichen Grunde den Partikeln beyzählte, gänzlich von dem Bereiche seiner Darstellung ausgeschlossen, außer etwa diejenigen Formen, welche die Stelle von Adverbien vertreten, oder die ihrer Construction und Bedeutung nach mit den Partikeln zusammenhängen, wie dieß bey einigen Formen der Adjective und Substantive der Fall ist. Bey der Auswahl und Behandlung der Adverbien, deren ganzer Reichthum nicht aufgenommen werden konnte, wird der eine dieses, der andere jenes vermissen, oder überflüssig finden; wie denn überhaupt in diesen Sachen das Nichtzuviel und Nichtzuwenig schwer zu treffen ist. Nur solche Adverbien sind hier aufgenommen 'die bey der Verbindung und Construction mit Verben auf eine gewisse Eigenthümlichkeit Anspruch machen können, und deren Bedeutung entweder durch die Construction der Verba verändert, oder durch ein grammatisches Verhältniß bestimmt wird'.

Der Gang der Untersuchung im Einzelnen und die Begriffsbestimmung und Begriffsentwickelung der behandelten Partikeln wird von einer genauen Beobachtung und Angabe des Sprachgebrauchs geleitet, und begnügt sich nicht mit der Ausmittelung des etymologischen Ursprungs, aus welchem denn die primitive Bedeutung entwickelt [illegible] alle Stufen und Schattierungen der

'ommenden Bedeutungen consequent durchge-
't werden soll. Die etymologische Hülfe ist
'ssen keineswegs verschmäht, sondern vielmehr
'all da benutzt, wo sie sich wirksam zeigt, und
ursprünglichen Begriffsbestimmung wesentliche
sichere Dienste leistet. Der Hauptzweck des
'fs. war, alle Unterschiede, die sich in der Be-
tung einer jeden Partikel dem Sprachgebrauche
lge nur auffinden lassen, genau darzulegen,
ihr ganzes Wesen von allen Seiten zu be-
hten, und sie in allen Verbindungen und un-
allen Verhältnissen in allen ihren Eigenthüm-
'eiten erscheinen zu lassen. Zu diesem Zwecke
die in großer Anzahl gesammelten Beyspiele
bequem geordnet. Es ist aber sehr zu be-
hten, daß der Verf. sein Werk, nach dem
iegenden ersten Bande, der nur die Parti-
die mit A anfangen enthält, zu urtheilen,
einem zu ausführlichen Plane angelegt hat,
daß es sich allgemeinen Eingang bey allen
en verschaffen könnte, die dem Erscheinen ei-
Buchs dieser Art schon lange mit Theilnah-
entgegen gesehen haben.

G. H. B.

Lemgo.

Bey Meyer: Der Corveysche Güterbe-
, aus den Quellen dargestellt und als Fort-
ng der Corveyschen Geschichte herausgegeben
Dr. Paul Wigand. Mit einer Karte.
1. VI und 243 S. Octav.

Veranlassung zu dieser schätzbaren Arbeit gab
von dem Verein für Geschichte und Alter-
mskunde Westphalens aufgestellte Preisaufga-
der Bearbeitung eines Westphälischen Gaues
seinen ältesten Spuren, seinen Bestandthei-

len, Marken, Höfen und Villen, seinem Umfange und seinen Schicksalen in der spätern Territorialeintheilung und Verfassung; obgleich es nicht zur Preisbewerbung selbst gekommen ist. Der Verf., bereits rühmlichst durch seine Corveyische Geschichte und andere gediegene Arbeiten bekannt, bezweckte durch dieses Werkchen einen Beytrag für die ältere Geographie und Topographie seiner vaterländischen Provinz zu liefern, da die Lieferung solcher Beyträge ganz vorzüglich durch jene Preisaufgabe zugleich mit beabsichtigt war. Es beruht ganz und gar auf dem vorhandenen Quellenvorrath der Corveyischen Geschichte, wozu der Vf. das Material in vieljährigen Vorarbeiten zu sammeln Gelegenheit hatte, während er alle Urkunden- und Schriftvorräthe des Corveyschen Archivs im Auftrage des Königl. Ministerii zu ordnen, und mit vollständigen und genauen Repertorien und alphabetischen Registern zu versehen hatte. Es beschränkt sich jedoch nur auf die Darstellung innerhalb der Grenzen des Gaues Auga und des nachherigen Fürstenthums Corvey, ohne vorerst den reichen auswärtigen Güterbesitz zu berühren, und nur auf den topographischen Theil dieser Darstellung, da der Verf. die Geschichte der innern Entwickelung der Verfassung, nach ihren verschiedenen Perioden vorerst zurückgelegt hat. In das Detail hineinzugehen, ist bey den engen Grenzen unserer Blätter nicht thunlich; Ref. bemerkt daher nur noch, daß der Vf. hin und wieder seine Geschichte der gefürsteten Reichsabtey Corvey berichtigt, und in einem Anhange mehrere wichtige Urkunden aus den Originalen mitgetheilt hat. Die auf dem Titel versprochene Karte fehlt, wenigstens in dem dem Ref. vorliegenden Exemplare.

Göttingische

gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

54. 55. Stück.

Den 5. April 1832.

Freyburg.

Bey den Gebrüdern Groos: Carl Alexander Freyherr von Reichlin-Meldegg, Geschichte des Christenthums von seinem Ursprunge bis auf die neueste Zeit; zum Gebrauche bey academischen Vorlesungen über allgemeine christliche Religions- und Kirchengeschichte. Erster Band. Zweyte Abtheilung. Erster Zeitraum, von Christus bis auf die Alleinherrschaft Constantins des Großen (324). 1831. 337 — 928 S.

Eine beeilte Anzeige dieser Fortsetzung der Reichlin-Meldeggschen Kirchengeschichte glauben wir unsern Lesern um so mehr schuldig zu seyn, indem der Verf. gerade durch diese Schrift einen innerhalb der catholischen Kirche so neuen und dort gewiß unerhörten Standpunct einnimmt. Die vielfachen Angriffe, die wir ihm bey Anzeige der ersten Abtheilung in diesen Blättern (Jahrg. 1831. St. 110. 111) als unausbleiblich voraussagten, sind ihm nicht erspart worden; fast alle catholischen critischen Blätter traten entschieden

staatsrechtlichen auf den kirchlichen Standpunct übertragen ist. Nur deshalb also besteht ein Verhältniß zwischen dem Offenbarer und den Gläubigen, weil diese sich ihm unbedingt ergaben, freywillig auf ihre individuelle Vernunft verzichteten, selbst erklärten, Aussprüche seiner Vernunft als Offenbarung annehmen, und sich auf deren Festhaltung verpflichten zu wollen, — eine Deduction der Kirche und des Kirchenrechts, wie sie nur unsere Zeit im Sinne der Rousseauschen Contractstheorie hervorbringen konnte. Gewiß bedarf es zur Feststellung des vom Verfasser eingenommenen Standpuncts weiter keiner Anführung; wir wenden uns sofort zu den historischen Leistungen vorliegender Schrift.

Rücksichtlich der äußern Anordnung des Ganzen ist an des Verfs. Darstellungsart zu loben, daß er die Puncte, wornach die ganze Masse geschieden werden soll, möglichst einfach zu construieren sucht: so läßt er S. 346 recht gut den Unterschied zwischen äußerer und innerer Kirche hervortreten, unterscheidet dort wieder die Umgebung, Ausbreitung und Verfassung, hier aber die Lehre der Katholiken, der Häretiker, und die Sitten- oder Disciplinargeschichte, woraus sich die Hauptstücke der beiden Abschnitte ergaben. Allein häufig hat dieß Streben, die Gesichtspuncte auch im Einzelnen zu construieren der Darstellung selbst einen scholastisch-subtilen Anstrich gegeben. Wer findet z. B. nicht folgende Deduction des Opferapparats S. 384 übertrieben spitz: 'Zum Opfer gehört ein hinzugebender Gegenstand, oder das Opfer selbst, ein Opferer oder Priester, Umstehende, in deren Namen der Priester opfert (kann der Darbringende nicht auch selbst das Opfer verrichten?), und die Handlung des Opferns selbst; die hinzugebende

Sache war entweder leblos oder lebendig; die erstere war entweder trocken oder flüssig". Ließe sich eine so durchaus willkührliche Construction der Requisite nicht recht leicht bedeutend weiter treiben? Nicht gegen die Behandlung dieser einzelnen Puncte erklären wir uns, denn der Verf. weiß nachher die Einzelnheiten des heidnischen Ritus in ihrem Einfluß auf den christlichen Cultus nachzuweisen; nur die Darstellung ist, da sie wissenschaftlich erscheinen soll, scholastisch geworden. Eine Parallele zwischen heidnischen und christlichen Ritus ließ sich gewiß ohne jene spitzfindige Entwickelung ziehen.

Eben diese beabsichtigte Construction des Einzelnen bringt in dem ersten Hauptstück des ersten Abschnitts, Darstellung der Umgebungen, unter denen das Christenthum erwuchs S. 348 — 508 einen Uebelstand hervor. Einseitig politisch betrachtet sind nämlich Römer, Parther, Deutsche die unabhängigen Völker, die entferntere, und Juden, die zunächst die Wiege des Christenthums umgeben; es beginnt deshalb die Entwickelung des politischen, religiösen und wissenschaftlichen Zustandes, worin diese Völker um diese Zeit sich befinden; die politische Unabhängigkeit ist also der Gesichtspunct, wornach der Verfasser classificiert; allein was hat denn dieser Punct mit der mehr oder minder großen Empfänglichkeit für das Christenthum zu thun? weßhalb werden doch hier Parther und Deutsche behandelt, die fast während des ganzen Zeitraums für die Kirche gar keine Bedeutung haben? Mußten nicht gerade die Nationalitäten behandelt werden, auf die zunächst eine Einwirkung erfolgt? Denn mit dem Collectivbegriff, Römer, wird doch wohl die Nationalität der Völker nicht erschöpft seyn, die damals gerade zufällig dem rö-

mischen Scepter gehorchten; mit einer Entwickelung des politischen Zustandes Roms ist nicht viel geholfen; der Grieche und der Syrer, der Gallier und der Brite, der Mauritanier und der Aegyptier hatte gewiß durch seine Einverleibung in Roms Staatskörper an den Eigenthümlichkeiten nichts verloren, die ihn mehr oder minder für die neue Lehre empfänglich machten. Im Gegentheil, Rom schonte absichtlich der Nationalität, namentlich im Cultus, um so die Unterjochten williger für das aufgelegte Joch zu machen. Eine genügende Entwickelung der Umgebungen des Christenthums kann schwerlich ohne Eingehen in diese Nationalitäten geliefert werden. Jener einseitige politische Standpunct ließ also den Verf. aufnehmen, was entbehrt werden konnte, und übersehen, was nöthig war. War außerdem Cato aus dem africanischen Utica, wie S. 353 gedruckt steht?

Bey Entwickelung des wissenschaftlichen Zustandes der Römer, — denn daß hier wiederum Griechen die eigentlich schaffenden Genies sind, wird übersehen — vermissen wir ein weiteres Eingehen in die Moralsysteme der Stoiker und Epicuräer; denn obgleich anerkannt wird, daß ihre Systeme mehr practischer Art sind, so beschäftigt sich der Verfasser doch fast allein mit ihren theoretisch-dogmatischen Sätzen, gewiß in beiden Systemen etwas Untergeordnetem. Außerdem fehlt eine doppelte doch so wichtige wissenschaftliche Gestaltung, die Eclectiker und der Neuplatonismus. Jene hätten doch zumal bey Entwicklung des wissenschaftlichen Zustandes der Römer durchaus nicht vergessen werden dürfen, vielleicht ist kein Römer jemals einem Systeme ganz consequent geblieben! Ueber den Neuplatonismus finden sich zwar Andeutungen, da viel von

war entweder leblos oder lebendig; die
war entweder trocken oder flüssig. Diese
ne so durchaus willkührliche Construction
quisite nicht recht leicht bedeutend weiter
? Nicht gegen die Behandlung dieser ein=
Puncte erklären wir uns, denn der Verf.
lachher die Einzelnheiten des heidnischen
in ihrem Einfluß auf den christlichen Cul=
chzuweisen; nur die Darstellung ist, da
enschaftlich erscheinen soll, scholastisch ge=
. Eine Parallele zwischen heidnischen und
hen Ritus ließ sich gewiß ohne jene spitz=
Entwickelung ziehen.
i diese beabsichtigte Construction des Ein=
bringt in dem ersten Hauptstück des er=
Abschnitts, Darstellung der Umgebun=
nter denen das Christenthum erwuchs S.
508 einen Uebelstand hervor. Einseitig
) betrachtet sind nämlich Römer, Parther,
le die unabhängigen Völker, die entfern=
d Juden, die zunächst die Wiege des Chri=
ns umgeben; es beginnt deshalb die Ent=
ng des politischen, religiösen und wissen=
hen Zustandes, worin diese Völker um
eit sich befinden; die politische Unabhän=
ist also der Gesichtspunct, wornach der
er classificiert; allein was hat denn dieser
mit der mehr oder minder großen Em=
chkeit für das Christenthum zu thun? weß=
erden doch hier Parther und Deutsche be=
, die fast während des ganzen Zeitraums
Kirche gar keine Bedeutung haben? Muß=
ht gerade die Nationalitäten behandelt wer=
uf die zunächst eine Einwirkung erfolgt?
mit dem Collectivbegriff, Römer, wird
ohl die Nationalität der Völker nicht er=
seyn, die damals gerade zufällig dem rö=

mischen Scepter gehorchten; mit einer Entwicklung des politischen Zustandes Roms ist nicht viel geholfen; der Grieche und der Syrer, der Gallier und der Brite, der Mauritanier und der Aegyptier hatte gewiß durch seine Einverleibung in Roms Staatskörper an den Eigenthümlichkeiten nichts verloren, die ihn mehr oder minder für die neue Lehre empfänglich machten. Im Gegentheil, Rom schonte absichtlich der Nationalität, namentlich im Cultus, um so die Unterjochten williger für das aufgelegte Joch zu machen. Eine genügende Entwickelung der Umgebungen des Christenthums kann schwerlich ohne Eingehen in diese Nationalitäten geliefert werden. Jener einseitige politische Standpunct ließ also den Verf. aufnehmen, was entbehrt werden konnte, und übersehen, was nöthig war. War außerdem Cato aus dem africanischen Utica, wie S. 353 gedruckt steht?

Bey Entwickelung des wissenschaftlichen Zustandes der Römer, — denn daß hier wiederum Griechen die eigentlich schaffenden Genies sind, wird übersehen — vermissen wir ein weiteres Eingehen in die Moralsysteme der Stoiker und Epicuräer; denn obgleich anerkannt wird, daß ihre Systeme mehr practischer Art sind, so beschäftigt sich der Verfasser doch fast allein mit ihren theoretisch-dogmatischen Sätzen, gewiß in beiden Systemen etwas Untergeordnetem. Außerdem fehlt eine doppelte doch so wichtige wissenschaftliche Gestaltung, die Eclectiker und der Neuplatonismus. Jene hätten doch zumal bey Entwicklung des wissenschaftlichen Zustandes der Römer durchaus nicht vergessen werden dürfen, vielleicht ist kein Römer jemals einem Systeme ganz consequent geblieben! Ueber den Neuplatonismus finden sich zwar Andeutungen, da viel von

rie Ordnung?) gewiß war doch die Stellung
r Christen eine andere vor Trajan, ehe sie durch
stimmte Staatsgesetze ausdrücklich proscribiert
aren, als nachher, und gewiß wieder eine an-
re nach dem Toleranzedict des Gallienus. Oder
ollte der Verf. hier nicht abermals chronologisch
heiden, so hätte doch gewiß der politische Kampf
m dem literarischen getrennt werden müssen;
att dessen finden sich die Angriffe der Schrift-
eller wie die Erwiderungen der Christen mit
arstellung von Verfolgungsscenen durchmischt,
r daß eben diese Züge der Verfolgung der Dar-
ellung recht viel Lebhaftigkeit geben.

Im dritten Hauptstück S. 684—734 folgt
un die Verfassung der Kirche nach den drey
gegebenen Zeitabschnitten. Die Ansicht des
erfs. über die Kirchenverfassung zur Zeit Jesu
ht aus der obigen Contractstheorie hervor. Der
eligionsstifter bekommt dadurch die dreyfache
ewalt, die legislatoria, die judicatoria, die
lohnende und bestrafende. 'Jesus hat sich als
eligionsstifter mit dem Willen seiner Anhänger
iese Gewalt beygelegt. Er sah in dieser Ge-
alt lediglich die Ueberlegenheit eines kräftigen
eistes über schwächere, die Anwendung und
errschaft der Vernunft, und eine von der Staats-
ewalt verschiedene Gewalt im Reiche des Gei-
es.' Nach eben diesem Grundsatze zerfällt
ich die Kirchenverfassung zur Zeit der Apostel
i die Lehrenden und Lernenden. So bestimmt
ir uns nun auch gegen diese Contractstheorie
klären müssen, so gern erkennen wir des Ver-
ssers Freymüthigkeit in Entwickelung der apo-
olischen Gewalt, besonders in der Stellung des
etrus gegen die übrigen Apostel an. Die den
posteln gegebene Gewalt heißt nur eine geisti-
e, und wenn Petrus nach Matth. 16, 13—20

Besser wäre gewiß die erste Epoche am Ende des apostolischen Zeitalters angenommen. Von welchem Gesichtspuncte übrigens die evangelische Geschichte behandelt wird, braucht nach den obigen Andeutungen über des Verfassers dogmatische Ansicht nicht mehr ausgeführt zu werden. In der öffentlichen, oder Lehramtsgeschichte Jesu wird die Geschichte des Täufers Johannes behandelt, sodann die Lehre Jesu vom Reiche Gottes, und sein damit verflochtenes Leben dargestellt, und endlich seine Lehre vom Messias, sein Ausgang und seine Verherrlichung gegeben. Als Himmelreich, das Jesus den Erwartungen eines politischen Reiches gegenüberstellte, wird Vereinigung zu reiner Moralität angegeben, an deren Spitze Gott stehe, weil er der Reinste und Gerechteste ist. Die Lehre vom Messias habe Jesus erst zu Ende des zweyten und zu Anfang des dritten Lehramtsjahrs vorgetragen; die Entwicklung des Messiasbegriffs ist nach der Logosidee ziemlich sabellianisch gehalten, auf die historische Bildung dieses Begriffs im Alten Testament wird weniger Rücksicht genommen; höchste Bestimmung des Messias war, Sinnesänderung hervorzubringen, er verlangt deßhalb Ueberzeugungstreue an seine Gottbegeisterung. — Die Ausbreitung des Christenthums in der apostolischen Zeit behandelt zunächst die Privatgeschichte der Apostel, dann ihre öffentliche Geschichte in und außerhalb Palästina; recht ausführlich wird nach eben diesen Rücksichten die Geschichte des Apostel Paulus behandelt; die neutestamentlichen Quellen sind dabey überall theils citiert theils sehr vollständig abgedruckt. — In der Ausbreitungsgeschichte in der nachapostolischen Zeit, besonders in der Entwickelung unter den römischen Imperatoren vermissen wir eine genau geglie-

[redacted]

ie Ordnung? gewiß war doch die Stellung Christen eine andere vor Trajan, ehe sie durch stimmte Staatsgesetze ausdrücklich proscribiert ren, als nachher, und gewiß wieder eine an e nach dem Toleranzedict des Gallienus. Oder llte der Verf. hier nicht abermals chronologisch eiden, so hätte doch gewiß der politische Kampf 1 dem literarischen getrennt werden müssen; it dessen finden sich die Angriffe der Schrift let wie die Erwiderungen der Christen mit rstellung von Verfolgungsscenen durchmischt, r daß eben diese Züge der Verfolgung der Dar lung recht viel Lebhaftigkeit geben.

Im dritten Hauptstück S. 684—734 folgt r die Verfassung der Kirche nach den drey gegebenen Zeitabschnitten. Die Ansicht des rfs. über die Kirchenverfassung zur Zeit Jesu t aus der obigen Contractstheorie hervor. Der ligionsstifter bekommt dadurch die dreyfache walt, die legislatoria, die judicatoria, die hnende und bestrafende. 'Jesus hat sich als ligionsstifter mit dem Willen seiner Anhänger se Gewalt beygelegt. Er sah in dieser Ge lt lediglich die Ueberlegenheit eines kräftigen istes über schwächere, die Anwendung und rrschaft der Vernunft, und eine von der Staats walt verschiedene Gewalt im Reiche des Gei s.' Nach eben diesem Grundsatze zerfällt ch die Kirchenverfassung zur Zeit der Apostel die Lehrenden und Lernenden. So bestimmt r uns nun auch gegen diese Contractstheorie lären müssen, so gern erkennen wir des Ver fers Freymüthigkeit in Entwickelung der apo tischen Gewalt, besonders in der Stellung des trus gegen die übrigen Apostel an. Die den osteln gegebene Gewalt heißt nur eine geisti , und wenn Petrus nach Matth. 16, 13—20

unter den geweiheten Jüngern einen Vorzug hat: so findet das Regiment des Kirchenstaats und das Entthronungsrecht, womit sich die Knechte der Knechte Gottes im 11. 12. und 13. Jahrhundert brüsteten, eben so wenig, als ihre uneingeschränkte Gewissensherrschaft und der unsichtbare Schlüsselbesitz zu dem jenseitigen Gnadenschatze in der Bibel einen vergebens gesuchten Rechtfertigungsgrund.' Mit eben dieser Unbefangenheit wird das anfängliche Verhältniß der Episcopen und Presbytern anerkannt; völlig gleich werden sie zwar nicht gesetzt, da die Nachahmung der Synagoge einen Aufseher über die Gemeinde, und einen ihm zur Seite stehenden Collegialrath erheischt habe; doch gesteht der Verf. ein, daß im Neuen Testament beide Ausdrücke häufig verwechselt werden; auch in der nachapostolischen Zeit wird die allmähliche Bildung des Episcopalmonarchismus nachgewiesen, und der bald sich zeigenden Anmaßung nicht geschont. Bey dieser Entwickelung vermissen wir nur die Nachweisung des Grundgedankens, aus dem allein die Bildung der äußern Kirche im zweyten und dritten Jahrhundert zu verstehen ist; die Uebertragung der alttestamentlichen Theocratie auf die Christen, als das neue Volk Gottes. Daß einzelne Einrichtungen aus der Synagoge herübergenommen wurden, reicht doch gewiß nicht aus, um die Verwandlung des von Christo gestifteten Gottesreiches in eine äußerliche Corporation zu begreifen. Die Verwandlung der Kirche als anfänglicher societas aequalis (freylich so setzt sie der Verfasser nicht, aber sie war doch gewiß eine solche) in eine inaequalis, das allmähliche Hervortreten des Clerus aus der Masse der Layen darf hier dem Verfasser zwar nicht vorgehalten werden, weil er nach seiner Con-

tractstheorie dieß Alles schon in der ersten Begründung der Kirche durch Christum findet; wie erklärt er denn aber die ganze Tendenz des Kirchlichen nach Außen, das stets mehr hervortretende monarchische Princip im Diöcesan-Metropolitan-Patriarchalbande, wenn er nicht Nachbildung des levitischen Priesterthums als Schlüssel zu dieser Erscheinung annimmt?

Auch bey dem zweyten Abschnitt, innere Geschichte des Christenthums, also Lehre der Katholiken, S. 734—807, Lehre der Häretiker, 808—892, und Geschichte der christlichen Sitte und Kirchenzucht, 894—928, wird dieselbe dreyfache Abtheilung, Zeit Jesu, der Apostel, nachapostolische Zeit, beybehalten; auch hier hätten wir aber eine mehr organische Entwickelung der Lehren gewünscht, während sie ziemlich einzeln an einander gereihet werden. In Darlegung der Paschalstreitigkeiten folgt der Verfasser noch ganz der Mosheimisch-Walchischen Ansicht, der Occident habe, um den mehrfachen mit der Asiatischen Paschafeyer verbundenen Uebelständen auszuweichen, die Festfeyer vom 14. Nisan auf den Sonntag nach diesem Tage verlegt. Ein etwas tieferes Eingehen in den Entwickelungsgang kirchlicher Verhältnisse muß diese Annahme als höchst mechanisch zurückweisen. Nach Neanders Untersuchungen kann doch die römisch-occidentalische Feyer nur aus den allgemeinen Principien erklärt werden, die sich hier zunächst über Wochenfeste ausbildeten, und sodann auf Jahresfeste übertragen wurden. Jenes absichtliche Vermeiden eines fremden Mißgriffes stellt doch die Anordnung des Festes als gar zu wohlberechnet und überlegt dar, wobey sich das längere unbewußt neben einander Bestehen der ver-

schiedenen Observanzen, wie es sich doch historisch findet, gar nicht begreifen läßt.

In der Behandlung der Cyprianisch-Novatianischen Händel hat der Verfasser offenbar die Verhältnisse in Rom und in Carthago nicht streng genug geschieden; beide Bewegungen sind wesentlich verschieden, wenigstens der Tendenz nach, wenn sonst auch gleichzeitig und aus demselben Umstande, der Frage über die Disciplin, hervorgegangen. In beiden Hauptstädten bestand neben der episcopalen Partey eine schismatische, in Carthago die des Felicissimus, in Rom die novatianische; dort war der Bischof Cyprian strenger, die Schismatiker also lax, sie knüpften ja die Wiederaufnahme der Gefallenen an weit mildere Bedingungen. In Rom hingegen war der Bischof Cornelius lax, die Abweichung der Novatianer ging auf die strengere Seite hin. Allein die beiden Bischöfe wurden durch ihr gemeinschaftliches Interesse bald in ihren Ansichten ziemlich gleich, Cornelius wurde etwas strenger, um sich der Vorwürfe der Novatianer zu erwehren, er communicierte mit Gefallenen; Cyprian dagegen ließ etwas nach, um die mächtige Partey der Märtyrer und Confessoren mit ihren Ansprüchen auf Absolutionsrecht zu gewinnen, und so wurde die kirchliche Einheit der Standpunct, auf dem sie einander die Hand reichten, um sich der beiderseitigen Schismatiker zu erwehren. Die kirchliche Partey traf also ziemlich die Mitte, während die Schismatiker auf den beiden Extremen standen. Diese Verschiedenheit der Schismatiker dort und hier verkennt der Verfasser nun durchaus, indem er angibt, die Anhänger des Felicissimus hätten, weil Cyprian etwas gelinder wurde, um Gleiches

mit Gleichem zu vergelten, ihre gelinderen Ansichten mit strengern vertauscht, und von Wiederaufnahme der Gefallenen ohne Kirchenbuße nichts wissen wollen. Dieser Wechsel der Ansicht kann doch nur höchstens von dem carthagischen Presbyter Novatus erwiesen werden, der mit Aufgebung seiner frühern laxen Ansicht nach Rom flüchtete, und dort von den Episcopalen abgewiesen, sich der ebenfalls schismatischen, aber strengern Partey des Novatian anschließen mußte. Zwar findet sich bald in Carthago, wie überall eine novatianische Partey ein; allein wie sehr dieselbe von dem alten Schisma des Felicissimus verschieden ist, ergibt sich am besten aus dem Umstande, daß diese letztere Partey gerade durch das Vorhandenseyn eines novatianisch-schismatischen Bischofs, Maximus, bestimmt wird, für sich ebenfalls einen Gegenbischof, den Fortunatus, zu ernennen, so daß Carthago jetzt drey Bischöfe zählt, indem Cyprian zwischen beiden Extremen die Mitte hält.

Als Beylagen sind eine synchronistische Tafel für die Ereignisse dieses Zeitraums und zwey lithographierte Blätter beygegeben, deren eines heidnisches Opfergeräth enthält, dessen Uebergang in den christlichen Ritus oben nachgewiesen war, das andere aber den Riß eines christlichen Tempels im vierten Jahrhundert liefert, im Vergleich zu einem jüdischen und heidnischen. Wir scheiden von dem Verfasser mit bereitwilliger Anerkennung seines eben so gut gemeinten als gründlichen Strebens, lassen seiner Freymüthigkeit, womit er gegen ultramontane Anmaßung auftritt, volle Gerechtigkeit widerfahren, wünschen ihm jedoch bey seinen Operationen etwas mehr Vorsicht, damit nicht viel-

durch das Opfer seiner Größe ward, ist allerdings ein wahrhaft tragischer Character. Noch eine andere Eigenheit aber zeichnet dieß Stück von andern uns bekannten aus, daß die Liebe durchaus keinen Antheil an der Handlung hat. Die bejahrte Sultanin Validé, und eine Sclavin als Nebenperson, sind die einzigen weiblichen Personen die darin vorkommen. Welchen Erfolg dieß gewagte Experiment haben wird, müssen wir der Entscheidung des Publicums anheim stellen. Schwerlich hätte ein anderer unserer dramatischen Dichter die schöne Gelegenheit ungenutzt vorbeygehen lassen das gesammte Harem aufs Theater zu bringen. Selims Abschied aus demselben, etwa von einer verzweifelnden oder gar wahnsinnig werdenden reizenden Circasserin, hätte eine Effectscene gegeben. Die dritte Abtheilung: Türken und Griechen überschrieben, sucht ihren Stoff in dem letzten griechischen Freyheitskampfe, der allerdings ihn reichlich darbot. Wir brauchen nur an Missolunghi zu erinnern; aber auch das Schlachtgebet der Türken bitten wir nicht zu übersehen. Auch die Stimmen des christlichen Europas, sehr verschiedener Art, die sich in dem vierten Gedicht hören lassen, verdienen vernommen zu werden. Wenn sich der Verfasser, wie wir erwarten, jetzt nach Indien wendet, wird sich eine andere poetische Welt ihm eröffnen.

Hn.

Göttingische
[Ge]lehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

[der] Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

56. Stück.

Den 7. April 1832.

Göttingen.

[Verze]ichniß der Vorlesungen, die von den hiesigen öf[fentliche]n und Privat-Lehrern auf das künftige halbe Jahr [angekün]digt sind, nebst vorausgeschickter Anzeige öffentli[cher gele]hrter Anstalten zu Göttingen. — Die Vorlesungen [werden] insgesammt in der mit dem 30. April be[ginnen]den Woche ihren Anfang nehmen, und in der [mit de]m 10. September beginnenden Woche [geschlosse]n werden.

[Ö]ffentliche gelehrte Anstalten.

[Die] Versammlungen der Königl. Societät der [Wissen]schaften werden, in dem öffentlichen Winter[local]o, Sonnabends um 3 Uhr gehalten.

[Die U]niversitäts-Bibliothek wird alle Tage ge[öffnet,] Montags, Dinstags, Donnerst. und Freyt. von [1 bis 2] Uhr; Mittwochs und Sonnabends von 2 bis 4 Uhr. [Zur Ein]sicht auf der Bibliothek selbst erhält man jedes [Buch, w]as man nach den Gesetzen verlangt; über Bücher, [die man] aus derselben geliehen zu bekommen wünscht, [stellt ma]n einen Schein, der von einem hiesigen Professor [unterschr]ieben ist.

[Die] Sternwarte, der botanische und der öco[nomisc]he Garten, das Museum, die Gemähldesamml]ung, die Sammlung von Maschinen [und M]odellen, der physicalische Apparat, und [das che]mische Laboratorium, können gleichfalls [von Lie]bhabern, welche sich gehörigen Ortes melden, be[sucht we]rden.

Vorlesungen.

Theologische Wissenschaften.

Ueber Encyclopädie und Methodologie der theologischen Wissenschaften hält Hr Ober-C.R. Planck, nach seinem 'Grundriß einer theologischen Encyclopädie', 5 St. wöch. um 11 Uhr eine Vorlesung, deren Hauptzweck seyn wird, eine Anleitung zu der, nach dem Abgange von der Universität, durch eigenen Fleiß fortschreitenden wissenschaftlichen Ausbildung zu geben.

Exegetische Vorlesungen über das Alte Testament: Hr Hofr. Tychsen erklärt die Messianischen Weissagungen in einer öffentlichen Vorlesung; Hr Prof. Ewald, den Pentateuch um 10 Uhr; Hr M. Holzhausen, das Buch Hiob nebst den Propheten Joel und Habakuk, um 10 Uhr.

Eine historisch-critische Einleitung in die Bücher des Neuen Testaments gibt Hr Prof. Reiche um 3 Uhr.

Exegetische Vorlesungen über das Neue Testament: Hr Consist. R. Pott erklärt die Briefe an die Römer, und an die Corinther, mit ausführlicher Erörterung der im N. T. vorkommenden jüdischen Vorstellungen, um 9 Uhr; Hr Prof. Lücke, die Briefe an die Corinther, und den Brief an die Hebräer 6 St. wöch. um 9 Uhr; Hr Prof. Reiche erklärt die drey ersten Evangelien 6 St. wöch. um 9 Uhr, und verbindet damit eine demnächst zu bestimmende Uebungsstunde. Hr Licent. M. Matthäi erklärt die Briefe an die Corinther, an die Epheser, an die Colosser, an die Hebräer, und die Briefe des Apostels Petrus 6 St. wöch. um 9 Uhr. Hr Universit. Pred. Licent. Müller hält 2 St. wöch. um 3 Uhr eine unentgeltliche Vorlesung über die evangelischen Pericopen, verbunden mit einer Anleitung zu der homiletischen Behandlung derselben. Hr Rep. M. Rettberg erklärt das Evang. und die Briefe des Ap. Johannes, und die Apostel-Geschichte 6 St. wöch. um 9 Uhr; Hr Rep. M. Köllner, das Evang. und die Briefe des Ap. Johannes 6 St. wöch. um 9 Uhr.

Die biblische Theologie des Alten so wohl als des Neuen Testamentes trägt Hr Prof. Ewald um [illegible] vor;

Die Lehre Jesu von den Wundern, und die Lehren der alten Parsen und der Juden zur Zeit Jesu, namentlich des Philo, Josephus, und der Rabbinen, die vorzüglich zur Erläuterung des N. T. dienen, Hr Licent. M. Matthäi, 2 St. wöch. Dinst. und Freyt. um 3 Uhr;

Die Dogmengeschichte, Hr Prof. Reiche um 5 Uhr; Hr M. Holzhausen um 5 Uhr.

Eine historische Darstellung der vorzüglichsten symbolischen Lehrbegriffe der christlichen Theologie gibt Hr Rep. M. Köllner 5 St. um 11 Uhr.

Zu Examinatorien oder Repetitorien über die Dogmatik erbietet sich Hr Rep. M. Köllner.

Die christliche Ethik trägt Hr Prof. Lücke, 5 St. wöch. um 11 Uhr, und Dinst. und Freyt. um 3 Uhr vor.

Den ersten Theil der Kirchengeschichte handelt Hr Prof. Gieseler 6 St. wöch. um 8 Uhr ab, den dritten, öffentlich, 6 St. wöch. um 7 Uhr; die Kirchengeschichte vom ersten bis zum vierzehnten Jahrh. Hr M. Holzhausen 6 St. wöch. um 8 Uhr; die zweyte Hälfte der Kirchengeschichte, von der Völkerwanderung bis zum J. 1555, Hr Rep. M. Rettberg 6 St. wöch. um 8 Uhr.

Die practische Theologie lehrt Hr Universit. Prediger Licent. Müller 5 St. wöch um 8 Uhr.

Die Homiletik wird Hr Consist. R. Pott um 2 Uhr abhandeln, und außerdem die Aufsicht über die verschiedenen Uebungen der Mitglieder des homiletischen Seminars fortsetzen.

Die Theorie der religiösen Catechetik wird der Hr Prof. Honor. Gen. Superint. Dr Trefurt, nach seinem 'Tabellar. Leitfaden zu academ. Vorlesungen über die Pastoral-Lehre' 4 St. wöch. um 1 Uhr vortragen, und damit die ersten practischen Uebungen verbinden; die practischen Uebungen im catechetischen Seminar werden Mittw. u. Sonnab. um 1 Uhr öffentl. fortgesetzt werden.

Zu Examinatorien und Repetitorien über die theologischen Wissensch. erbietet sich Hr Rep. M. Rettberg, Hr Pastor Bunnemann, Hr Pastor Fraatz.

Die lateinische theologische Gesellschaft unter der Aufsicht des Herrn Prof. Lücke wird öffentlich fortgesetzt, und von den Mitgliedern Josephus Bericht von seinem Leben gelesen werden.

Die exegetische Gesellschaft unter der Aufsicht des Hn. Prof. Ewald versammelt sich Freyt. Ab. um 6 Uhr;

Die theologische Gesellschaft des Hn Rep. M. Rettberg in den Abendst. von 8 bis 10 Uhr Mittw.

Die Uebungen der theologischen Privat-Societät des Hn Pastor Fraatz werden gleichfalls ihren Fortgang haben.

Das lateinische Disputatorium über Gegenstände aus der Theologie und Philosophie, nach lateinischen Abhandlungen, wird von Hn Rep. M. Köllner fortgesetzt werden.

In dem Repetenten-Collegium wird Mont. u. Donnerst. um 3 Uhr Hr Rep. M. Rettberg die Messianischen Weissagungen des A. T., Hr Rep. M. Köllner Mont. und Donnerst. um 4 Uhr die dem Jacobus und Petrus beygelegten Briefe erklären.

Rechtswissenschaft.

Die Encyclopädie des gesammten heutigen Rechtes trägt Hr Geh. Just. R. Hugo um 10 Uhr vor; Hr Prof. Blume, nach einem mitzutheilenden Grundrisse, um 9 Uhr; Hr Dr Schumacher 5 St. wöch. um 10 Uhr;

Naturrecht, oder Philosophie des Rechts, Hr Dr Schumacher um 7 Uhr M. oder in einer bequemern St. (vgl. Philosophische Wissensch.);

Das positive Europäische Völkerrecht, Herr Prof. Saalfeld, nach seinem Grundrisse, Mont., Dinst. und Mittw. um 11 Uhr;

Die Geschichte des deutschen Staatsrechtes (und Privatrechtes), Hr Prof. Kraut um 10 Uhr;

Das Staatsrecht des deutschen Bundes und der Bundesstaaten, Hr Prof. Kraut um 11 Uhr;

Das Staatsrecht des Königr. Hannover (mit dem Privat-Rechte), Hr Dr Quentin 6 St. wöch. um 7 Uhr M.;

Die Strafrechts-Wissenschaft, Hr Hofr. Bauer, nach seinem 'Lehrbuch', um 9 Uhr; Criminal-Recht, und Criminal-Proceß, nach Feuerbach (Aufl. 11), Hr Dr Zachariä 6 St. wöch. um 10 Uhr; Criminal-Recht, nach Feuerbach, Hr Dr von Oehn-Rotfelser um 10 Uhr;

Die Geschichte des heutigen Römischen Rechtes, Hr Geh. Just. R. Hugo um 7 Uhr;

Die Geschichte und die Alterthümer des Rö-

chen Rechtes, Hr Hofr. Goeschen um 8 Uhr; Hr
:. Ribbentrop um 10 Uhr;
as heutige Römische Recht (Institutionen
Pandecten), Hr Geh. Just. R. Hugo um 9 Uhr;
ie Institutionen des Römischen Rechtes, Hr
:. Göschen um 11 Uhr; Hr Assess. Dr Balett, der
Geschichte des R. Rechtes damit verbindet, um 8 Uhr;
Dr Zachariä, nach s. Grundrisse, um 11 Uhr; Hr Dr
:hoff, um 10 Uhr;
ie Pandecten, oder ein allgemeines System
heutigen Röm. Rechtes, Hr. Geh. Just. R.
ster, nach einem seinen Zuhörern mitzutheilenden Grund-
um 9 u. 11 Uhr; Hr Prof. Ribbentrop um 8 und 11
; Hr Dr Rothamel, privatissime; Hr Assessor Dr
tt, nach seinem 'Lehrbuch', um 9 u. 11 Uhr; Hr
Rorthoff, nach seinem den Zuhörern mitzutheilenden
ndrisse, um 9 u. 11 Uhr, und in Verbindung mit
tgeltlichen demnächst zu bestimmenden Examinations-
Disputations-Stunden.
as Erbrecht trägt Hr Hofr. Göschen, nach seinem
ndrisse, um 10 Uhr vor; Hr. Prof. Blume, nach s.
ndrisse des Pandectenrechtes, um 7 Uhr; Hr Dr Kern
:. wöch. um 10 Uhr, von der Mitte des Sommers
! St. wöch.; Hr Dr Benfey 4 St. wöch. um 8 Uhr;
ie Lehre von der nothwendigen Berücksichti-
g der Descendenten, der Ascendenten, und
Geschwister bey Errichtung von Testamen-
, desgleichen die Lehre von der Usucapion, und den
scriptionen, und die Lehre von der Ordnung
Gläubiger im Concurse, Hr Dr Grefe Mittw.
Sonnab. um 5 Uhr.
in Civil-Practicum, als pract. Pandecten-Repe-
ium, hält Hr Dr von Dehn-Rotfelser 4 St. wöch.
5 Uhr.
as Kirchenrecht trägt Hr Prof. Blume, nach der
ten Ausg. s. Grundrisses, 5 St. wöch. um 10 Uhr vor;
Dr Rothamel, nach Wiese, um 10 Uhr; Hr Dr Mö-
, mit einer kirchengeschichtlichen Einleitung, 6 St.
. um 9 Uhr; Hr Dr Duncker um 9 Uhr.
ber die Alterthümer des deutschen Rechtes
Hr Prof. Jac. Grimm Mont., Dinst., Donnerst.
Freyt. um 5 Uhr eine Vorlesung.
ie Geschichte des deutschen (Staatsrechtes
Privatrechtes trägt Hr Prof. Kraut um 10
vor;

Das deutsche Privat-Recht, und das Lehnrecht, Hr Prof. Albrecht 12 St. wöch. um 8 u. 11 Uhr; Hr Dr Thöl, nach Eichhorn, 10 St. wöch. um 9 u. 11 Uhr;

Das Handelsrecht, Hr Dr Thöl 5 St. wöch. um 2 Uhr, oder in einer bequemern Stunde;

Das Hannoversche Privatrecht, Hr Dr Quentin (zugleich mit dem Staatsrechte), 6 St. wöch. um 7 Uhr; Hr Dr Grefe 5 St. wöch. um 11 Uhr;

Das Braunschweig-Wolfenbüttelsche Privat-Recht, Hr Dr Zachariä um 2 Uhr.

Ueber die Verfassung und Verwaltung des Herzogthums Nassau hält Hr Hofr. Bauer für die hier studierenden Nassauer eine Vorlesung um 3 Uhr

Das Preußische Landrecht, und die Theorie des Processes trägt Hr Dr Quentin, 6 St. wöch. um 8 Uhr vor; Hr Assess. Dr Valett, um 2 Uhr.

Den Criminal-Proceß handelt Hr Hofr. Bauer, mit pract. Uebungen, um 11 Uhr ab; Hr Dr Zachariä zugleich mit dem Criminal-Rechte;

Die Theorie des heutigen bürgerlichen Processes, Hr Hofr. Bergmann 5 St. wöch um 4 Uhr; Hr Dr Grefe 6 St. wöch. um 11 Uhr;

Den Hannoverschen Civil-Proceß, Hr Dr Quentin 3 Stunden wöchentlich um 1 Uhr.

Die Hannoversche Proceß-Ordnung für die Untergerichte wird Hr Dr Quentin in einer bequemen St. erläutern.

Die Lehre von Klagen und Einreden handelt Hr Dr Benfey, 4 St. wöch. um 3 Uhr ab.

Ein practisches Collegium über den Proceß hält Hr Hofr. Bergmann 5 St. wöch. um 9 Uhr; ein Relatorium, 3 St. wöch. um 10 Uhr, mit Hinweisung auf seine 'Beyträge zur Einleit. in die Praxis', und seine 'Anleit. zum Referieren'.

Zu General- sowohl als Special-Examinatorien über die verschiedenen Rechtstheile, in deutscher oder lateinischer Sprache, so wie auch zu Repetitorien erbietet sich Hr Dr Rothamel, Hr Assess. Dr Valett, Hr Dr Kern, Hr Dr von Dehn-Rotfelser, Hr Dr Thöl, Hr Dd Zimmermann.

Heilkunde.

Die Vorlesungen über Botanik und Chemie s. bey der Naturlehre.

Eine Einleitung in das Studium der Medicin gibt Hr Hofr. Conradi, nach der 3. Ausg. seines 'Grundrisses der medic. Encyclopädie und Methodologie,' Sonnab. um 7 Uhr M. öffentlich.

Eine philosophische Encyclopädie sämmtlicher Doctrinen der Physik und Medicin trägt Hr Dr Kraus 4 St. wöch. vor;

Neurologie, Hr Hofr. Langenbeck Donnerst. und Freyt. um 6 Uhr Ab. u. Sonnab. um 6 Uhr Morg., nach s. Lehrb., mit Hinweisung auf die Icon. neurol.

Osteologie und Syndesmologie, Hr Prof. Hempel, nach der 5. Ausg. seiner 'Anfangsgründe der Anatomie', Dinst. und Freyt. um 11 Uhr;

Die vergleichende Anatomie, Hr Dr Berthold, 5 St. wöch. um 2 Uhr; Hr Dr Himly, um 7 Uhr;

Die Physiologie, Hr Ober-Medicinal-R. Blumenbach, 6 St. wöch. um 8 Uhr; Hr Prof. Hempel, mit Hinsicht auf Pathologie, nach der 3. Ausg. seiner 'Einleitung in die Physiologie' 5 St. wöch. um 8 Uhr;

Die Physiologie des Menschen, erläutert durch Demonstrationen an Präparaten und durch Versuche an lebenden Thieren, Hr Dr Herbst, nach Blumenbach's Handb. 6 Stunden wöch. um 8 Uhr; Hr Dr Berthold, nach seinem 'Lehrbuch der Physiologie des Menschen und der Thiere, Gött. 1829', 5 St. wöch. um 10 Uhr; Hr Dr Himly 6 Stunden wöchentlich um 8 Uhr.

Versuche über die thierische Wärme wird Hr Dr Herbst unentgeltlich Donnerst. um 11 Uhr anstellen und erläutern.

Die Diätetik trägt Hr Dr Herbst für Aerzte sowohl als Nichtärzte Mont., Mittw. u. Freyt. um 4 Uhr vor;

Allgemeine Pathologie, nach der 4. Ausg. seines Handbuches, und allgemeine Therapie, Hr Hofr. Conradi 4 St. wöch. um 3 Uhr;

Allgemeine Pathologie, Symptomatologie, und Therapie, Hr Prof. Marx 5 Stunden wöchentlich um 3 Uhr;

Allgemeine Nosologie und Therapie, Hr Dr Kraus, nach seinem während der Vorlesung erscheinenden Lehrbuche, 5 St. wöchentlich;

Allgemeine Heilmittel-Lehre, Hr Dr Kraus, nach seiner 'Wissenschaftlichen Uebersicht der gesammten Heilmittel-Lehre', 2 St. wöch. unentgeltlich;

Practische Heilmittel=Lehre, mit besonderer Hinsicht auf Pharmacognosie und mit Vorlegung vergleichender Pflanzenabbildungen, derselbe, nach dem eben erwähnten Lehrbuche, 6 St. wöch.; Hr Dr Herbst, 4 St. wöch. um 7 Uhr; Hr Dr Conradi, nach Hufeland, 5 St. wöchentl. um 4 Uhr.

Ueber die Heilquellen vorzüglich Deutschlandes, und der Schweiz hält Hr Dr Conradi 3 St. wöch. um 9 Uhr eine Vorlesung.

Die Pharmacie lehrt Hr Hofr. Stromeyer 5 Stunden wöchentlich um 6 Uhr Morgens;

Receptierkunde, Hr Dr Kraus, nach Beendigung der allgem. Heilmittellehre, 2 St. wöch. unentgeltlich.

Den ersten Theil der speciellen Nosologie und Therapie, welcher die Krankheiten der größern Systeme des menschlichen Körpers begreift, handelt Hr Hofr. Himly 6 St. wöch. um 10 Uhr ab;

Den ersten Theil der speciellen Pathologie und Therapie, die Fieber, Entzündungen, und Hautausschläge enthaltend, Hr Hofr. Conradi, nach der vierten Ausgabe seines Handbuches, um 5 Uhr; Hr Prof. Marx, um 5 Uhr;

Die Krankheiten der Augen und der Ohren, Hr Hofr. Himly um 3 Uhr.

Uebungen in den bey Augenkrankheiten erforderlichen Operationen stellt Hr Hofr. Langenbeck privatissime an.

Die Krankheiten des weiblichen Geschlechtes handelt Hr Prof. Mende 4 St. wöch. um 7 Uhr M. ab; Hr Prof. Osiander um 10 Uhr.

Die erste Hälfte der Chirurgie trägt Hr Hofr. Langenbeck von 1 bis 3 Uhr vor.

Die Manual=Chirurgie lehrt Hr. Hofr. Langenbeck privatissime;

Den chirurgischen Verband, Hr Dr Pauli um 7 Uhr Abends.

Eine Anleitung zu der Behandlung der Zahnkrankheiten und den dabey erforderlichen Operationen, so wie auch zu der Verfertigung und Einsetzung künstlicher Zähne oder ganzer Gebisse gibt derselbe privatissime.

[illegible]indungswissenschaft u. Entbindungs-[illegible]t Hr Prof. Mende 5 Stunden wöchentlich um

be Stunde Sonnab. bestimmt er zu practi-
en, wozu er außerdem auch alle im Entbin-
orkommenden Fälle benutzt; auch ist er zu
erbötig. Hr Prof. Osiander gibt um 2 Uhr
den geburtshülflichen Operationen.
ırt lehrt die Entbindungswissenschaft
ım 9 Uhr, und pract. Entbindungs-
lebungen am Fantome täglich um 4 Uhr;
8 Uhr hält er eine unentgeltliche Vorlesung
ıtflüsse der Gebärenden.

)tliche Medicin trägt Hr Prof. Mende
öchentlich um 4 Uhr vor.

inatorien, Disputatorien, und Re-
über die verschiedenen medicinischen Wissen-
:tet sich Hr Dr Herbst, Hr Dr Berthold.

cinischen und chirurgischen clini-
ngen in dem academischen Hospitale und in
Wohnungen der Kranken wird Hr Hofr.
der bisherigen Einrichtung, die er in einer
ft 'Verfassung der medicinisch-chirurgischen
ttingen, 1803' entwickelt hat, fortsetzen, und
ı die Stunde von 11 bis 12 täglich.

inischen Uebungen im chirurgischen
use bestimmt Hr Hofrath Langenbeck die
8 bis 9 Uhr.

ur medicinischen Clinik gibt Hr Hofr.
m unter seiner Direction stehenden Institute

:or der Königl. Thierarzney-Schule,
handelt die Lehre von der Beurtheilung des
s Pferdes und von der Pferdezucht 4 St.
Uhr ab; die Krankheiten der land-
:lichen Hausthiere 6 St. wöch. um
gerichtliche Thier-Heilkunde 4 St.
Uhr. Die practischen Uebungen im
ale werden täglich um 10 Uhr gehalten.

sophische Wissenschaften.

d Encyclopädie der Philosophie,
fr. Schulze 5 St. wöch. um 7 Uhr vor,

jene nach der fünften, diese nach der dritten Ausg. seiner Lehrbücher;

Logik und Metaphysik, Hr Hofr. Wendt, nach Sätzen, die er den Zuhörern mittheilen wird, 5 St. wöch. um 8 Uhr;

Psychische Anthropologie, Hr. Hofr. Schulze, nach der dritten Ausg. seiner 'Psychischen Anthropologie', um 5 Uhr;

Naturrecht, oder reine und angewandte Rechtslehre, Hr Hofr. Wendt, nach seinen 'Grundzügen der philos. Rechtslehre. Leipz. 1811', 5 St. wöch. um 10 Uhr;

Religions-Philosophie, und Moral, Hr M. Bohtz, 4 St. wöch. um 7 Uhr.

Die Uebungen der philosophischen Gesellschaft des Hn Hofr. Wendt werden zur gewöhnlichen Stunde fortgesetzt werden.

Die gesammte Politik, oder die Lehre von der Verfassung und Verwaltung des Staats, trägt Hr Prof. Saalfeld, nach seinem Grundrisse, um 3 Uhr vor;

Die Staatswirthschaft nebst der Finanzwissenschaft, Hr. Prof. Saalfeld, nach seinem Grundrisse, um 10 Uhr;

Die land- und forstwirthschaftliche Bodenkunde, Hr Hofr. Hausmann Dinst., und Freyt. um 7 Uhr.

Die Technologie handelt Hr. Hofr. Hausmann 5 St. wöch. um 10 Uhr ab, und besucht mit seinen Zuhörern die nahe gelegenen Fabriken u. Werkstätten.

Mathematische Wissenschaften.

Die reine Mathematik trägt Hr Hofr. Thibaut, nach der 5. Ausg. seines Lehrbuches, um 4 Uhr vor; Hr Prof. Ulrich um 3 Uhr; Hr M. Köhler, nach Lorenz, um 2 Uhr;

Analysis des Endlichen und analytische Geometrie, Hr. Hofr. Thibaut um 2 Uhr;

fferential- und Integral-Rechnung, Hr Ulrich um 11 Uhr;

e angewandte Mathematik, Hr M. Stern i Uhr;

e Mathesis forensis, Hr. M. Köhler Mittw. und nab. um 10 Uhr.

e practische Geometrie lehrt Hr. Prof. Ulrich t., Mittw. und Freyt. von 5 bis 7 Uhr; Hr. M. aber, mit besonderer Hinsicht auf Cameralisten, Forst- ner und Oeconomen, Abends von 5 bis 7 oder 6 bis r; Hr M. Focke in bequemen Stunden; Hr M. er Mittw. und Sonnab. von 5 bis 7 Uhr.

ie in der höhern Geodäsie anzuwendenden Werk- , Beobachtungen und Berechnungen wird Hr Hofr. ß privatissime erläutern.

ie höhere Mechanik trägt Hr M. Stern, mit be- rer Hinsicht auf das Werk von Poisson, 5 St. wöch. 11 Uhr vor;

ie Beschreibung und Theorie der hydraulischen schinen, Hr Prof. Ulrich privatissime;

ie Grundlehren der Astronomie, Hr Prof. ding um 10 Uhr;

ie Theorie der Bewegung der Planeten der Cometen, Hr Hofr. Gauß um 10 Uhr.

ur Kenntniß der Gestirne gibt Hr Prof. Har- in bequemen Abendstunden Anleitung.

opuläre Astronomie wird Hr M. Stern Mont. Dinst. um 6 Uhr vortragen;

ie mathematische und physische Geographie, Prof. Harding um 3 Uhr;

ie Theorie der bürgerlichen Baukunst, Hr Schrader um 8 Uhr; Hr M. Köhler, mit Uebungen Zeichnen, 4 St. wöch. um 11 Uhr.

n der Kunst Stadt- und Landgebäude zu er- en, und die Risse gehörig auszuarbeiten, so wie in Anfertigung richtiger Bauanschläge unterrichtet M. Schrader um 11 Uhr.

um Privat-Unterricht in einzelnen Theilen der hematischen Wissenschaften ist Hr M. Köhler erbötig.

Naturlehre.

Die Naturgeschichte trägt Hr Ober-Medicinal-R. Blumenbach, nach seinem Handbuche, 5 Stunden wöchentlich um 5 Uhr vor.

Die allgemeine Botanik, Hr Hofr. Schrader 5 Stunden wöchentlich um 7 Uhr; die öconomische u. Forstbotanik um 8 Uhr; die medicinische Botanik Mont., Dinst. u. Mittw. um 6 Uhr Ab. privatiss.; Sonnab. um 3 Uhr stellt er botanische Excursionen an, und gibt in den gewöhnlichen Stunden im botanischen Garten Demonstrationen. — Hr Prof. Bartling lehrt specielle Botanik nach den natürlichen Familien, 6 St. wöch. um 7 Uhr; öconomische und Forst-Botanik 4 St. wöch. um 8 Uhr; medicinische Botanik in einer demnächst zu bestimmenden Stunde; Organographie und Physiologie der Gewächse, 4 St. wöch. um 11 Uhr. Botanische Excursionen und Demonstrationen werden zur gewöhnlichen Zeit statt haben.

Practisch-mineralogische Uebungen, verbunden mit Demonstrationen in dem academ. Museum, stellt Hr Hofr. Hausmann Mittw. u. Donnerst. um 7 Uhr an.

Die Geognosie lehrt Hr Hofr. Hausmann um 8 Uhr, und stellt zu diesem Zwecke Excursionen an.

Die Experimental-Physik trägt Hr Prof. Weber um 4 Uhr vor.

Die physische Geographie lehrt Hr Prof. Harding, in Verbindung mit der mathematischen, um 3 Uhr; Hr Prof. Bunsen um 8 Uhr;

Die theoretische Chemie, verbunden mit den erläuternden Experimenten, Hr Hofr. Stromeyer 6 St. wöchentlich um 9 Uhr.

Die practischen chemischen Uebungen in dem academischen Laboratorium werden Mont. u. Dinst. von 11 bis 1 Uhr fortgesetzt werden.

Historische Wissenschaften.

Allgemeine Länder- und Völkerkunde trägt Hr Hofr. Heeren 6 Stunden wöchentlich um 7 Uhr vor, mit Hinweisung auf die den Zuhörern vorzulegenden Karten.

ie Diplomatik handelt Hr Hofr. Tychsen, nach sei-
Grundrisse, um 1 Uhr ab;

ie Geschichte der alten Welt, Hr Hofr. Hee-
, nach der fünften Ausg. seines Handbuches, um
r; Hr Hofr. Dahlmann 6 St. wöch. um 8 Uhr;
Prof. Hoeck 5 St. wöch. um 4 Uhr;

ie Römische Geschichte, vom Ende des dritten
ischen Krieges bis zu der Schlacht bey Actium, Hr
Thospann 5 St. wöch. um 6 Uhr M.

ie Geschichte der Europäischen Staaten,
Hofr. Dahlmann 5 St. wöch. um 3 Uhr;

ie Geschichte der neuesten Zeit vom Anfange
Französ. Revolution, Hr Prof. Saalfeld, nach seinem
ndrisse, um 5 Uhr.

ie Vorlesung des Hn Hofr. Bauer über die Verfas-
g und Verwaltung der Nassauischen Lande
ereits oben erwähnt worden.

eber die glorreiche Periode der Geschichte Groß-
taniens unter der Regierung der Königinn Elisabeth
Hr M. Thospann Mont., Mittw. und Freyt. um
r eine Vorlesung halten.

ie Kirchengeschichte s. bey den Theologischen
ssenschaften.

Literär-Geschichte.

ie allgemeine Literär-Geschichte trägt Hr.
r-Bibliothecar Reuß 4 St. wöch. vor;

ie Geschichte der Wissenschaft und Kunst
ter den Arabern, Hr Hofr. Tychsen um 9 Uhr;

ie Geschichte der Römischen Literatur, Hr
von Leutsch 5 St. wöch. um 5 Uhr.

ie Vorlesungen über die Geschichte einzelner
ssenschaften und Künste sind bey jedem einzel-
Fache erwähnt.

Schöne Künste.

Aesthetik oder Philosophie der Kunst, trägt Hr M. Bohtz 4 St. wöch. um 3 Uhr vor.

Eine Anleitung zum deutschen Stil gibt Hr Prof. Bunsen 4 St. wöch. um 5 Uhr;

Einen historischen und critischen Abriß der Geschichte der Französischen Literatur, Hr. Prof. Artaud 4 Stunden wöchentlich in Französischer Sprache.

Die Vorlesungen über die Baukunst s. bey den Mathematischen Wissenschaften.

Die Geschichte der Mahlerkunst, Bildhauerkunst, Baukunst u. s. w. von der Wiederherstellung der Kunst bis auf unsere Zeit trägt Hr Prof. Oesterley, mit Benutzung der Gemälde- und Kupferstichsammlung 5 St. wöch. um 7 Uhr vor; auch ist er zum Unterricht im Zeichnen und Mahlen erbötig.

Unterricht im Landschafts-Zeichnen gibt Hr Zeichenmeister Eberlein.

Die Theorie der Musik trägt Hr Musik-Director M. Heinroth Mont. u. Freyt. um 4 Uhr vor. Für die Sing-Academie ist der Abend jedes Montags von 8 Uhr an bestimmt; für eine Anleitung zum Altargesange, die St. von 4 bis 5 Dinst. Außerdem ist Hr Musik-Director M. Heinroth auch zum Privat-Unterricht im Gesange und Clavierspiele erbötig.

Alterthumskunde.

Die Archäologie, und die Geschichte der Kunst bey den Alten handelt Hr Prof. Müller 5 Stunden wöchentlich um 9 Uhr ab.

Orientalische und alte Sprachen.

Die Propheten Joel, Amos, Obadia erklärt Hr M. Wüstenfeld Dinst. u. Freyt. um 4 Uhr.

Die Aramäische Sprache erläutert Hr Prof. Ewald Mittw. u. Donnerst. um 6 Uhr aus dem Buche Daniel.

Die Anfangsgründe des Arabischen trägt Hr M. Wüstenfeld Mont., Mittw. und Freyt. um 3 Uhr unentgeltlich vor;

Die Anfangsgründe der Sanscrit-Sprache, Hr Prof. Ewald Mont. und Dinst. um 6 Uhr.

Ausgewählte Rhapsodien des Mahabharat erklärt Hr M. Wüstenfeld Dinst. und Donnerst. um 3 Uhr.

Die Vorlesungen über das Alte und Neue Testament s. bey den Theologischen Wissenschaften.

Ueber die Metrik der Griechischen und Lateinischen Dichter und die Beschaffenheit der alten Musik hält Hr Prof. Dissen eine Vorlesung um 3 Uhr.

Vorlesungen über die Griechische Sprache und Griechische Schriftsteller: Hr Hofr. Mitscherlich übt die Mitglieder des philol. Seminars Mont. u. Dinst. um 11 Uhr in der Erklärung der Hymnen des Callimachus. Hr. Prof. Müller erklärt den Pindar 5 St. wöchentlich um 10 Uhr. Hr Assess. M. Bode gibt 5 St. wöch. um 5 Uhr, nach einer Entwicklung des Ursprunges und des Characters der tragischen Kunst der Griechen, eine Erläuterung und metrische Uebersetzung des Oedipus auf Colonos. Hr M. Lion erklärt um 11 Uhr den Dionysius Periegetes, und verbindet damit eine Geschichte der alten Geographie. Hr M. von Leutsch erläutert unentgeltlich Donnerst. und Freyt. um 3 Uhr die Ritter des Aristophanes. — Zum Privat-Unterricht im Griechischen erbietet sich Hr Assess. M. Bode, Hr M. Lion.

Vorlesungen über die lateinische Sprache und lateinische Schriftsteller: Hr Hofr. Mitscherlich erklärt um 2 Uhr Horazens Satiren und Briefe, nebst dem Briefe an die Pisonen. Hr Prof. Dissen bestimmt für die Mitglieder des philologischen Seminars, Donnerst. und Freyt. um 11 Uhr die Argonautica des Valerius Flaccus. Hr Prof. Müller übt Mittw. um 11 Uhr die Mitglieder des Seminars im Disputieren. Hr Assess. M. Bode erklärt 5 St. wöch. um 4 Uhr Tacitus historiae; Hr Assess. M. Beutler, 4 St. wöch. um 3 Uhr die Satiren des Horaz, und unentgeltlich in einer demnächst zu bestimmenden Stunde Mont. und Donnerst. Tacitus Germania; Hr M. Lion, um 1 Uhr, ausgewählte Stellen der Attischen Nächte des Gellius; Hr M. Thospann, 3 Stunden wöchentlich in bequemer Stunde einige Ab-

schnitte der Institut. orator. des Quintilian; Hr M. von Leutsch, 5 Stunden wöchentlich um 4 Uhr, Cicero's Bücher de oratore. — Zum Privat-Unterricht im Lateinischen erbietet sich Hr Assess. M. Bode, Hr M. Lion.

Die Mittelhochdeutsche Grammatik trägt Hr Hofr. Benecke 4 St. wöch. Ab. um 7 Uhr vor, und erläutert alsdann ausgewählte Stücke mittelhochdeutscher Dichter.

Das Gedicht von den Nibelungen erklärt Hr Prof. Wilh. Grimm 4 St. wöch. um 6 Uhr Abends.

Neuere Sprachen und Litteratur.

Die Französische Sprache lehrt Hr. Prof. Artaud. — Zum Privat-Unterrichte erbietet sich Hr M. Lion.

Die Anfangsgründe der Englischen Sprache, trägt, in Verbindung mit practischen Uebungen, Hr Hofr. Benecke Mont., Dinst., Donnerst. und Freyt. um 6 Uhr Ab. vor. — Hr M. Lion ist zum Privat-Unterricht im Englischen erbötig.

Die Anfangsgründe der Italiänischen, Spanischen, und Portugiesischen Sprache lehrt Hr Prof. Bunsen 5 Stunden wöchentlich um 4 Uhr. Privat-Unterricht im Italiänischen ertheilt Hr M. Lion.

Die Reitbahn ist dem Hn Stallmeister Dettmering untergeben; der Fechtboden, dem Univ. Fechtmeister, Hn Castropp; der Tanzboden, dem Univ. Tanzmeister, Hn Hölzke.

Bey dem Logis-Commissär, Pedell Schäfer, können diejenigen, welche Wohnungen suchen, sowohl über die Preise, als andere Umstände, Nachricht erhalten, und durch ihn im voraus Bestellungen machen.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

57. Stück.
Den 9. April 1832.

Calcutta.

Transactions of the medical and physical society of Calcutta. Vol. IV. 1829. 450 S. with an appendix. (s. G. g. A. 1829. St. 100).

Auch dieser neue Band der Gesellschaft naturforschender Aerzte in Indien macht uns mit manchen interessanten Gegenständen und Beobachtungen aus dem Gebiete des indischen Continents bekannt, und führt uns auf Puncte, von welchen wir eine erfreuliche und belehrende Aussicht über manche bisher unbekannte Erscheinungen erhalten, welches die Aufmerksamkeit um so mehr anzieht, je mehr die Verbindung zwischen Europa und Asien vermittelst des starken Handelverkehrs enger und leichter geworden ist, und je stärker unser Blick durch die daher stammende verderbliche Cholera-Seuche in neuern Zeiten dahin gezogen ist.

Dieser vierte Band enthält eine Menge Abhandlungen von kleinerer und größerer Ausdehnung, von mehrerer oder minderer Wichtigkeit, welche

Ref. nach diesem Maßstabe kürzer oder ausführlicher aufführen wird.

1. On lactucarium or lettuce opium by J. Graham, M. Dr.

Dieses Heilmittel, welches neuerdings von Dr. Coxe in Philadelphia versucht und hernach von Dr. Duncan dem ältern in Edinburg häufig gebraucht worden ist, ist bekanntlich der eingetrocknete milchichte Saft der lactuca sativa, der beym Einschneiden der Pflanze von selbst ausfließt.

Schon Dioscorides, Celsus und Galenus empfahlen diese Pflanze wegen ihrer beruhigenden Kräfte, welche denen des Opiums gleichkommen.

In England wird sie in dieser Rücksicht cultiviert, und soll auch dort zu der nothwendigen Vollkommenheit gelangen, daß der aus den Einschnitten fließende Saft aufgefangen und getrocknet zum Gebrauche aufbewahrt werden kann. In Deutschland, besonders dem nördlichen, erlangt sie nie oder wohl selten diese Vollständigkeit.

Die Gegend in Indien, wo diese Pflanze, Cos lettuce genannt, die größeste Vollkommenheit erlangt, ist die von Pattna, wo auch das beste Opium gewonnen wird.

Nachdem der Verf. die beste Art das Lactucarium aus dieser Pflanze zu gewinnen, angegeben hat, wendet er sich zu der Wirkung dieses Stoffes, die er schlafmachend und schmerzstillend angibt, und die mit keinen unangenehmen Nebenwirkungen, welche andere Narcotica haben, begleitet ist. Die Erfahrungen, welche er davon gemacht hat und die ihm von andern Aerzten mitgetheilt sind, sprechen alle zu Gunsten dieses Mittels, dessen Dose er zu 2, 3, 4 bis 10 und 12 Gran angibt, und nach der Constitution der Kranken, so wie nach der Art der Krankheit bestimmt

werden muß. In England ist, wie bekannt, dieses Mittel in neuern Zeiten sehr erhoben worden.

2. On Landscurvy among the natives, by R. Burt, M. Dr.

Der Verf. beobachtete den Landscorbut bey nassem und kaltem Wetter und wurde zuerst auf denselben durch den Speichelfluß aufmerksam, der nach gereichten kleinen Dosen von Calomel entstand, und fand ihn nachher oft nach unbedeutenden Fiebern ausbrechen.

Er erschien in zwey Stadien; in dem ersten derselben waren Schwäche, Muthlosigkeit vorherrschend, es zeigte sich ein leukophlegmatisches Ansehen und der Mund wurde auf die bekannte Weise afficiert. Im zweyten stellten sich den rheumatischen ähnliche Schmerzen ein, denen blaue Flecke auf der Haut mit Trockenheit derselben folgten; zuletzt schwollen die Füße an, die Entkräftung nahm überhand und endete mit dem Tode.

Aller genommenen Vorsichtsmaßregeln ungeachtet schritt die Krankheit immer vorwärts bis zur warmen Jahrszeit, wo sie verschwand.

Die Heilung bezweckenden Maßregeln, zu welchen man die Zuflucht nahm, beschränkten sich auf fleißige Bewegung in freyer Luft, auf Darreichung bitterer stärkender Mittel; der Patient erhielt Milch zur Nahrung, frische Orangen, und der Mund wurde oft mit zusammenziehenden Mundwassern gereiniget. In dem zweyten Stadium mußte oft zu gelinden Abführungsmitteln Rhabarber, Ricinusöl u. s. w. gegriffen werden, und zuletzt zur China. Alle Mercurialmittel waren höchst schädlich.

3. Case of ischuria renalis by J. Bird.

Ein mit einer fast gänzlichen Harnverhaltung ins Hospital kommender Kranke, welcher erst wenige Stunden vorher davon ergriffen worden war, konnte durch kein Mittel von seinem Uebel befreyet werden, sein Sensorium wurde ergriffen, es entstand Koma und am 7ten Tage folgte in demselben der Tod.

Die Leichenöffnung zeigte Verdickung der Magenhäute, Anfüllung der Gefäße derselben, eine vergrößerte Leber, eine fünfmal größere Milz als gewöhnlich, ein zusammengezogenes Kolon, die Nieren zu einer zwiefachen Größe aufgetrieben mit sehr kleinen Becken und ganz desorganisirten Papillen, so daß sie schon lange vorher ihre Function nur sehr unvollkommen verrichtet haben mußten.

Nach des Verfs. Meinung ist bey einer jeden Ischuria renalis eine krankhafte Affection der Leber, Entzündung oder Vergrößerung derselben gegenwärtig und mit der in Frage seyenden Krankheit in genauer Verbindung.

4. Case of diseased antrum maxillare by W. L. Mac Gregor.

Bey einem 35jährigen Manne entstanden heftige Schmerzen der einen Gesichtshälfte mit Entzündung und Aufschwellung derselben, deren Ursache in der Gegenwart von Fliegen-Larven lag, wovon der Patient einige ausschnob und die hernach in bedeutender Menge durch Ausprützen der Nasenhöhle fortgeschafft wurden, worauf sich die ganze Krankheit verlor.

5. Fatal case of epistaxis, by F. Sievwright.

Ein nach einem Falle eines Trunkenboldes auf das Gesicht erfolgtes Nasenbluten wurde, aller angewendeten Mühe ungeachtet, in wenigen Ta-

;en tödtlich. Bey der Leichenöffnung fand man iel seröses Exsudat in der Schedelhöhle, die Stirnhöhle, so wie die Kinnbackenhöhlen aber mit Blutgerinsel angefüllt.

6. An account of the general and medi- al topography of the Neelgerries, by D. S. Young.

Der Vf. beginnt die Beschreibung der interes- anten und für die leidenden Menschen so wohl- huenden mit dem Namen der Neelgerries be- egten Gegend mit der schönen Bemerkung, daß n der Anordnung unsers Erdballs allenthalben Merkmale der für die Erleichterung und Entfer- nung der körperlichen Schwächen und Gebrechen er Menschheit sorgenden gütigen Vorsehung wahr- genommen würden, und sich allenthalben Plätze uf der Erde fänden, die als Zufluchtsörter Kran- er und Leidender dienen könnten und durch die Lieblichkeit ihrer Vegetation und ihres Bodens, o wie der Milde des Klimas für Geist und Körper erfreuend und belebend seyen. Solche Ge- genden finden sich in Europa, Asien und Ame- ica mehrere und die großen Ketten der Andes und der Himalaia-Gebirge bieten manche schöne Stellen dar, wo der Leidende Hülfe und Erleich- erung finden kann.

In den neuern Zeiten haben die Neelgerries- Gegenden wegen ihrer paradiesischen Schönheit o wie der Milde und Gleichförmigkeit des Kli- mas die Aufmerksamkeit auf sich gezogen und ierdurch ist der Vf. veranlaßt worden, eine Be- schreibung derselben bekannt zu machen, besonders a Vorurtheile und Aberglauben unter dem Volke ich gegen dieselben erklärt hatten.

Die Gegend der Neelgerries begreift den Strich er großen westlichen Hügelkette zwischen dem

11. und 12. Grade nördlicher Breite und
76. und 77. Grade der östlichen Länge. D
von dem 8700 Fuß hohen Dodapet und an
Gebirgen begränzte Landstrich hat im Norden
flache Land von Davaroypatam, das von der
che um Mysore durch den Moyar-Fluß und
tiefes dickbewachsenes Thal getrennt wird, in
den und Osten das offene Land von Coimba
in Südwesten einen Arm des Bhowany-Fl
der Mannar genannt, der ihn von dem zu
labar gehörenden Khoondah-Gebirge trennt
Westen die Gebirgskette, die von dem Mink
Peak begränzt wird, in Nordwest die Winda
des Bukkareystromes. Die Länge dieses L
strichs von Osten nach Westen beträgt 30 Me
die mittlere Breite 14 Meilen, und besteht
Hügeln von verschiedener Höhe, die in wellen
migen Linien fortgehen, vorzüglich von einer
hen in nordost- und südwestlicher Richtung
genden Gebirgskette auslaufen, und in die
höhungen von Dodapet und Bewoypet fortl
chen, von welchen das Auge die reizendste A
sicht in die Gegend hat und rund um sich her
ein wahres Panoram erblickt.

Zwischen den Hügeln findet sich die herrlich
Vegetation und die prachtvollste Pflanzenwelt
der Gegend ein bezauberndes Ansehen; Str
fließen von allen Seiten durch dieselbe, bew
sern sie und bilden mannigfaltige reizende W
serfälle.

Die erhabene Gegend dieses Ländchens bes
aus den drey Abtheilungen Parunganaad, M
kanaad und Thodawanaad außer einem bedeut
den Strich von Weideland, Mulanaad genan
wohin zu gewissen Jahreszeiten die Büffel
die Weide getrieben werden. Die Zahl der E

wohner ist ungefähr 4000, welche vier Kasten bilden, die Buddagurs, Todawurs, Cottars und Kurumbars, wovon letztere den Priesterstand für die andern bilden, die sich nur mit dem Ackerbaue und ihren Heerden beschäftigen. Unter diesen Kasten herrscht in Rücksicht der Sitten, der körperlichen Constitution und der Cultur eine große Verschiedenheit, so besitzen z. B. die Todawurs die größesten körperlichen Kräfte und Schönheit, die Cottars sind die bildungsfähigsten am Geiste.

Nachdem nun der Verf. Einiges über die Geologie und Zoologie dieses Landes angegeben hat, beschreibt er die Witterung und die verschiedenen Jahrszeiten, so wie das Klima dieses Ländchens, wobey es dem Leser auffallend seyn wird, daß in demselben, ob es gleich dem Aequator so nahe liegt, doch stets eine Milde und so gemäßigte Temperatur herrscht, als nur die gemäßigten Striche von Europa besitzen. Dabey ist die Temperatur stets so gleichförmig, daß sie niemals zu einer bedeutenden Höhe steigt oder beträchtlich sinkt; in den Monaten December, Januar und Februar ist z. B. dieselbe im Durchschnitte 28 bis 31 Grad Fahrenheit, die höchste 59 Grad. Während der regnigen Jahrszeit hat der Thermometer gewöhnlich einen festen Stand oder eine geringe Veränderung von 2½ Graden in einem ganzen Monate; überhaupt ist die ganze Veränderung im ganzen Jahre, außer in den Wintermonaten selten mehr als 2½, bis 6 oder 10 Grad, so daß dieses Klima wohl zu den gleichförmigsten und für schwindsüchtige Kranken heilsamsten gezählt werden darf.

Während der drey Wintermonate wird das Gras auf den Hügeln dürre und gelb, aber mit

dem Ende des Februars überzieht schon wieder eine reizende grüne Decke den ganzen Boden, so daß man mit Recht sagen kann, hier herrsche ein ewiger Frühling. Allein ungeachtet der hier herrschenden gemäßigten und stetigen Temperatur dürfen die sich hier aufhaltenden Kranken es doch nicht wagen, von 10 Uhr Morgens bis 4 Uhr Nachmittags sich der Sonne auszusetzen, und die beste Zeit, die freye Luft zu genießen, ist von 6 bis 9 Uhr Morgens und von 5 bis 7 Uhr Abends.

Die heitere reine Luft in dieser Gegend, welche sie ihrer Lage zu verdanken hat, indem sie über die mittlern Wolkenschichte, welche die feuchteste und ungesundeste ist, erhaben liegt, läßt auch erwarten, daß dieselbe von miasmatischen Krankheiten, denen die umliegenden höhern oder morastigen Gegenden unterworfen sind, frey bleiben und stets ein sicherer Zufluchtsort für Schwache seyn werden.

Zu der Gesundheit derselben trägt gewiß auch vieles der Umstand bey, daß sie dem Einflusse der südwestlichen und nordöstlichen Monsoons offen ist, wodurch dem Klima der gemäßigte Character bewahrt wird, indem diese der Atmosphäre etwas Angenehmes und Erquickendes geben. Sehr vieles thut, nach des Verfs. Ansicht, zur Erhaltung der Gleichförmigkeit des Klimas und der Temperatur die plötzliche Entstehung von Wolken, so bald der Thermometer auf 66 Grad steigt, denn so bald dieses geschiehet, wird das Gleichgewicht wieder hergestellt und die Temperatur auf ihren mittlern Grad zurückgebracht.

(Die Fortsetzung im nächsten Stücke.)

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

58. 59. Stück.
Den 12. April 1832.

Calcutta.

Fortsetzung der Anzeige: Transactions of the medical and physical Society of Calcutta. etc.

Krankheiten sind in dieser Gegend selten. Unterleibsbeschwerden sind wohl den Einwohnern eigen, aber größtentheils der schlechten Nahrung und dem Mißbrauche des Opiums zuzuschreiben. Blattern sind jetzt selten herrschend, eben so wenig die Cholera; im Merz, April und May leiden Europäer daselbst zwar oft an Katarrhen, sie arten aber niemals in Luftröhrenentzündung aus. Patienten, die mit Fieber ankamen, verloren bald dasselbe, ohne daß es wiederkehrte; die dort gebornen Kinder sind wahre Engel. Unfruchtbare Frauen sollen in Folge des schönen Klimas und Landes ihren stillen Wunsch für Nachkommenschaft bald erfüllt sehen. Kopfaffectionen, Leberleiden, Lähmungen, Schwäche und Abgespanntheit von sitzender Lebensart in heißen Klimaten, Leibesverstopfung, Schwindsuchten, alte Geschwüre sind in 12 Monaten dort fast immer

geheilt oder gebessert. Die dahin kommenden Ausländer werden zuweilen im Anfange von Schwindel oder Diarrhöe befallen, die aber bald vergehen und einer verbesserten Gesundheit Platz machen. Im Ganzen ist die Gegend der Gesundheit äußerst zuträglich und wenn das Gouvernement oder Privatunternehmer ferner fortfahren, wie sie angefangen haben, für Wohnungen und sonstige Bedürfnisse zum Besten neuer Ankömmlinge Sorge zu tragen, so ist nicht zu zweifeln, daß diese Gegend für Leidende in Zukunft den heilsamsten und angenehmsten Aufenthaltsplatz bilden werde.

Zu beklagen ist es, daß Trauben, Aepfel, Pfirschen und Pflaumen sehr selten dort reifen, obgleich schon sehr viele Versuche, besonders von einem Hn. Sullivan damit gemacht sind; die Ursache davon liegt nach dem Vf. in der Niedrigkeit der Temperatur und der geringen Intensität der Sonnenstrahlen, welche durch die bey Erhöhung der Wärme entstehenden Niederschläge der Dünste immer auf einem zur Reifung der Früchte unzureichenden Grade erhalten wird.

Auch ist es eine traurige Erscheinung, daß die Umgegend von Neelgerries sehr viele Sümpfe hat und dieserwegen die Reise durch dieselben sehr gefährlich ist, doch kann diese Gefahr bedeutend verringert werden, wenn man dafür sorget schnell durch diese Gegenden zu reisen und keine Nacht daselbst zuzubringen.

Eine Karte von der Neelgerries-Gegend, eine Abbildung eines zum Tadawur-Stamme gehörenden Mannes und vier meteorologische Tafeln dienen zur Erläuterung dieses sehr interessanten Aufsatzes.

7. Case of diabetes by R. H. Kennedy. Dieser Fall betrifft die Krankengeschichte eines Mannes in dem besten Lebensalter, der seit ge-

raumer Zeit an hypochondrischen Beschwerden mit sichtbarer Abnahme der Körper- und Geisteskräfte gelitten, und den man in der Idee von Leberaffection gut mit Calomel gefüttert hatte, wobey er aber so elend geworden war, daß man ihn aufgab und ihm als das einzige noch mögliche Mittel zu seiner Genesung eine Reise nach Europa anrieth. Ehe er diese unternahm befragte er den Verf., welcher seinen Zustand genau untersuchte und keine Ursache seiner Leiden auffinden konnte, bis er endlich erfuhr, daß er oft Wasser machen mußte, und bey fernerer Nachforschung fand es sich endlich, daß sein Leiden die honigartige Harnruhr sey.

Der Verf. begann nun die Heilung nach der Methode von Watt mit Blutegeln, welche er an die Schenkel setzen ließ, wornach ein großes Blasenpflaster auf die Lumbargegend gelegt, und Kalkwasser zum Getränk, so wie halbkohlensaures Ammonium innerlich gegeben wurden. Bey diesen Mitteln vermehrte sich der Durst, und die Menge des gelassenen Harns stieg von 10 Pfund zu 17 in 24 Stunden. Diesem ungeachtet fühlte sich aber der Kranke heiterer, freyer und kräftiger, ob er gleich sichtbar täglich mehr abmagerte und entkräfteter wurde.

Der Verf. schwankend in dem was er thun sollte, kam auf den Gedanken, daß die abnorme Ausleerung Folge eines zu großen Blutandrangs nach den in einem krankhaft gereizten Zustande sich befindenden Nieren sey, wozu ein abnorm aufgeregtes Nervensystem die Veranlassung gab, und nur durch Ableitung des Blutes von denselben gehoben werden könne.

Diesen Gesichtspunct verfolgend begann er allgemeine Blutentziehungen zu machen, und sah bald darnach Erleichterung. Der Kranke fühlte

eine Minderung aller seiner vorigen Beschwerden und fühlte sich so wohl wie er in langer Zeit nicht gethan hatte. Die innern Mittel wurden ausgesetzt und bloß das Blasenpflaster wiederholt.

Da die Menge des Harns zwar sehr abgenommen hatte, derselbe aber noch in chemischer Rücksicht unverändert war, so wurde am dritten Tage wiederum ein Aderlaß gemacht, wornach die Menge des Harns bis auf 3½ Pfund fiel, der Durst ganz nachließ und in Allem große Besserung wahrgenommen wurde.

Die innern Arzneyen bestanden in Mercurial-Pillen, von welchen er jeden zweyten Abend 5 Stück nahm und in einem Sassaparil-Decocte.

Da die Umstände sich nach einigen Tagen verschlimmerten, so wurde wiederum Blut gelassen, welches noch größern Nachlaß aller Beschwerden verursachte, der mehrere Tage dauerte, worauf wieder einige Verschlimmerung erfolgte, die zu einer neuen Blutausleerung die Veranlassung gab.

Nun ging es allmählich immer vorwärts zur Besserung; es mußte zwar noch einige Male Blut entzogen werden, aber anstatt das hierauf Schwäche erfolgte, blühte die Gesundheit immer mehr auf, und der Patient verließ Indien im besten Wohlseyn.

Zuletzt macht der Verf. noch aufmerksam auf drey Formen von Diabetes, zuerst diejenige, welche auf einer Reitzung des Nervensystems beruhet, wie der Fall war, welchen er beschrieben hat, die zweyte, die von Affection der Lungen abhängt, nach Katarrhal-Beschwerden entsteht und mit dem Scheine und der Schnelligkeit der galloppierenden Schwindsucht endigt, und endlich die dritte, die mit Krankheiten der Abdominal-Organe verbunden ist und mit Diarrhöe abwechselt. In allen drey Fällen hält der Verf. das Blutlassen

für ein wichtiges nicht zu versäumendes Heilmittel.

8. Case of dislocation of the humerus by W. Twining.

Von keinem besondern Interesse.

9. Notice of the bela, vilwa or bel by Baboo Ramcomol Shen.

Dieser indische Baum Cratæva Marmelas Willd. ist wegen seiner arzeneylichen Kräfte und des Nutzens, welchen er dem häuslichen Leben gewährt, in Indien geschätzt.

Nachdem der Verf. die botanische Beschreibung desselben gegeben, bemerkt er, daß an der Malabarischen Küste eine Abkochung von der Rinde und der Wurzel gegen Hypochondrie, Melancholie und Herzklopfen sehr im Gebrauche sey, die Blätter in asthmatischen Beschwerden und die unreifen Früchte gegen Diarrhöe angewendet würden. Die Holländer auf Ceylon gebrauchen die Rinde als Rauchwerk, und die Javaneser schätzen sie wegen ihrer adstringierenden Kräfte. In Bengalen wendet man die Abkochung der frischen Rinde in Gallenfiebern an; der ausgepreßte Saft aus den Blättern wird oft gegen kalte und remittierende Fieber gebraucht, eine Abkochung der getrockneten Früchte gegen Ruhr und Durchfall, so wie in andern Unterleibsbeschwerden als Arzeney und diätetisches Mittel. Eine zähe schleimichte Materie, welche der Saame in den Beeren ausgibt, dient als Leim oder auch zum Firnisse.

10. An account of thn Nipal Gensing, by N. Wallich.

Der Beschreiber dieser Pflanze fand dieselbe auf dem Sheopore in einer Höhe von 9 bis 10000 Fuß über der Ebene von Bengalen an einem Platze unter dem Schatten von Eichen und Rho-

bodenbrums und hält sie für die echte in China in hohem Werthe stehende Pflanze, die zwar mit der in der chinesischen Tartarey so wie der in America gefundenen panax quinque folium L. große Aehnlichkeit hat, aber doch auch nach der beygefügten Beschreibung in einigen Puncten von ihnen abweicht.

11. On public health in India, by D. Butter, M. D.

Bekanntlich ist die Gesundheit der Bewohner der heißen Erdzonen großen Gefahren unterworfen, die theils in der Wirkung der fast senkrecht auffallenden Sonnenstrahlen, theils in den vielen durch die Hitze begünstigten chemischen Processen ihren Grund haben, wodurch die Atmosphäre so leicht mit schädlichen, Krankheit erzeugenden Stoffen (Miasmen) angeschwängert wird.

Auf diese Gegenstände beschränkt sich die Arbeit des Verfs. und zwar in der ersten Abtheilung auf Verbesserung der Beschaffenheit der Atmosphäre theils in Rücksicht der Hitze, theils der Miasmen.

Die Entstehung beider wird nach den bekannten physisch-chemischen Grundsätzen und Erfahrungen erklärt und beschrieben, und dabey auf die Ursachen der Milderung der hohen Temperatur der Atmosphäre die Aufmerksamkeit gerichtet, zu welchen er die Schiefe des Einfallswinkels der Sonnenstrahlen, die Erhebung einer Gegend über die Meeresfläche, ihre Lage gegen den Strich der Winde, welche über kalte Flächen herwehen und zuletzt die Verdunstung rechnet, wobey der Verf. aber auf die Ausdünstung der Gewächse wohl ein zu großes Gewicht legt.

Zur Entstehung der Miasmen tragen nach ihm abgestorbene Vegetabilien, faulende thierische Theile, [illegible]nde Thiere durch Emanationen von ih-

nen bey, ferner mäßige Hitze, Feuchtigkeit, Mangel an Bewegung in der Luft, niedrige Lage, eine ohne Unterbrechung von Bergen, Hügeln, Wäldern und Holzung fortgehende Ebene, sumpfiger Boden, welche Bedingungen denn auch schon von selbst auf die Mittel zur Verbesserung leiten.

In der zweyten Abtheilung beschäftigt sich der Verf. mit den Mitteln zur Abkühlung der Wohnungen, und zwar zuerst mit der Einrichtung unterirdischer Plätze und Wohnungen, die allezeit kühl sind, zweytens mit der Beschaffenheit gewöhnlicher Häuser in Rücksicht ihrer Mauern, Thüren und Zimmer, um so viel wie möglich die Hitze abzuhalten, mit Ventilation der Räume durch Wehen mit der Punk'ha und den bekannten Arten von Ventilatoren von dem von Hales, Jeffries und andern, von dem Centrifugal-Ventilator und den Vortheilen und Verbesserungen derselben, wobey eine Kupfertafel zur Erläuterung dient, ohne welche die Ideen des Vfs. auch nicht dargelegt werden können. Zuletzt erwähnt er noch der Abkühlungsweise der Luft durch solche Mittel, welche die Wärme binden, als Ausdehnung der Luft, Verdampfung und Auflösung in derselben, die er weitläuftig beschreibt, welches aber nicht im Kurzen wiedergegeben werden kann.

12. Use of belladonna in hydrophobia, by T. E. Baker.

Es wird hier ein Fall erzählt, in welchem die Belladonna allein und mit Calomel bey wirklicher Hundswuth anhaltend gebraucht wurde, aber keinen Nutzen schaffte.

13. Case of dislocation of the ossa innominata, by T. E. Baker.

Dieser Fall gehört gewiß zu den seltenen und schrecklichen, und betrifft einen Officier, der beym Stürzen seines Pferdes über den Hals desselben

geworfen wurde, so liegend fiel das Pferd beym Anstrengen sich aufzurichten wieder nieder und traf im Fallen mit dem Kopfe zwischen die Schenkel des Reiters, und gab ihm im Mittelfleische einen so heftigen Stoß, daß die Beckenknochen deutlich hörbar knarrten und er einen heftigen Schmerz empfand. Beym Aufrichten konnte er nicht stehen; er wurde zu Bette gebracht und der Fall untersucht. Die Schenkel konnten ohne Erregung von Schmerzen vom Wundarzte bewegt werden, aber beym Umwenden fand es sich daß die linke Hüfte hervorragte, sonst aber dem Anscheine nach kein Fehler vorhanden war, doch bey dem Versuche, ob die Beckenknochen beweglich seyen, hörte man ein deutliches Knarren und überzeugte sich, daß eine Trennung der Knochen derselben statt hatte. Die Harnausleerung war schmerzhaft, so wie die ganze Harnröhre und der Harn selbst mit Blut vermischt; und späterhin klagte der Patient auch über Schmerzen im Scrotum, in der rechten Weiche und in der Schamgegend, wozu sich bald ein Schmerz und Gefühl von Betäubung im linken Schenkel gesellten.

Es wurde Blut gelassen, durch Blutegel örtlich Blut entzogen und eine Binde um das Becken gelegt, und Alles angewandt, was Hülfe und Erleichterung schaffen konnte. Allein es entwickelte sich bald eine große Schwäche und am dritten Tage erfolgte der Tod.

Bey der Leichenöffnung fand man die Contente des Unterleibes blauroth, das Bauchfell mit extravasiertem Blute bezeichnet und in der Höhle desselben ein Blutextravasat von 6 Unzen; ähnlich verhielt es sich mit dem Magen, unter der Leber war eine dicke Lage von Blutgerinsel. Nachdem die Eingeweide entfernt und die Beckenmuskel wegpräpariert waren, zeigte sich die ganze

brechliche Verletzung, das linke Darmbein war
iit dickem Blute bedeckt, und von dem heiligen
Beine durch Zerreißung des ligamentum sacro
lischum ganz getrennt, und in dem Darmbeine
lbst ein zwey Zoll langer Bruch. Beym Durch-
hneiden der geraden Bauchmuskeln fand man
ber dem Rande der Schambeine ein dunkelbrau-
es Blutgerinsel von urinösem Geruche. Die
Schambeine waren in ihrer Symphyse von ein-
nder getrennt, und der Zwischenknorpel von der
inken Seite abgerissen, die Harnblase war sehr
ntzündet, die Harnröhre zerrissen und der Harn
atte sich in das umherliegende Zellgewebe ergos-
n. Das Merkwürdigste bey diesem Falle war,
aß der Kranke der großen Verletzung ungeach-
et so wenige Schmerzen hatte.

14. Observations on the employment of
arge Doses of ipecacuanha in dysentery,
without exciting vomiting, by W. Twining.

Der Vf. handelt hier von einem Gegenstande,
er in Deutschland schon längst bekannt ist, näm-
ch vom Nutzen der Brechwurzel in der Ruhr.
r empfiehlt sie ganz im Allgemeinen in dersel-
en, so bald keine entzündliche oder andere Com-
lication gegenwärtig ist.

Die Verbindung, in welcher er sie gibt, und
i welcher sie kein Brechen erregen soll, ist ihm
gen. Er gibt sie mit dem Extract der bittern
Gentiane, und zwar beide zu 5 Gran und ge-
öhnlich nur des Abends oder nach den Umstän-
en mehrere Male des Tages. Nach ihrem Ge-
rauche sollen bald die ruhrartigen Zufälle nach-
assen und Genesung erfolgen. Er beweiset dieses
urch Erzählung mehrerer Beobachtungen.

15. Case of rectovesical lithotomy, by G.
Waddell.

Dieser Steinschnitt, für und wider welchen so

viel geschrieben und gestritten worden ist, ist bekanntlich der vom Mastdarme aus. Der Verf. machte ihn bey einem Knaben von 9 Jahren mit dem glücklichsten Erfolge, und ohne daß ein bedenklicher Umstand dabey eintrat.

16. Case of hydrophobia, by J. T. Pearson. Diese traurige Krankheit befiel einen neunjährigen Knaben zwey Monate nach dem Bisse von einem wüthenden Hunde. Sie zeigte sich mit allen ihren schrecklichen Zufällen der Wasserscheu und fürchterlichen Krämpfen. Der Vf. ließ ihm gleich anfangs Blut und wiederholte dieses noch einmal in der Folge, alsdann gab er eine Auflösung des essigsauern Bleyes anfangs zu 20 Tropfen und späterhin zu 25 bis 30 Tropfen. Hiernach schienen die Zufälle von Zeit zu Zeit gelinder und die Fähigkeit Flüssigkeiten hinunter zu schlucken, leichter zu werden und der Verf. schmeichelte sich mit der Hoffnung eines glücklichen Erfolges der Cur, als der Patient nach dem Willen seiner Angehörigen einige Stunden lang mit Hausmitteln behandelt wurde, worauf sich aber Alles so verschlimmerte, daß der wieder erneuerten anfänglichen Heilmethode ungeachtet doch der Tod am dritten Tage erfolgte.

17. On the poison of the Nagas, by P. Breton.

Ohne sich über Natur dieses Giftes der Pflanze, woraus es genommen wird oder der Bereitungsart desselben einzulassen, erzählt der Verf. bloß einige Versuche mit Federvieh und Kaninchen, denen er eine kleine Wunde mit der durch dasselbe vergifteten Lanzette beybrachte, wornach sie in wenigen Minuten starben. Die Wilden in Indien sollen mit diesem Gifte ihre Pfeile vergiften.

18. Observations on the medical topography of Tirhout, by J. Evans.

Nach der hier gelieferten Beschreibung ist der Strich Landes in Indien, der unter der Benennung Tirhoot begriffen wird, einer der schönsten in diesem Welttheile, so wohl wegen der Gesundheit des Klimas, als der Fruchtbarkeit des Bodens und der Schönheit des Naturgemäldes.

Tirhoot liegt in der Provinz Behar zwischen dem 27. und 28. Grade nördlicher Breite und ist von einer Hügelkette begränzt, die es vom Königreiche Nipal trennt und in die den Schneeregionen des Himalaya, welche Indien von der Tartarey scheiden, sich verläuft.

Von der Station Muzuffurpoor erstreckt dieses Ländchen sich in südöstlicher Richtung 160 Meilen nach den Gränzen des Purneah-Gebietes und 80 Meilen nordwestlich nach Bettiah und Gorukpoor. Es ist von Strömen durchschnitten und hat mehrere Seen, daher es die Feuchtigkeit bekömmt, die zur Erhaltung des beständigen Grüns seiner Felder beförderlich ist. Seine zwey Flüsse sind Bhageeruthee und Secrani mit vielen schiffbaren Armen.

Das Klima dieser Gegend ist wunderschön, die Wärme gemäßigt und die Tageshitze wird durch die kühlen östlichen Nachtwinde gemildert. Im März und April sind große Sturmwinde mit starken Hagelschauern sehr gewöhnlich, wodurch oft die Vegetation leidet und die Bäume wegen der bedeutenden Größe des Hügels sehr beschädigt werden. Die regnige Zeit dauert vom 15. oder 20. Junius bis in die Mitte des Octobers und bringt starke Gewitter. Der Boden gehört zu den angeschwemmten, und ist reich und fruchtbar besonders an Indigo, so wie er alle europäische Früchte im Ueberfluß hervorbringt.

Die dort einheimischen Krankheiten sind inter-

mittierende, remittierende Fieber und Dysenterie, aber selten hartnäckig und bösartig; erstere weichen den Mercurial-, abführenden und Spießglanz-Mitteln, letztere dem Calomel in großen Gaben mit Opium. Auch herrschen zuweilen rheumatische Uebel und Hautübel von der Krätze bis zum Aussatze und der Elephantiasis.

19. On the efficacy of emetic tartar in rheumatism, by J. B. Preston.

Eine bloße Erzählung einiger Fälle von Rheumatismus, in welchen der innere Gebrauch des Brechweinsteins von Nutzen gewesen ist.

20. Case of uterine disease von demselben.

Dieser Fall verdient bemerkt zu werden. Er betrifft ein verheirathetes Frauenzimmer mehrerer Kinder Mutter, das nach dem letzten Wochenbette sich nicht die gehörige Ruhe gelassen hatte. Nach demselben klagte sie oft über heftige Schmerzen und Stiche im rechten Hypochondrium, wobey sie etwas schwermüthig war und mit hartnäckigen Verstopfungen zu kämpfen hatte. Zwey Jahre lang gebrauchte sie ärztlichen Beystand, ohne davon Hülfe zu erhalten, als der Verf. sie in die Behandlung nahm und ihre Krankheit für ein Leberübel hielt. Da aber nach allen in dieser Idee angewandten Mitteln keine Besserung erfolgte, so forschte er genau nach, und erfuhr etwas, das die Kranke stets verschwiegen hatte, nämlich daß sie an heftigen Schmerzen in der Tiefe des Beckens leide, die durch einen Druck auf die Schooßgegend sehr vermehrt wurden, und einen starken Abgang aus der Scheide habe. Hierdurch auf den Gedanken eines chronisch entzündlichen Zustandes des Fruchthalters geleitet, verordnete er das Ansetzen von Blutegeln an dem Halse dieses Organs nebst warmen Umschlägen,

ließ dann und wann ähnliche Abführungs-
el nehmen. Nach achtmaligem Ansetzen der
tegel war die ganze Krankheit gehoben und
ihr das scheinbare nur durch Consensus ent-
)ene Leberleiden.

l. Case of pancreatic sarcoma, by J. O.
lker.

iesES war eine sehr große sarcomatöse Ge-
ulst an der einen Brust eines Frauenzimmers,
)e der Verf. glücklich operierte und hernach
, daß sie in ihrer Organisation viel Aehn-
s mit dem Pancreas hatte.

2. On cholera morbus in his Majesty's
Regt. Berhampore, by J. Mouat M. D.

iesES nicht allein in Indien, seinem Geburts-
e, besonders einheimische, sondern auch nach
)pa fortgerückte Uebel erschien in dem ange-
nen Regimente, nachdem dasselbe von dem
Regimente von seiner Station im Januar
3 abgelöst worden war, und es ging die Rede,
letzteres auf seinem Marsche einige an dieser
ıkheit Leidende gehabt hatte. Obgleich man
auf dem Wege den ersteres bey seinem Mar-
genommen hatte und welchen man nun auch
n mußte, sehr vorsichtig war, so brach das
l doch bald aus und in 14 Tagen zählte man
ı 94 Kranke, wovon 20 starben. Bey diesen
e es sich in den verschiedenen bekannten For-
und mit den characteristischen Zufällen, doch
es auch in einigen Puncten von der Art ab,
)e es sonst gehabt hatte, es ertrug z. B. kei-
Blutentziehungen, nach welchen bey den be-
Aussichten die Kräfte schnell sanken. Man
eb den Ausbruch allgemein der großen im
z eingetretenen Hitze zu.

Die Erscheinungen waren ganz so, wie wir sie kennen. Die wenigsten Kranken konnten eine Veranlassung zu derselben angeben, und die, welche man erfuhr, waren solche, wie sie sich täglich ereignen, ohne daß diese Krankheit darauf erfolgt. Auffallend war es, daß die Soldaten des benannten 14. und 47. Regiments und die Bewohner des Bazars von der Krankheit ergriffen wurden, und die Officiere sowohl wie andere in dem Cantonnement befindliche Personen und die Sepoys davon verschont blieben. Der Grund davon ist so unbekannt, wie der der Quelle der ganzen Krankheit. Keiner der Einheimischen welche in den Hospitälern den Dienst hatten, litt an derselben, so wie auch von 150 Kranken, die darin waren, nur ein Einziger ergriffen wurde, was gegen die Contagion spricht.

Die Behandlung beschränkte sich auf die Darreichung von Calomel in Skrupel-Dosen mit Opium, auch gab man bey brennendem Gefühle in der Herzgrube und Angst die Magnesia; dann wurde ein großes Blasenpflaster über den Leib gelegt, und nächstdem mit Aether, Ammonium, Kampfer und Brantewein den Umständen nach abgewechselt, wobey alle Mittel zur Erwärmung in Anwendung kamen, so wie lindernde Klystiere. Das warme Bad schadete mehr als es half, da es die Entkräftung, welche hier vorherrschte, vermehrte, aber keine Reaction bewirkte.

Bey den Leichenöffnungen fand man die bekannten Zeichen von Congestion in den wichtigsten Lebensorganen.

Sehr ausführliche Krankenlisten, Verlauf, Zufälle, Heilmethode und Ausgang bey einem jeden Kranken enthaltend, beschließen diese lehrreichen Beobachtungen.

[redacted]

Report on ophthalmia in H. M. 44. Rgt. V. Daunt M. D.

gen das Ende des Monats September 1828 sich unter der Mannschaft des 44sten Re- nts eine purulente Augenentzündung, die össe in ihrer Erscheinung und in ihren Fol- var. Sie begann mit einem Gefühle von veglichkeit des Augapfels oder einer leichten ing, wie von einem fremden Körper, als- röthete sich die Bindehaut und bekam ein riges Ansehen. Die Augenlider, besonders bere, schwollen an und wurden dunkelroth, velcher Farbe das ganze Auge wie mit ei- Kreise umgeben wurde. Die Geschwulst des n Lides wuchs von Stunde zu Stunde, und hing so tief herab, daß es das untere be- und den Anblick des Innern verhinderte. rhalb 24 Stunden entwickelte sich dann ein lenter Ausfluß, der besonders beym Aufhe- des Lides häufig ergossen wurde; die zuwei- hierbey sichtbar werdende innere Fläche des- n zeigte sich aufgelockert, sehr gefäßreich von livider Farbe. Gewöhnlich war we- Schmerz dabey, zuweilen aber war er auch empfindlich. Wenn die Geschwulst nach eren Tagen nachließ, so fand man leider Auge sehr destruiert; die Hornhaut war trü- oft undurchsichtig, hatte ein fleischiges An- , war mit schwammigen Auswüchsen be- , aber hatte Geschwüre, durch welche ein- Partikeln der Iris sich einen Weg nach en gebahnt hatten. Die Bindehaut war so ickt, daß die Hornhaut in einer Vertiefung lben lag; zuweilen hatte sie eine knorpelar- Härte erhalten. Dieser bösartige Entzün- ßproceß schien Anfangs oft den angegebe-

nen Mitteln zu weichen, machte aber r
dive und hierbey litt besonders die Orga
des Auges am meisten.

Die Behandlung mußte streng entzü
widrig seyn, allgemeine und locale Blu
tungen, Blasenpflaster, Neutralsalze u
Brechweinstein in Gaben, welche eine
unterhielten, waren die vorzüglichsten a
nen Mittel. Als äußere Mittel zeigt
heilsam das Belladonna-Extract äußerl
das Auge eingerieben, kalte oder warme
Umschläge, je nachdem das Gefühl des
ken es zuließ; das salpetersaure Silber z
mentanen Berührung der Geschwüre der
haut. Zeigte sich die innere Seite des
lides sehr vasculös, so wurden wiederholt
rificationen gemacht und nachher eine Au
des schwefelsauren Kupfers gebraucht. I
Anwendung des Höllensteins gegen die
cenzen der Hornhaut wurde auch ein Aug
ser mit Kampfer, schwefelsaurem Zink und
angewandt.

24. On the climate of the Jyntea
by H. L. Bu-don M. D.

Der Verfasser begnügt sich damit die
und die gemäßigte Temperatur des Klim
ungefähr 4800 Fuß hohen Gebirge von
cl-w zu beschreiben, wo das Thermome
beständig 12 bis 15 Grad niedriger steh
in den Ebenen, die Luft nicht so viele
tigkeit enthält und der Boden trocken ist.
ne Erfahrungen machen diese Gegend für C
che und an Unterleibsbeschwerden Leidend
empfehlungswerth.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

60. Stück.

Den 14. April 1832.

Calcutta.

Beschluß der Anzeige: Transactions of the medical and physical society of Calcutta. etc.

25. On the epidemic bronchitic fever in infants and young childern prevalent in Calcutta during the rains, or months of June, July and August 1828, by J. Adam.

Der Vf. beschreibt hier eine epidemische Bronchitis, die unter den Kindern von dem zartesten Alter bis zu vier Jahren im Allgemeinen in Calcutta und der Umgegend so häufig herrschte, daß unter hundert Kindern kaum eines verschont blieb und die nach ihrer Entwickelung in 12 oder 24 Stunden tödtlich wurde. Sie zeigte sich nach unbedeutenden katarrhalischen Zufällen plötzlich in ihrer ganzen Stärke mit sehr heftigem Fieber und einer äußerst beschwerlichen unter stetem geräuschvollen Aus- und Eindringen der Luft vor sich gehenden Respiration. Die Hitze war brennend, der Puls bis 130 und dabey hart und voll, das Herz in steter heftiger Bewegung, die

Zunge weiß, wie mit Moos bedeckt, und das Gesicht sehr blaß. Die übrigen Zufälle kamen ganz mit denen der von uns gekannten Bronchitis überein.

Die Behandlung beschränkte sich auf Application von Blutegeln in der Gegend der Verbindung der Schlüsselbeine mit dem Brustbeine, auf gelinde Brechmittel und nach diesen auf Calomel; warme Bäder zeigten sich wohlthätig.

Die Section zeigte die innere Haut der Luftröhre sehr geröthet, die Bronchien mit eiterartigem Schleime angefüllt, die Lungen zum Theil von extravasiertem Blute, theils auch von einer serösen Flüssigkeit durchdrungen.

Ein anderer Arzt G. G. MacPherson liefert eine ähnliche Ansicht von diesem epidemischen Fieber, wie es in der Station von Bhauleah geherrscht hat.

26. Case of a singular enlargement of the skin and cellular membrane in a native of Bengal, by J. Adam.

Die hier beschriebene Mißbildung besteht in einer krankhaften Veränderung der allgemeinen Decken des linken Schenkels bey einem 16jährigen Indianer. Die Olivenfarbe dieses Theils hat sich verdunkelt und die Haut ist in eine schwarze, herabhängende, dem Halse eines Truthahns ähnliche Masse verwandelt. Dieselbe umgibt den Schenkel von der Weiche bis zum Knie, hängt vorzüglich nach Innen herab und hat daselbst große Falten mit zwischenliegenden Vertiefungen. Oben, nach Außen und um das Knie befinden sich schwarze, krause Haare, den Barthaaren ähnlich. Die Masse ist an der äußern Seite des Schenkel fest, an der innern aber schlaff und weich und ist mit warzenartigen harten Knoten und Erhabenheiten besetzt. Außer

einer juckenden Empfindung verursacht sie, die Unbequemlichkeit im Gehen abgerechnet, keine Beschwerden. Merkwürdig ist dabey die erhöhte Temperatur derselben, die merklich die der gesunden Theile übersteigt.

In dem ersten Bande der Schriften dieser Gesellschaft hat der Verf. einen ähnlichen Fall bey einem Eingebornen von Jessore beschrieben, welchen der Herausgeber der Medical and surgical society of Edinburg für eine Hypertrophie der Haut hält, welches aber der Berichterstatter des Falls nicht zugeben will, sondern, und wohl mit Recht, dafür hält, daß es eine pathologisch-specifische Ausartung im Gebiete des Bildungsactes sey.

Zwey Zeichnungen geben ein anschauliches Bild dieser Mißbildung.

27. A short account of the climate of the Deyrah-Dhoon, by F. J. Shore.

Eine uninteressante trockne Erzählung der in der benannten Gegend herrschenden Witterung.

28. On the operation for cataract, by E. W. W. Raleigh.

Die Aufsatz hat vorzüglich den Zweck, durch Beobachtungen zu zeigen, daß bey schwachen und alten Personen die Ausziehung des grauen Staars oft bloß deswegen nicht den erwünschten Erfolg hat, weil es dem Auge an der nöthigen Lebenskraft gebricht, und ihm die Thätigkeit mangelt die Heilung der Hornhautwunde zu bewirken und die Absonderung der wässerigen Feuchtigkeit bis zur Anfüllung der ersten Augenkammer herzustellen, so wie den Lebensturgor des Auges vollkommen zu steigern. Bleibt diese Inactivität, so geht das Gesicht verloren. Man muß also suchen einen mäßigen Grad von

Entzündung in dem leidenden Organe hervorzubringen.

Der Verf. hat dieses mit glücklichem Erfolge dadurch bewirkt, daß er einige Gran pulverisierten schwarzen Pfeffer ins Auge brachte, oder den Augapfel mit einer Auflösung von salpetersauerm Silber berührte und über dasselbe einen reizbewirkenden Umschlag legte, wodurch ein gelinder Grad von Entzündung bewirkt wurde, der den besten Erfolg hatte. Man thue also wohl, bey alten und schwachen Leuten die Depression des Staars der Extraction vorzuziehen, oder wenn letztere gemacht ist, sich aber in den ersten 24 Stunden keine gesunde Reaction zeiget, zu den reizenden Mitteln seine Zuflucht zu nehmen.

29. Remarks on the Climate of Mullye, by J. Tytler.

Die hier beschriebene Gegend, woselbst sich der Verf. 3 Jahre aufhielt und viel an seiner Gesundheit litt, liegt ungefähr 100 Meilen nordwärts von der Stadt Patna, und ist fast die äußerste Grenze der Englischen Besitzungen. Mullye selbst ist ein unbedeutender Landort. Ungefähr 25 Meilen weiter nach Norden ist die erste Reihe der Nepaul-Gebirge und die Zwischengegend wird von den großen Gebirgen von Thibet begrenzt. Im Süden von Mullye ist der fruchtbare District von Tirhoot, der sich bis zum Ganges erstreckt, in Westen befindet sich Chumparun, alle drey zusammengenommen umfaßt der Verf. unter der Benennung von Tirhoot.

Das ganze Land ist flach und feucht, hat zwey große Flüsse und mehrere kleinere Ströme. Gegen den Ganges hin ist es gut bebaut, hat aber auch Wüsten und Moräste, bringt indessen reichlich Reis und andere Früchte hervor; auch wächst

daselbst die Ricinus-Pflanze und der Indigo. Drey Jahreszeiten müssen aber in dieser Rücksicht wohl unterschieden werden, nämlich die regnige, die trockene und die kalte; wenn während den letztern die ganze Vegetation arm und dürftig und fast abgestorben erscheint, zeigt sie sich, so bald erstere beginnt, in wenigen Tagen in ihrer ganzen Pracht und Schönheit und in einer Ueppigkeit, von welcher man in andern Ländern keinen Begriff hat.

In dieser Gegend wird viel Salpeter gefunden, der ganze Boden ist damit angeschwängert, und die Luft liefert so viel Stoff dazu, daß alle Wände der Gebäude damit überzogen werden, welches ihnen aber sehr nachtheilig und zerstörend wird; dabey ist der Boden so feucht, daß die darauf aufgerichteten Häuser leicht einsinken und es an gehörigem Material, feste Steine zu machen, gebricht.

In der regnigen Zeit wird der ganze Boden mit Wasser überfüllt, alle Ströme schwellen übermäßig an, alle Sümpfe und Vertiefungen werden zu Seen; in der trocknen, warmen Jahreszeit findet das Gegentheil statt, das Land dorret aus, Flüsse und Seen behalten nur wenig Wasser und werden zu seichten Vertiefungen, die mit Wasserpflanzen und einer großen Menge kaltblütiger Thiere angefüllt sind.

Während der heißen und im Anfange der Regenzeit entstehen die heftigsten Stürme mit Donner, Blitz und Hagel von der Größe eines Hünereyes. Hierdurch wird die 96 bis 98 Grad stehende Temperatur plötzlich 15 bis 20 Grad vermindert, aber diese Gewitter dauern selten mehr als 2 oder 3 Stunden, worauf das Thermometer wieder seine erste Höhe erhält und von dem Unwetter nichts mehr gespürt wird, als die

Verwüstungen, welche es auf den Feldern und in den Gärten angerichtet hat.

Der Wind ist fast beständig Ost, etwas nach Süden neigend, der aber oft der Gesundheit sehr nachtheilig ist, besonders wer in seinem Zuge schläft. In den hellen Zwischenräumen zwischen den Regenschauern ist die Hitze am drückendsten, die Tage sind dann auch die längsten. Gegen Sonnenuntergang steigen die Dünste aus der Erde wie aus einem kochenden Wasserkessel empor, und schaden der Gesundheit sehr. Nichts ist schädlicher, als sich bey Tage der Sonne und bey Nacht dem Windstrome und dem Nebel auszusetzen. Europäer finden dieses vorzüglich angenehm und erfrischend, und ertragen es in den paar ersten Jahren ihres Dortseyns auch gut, so bald aber das indische Clima seine schwächende Kraft auf sie ausgeübt hat, leiden sie davon sehr, und Rheumatismus, so wie Lähmungen, sind die nächsten Folgen. Von den Mullaye nahen Vertiefungen steigen während des Westwindes sehr übel wie brennendes nasses Holz riechende Nebel auf. In der heißen Zeit sind diese überhaupt seltener, aber in der kalten und regenigen fällt doch am Abend, wenn auch der Tag hell gewesen ist, ein dicker Thau, und der Nebel ist des Morgens so stark, daß man nahe liegende Gegenstände nicht sehen kann, der sich späterhin wie ein dunkles dickes Gewand an den Bergen in die Höhe zieht. Während dieser Regenzeit übersteigt die Menge der kaltblütigen Thiere fast alle Begriffe. Frösche, Mücken und andere Insecten sind oft in solcher Menge vorhanden, daß sie Alles überziehen und man sich in den Häusern kaum vor ihnen bergen kann, wovon der Verf. einige auffallende Beyspiele liefert. Auch leiden die Einwohner

von einem Wurm, der alle Bücher mit ihrem Einbande zerfrißt und kaum abgehalten werden kann; Moucherons wachsen in jedem Winkel der Häuser.

Die trockene Zeit beginnt mit der Mitte des März und dauert bis in die Mitte Junius, diese ist die heißeste mit heftigen Stürmen verbundene Zeit. Die regenige Jahrszeit fängt im Junius an und erstreckt sich bis zum Ende Septembers, wornach das kalte Wetter kömmt. Während der trockenen und kalten Zeit sind die 25 Meilen entfernten Berge wegen des auf ihnen dastehenden Nebels nicht zu sehen, in der regenigen aber sind sie ganz helle, so daß man die 200 Meilen entfernten Schneeberge von Thibet sehen kann.

Die gesundeste Zeit ist die der kalten Periode und im Anfange der heißen Zeit bis in den ersten Tagen des Junius; die ungesundeste ist die regnige. Die dort herrschenden Krankheiten sind Rheumatismen, hitzige und Sumpffieber, Diarrhöen und der Kropf.

30. On the Climate of Pooree, by Dr. Brander.

Dieser Aufsatz enthält die Antwort auf einige das Clima dieses Landes betreffende, von Dr. Twining aufgestellte Fragen, und ihr Resultat ist kürzlich folgendes.

Die gesundeste Zeit ist die zwischen October und May, die ungesundeste die des Junius, Julius, August und Septembers, für Kranke ist daselbst noch wenige Bequemlichkeit vorhanden; die Gegend ist so gesund, daß selten vorherrschende Krankheiten beobachtet werden, außer remittierende und intermittierende Fieber besonders unter den Europäern, und unter den Inländern chronische Dysenterien, der Aussatz,

die Elephantiasis und Tagblindheit. An Nahrungsmitteln hat die Gegend Ueberfluß.

31. Remarks on the advantages to be derived from dilating the pupil for the operation of extraction of the lens, by G. W. W. Raleigh.

Der Verf. empfiehlt die Anwendung des Belladonna- oder Hyoscymus-Extracts zur Erweiterung der Pupille vor der Extraction des Staars und hat, wenn es mit Vorsicht geschiehet nie Schaden aber vielen Nutzen davon gesehen, indem dadurch das Durchdringen der Linse durch die Pupille sehr erleichtert und die Iris geschont wird.

32. Case of poplitea aneurisma, by J. Lawrance.

Die Erzählung der glücklichen Operation dieser Pulsader-Geschwulst ist der Inhalt dieses Aufsatzes, der sonst nichts Interessantes enthält.

Mit dieser Erzählung schließen sich die ausführlichen Aufsätze; ein Appendix enthält noch einige oberflächliche Bemerkungen, als über die Pflanzen von Neelgerries, über das Lactucarium, über den botanischen Garten zu Mussoorea, über Blattern und Vaccination, einen Fall von Vergiftung mit Laudanum, einen Fall von Hydrophobia, wobey die Anfälle durch Schwefel-Aether und Laudanum sehr zurückgehalten wurden, Notizen über die Pflanze Nata Kanta (Caesalpinae bonducella) und ihre fiebervertreibende Kraft. Dann über Gulancha (Menispermum verrucosum s. glabrum) gegen Sumpffieber, und die Rohuna Bark. (Swietenia febrifuga) und ihr schwefelsaures Alkaloid; sodann über das Extract der Gulancha und der Körner der Nata Kanta. Nächstdem wird noch ein Fall von Herzkrankheit angeführt, wo der Tod plötzlich und

rwartet eintrat und bey der Untersuchung
ie in der Wand der Aorta, nahe an der In=
tion der arteria coronaria magna sich be=
dende Oeffnung gefunden wurde, wodurch die
tliche Hämorrhagia entstanden war; dann folgt
: Beschreibung eines Steinschnittes von einem
idianer verrichtet, der ungeachtet der Unkennt=
s des Mannes glücklich ablief.

H.k.n.

Stuttgart.

Bey C. Schweizerbart, 1831: Schwäbisches
örterbuch, mit etymologischen und historischen
imerkungen von Johann Christoph von Schmid.
VI und 630 S. in 8.

Dieses lang erwartete und verkündigte Idio=
on ist nun erst nach dem Tode seines Verfas=
's herausgegeben worden, der es selbst, wäre
m längeres Leben beschieden gewesen, wahrschein=
h doch noch mehrere Jahre zurückgehalten hätte.
s macht ganz den Eindruck eines geraume Zeit
ndurch zwar mit fortwährender Neigung, aber
gleich mit einer gewissen inneren Unbefriedi=
ing gearbeiteten und umgearbeiteten Werks;
e frische und über ihr Verfahren mit sich selbst
tige Sammlerlust, wie sie aus jedem Blatt
s vortrefflichen Schmellerschen Wörterbuchs her=
rleuchtet, geht ihm ab. Der Verf. schweift
elmehr aus in Etymologien, die sich auf höchst
isichere und bedenkliche Grundsätze stützen, wor=
ier im Anhang XXI Excurse zu lesen sind,
ährend gelegentlich im Buch selbst von mysti=
ier und eitler Etymologie (S. 163. 178) die
ede geht. Uns ist unzweifelhaft, wenn der

sel. Schmid seine Kräfte und seine günstige La- ge bloß auf recht getreue, vollständige Samm- lung der schwäbischen Mundart gewendet, und alle höhere Wortforschung, die sich an Volks- sprachen ohnehin ungünstiger als an die alten Denkmale der Schriftsprache knüpfen läßt, ab- gewiesen hätte; daß dann ein reichhaltigeres und besser geordnetes Idioticon hervorgegangen wäre. Nämlich, was den Ruhm der Vollstän- digkeit angeht, der ihm in der Vorrede beyge- legt wird, so können wir ihm diesen nicht ein- räumen, sondern glauben, daß unter dem Volke in Schwaben noch eine Menge grammatisch und historisch wichtiger Wörter und Redensarten le- bendig sind, die dem Schmidischen Idioticon man- geln. Wir könnten allein aus den gedruckten Schriften Seb. Sailers, C. Weitzmanns und Wagners von Leonberg hinreichende Beyspiele auf- zählen; beide letztere scheinen hier gar nicht zu Rath gezogen, obgleich Wagners Lustspiele schon seit 1824 im Druck, und Weitzmanns Gedichte wenigstens in einzelnen Ausgaben noch früher er- schienen sind, wenn auch die Ludwigsburger Samm- lung von 1829 noch nicht angeschlagen werden soll. Ueber den älteren Seb. Sailer lesen wir S. 116 ein herabwürdigendes Urtheil, das gewiß ungerecht ist, wenn es so viel sagen soll, daß die derben und gemeincomischen Gedichte dieses Mönchs keiner Aufmerksamkeit werth seyen; sie sind voll Witz und Leben, wenn schon nicht alle gleiches Gehalts; aus der Schöpfung (Sailer's Schriften, Buchau 1819, S. 1—52) kann man den Geist der schwäb. Volkssprache leibhaft er- kennen. Herr Schmid war mehr geneigt, sein Wörterbuch aus Urkunden und aus den alten schrift- lichen Monumenten zu bereichern, als aus dem

was unter dem gemeinen Mann fortlebt, wiewohl er auch die letztere Quelle genutzt; wir bedauern nur die überwiegende Richtung. An sich bleibt es gleichfalls dankenswerth, wenn aus seltenen Urkunden, und vielleicht aus ungedruckten, ein schwieriges Wort willkommne Aufklärung empfängt; nur dünkt uns, die Natürlichkeit des fortlebenden gesprochenen Idioms gewährt im Ganzen eine reichere und mehr sichere Ausbeute. Getreue und umständliche Sammlungen, welche sich dieser Quelle zuwenden wollen bleiben daher auch nach Erscheinung des vorliegenden Buchs nothwendig und rathsam. Dürfen wir dabey einen Wunsch laut werden lassen, so wäre es der, daß einmal mit mehr Rücksicht auf die grammatische Form, dann aber auch mit Unterscheidung der Gegenden gesammelt werden möge. Wir bedürften eines südwestlichen und eines nordöstlichen Idiotikons aus Schwaben, was sich nach der jetzigen politischen Eintheilung auch so ausdrücken ließe, eines badischen und würtenbergischen. Der Schwarzwald macht ungefähr die Scheide. Rechts desselben, das Kinzigthal hinab, bis in die Schweiz, tönt die lieblichere *alemannische* Mundart. Links, zwischen Baden und Baiern, das etwas rauhere und gebrochnere tiefschwäbische Idiom, das aber mehr Kraft und vielleicht mehr seltene Wortformen besitzt. In der Grammatik weichen beide Dialecte ziemlich entschieden ab. Die ganze für die deutsche Sprachgeschichte wichtige Verschiedenheit ist aus Schmids Idioticon gar nicht zu ersehen, zu welchem wir zurückkehren.

Wir sind es schuldig, den ihm gemachten Vorwurf unreifer und falscher Wortableitungen durch einige Beyspiele zu belegen. S. 9 werden a d e l und a t t a zusammengestellt, Wörter die gar nicht

verwandt seyn können. S. 24 ist zu anke (Butter) ein mhd. wanch gehalten, das Ma-ria 222 gar nicht vorhanden ist, indem, wie der Reim lehrt, warch gelesen werden muß, und noch weniger hat vanke (scintilla) mit einem von beiden zu thun. Zu arg werden S. 27 argutus, ἄργος, karg und hehr vergli-chen; zu base S. 44 suâs (privatus, pro-prius); zu bauch S. 48 biegen, back, becher. Nach S. 69 soll bis (usque) aus bei es, wie das Engl. with aus by it ent-sprungen seyn, es mag vielmehr aus den beiden Partikeln pî und az (lat. ad) hervorgehen. S. 89 sind essen und assare identisch; dazu verführt unsere schlechte Orthographie, aber was hat dann das lat. Wort gemein mit dem goth. itan oder dem plattd. eten? S. 153 soll das mhd. entseben aus entsehen erklärt wer-den, da doch beide völlig unverwandt sind und seben zum lat. sapere gehört, wie heben zu capere. Der Verf. erkennt die Lautgesetze gar nicht. S. 163 soll el (peregrinus) wol-len und qual wortverwandt seyn.

Wären dergleichen Etymologien, von denen das Buch voll ist, so wahr, als sie falsch sind, so gehörten sie immer nicht in ein schwäbisches Idioticon, welches sie anschwellen und zu einer fruchtbaren Darlegung der Eigenthümlichkeiten dieses Dialects ungeschickt machen.

Ungeachtet dieses ungünstigen Urtheils, welches wir im Ganzen über die Art und Weise des Buchs fällen mußten; stehen wir dennoch nicht an hinzuzufügen, daß es eine für das Studium unserer Sprache sehr willkommene Erscheinung ist und Bekanntmachung verdiente. Die Gerech-tigkeit fordert zu sagen, daß es dem Sprachfor-

scher einen Schatz von einzelnen Wörtern und eine bedeutende Anzahl fleißig ausgearbeiteter Artikel darbietet, welche Sprache, Geschichte und Sitten erläutern. Durch das offene Geständniß, daß er unsere Wißbegierde allzuoft störe und irre führe, daß er nicht allen Erwartungen entspreche, soll daher Herrn Schmid's langjährige redliche Arbeit an sich nicht im geringsten herabgesetzt seyn. Sie wird ihren Werth behaupten.

Jac. Grimm.

Prag.

Taschenbuch zur Verbreitung geographischer Kenntnisse. Eine Uebersicht des Neuesten und Wissenswürdigsten im Gebiete der gesammten Länder- und Völkerkunde. Herausgegeben von J. G. Sommer; für 1832. Zehnter Jahrgang. Mit sechs Kupfer- und Stahltafeln. 322 S. kl. 8.

Die Taschen der Deutschen sind bereits so belastet, daß es verzeihlich seyn muß, nicht Alles was sie enthalten zu bemerken. Aber es gibt Ausnahmen, und das vorliegende Taschenbuch rechnen wir mit Recht dahin, und bedauern es, daß die früheren Jahrgänge uns nicht zu Gesicht gekommen sind. Es ist auf das zweckmäßigste eingerichtet, und enthält durchgehends interessante Aufsätze. Es beginnt mit einer allgemeinen Uebersicht der neuesten Reisen und geographischen Entdeckungen, nach den Welttheilen geordnet und aus guten Quellen geschöpft. Mehreres darin war uns neu; namentlich die Nachrichten aus der Reise eines Hn. Douville in das Innere

von Angola. Wir können die Frage nicht unterdrücken, ob dieser Hr. Douville verschieden sey von dem Hn. D'Etourville, einem französischen Emigranten, der schon 1814 eine Reise in das Innere von Angola gemacht haben wollte, und etwas wundersame Nachrichten von dort zurückbrachte? — Auch über das Innere von Neuholland (Australien) aus dem Sidney-Monitor die neuesten Nachrichten. Dann folgen sechs einzelne Aufsätze. I. Die Riviera d'Orta, vom Freyh. von Welden. Eine Landschaft in den Alpen oberhalb bey Lago maggiore die — in 834 Jahren (von 962 — 1796) keine feindliche Truppen sah. II. Die Alpenstraße über das Stillser Joch. Dieß erstaunliche Werk, daß, von Lecca aus durch das Adda-Thal über das erwähnte Gebirg geführt, Veltlin mit Mailand und mit Tyrol verbindet, und für Frachtwagen fahrbar ist, erhebt sich bey 8712 P. F. über das Meer. III. Die Russischen Häfen am schwarzen Meer, nach Jones. IV. Venedig, nach seinem jetzigen Zustande. Mit sehr lehrreichen Nachrichten über das Eigenthümliche der dortigen Bauart. V. Skizze von Montenegro; von Franz Petter, Professor in Spalati. Zuerst eine statistische Beschreibung des wenig bekannten Landes; demnächst historische Nachrichten; so wie zuletzt über die Sitten der Einwohner. Sie sind mehr Hirten als Landbauer; das größte Ansehen hatte ihr erst 1830 im hohen Greisenalter verstorbene Bischof Petrovich; fast Alles was von Völkern die noch auf einer niedrigen Stufe der Cultur stehen gilt, gilt auch von ihnen. VI. Die Insel Pitcairn, bekanntlich der Zufluchtsort der Mannschaft des Englischen Schiffes Bounty, die sich 1788 ge-

gen den Capitän Bligh auflehnte, und hier eine Niederlassung gründete. Die Nachrichten sind aus der Reise des Capitän Beechey gezogen, der 1825 auf der Insel war, und noch den Stifter der Colonie John Adams am Leben fand, dessen Bildniß beygefügt ist. Die andern sehr sauber gestochenen Kupfer stellen theils Landschaften, theils Ansichten von Venedig dar. Das Ganze können wir den Lesern mit voller Ueberzeugung als gleich belehrend und unterhaltend empfehlen.

Hn.

Mainz.

Bey C. G. Kunze: Lehrbuch der Geografie alter und neuer Zeit, mit besonderer Rücksicht auf politische und Culturgeschichte von Dr. Th. Schacht, Professor der Geschichte am Gymnasium zu Mainz. Nebst 2 Charten und 3 lith. Tafeln. 1831. 502 S. in 8.

Der Verfasser hat in diesem Lehrbuche einen Gang gewählt, der von dem in andern genommenen sehr verschieden ist, obgleich sich nicht läugnen läßt, daß derselbe in vielen Stücken bey dem ersten Unterrichte in den geographischen Wissenschaften sehr vortheilhaft seyn möchte, indem den Beschreibungen der Länder zugleich viel historische Notizen beygefügt sind. Zuerst gibt der Verfasser die Namen der verschiedenen Arten von Grund und Boden nach ihrer Beschaffenheit und Benutzung an, ferner die Namen der Erhöhungen, Vertiefungen, Gewässer u. s. w. und lehrt zugleich wie diese Gegenstände durch Zeichnung auf Plänen und Char-

ten versinnlicht werden. Dann zeigt er, wie man die vier Hauptgegenden des Himmels, die Mittagslinie findet, und lehrt auch die Windrose kennen. Rec. sieht sich doch genöthigt einen Irrthum zu verbessern, der bey der Bestimmung des Ostpunctes und eben so des Westpunctes begangen ist. Der Verfasser sagt nämlich S. 23: Hat man aber eine gute Uhr, so kann man im Sommerhalbjahre stets wissen wo Osten ist, denn um 6 Uhr steht sie (die Sonne) immer im wahren Ostpuncte. Hierbey ist wahrscheinlich zu verstehen, senkrecht über dem wahren Ostpuncte, weil der Satz sonst gar keinen Sinn hätte. Allein dieses ist ein Irrthum, denn im Sommer so bald sich die Sonne über dem Aequator befindet, steht die Sonne um sechs Uhr Morgens jedesmal vor den durch den Ostpunct gelegten Verticalkreis nach dem nördlichen Theil des Meridians zu. Bloß auf dem Nordpol und Südpol, wo wohl keine Geographie gelehrt wird, würde die Regel des Verfassers richtig seyn. Im zweyten Abschnitt behandelt der Verfasser die Länder Deutschlands und die zunächst angränzenden, nach den Stromgebieten und Wasserscheiden. Der dritte Abschnitt enthält die allgemeinen Lehren der mathematischen und physischen Geographie. Der vierte Abschnitt endlich befaßt sich mit der geographisch-historischen Beschreibung der verschiedenen Erdtheile, wobey mehr auf ihre politische Beschaffenheit gesehen wird. Uebrigens zeigt schon die Angabe des Titels dieses Lehrbuches, daß der Verfasser das ph aus seiner Schreibart gänzlich verbannt hat.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

61. Stück.
Den 16. April 1832.

Leipzig.

Bey Brockhaus: Erinnerungen aus dem Leben eines Deutschen in Paris, von G. B. Depping. 1832. 505 Seiten in Octav.

Wir haben seit kurzem mehrere, der Form nach diesem ähnliche, dem Inhalt und Werth nach sehr verschiedene, Schriften über Paris erhalten; der Stoff ist aber unerschöpflich; und wir zweifeln im mindesten nicht, daß das vorliegende Werk seinen Platz neben jenen behaupten werde. Der Verfasser desselben kann unsern Lesern, den Gelehrten vom Fach so wenig als den Dilettanten, unbekannt seyn; es ist derselbe der als Gelehrter schon zweymal durch seine Schriften über die Niederlassung der Normannen, und über die Geschichte des Levantischen Handels seit den Kreuzzügen bis zur Entdeckung von America bey dem National-Institute den Preis errang.

und unter der Firma Dg. im Morgenblatt schon oft eben so lehrreich als angenehm die große Lesewelt unterhielt. In dieser Schrift erscheint er nicht als Gelehrter, sondern als Einer der Vielen, die in der Welt sich selber forthelfen müssen; auch sind es gar keine wunderbare Begebenheiten die er uns erzählt, und doch versichern wir dem Leser daß sie es an Unterhaltung nicht werden fehlen lassen. Der Verf., gebürtig aus Münster, verlebte hier seine Jugend in der Zeit als Münster noch unter dem Krummstabe stand, und der gute Bischof, Erzherzog Maximilian Churfürst von Cölln von Zeit zu Zeit von Wien nach Münster kam, nicht eben um viel zu regieren, sondern um hier wie in Wien seine Kapaunen zu essen; worin er sich auch, wenn das Volk umher stand, und ihn angaffte, gar nicht stören ließ. Im Jahr 1803, als die Münsterer aus den Zeitungen erfuhren, daß sie Preußen geworden seyen, ging der Verf. 19 Jahr alt, in Begleitung eines Emigrierten nach Paris, ohne zu ahnden daß er hier sein Leben zubringen würde. Bald indeß verließ sein Begleiter wieder Frankreich, und der Verf. blieb sich nun selbst überlassen, und mußte, ohne Unterstützung von Haus, suchen sich selber durchzuhelfen. Er hatte seit dieser Zeit angefangen sich ein Tagebuch zu halten, in welches die täglichen Vorfälle und Beobachtungen eingetragen wurden; und dieß ist die Quelle aus der seine Erinnerungen geschöpft sind. Zum Glück hatte er zu Hause guten Unterricht, besonders in der alten Literatur und Geographie erhalten, und auch Er machte die Erfahrung, welche unschätzbare Ausstattung diese Kenntnisse für das Leben sind. Sie verschafften ihm ein Unterkommen in einer Lehran-

, die sich die polymathische Schule nannte,
deren Vorsteher Rousseausche Ideen bey sei-
Methode geltend machen wollte, welches meh-
ergetzliche Vorfälle herbeyführte. Der Verf.
itete nun fleißig für sich, um sich als Lehrer
end zu machen; und kam in mehrere Be-
itschaften, zu denen gleich anfangs die von
drich Schlegel gehörte, der bey der polyma-
hen auch eine orientalische Schule stiften
te, aber keinen einzigen Schüler fand; nur
paar Deutsche hatten sich gemeldet. Als Na-
on den Thron bestieg, und die Privat-In-
te in Ecoles secondaires verwandelt wur-
, geschah dieß auch mit der polymathischen
ule, und der Verf. erhielt seine Entlassung.
indeß in einer Stadt wie Paris erst einige
anntschaft gemacht hat, und eigene Kennt-
mit dazu bringt, erhält bald weitere Ver-
ungen. So konnte es auch dem Vf. daran
t fehlen. Es kann aber unser Zweck nicht
, seine persönliche Geschichte weiter zu ver-
en, die in der That auch nur der Faden ist,
den seine Erzählungen und Beobachtungen
reiht werden. Einen Auszug aus dem Werke
nachen, ist auch an sich eine Unmöglichkeit
das Ganze abzuschreiben, wegen der großen
nnigfaltigkeit des Inhalts und der steten Ab-
selung. Es war sehr natürlich, daß mit
zunehmenden literarischen Ruf des Verfs.
seine literarischen Verbindungen immer be-
ender wurden, zumal nach der wiederholten
nung seiner Preisschriften bey dem National-
itut. So ward er Mitglied und Vorsteher
antiquarischen (vormals celtischen) Gesellschaft,
auch durch Familienverbindung in Paris
g einheimisch. So konnte es einem so aus-

delt, hiernächst wird die Bereitungsart und dann werden die Eigenschaften derselben angegeben, woran sich manchmal Einiges von der Prüfung der Präparate anschließt, ferner werden die Bestandtheile derselben, jedoch ohne Beyfügung der chemischen Formeln, genannt und den Beschluß macht eine kurze Angabe der medicinischen und pharmaceutischen Anwendung der abgehandelten Substanzen, und eine hinreichende Literatur.

In Betracht, daß unser Verfasser nur einen angemessen kurzen Leitfaden für medicinische Chemie geben wollte, und daß in den Erfahrungswissenschaften, je nach der Individualität, manche Differenzen in dem Thatsächlichen vorkommen können, würde eine Angabe abweichender Meinungen über Einzelnes ohne beygefügte gehörige Gründe, für welche diese Blätter keinen Raum gestatten, nur wenig bedeuten, und daher glauben wir vielmehr diese Anzeige hier abbrechen zu müssen, und mit dem Wunsche, daß auch die nachfolgenden Lieferungen des Werkes angehenden Medicinern und Pharmaceuten zur Erleichterung und Empfehlung des Studiums der Chemie gereichen mögen, beschließen zu dürfen.

H. Wackenroder.

Nachtrag zu dem Lectionsverzeichniß.

Die Geschichte des neuern Europas und seiner Colonien wird Herr Hofrath Heeren von 8—9 Uhr lehren, nach s. Handbuch, 5. Ausg.

S. 548 ist bey der Geschichte des Römischen Rechtes das Wort heutigen zu streichen.

deutung, als für die Medicin, und gleichwohl finden wir nicht immer dieser Wissenschaft die Aufmerksamkeit und den Eifer von denen gespendet, die zur Erlernung und Ausübung ihrer Wissenschaft und Kunst den Beystand der Chemie in einem vorzüglichen Grade bedürfen. Eine mitwirkende Ursache hiervon ist ohne Zweifel die den Lernenden entgegentretende Schwierigkeit, das für die Medicin hauptsächlich Brauchbare aus dem großen Gebiete der Chemie herauszufinden. Dieses Hinderniß hinwegräumen, ist daher sehr verdienstlich, und um so mehr wird ein solches Bemühen Anerkennung finden, wenn bewährte Chemiker es übernehmen, das Zweckdienliche für die Lernenden auszuwählen und in gefälliger Form darzubieten. Zwar können solche Arbeiten keine Erweiterungen in dem Gebiete der Wissenschaft beabsichtigen; in sofern sie aber der Wissenschaft mehr Eingang verschaffen, leisten sie derselben doch gewiß einen vielfachen Nutzen.

Wir können es uns daher auch nicht versagen, schon jetzt auf das angezeigte Werk des Herrn Prof. Fromherz aufmerksam zu machen, wenn gleich dasselbe noch nicht bis zur Hälfte vorgeschritten ist. Nach einer Ankündigung des Herrn Verfassers soll das ganze Werk in zwey Bände zerfallen, von denen der erste die pharmaceutische Chemie in Verbindung mit chemischer Arzneymittellehre, der zweyte die physiologische, die pathologische und die medicinisch-gerichtliche Chemie enthalten wird. Die drey uns bis jetzt zu Handen gekommenen Lieferungen dieses Werkes umfassen die pharmaceutische Chemie bis zur Lehre von den organischen Körpern.

In der kurzen Einleitung zu dem Werke spricht sich der Herr Verfasser zuvörderst über die schon angegebene Eintheilung der medicinischen Chemie aus und wir können dieser Eintheilung beystimmen, wenn, was der Herr Verfasser auch zugeben wird, ein Unterschied zwischen pharmaceutischer Chemie und dem practisch-chemischen Theile der Pharmacie bestehen bleibt. Wohl werden auf die Bildung neuer Abtheilungen der Wissenschaften stets die individuelle Ansicht und das damit verknüpfte eigene scientifische Bedürfniß von merklichem Einflusse seyn; indessen hat doch die practisch-chemische Pharmacie bereits einen zu bestimmten Character angenommen, als daß sie mit einer bloß pharmaceutischen Chemie, in welcher nur die Art der Anwendung der Chemie auf die Pharmacie gezeigt wird, verwechselt werden könnte.

Die aufgestellte Definition der pharmaceutischen Chemie, daß sie nämlich die Lehre von der Zubereitung der Arzneymittel, den äußern Kennzeichen derselben, ihren Bestandtheilen und dem Verhalten bey ihren Verbindungen und Zersetzungen sey, und mithin auch zugleich die Prüfungen derselben einschließe, würde zwar, wie es uns bedünkt, eine etwas ausführlichere Behandlung des Gegenstandes, als in dem vorliegenden Werke gegeben wird, erfordern, und namentlich würden mehr Methoden zur Darstellung der pharmaceutisch-chemischen Präparate anzuführen, die Prüfungsmethoden für dieselben vollständig anzugeben und manche nicht unwichtige Präparate nicht zu übergehen gewesen seyn; indessen hat der Herr Verfasser offenbar nur die Absicht gehabt, angehenden Medicinern und auch Pharmaceuten die An-

Berlin. Obige Ausgabe enthält den Anfang des fünften Theiles, worin die Geschichte der ersten Zeit nach Muhammeds Tode, besonders der unter vielen Schwierigkeiten und innerm Zwist durchgesetzten Wahl Abubekr's zum ersten Chalifen und der Unterwerfung der fast sämmtlich nach Muhammeds Tode wieder abgefallenen Araberstämme im ersten Jahre Abubekr's, mehrere anziehende und lehrreiche Züge bietet. Wie ausführlich das ganze Werk ist, mag allein daraus genug erhellen, daß dieser ganze Band nicht viel mehr als die Geschichte eines einzigen Jahres enthält, und ihm in Abulfeda's Annalen nur wenige Blätter entsprechen.

Die Wichtigkeit des Werks und der Nutzen seiner Herausgabe ergibt sich hieraus von selbst. Außer der Uebersetzung würden indeß ausführlichere Anmerkungen hier an ihrer Stelle seyn, theils kritische, da nur eine einzige Handschrift gebraucht, und der Text nicht ganz sicher ist, theils erklärende. Einen Anfang zu solchen Anmerkungen hat der gelehrte Herausgeber am Ende S. 252—267 gemacht: mehrere verheißt er für die Zukunft, wo auch die etwaigen Bemerkungen anderer berücksichtigt werden sollen. Ref. fügt daher, so weit es der Raum hier erlaubt, über einige Schwierigkeiten kurze Bemerkungen hinzu, um dem Wunsche des geehrten Herausg. zu entsprechen. S. 142, 1—3 wird der Sinn nicht undeutlich seyn, wenn man فاتتنى nicht von أتى ableitet, sondern von فات; der kühne Chaled sagt dann zu seinen wegen Mangel an Aufträgen des Chalifen furchtsamen Kriegern: 'wenn (لو ist nicht quotiescunque) ich weder Brief noch Befehl vom Chalifen hätte, ich The-

aber eine Gelegenheit, die mir wenn ich ihn erst benachrichtigen wollte entgehen würde, so würde ich sie ohne ihn zu benachrichtigen ergreifen und ausführen' u. s. w. — Was S. 176 die flava et alba et bicoloria seyen, welche dem Sieger übergeben werden sollen, möchten wenige Leser rathen: die Uebersetzung hätte hier wohl bestimmter andeuten können, daß damit glänzende Waffen gemeint seyen. Ebendas. Z. 16 ist nach dem ganzen Zusammenhange vgl. فاتاهم Z. 17 und S. 178, 6 als Rede Chaled's zu fassen. — Am meisten unsicher sind noch die zahlreichen Verse in Text und Uebersetzung, obgleich gerade bey ihnen die Kritik in dem Metrum eine sehr feste Grundlage hat. Die Verse S. 238, wo eine Anmerkung S. 266 über das Metrum schwankt und es für رجز hält, folgen gewiß dem منسرح und es ist nur in der ersten Hälfte des ersten Verses eine falsche Lesart. S. 236, 8 ist wahrscheinlich بالمرار, S. 168, 17 gewiß außer سيفى der Reim zu ändern, wie S. 234, 9, so daß beidemahl das catalectische رجز entsteht. Andere Stellen, wo zum Theil tiefere Mängel verborgen sind, muß sich Ref. kurz anzuzeigen begnügen: S. 122, 8. 124, l. Z. 130, 14—16 des Endes wegen, 132, 5. 6. 220, 4. 9. Schon die richtige Erkenntniß einer nothwendig verdorbenen Stelle ist ein Vortheil, da weitere Forschung und Vergleichung dann leicht die Heilung reichen kann.

Die Fortsetzung der Herausgabe dieser Annalen ist, um andere Vortheile nicht zu erwähnen, schon des rein geschichtlichen Nutzens wegen sehr

zu wünschen. Das Wesen jener wunderbaren Helden, welche aus der Wüste dringend die damalige Welt eroberten und umgestalteten, kann man nirgends besser kennen lernen als in solchen ausführlichen Ueberlieferungen, deren Ref. außer Tabari noch mehrere in Handschriften gelesen hat. Hier sieht man nicht bloß ihre Thaten, auch die Gedanken und Empfindungen, von denen sie heller oder dunkler getrieben wurden, mit einer Frische und Lebendigkeit überliefert, welche uns mitten in die redenden und handelnden versetzt. Wenn auch Muhammed und die zwey ersten, in seinem Geiste fortwirkenden Chalifen tief unter den Coryphäen des Christenthums stehen, so war doch, dieß bezeugt der Ueberblick dieser Ueberlieferungen, etwas Großes und Ehrwürdiges in ihnen, welches der damaligen Welt außer ihnen, den Persern wie den Griechen und Römern, fehlte, und wodurch allein sie so Großes wirken konnten. Ein so edler Character und solche Geistesstärke wie Abubekr zeigt ist sehr selten. Was Großes und Edles im Islam ist, zeigt sich in dem kurzen Zeitraum seiner Entstehung unter Muhammed, Abubekr und Omar am kräftigsten und klarsten: bald aber wird das niedere Element darin herrschend, und hat, nach einigen hellern Zwischenräumen, in den letzten Jahrhunderten so überhand genommen, daß der türkische und persische Islam z. B. unwiederbringlich seinem Untergange entgegengeht, mag er auch in den todten Formen noch längere Zeit sich erhalten. Aber wenn wir diese letzten traurigen Folgen des Islam sehen, sollten wir darum nicht das verkennen, was ursprünglich darin groß war.

2) Abulfedae historia anteislamica, arabice. E duobus codicibus bibliothecae regiae Parisiensis, 101 et 615, edidit, ver-

sione latina, notis et indicibus auxit Henricus Orthobius Fleischer, ll. aa. mag. et coll. tert. in schola Dresdensi ad aedem s. crucis vicarius. Lipsiae, MDCCCXXXI. typis et impensis Fr. Chr. Guil. Vogel. — X und 262 S. in Quart.

Abulfeda's annales moslemici oder der zweyte Theil seiner allgemeinen Geschichte sind schon seit 40 Jahren durch Reiske's Bearbeitung und Adler's Ausgabe bekannt. Der erste, ungleich kürzere Theil, welcher jetzt in obigem Werke herausgegeben ist, ist zwar bey weitem unwichtiger. Denn die Geschichte der Völker vor dem Islam erschien dem beschränkten religiösen Sinne der frühern Historiker, deren Beyspiele sich auch die weiter blickenden spätern fügen mußten, stets nur wie eine Einleitung in die Geschichte des Islams, und weder die Kenntniß der besten Quellen noch historische Forschung löste ihnen den Schleyer des Alterthums. Doch läßt sich die Herausgabe wenigstens eines der berühmtesten Werke dieser Art vertheidigen. Denn außerdem daß es aus vielen Rücksichten nützt die Ansichten der Historiker zu kennen, finden sich auch in dem Haufen unnützer Erzählungen einige wichtige, bloß hier erhaltene Bemerkungen und Auszüge aus ältern nichtarabischen Schriften, z. B. die S. 108 angeführte ausführliche Stelle aus einer, so weit Ref. weiß, verlorenen Schrift des Galenus, welche die Kirchengeschichte vielleicht als eins der wichtigsten Zeugnisse über die Christen der ersten Jahrhunderte beachten wird. Ueber die ältere Geschichte der Araber aber und einiger ihnen benachbarten Völker sind solche Werke nicht nur am ausführlichsten, sondern auch für uns fast die einzigen Quellen. Endlich ist der letzte Abschnitt [illegible]ns rein ethnographisch und enthält auch

über die weniger bekannten Völker neuerer Zeiten manches seltene.

Wir wünschen daher diesem Werke Berücksichtigung, zumal es in die geschickten Hände eines tüchtigen Kenners der arabischen Sprache gefallen ist. Ein Haupttheil des Werks, die das ältere Arabien betreffenden Stellen, war zwar schon von de Sacy in der neuen Ausgabe von Pocockii spec. hist. Ar. bekannt gemacht: erscheint hier jedoch mit einigen Verbesserungen. Die Uebersetzung des Hn. Dr. Fleischer hält sich sehr glücklich zwischen der zu wörtlichen vieler Uebersetzer, welche jeden des Arabischen unkundigen Leser abschreckt, und der überfreyen Reiske's. Nur selten wird man im Texte oder der Auffassung des Sinnes das Richtige vermissen, wie S. 30, 20 بالوادي für بالواد, S. 120, 1 ist das Metrum ohne Noth, auch wohl gegen den guten Sinn verändert, S. 134, 2 wäre wenigstens ein Fehler in den Handschriften anzuerkennen, da eine solche Anführung eines unvollständigen Verses ganz gegen den Gebrauch ist; wahrscheinlich fehlt die ganze erste Vershälfte und der Anfang der zweyten. In dem Ausdruck S. 68 vgl. S. 66, 'daß die Perser den Feridun vor die Sündfluth setzen, weil sie diese gar nicht anerkennen', findet Ref. nichts Unverständliches oder Falsches, da die strengen Muhammedaner, aus deren Sinne Abulfeda redet, an die wörtliche Richtigkeit der biblischen Erzählungen glauben, also ein so hohes Alter Feridun's und die ununterbrochene Reihe der persischen Könige von den ältesten Zeiten an, wie die Perser sie vertheidigen, als den biblischen Erzählungen von Adams Nachkommen und der Sündfluth zuwiderlaufend nicht begreifen können.

Eins scheint auch in den manches Nützliche und Lehrreiche enthaltenden Anmerkungen zu wenig berücksichtigt — die Zurückführung der arabischen Namen, Ideen und Nachrichten über nicht-arabische Dinge auf ihre wahre Quellen, so weit es möglich ist. Dadurch erst würden die Nachrichten auch für jeden des Arabischen unkundigen Historiker sicher und leicht zu gebrauchen. Die Sache hat ihre mannigfachen Schwierigkeiten: doch liegt der Fehler oft nur in unrichtiger Aussprache der für fremde Namen so ungenügenden arabischen Schrift, wie z. B. S. 24 ein Ort صبويم unter den mit Sodom zerstörten 5 Städten vorkommt, welchen der Herausg. Sabwim übersetzt. Aber es ist Z'boim, צבוים Gen. 10, 19. Deut. 29, 23, auch bey den LXX, die Abulfeda wahrscheinlich leiteten, σεβωίμ, und das Wort konnte in arabischer Schrift nicht anders ausgedrückt werden. أيساع S. 56, 13 ist aus ἐλισάβετ verstümmelt, indem die Araber wie sonst die erste Sylbe el, als wäre es der arabische Artikel, von dem Eigennamen ausgelassen haben. — Besondere Sorgfalt hat der Vf. noch auf den Index lexicalis et grammaticus verwandt, wo in aller Kürze viel gesagt ist. Aehnliche Anhänge bey andern Ausgaben arabischer Schriften sind sehr zu wünschen.

3) Specimen criticum, exhibens locos Ibn Khacanis de Ibn Zeiduno, ex mss. codicibus bibliothecae Lugd. bat. et Gothanae editos, latine redditos et annotatione illustratos, quod praeside Henr. Ar. Hamaker — defendit Henricus Engelinus Weyers, Hollandus, phil. theor. mag. theol. et litt. hum. doctor. Lugduni Batavorum,

apud S. et J. Luchtmans, academiae typographos. 1831. — 212 S. in Quart.

Es ist dieß nur der Anfang eines sehr weitläufigen Werks. Reiske hatte schon im J. 1755 von Ibn-Zeidun, einem ausgezeichneten Gelehrten und Vezir an mehrern spanisch-arabischen Höfen, in dem sich noch einmal die ganze Größe der Kraft und Bildung des eben untergegangenen Omajjaden-Reichs abspiegelte, ein anziehendes, lehrreiches Risalet oder Sendschreiben an einen Freund bekannt gemacht: dieses mit einem andern desselben Arabers will Herr Weyers aufs neue bearbeiten; und da die kleinen Schriften eines so gewichtigen Schriftstellers, wie Ibn-Zeidun war, wieder den Fleiß und die Gelehrsamkeit vieler folgenden Araber beschäftigt haben, so soll eine Abhandlung über die Commentarien zu jenen Schriften folgen, und zwey der in historischer und literarischer Hinsicht wichtigsten, der durch Proben schon bekanntere Commentar des Ibn-Nabata, und der bis jetzt unbekannte Safadi's vollständig gedruckt werden. Sollte dieß alles ausgeführt werden, wie man nach der vorliegenden Probe zu schließen nur wünschen kann, so würde dann ein besonderer und bis jetzt ziemlich unbekannter Kreis der arabischen Literatur ganz abgeschlossen vorliegen.

In jenem als Probe gedruckten Anfange der Prolegomena zur Herausgabe der genannten Werke gibt der Verf. die über Ibn-Zeidun handelnden Stellen aus einem ziemlich alten, geschätzten Werke über die Dichter und Schöngeister des arabischen Spanien, unter denen Ibn-Zeidun eine ausgezeichnete Stelle behauptet. Der Verfasser dieses Werks, Ibn-Chakan, aus Sevilla, später in Africa wohnend, lebte nicht lange nach Ibn-Zeidun, und hat die zur Erklärung

seiner Werke nothwendige Kenntniß der äußerst mannigfachen Schicksale desselben noch ziemlich sicher und vollständig. Ein Schriftsteller von nicht geringem Talent, folgt er leider der damals herrschenden historischen Schreibart, welche ohne an den Thaten selbst zu dichten und zu phantasieren, auch das einfachste und nüchternste in dichterisch geschmückte Prosa mit gereimten Redegliedern und hoch einherschreitenden Parallelsätzen kleidet. In frühern Zeiten findet sich diese mit der Sprache der hebräischen Propheten (bis auf den Schmuck des Reimes) sehr verwandte Redeart nur bey wirklich höherer Stimmung des Redenden oder Schreibenden, auch in den Vorreden nur in diesem Falle; und es verräth wenig Urtheil und Geschmack, wenn neuere Gelehrte, wie jüngst geschah, sich der Nachahmung solcher Ungereimtheiten am unrechten Ort befleißigen. Was indeß Ibn-Chakan erzählt, ist auf seinen reinen Inhalt zurückgeführt sehr wenig: den größten Raum nehmen die vollständig oder in Bruchstücken angeführten Gedichte hin, unter denen die schönsten, aber auch schwersten von Ibn-Zeidun sind, andere von spanischen Fürsten oder von deren Hofleuten geschrieben.

Die nicht geringen Schwierigkeiten eines solchen Buchs hat Herr Weyers, nur von wenigen Rand-Scholien unterstützt, recht glücklich überwunden, so daß wir daraus gern eine günstige Meinung über die Vollendung des ganzen Unternehmens fassen. Nur selten wird man den Sinn einer Stelle ganz verkannt finden, wie S. 52, 7—9. 51, 1, wo der Schluß eines poetischen Sendschreibens an den König von Sevilla nur Wünsche enthalten kann, wie auch die Wunschweise in لا زلت richtig ausgedrückt ist; also

als vergangen zu fassen, wie der Uebersetzer thut, ist unpassend dem Zusammenhang, und unnöthig oder vielmehr, wie Ref. glaubt, falsch den Worten nach. S. 163 ist كانها nicht von انها abzuleiten, vor dem كي nicht stehen kann, sondern von أنها. Eben so selten wird man unnöthige oder unpassende Veränderungen des Textes treffen, wie S. 25 — 89, wo فلا ايلغية richtig verstanden einer Aenderung nicht bedarf. Etwas mehr ist wohl auf die richtige Aussprache und Schreibart der Pausen zu achten, da diese auch am Ende der Glieder der poetischen Prosa sicher und fest seyn muß; Formen aber wie صُوَّحُ S. 26, 4. 5 sind keine Pausalformen; auch ـيه für ـة ist nach den Varianten S. 22, 1. 2 schwerlich zu verwerfen. Die Uebersetzung hätte um so weniger eine weitläuftige Umschreibung werden müssen, da ihr sehr ausführliche Anmerkungen, und darunter manche sehr schätzbare, beygegeben sind. Was dem Uebersetzer dunkel blieb, hat meist Hamaker ergänzt, dessen zahlreiche Anmerkungen einen großen Schatz historischer Gelehrsamkeit enthalten, z. B. über das Recht des ersten Vezirs neben dem Könige zu sitzen, während alle übrigen in der Versammlung stehen S. 172 ff., über die Sitte der Adoption durch Ausbreiten des Mantels über den Schützling S. 106, welches Ref. indeß auf Rut. 3, 9. 2, 12 zu beziehen sich nicht entschließen kann, da hier eine rein bildliche Rede ist. Ganz neu und wichtiger scheint die Nachricht S. 101, daß nabatäische d. h. chaldäische Bücher, unter andern über

den Ackerbau, ins Arabische übersetzt sind, wie der Verfasser des dort beschriebenen Buchs sagt, daß er es aus dem Nabatäischen übersetzt habe. Dieß würde uns einen Blick in eine untergegangene Literatur verstatten. — Ueberhaupt enthält diese Schrift viel Lehrreiches, und ist ein rühmliches Denkmal des Fleißes und der Gelehrsamkeit der Hamakerschen Schule in diesem Gebiete. Für die Kenntniß der so verwickelten Geschichte der spanisch-arabischen Reiche nach dem Sturz des Omajjaden-Chalifats ist daraus besonders viel zu schöpfen, da hier auch mehrere ungedruckte Stellen aus andern arabischen Historikern zum erstenmahl bekannt werden.

4) Liber concinnitatis nominum id est: Vitae illustrium virorum auctore Abu-Zacarja Jahja En-navavi. E codice ms. bibliothecae regiae Gottingensis arabice edidit, latine vertit, annotationes addidit Henricus Ferdinandus Wüstenfeld, ph. Dr. Sectio prima, qua continentur praefatio et Mohammedis vita. Gottingae, sumtibus propriis, typis Dieterichianis. MDCCCXXXII. VIII und 108 S. in Quart.

Dieses Werk, dessen Handschrift unter den Arabischen unserer Bibliothek wohl die wichtigste ist, ist ein schönes Denkmahl des historischen und grammatischen Sammlerfleißes der arabischen Schriftstellerey des zweyten Alters der Literatur. In dem ersten Theile, der in dieser Handschrift enthalten ist, gibt es eine alphabetische Aufzählung der berühmtesten Namen, vorzüglich großer Männer des Islams, und unterscheidet sich von Ibn-Challikan's schon mehr bekannterem biographischen Lexicon dadurch, daß dieses mehr die berühmteren Männer späterer Zeit wie in einem Na[illegible] zu den historischen Werken, jenes mehr

apud S. et J. Luchtmans, academiae typographos. 1831. — 212 S. in Quart.

Es ist dieß nur der Anfang eines sehr weitläufigen Werks. Reiske hatte schon im J. 1755 von Ibn-Zeidun, einem ausgezeichneten Gelehrten und Vezir an mehrern spanisch-arabischen Höfen, in dem sich noch einmal die ganze Größe der Kraft und Bildung des eben untergegangenen Omajjaden-Reichs abspiegelte, ein anziehendes, lehrreiches Risalet oder Sendschreiben an einen Freund bekannt gemacht: dieses mit einem andern desselben Arabers will Herr Weyers aufs neue bearbeiten; und da die kleinen Schriften eines so gewichtigen Schriftstellers, wie Ibn-Zeidun war, wieder den Fleiß und die Gelehrsamkeit vieler folgenden Araber beschäftigt haben, so soll eine Abhandlung über die Commentarien zu jenen Schriften folgen, und zwey der in historischer und literarischer Hinsicht wichtigsten, der durch Proben schon bekanntere Commentar des Ibn-Nabata, und der bis jetzt unbekannte Safadi's vollständig gedruckt werden. Sollte dieß alles ausgeführt werden, wie man nach der vorliegenden Probe zu schließen nur wünschen kann, so würde dann ein besonderer und bis jetzt ziemlich unbekannter Kreis der arabischen Literatur ganz abgeschlossen vorliegen.

In jenem als Probe gedruckten Anfange der Prolegomena zur Herausgabe der genannten Werke gibt der Verf. die über Ibn-Zeidun handelnden Stellen aus einem ziemlich alten, geschätzten Werke über die Dichter und Schöngeister des arabischen Spanien, unter denen Ibn-Zeidun eine ausgezeichnete Stelle behauptet. Der Verfasser dieses Werks, Ibn-Chakan, aus Sevilla, später in Africa wohnend, lebte nicht lange nach Ibn-Zeidun, und hat die zur Erklärung

gethan! und nie über etwas, das ich nicht gethan: hast du nicht so gethan?' d. h. nie mißbilligte er das von mir gethane oder unterlassene. Die Uebersetzung: neque dixit ulli: Feci hoc, cur tu hoc fecisti? neque: Ego non feci, sed tu fecisti hoc würde schon zu der arabischen Wortstellung nicht passen; der cd. hat richtig لا. S. 32, 12 will der Verf. mit dem والحسن sagen, daß man von einem, der in Mekka, dann in Damask längere Zeit gelebt habe, sagen könne: Meccensis et (و) Damascenus, aber 'schöner', richtiger, Meccensis dein (ثم) Dam. S. 55, 5 ist كفن bloß auf den Leichenanzug zu beziehen. S. 88, 2 ist اول als Gegensatz zu ثم nicht primus, sondern initio. S. 94, 14. 16 ist اعطى auf Muhammed zu beziehen 'er ist beschenkt' mit folgendem Accusativ. S. 53, pen. ist الصحيح der Name des Buchs Bochari's. Wie الاول فالاول S. 8, 16 (wo auch vor منهم unrichtig und gegen den Cd. eine Interpunction ist) 10, ult. zu verstehen ist, erhellt aus S. 40, 5.

Der Text der Handschrift ist in diesem Drucke, wie Ref. nach Vergleichung versichern kann, mit vieler Treue wiedergegeben. Einzelne Ausnahmen davon scheint es nützlich hier anzugeben: S. 20, 5 l. بنعت, 42, 7 وبرسهم für وزوجهم, S. 44, 9 كلاهما ohne Teschdid, S. 72, 15 نحو 'et similia', nicht neque aliis; S. 84, 3

والتحبير, S. 92, 9 ist فقط gegen den cd. nd guten Sinn zum folgenden Satz gezogen, S. 96, 8 l. لانه für لا بد, einige andere bloße Druckfehler nicht zu zählen. Die einzelnen Lesrten des cd. bewähren sich fast durchaus; doch ind noch zu verbessern S. 27, ant. أَعْوَن für das us dem cd. aufgenommene أُعُون, S. 48, 4 fehlt ach قد ein Wort wie سبق, S. 58, 6 hat cd. يَعْلَ, aber richtig dem Zusammenhange nach ist ur يُعْلَم 'man weiß nicht, daß er Moslem ward'; S. 66, 2 hat cd. بعليّة, deutlich unrichtig, aber ichtig zu verbessern ist نَعْلِيَة. — Die Fortetzung des Drucks dieses Werkes wird den arabischen Studien nützlich seyn.

H. E.

Lübeck.

In der v. Rohden'schen Buchhandlung: Anleitung zur Anlage artesischer Brunnen. Von J. A. Spetzler, Baumeister in Lüneburg. Mit 5 Steintafeln. 1832. XIV u. 90 S. in 8.

Bey dem allgemeinen Interesse, welches die gebohrten Brunnen in neuern Zeiten erregt haben, und den mannigfaltigen Anwendungen und Vortheilen, welche dieselben gewähren, kann eine kurze und deutliche Anleitung zu deren Anlage nicht anders als sehr erwünscht kommen.

Unterstützt durch eine, im Anfang des vorigen Jahres durch vierzig hochachtbare, gemeinsinnige Männer des Fürstenthums Lüneburg, zur Anlage artesischer Brunnen gegründete Gesellschaft, wurde

unter der Leitung des Hn. Vfs., im April v. J., in einem Garten innerhalb der Stadt Lüneburg, hauptsächlich zur Instruction der in Zukunft zu gebrauchenden Arbeiter, ein 34 Fuß tiefer Brunnen gebohrt, in welchem das Wasser bis 5½ Fuß unter dem Erdboden aufsteigt, und sich in diesem Stande auch bey anhaltendem Pumpen erhält.

Um nun denen, die sich zu ähnlichen Bohrversuchen entschließen möchten, eine deutliche Beschreibung der nöthigen Geräthschaften, so wie des anzuwendenden Verfahrens zu verschaffen, und sie dabey der Mühe zu überheben, die größern hieher gehörigen Werke nachzulesen, kann die vorliegende Schrift eben so angelegentlich empfohlen werden, als sie überhaupt geeignet ist, auch dem Nichtkenner eine deutliche Vorstellung von diesen merkwürdigen Brunnen zu geben.

Das Buch enthält eine kurze Theorie der gebohrten Brunnen, dann eine ausführlichere sehr deutliche Beschreibung der zum Bohren erforderlichen Werkzeuge und Hülfsgeräthe, nebst beygefügtem Kosten-Anschlage für einen vollständigen Bohrapparat zu einer 200 Fuß tiefen Bohrung; eine klare Darstellung des practischen Verfahrens beym Brunnenbohren, und einen kurzen Abriß der Geschichte und Literatur der artesischen Brunnen. Die in der Note zu S. 57 angegebene Regel zur Berechnung der Wirkung des Rammklotzes gibt den Effect viel zu gering. Nach ihr würde der Stoß eines aus der Höhe eines Fußes gefallenen Körpers nicht mehr betragen, als der Druck, den der Körper, indem er ruht, ausübt, und doch übertrifft er diesen nach den von Rondelet (art de bâtir t. III.) mit dem Dynamometer angestellten Versuchen [illegible] Elffache. — Die weitern Resultate [illegible] bohrungen verspricht der Hr. Vf. [illegible] unde des Publicums zu bringen.

A.

vom historisch-theologischen Standpuncte aus die mit der Religion des Islams näher zusammenhängenden großen Männer der frühern Zeit beschreibt. Der Anfang des Werks, welcher in obigem Buche gedruckt vorliegt, enthält in einer ausführlichen Vorrede manche anziehende Bemerkung oder Nachricht, wie über die Bedeutung der Personennamen und die bey der Namengebung herrschenden Ansichten und Sitten der Araber S. 26 ff. Das darauf folgende Leben Muhammeds enthält, da es nicht sowohl nach der chronologischen, als nach einer Sachordnung abgefaßt ist, viele wichtige und unterhaltende Nachrichten, welche man in dieser Vollständigkeit und Kürze sonst nicht leicht finden wird. Wer es z. B. begreifen will, wie Muhammed in kurzer Zeit so viel wirken konnte, der lese S. 71—75, wo über den Character und die Sitten Muhammeds die sichersten, das Zeugniß innerer Wahrheit enthaltenden Traditionen zusammengestellt sind.

Auf das Verständniß des Werks hat Herr Dr. Wüstenfeld, welcher damit seine erste Probe von orientalischen Studien abgelegt hat, recht vielen Fleiß verwandt, auch einige, besonders critische Anmerkungen hinzugefügt, und mehrere erklärende für die Fortsetzung des Werks versprochen. Um hier einiges zur richtigern Erklärung des nicht selten abgerissenen und etwas schwierigen Textes hinzuzufügen, bemerkt Ref. folgendes: S. 40, 5 ist ما من عام الا والذى — nicht quid est ex quodam anno, vel quid post eum, pejus est illo, sondern 'es gibt kein Jahr, außer daß das folgende schlechter ist als es', eine Tradition aus Muhammeds Munde. S. 74 erzählt ein Diener Muhammeds aus dessen Leben 'nie sprach er über etwas, das ich gethan: warum hast du es

stens dieses Characters würdig und eine gerechte Strafe der Unternehmer waren, so läßt sich wenigstens nicht in Abrede stellen, daß wir als zufällige Früchte diesen Unternehmungen eine Reihe von schätzenswerthen Reisebeschreibungen und eine (zwar von vielen theuer bezahlte) sehr bedeutende Ausdehnung des Gebietes der Länder- und Völkerkunde verdanken. Die meisten und interessantesten der seit den letzten zehen Jahren so sehr zunehmenden Zahl von Reiseberichten aus Südamerica rühren von den Agenten britischer Speculanten her, und wenn sie im Allgemeinen eine gute Meinung von den zu solchen Geschäften gebrauchten Männern geben, so erklären sie doch auch zum Theil das Mißlingen der Unternehmungen zu denen sie mitwirken sollten. Da ist z. B. dieser Capitän Andrews — ein ganz wackerer, gentlemanliker Mann, von ziemlicher allgemeiner Bildung, ein guter Beobachter in seiner Darstellung, etwas preciös, auf Witz und Effect Anspruch machend — aber wirklich a clever man; aber was der late commander der verehrlichen Ostindischen Compagnie Schiffs Windham, von Mineralogie, Geognosie, Bergwesen verstehen soll, ist doch nicht wohl einzusehen, und noch weniger warum gerade er ausersehen worden, um die Bergwerke von Peru, La Plata und Chile zu bereisen, zu untersuchen und eventualiter zu kaufen. In der That es war von sterblichen, sündigen Menschen zu viel verlangt, wenn man erwartete die Südamericaner könnten der Versuchung widerstehen solche Vögel zu rupfen, aber vor allen Dingen ist es comisch, wenn man diese Herren auf jeder Seite über die Unwissenheit und Dummheit, Unbehülflichkeit der ehemaligen Besitzer, besonders der Altspanier sprechen sieht, [illegible]m doch Gold und Silber — per fas et

:au — aus denselben Minen herauszuschaffen
ßten, statt daß die Briten auf dem besten
'ge waren mit ihren Dampfmaschinen fast eben
viel hineinzuwerfen. — Das Gesagte mag
n hinreichen um dem Irrthume zuvorzukom-
1, als wenn dieser Reisende irgend brauchbare
fschlüsse über die Mineralogie und Geognosie
von ihm besuchten Gebirge und Bergwerke
e; er verbindet sich zwar chemin faisant
einem Manne, vor dessen chemischen und
ieralogischen Kenntnissen er große Verehrung
eigt, aber auch dadurch wird wenig in die-
Puncte gebessert. Mit alle dem aber finden
hier manche sehr treffende Bemerkungen über
Bearbeitung dieser Bergwerke und die Ur-
ien des Mißlingens so vieler Speculationen
dieselben. Die Bemühungen des wackern
emannes um die südamericanischen Bergwerke
men übrigens ein Ende mit Schrecken. Nach-
r er in Cordova, Tucuman, Potosi und an-
wärts provisorische Ankäufe von Minen und
itracte aller Art abgeschlossen hat, nachdem
aller Orten als der Vorbote und Schöpfer ei-
neuen goldenen Zeitalters, als der Reprä-
:ant britischer Guineen, britischer Industrie,
:ischen Dampfes empfangen und gefeyert wor-
ist, nachdem er überall eine wahre angloma-
he Epidemie verbreitet hat, hat er noch in
tosi das Unglück daß alle seine Schritte von
ien Commitenten als ungültig erklärt, seine
seiner südamericanischen Freunde schöne
iume wie Dampf verfliegen; dann folgen un-
enehme Reibungen mit andern Agenten der
ellschaft, und er verläßt America eben nicht in
besten Laune, was ihn jedoch nicht hindert
seiner Reisebeschreibung Jedem Gerechtigkeit
erfahren zu lassen. Seine Bemerkungen ver-

unter der Leitung des Hn. Vfs., im April v. J., in einem Garten innerhalb der Stadt Lüneburg, hauptsächlich zur Instruction der in Zukunft zu gebrauchenden Arbeiter, ein 34 Fuß tiefer Brunnen gebohrt, in welchem das Wasser bis $5\frac{1}{2}$ Fuß unter dem Erdboden aufsteigt, und sich in diesem Stande auch bey anhaltendem Pumpen erhält.

Um nun denen, die sich zu ähnlichen Bohrversuchen entschließen möchten, eine deutliche Beschreibung der nöthigen Geräthschaften, so wie des anzuwendenden Verfahrens zu verschaffen, und sie dabey der Mühe zu überheben, die größern hieher gehörigen Werke nachzulesen, kann die vorliegende Schrift eben so angelegentlich empfohlen werden, als sie überhaupt geeignet ist, auch dem Nichtkenner eine deutliche Vorstellung von diesen merkwürdigen Brunnen zu geben.

Das Buch enthält eine kurze Theorie der gebohrten Brunnen, dann eine ausführlichere sehr deutliche Beschreibung der zum Bohren erforderlichen Werkzeuge und Hülfsgeräthe, nebst beygefügtem Kosten-Anschlage für einen vollständigen Bohrapparat zu einer 200 Fuß tiefen Bohrung; eine klare Darstellung des practischen Verfahrens beym Brunnenbohren, und einen kurzen Abriß der Geschichte und Literatur der artesischen Brunnen. Die in der Note zu S. 57 angegebene Regel zur Berechnung der Wirkung des Rammklotzes gibt den Effect viel zu gering. Nach ihr würde der Stoß eines aus der Höhe eines Fußes gefallenen Körpers nicht mehr betragen, als der Druck, den der Körper, indem er ruht, ausübt, und doch übertrifft er diesen nach den von Rondelet (art de bâtir t. III.) mit dem Dynamometer angestellten Versuchen um das Elffache. — Die weitern Resultate seiner Brunnenbohrungen verspricht der Hr. Vf. demnächst zur Kunde des Publicums zu bringen.

R.

Göttingische
lehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
r Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

64. Stück.
Den 21. April 1832.

London.

ır John Murray, 1828: Journey from
nos Ayres through the provinces of Cor-
ı, Tucuman and Salta to Potosi, thence
he desert of Caranja to Arica, and sub-
ently to St. Yago de Chile and Coquim-
undertaken on behalf of the Chilean and
ıvian mining association, in the years
5—26 by Captain Andrews, late co-
der of H. C. S. Windham. Vol. I. 312
en, Vol. II. 321 S. in 4.
er lange Titel dieses Buches bezeichnet schon
ınglich Zweck, Stand und Reiseroute des
assers. Wenn die meisten der Bergwerks-
Anleihespeculationen, zu denen die Eman-
ion der spanischen Colonien den Engländern
ınlassung gegeben hat, als eine in der Ge-
hte des Handels nur den französischen Mis-
pispeculationen vergleichbaren Mischung von
ver Geldgier, Unwissenheit und Unredlichkeit
einen; wenn ihre unglücklichen Resultate wer-

danken nicht bloß der lebensfrohen, lebendigen und wohlwollenden Auffassung ihren Werth, sondern sein Weg führt ihn auch durch manche von frühern und spätern Reisenden nicht besuchte Gegenden. Statt des gewöhnlichen Weges von Buenos Ayres über San Luis und Mendoza nach Sant Yago, wendet er sich nördlich über Cordova, Sant Yago del Estero, Tucuman, Salta, Jujuy — lauter wenig oder gar nicht bekannte Städte — nach Potosi. Es sey uns erlaubt ohne besondern Zusammenhang, so weit es der Raum erlaubt, einiges aus diesem ersten Bande herauszuheben. Ueber den Character der Gauchos, des Hirtenvolkes was die Pampas bewohnt, erhalten wir hier mehrere ergetzliche Beyträge; so z. B. die Beschreibung eines Gaucho Stutzer's (eines Majo). Unter den Gästen befand sich eine Art von Gaucho dandy oder exquisite, der ein Liebling der Familie zu seyn schien und sogar dem Pfarrer den Rang streitig machte. Dieser hübsche Bursche besaß eine Art von Witz und Unterhaltungsgabe, die sehr ergetzlich war, und in dieser Hinsicht zeichnete er sich sehr vor seinen langbespornten Brüdern in Bondstreet aus, unter deren Schwächen Witz nicht gerechnet werden kann. 'Er trug einen schönen Poncho mit Zierrathen wie ein ostindischer Shawl. Darunter bemerkte man ein Paar weiße Beinkleider mit zierlichen Franzen besetzt. Seine enganschließenden Stiefel von feinem weißen Pferdeleder bedeckten den kleinsten Fuß, den ich je an einem sechs Fuß hohen Manne gesehen. An den Hacken trug er ein Paar reich verzierte silberne Sporen, die wenigstens ein Pfund wiegen mochten. Ein zierliches Scapulier hing auf seiner Brust; der Hals war bloß und trug den schönsten Kopf den ich je gesehen, und auf diesem saß ein Stroh-

jähriges
es Band
war aber
Unter
ldene
dem er
glänzende
produ
der Tha
, erfuhr
bey
Sch
enach
den
feil
aber

el
ri=
ell=
Ein=
Le=
bläge
t und
edsam=
aben an
Wäh=
der ein=
schwor sie
e Religion,
ihre Wei=
Neuerungen
er nicht auf=

aufnehmen, oder mit der Schlinge (lazo) den wüthenden Stier bändigen, immer ist er ruhig wie eine Dame in ihrem Boudoir — seine Bewegungen sind eben so anmuthig als rasch und kräftig. Wenn er aber vom Sattel herab ein Abenteuer erzählt, so sind die Bewegungen, womit er seine Worte begleitet, belebt und ihnen Nachdruck gibt, so natürlich und doch so anmuthig und bezeichnend, daß diese sonderbare Mischung von Gentleman und Landmann in seinem Wesen, ein eben so auffallendes als angenehmes Ganzes bilden.' — Bey alle dem erregen die Gauchos doch nicht selten die Ungeduld unsers Reisenden, durch ihre gänzliche Gleichgültigkeit gegen fast alles was Indüstrie, Haushalt, Benutzung von tausend Dingen betrifft, und durch die unerschütterliche Gelassenheit, womit sie auf alle Fragen, die sie nicht beantworten können oder mögen, ihr ewiges: quien sabe? (wer kann das wissen?) bereit haben. 'Ich nahm mir die Freyheit, diesem Señor Quiensabe von Postmeister, die Unzweckmäßigkeit dieser Art seine Schaafheerden zu behandeln, darzuthun. Er antwortete: er sey zu alt um ein neues System anzufangen, obgleich seine Frau eben ein schönes, munteres Kind säugte. Als ich ihn nach der Zahl seiner gemischten Heerden fragte, meinte er: es möchten achthundert oder tausend Stück seyn, mas o menos (mehr oder weniger). Ich fragte ihn nun: ob sie nicht viel mehr werth seyn würden, wenn er die Race rein erhielte? Quien sabe? war die Antwort. Ich machte ihn darauf aufmerksam, wie viel vortheilhafter es sey, die Widder von den Schafen zu trennen und nur zu bestimmten Zeiten zuzulassen. Quien sabe? war die Antwort, und es sey doch hart die Männlein von den Weiblein zu trennen.' — Was

der Verf. über Cordova, Tucuman und Salta sagt, gibt uns im Ganzen einen guten Begriff von dem äußern Ansehen dieser Städte, von dem Character der Einwohner und besonders von dem Clima und der Fruchtbarkeit des Bodens. Sie sind regelmäßig gebaut, mit einem Hauptplatz und Straßen die sich in rechten Winkeln durchschneiden, und nach spanischer Sitte einem schattigen Spaziergang (alameda, paseo), auf dem es nicht an eleganten Spaziergängern und noch anmuthigern Spaziergängerinnen fehlt. Es scheinen übrigens in den verschiedenen Provinzen bedeutende Verschiedenheiten der Bildung und des Characters der Bewohner Statt zu finden. In Cordova klagt unser Reisender viel über Bigoterie und Einfluß der Geistlichkeit, und bedauert daß sie die Ausbidung der Anlagen des gastfreyen gutmüthigen Volkes hindern. Uebrigens gefällt er sich ziemlich in anglicanisch-protestantischen Declamationen, die eben nicht viel bedeuten oder beweisen. Die gegenwärtige Regierungsform von Cordova und von Santyago del Estero ist in der That nichts als ein militärischer Despotismus, von dem jedesmaligen Gouverneur mehr oder weniger zum Vortheil der Einwohner gehandhabt. Ein regeres geistiges Leben finden wir in Tucuman. Die Vorschläge des Verfs. werden dem Congreß vorgelegt und erregen sehr lebhafte Debatten. 'Die Beredsamkeit und der Anstand, den die Redner dabey an den Tag legten, erregte mein Erstaunen. Während der Sitzung trat ein alter Jesuit, der einzige der sich noch hier aufhält, und beschwor sie auf seinen Knien, so theuer ihnen ihre Religion, ihre Unabhängigkeit, ihr Eigenthum, ihre Weiber und Töchter seyen, sich solchen Neuerungen zu widersetzen und die britischen Ketzer nicht auf-

zunehmen. Er führte warnend das Beyspiel von Ostindien an, wohin die Engländer als Kaufleute gekommen seyen um allmählich das ganze Land zu unterjochen. — Die Art der Discussion erinnerte mich an unser Haus der Gemeinen, durch die Unabhängigkeit und Freymüthigkeit der Aeußerungen. Die Redner richteten sich an den Präsidenten oder Sprecher, indem sie einige Schritte vortraten. Der Hauptgegner der Regierung sprach mit einer Kühnheit und Heftigkeit, die mich lebhaft an Fox erinnerte, allein seine Bewegungen, sein Anstand und der Ton seiner Stimme übertraf den des großen Redners bey weitem. Ich werde nie die Gestalt dieses zähen alten Mannes vergessen, dessen rauhe weiße Haare sich wie Borsten emporsträubten, während er gegen die ausübende Gewalt losdonnerte. Einen auffallenden Gegensatz bildete die gefällige, fließende Sprache, der feine Anstand des Doctor Morales, der seinem Gegner mit ruhigen Gründen und einer Selbstbeherrschung antwortete, wie sie in keiner Europäischen Versammlung übertroffen werden kann. Mehrere Bürger wurden vorgeladen um ihre Meinung über den Gegenstand zu hören, und die Debatten wurden erst nach drey Wochen zu Gunsten der Neuerungen geschlossen. — Eine solche Entwickelung geistiger Kräfte ist um so auffallender, da es hier ganz an höheren Bildungsmitteln fehlt — in der einzigen Druckerey von Tucuman, waren kaum genug Lettern, um den Contract über die Minen zu drucken. Die Tucumanesen haben sich während des Kampfes gegen die spanische Herrschaft durch den unerschütterlichsten Muth bey den größten Gefahren und Opfern ausgezeichnet, und die Hoffnungen, die unser Reisender für die künftige Entwickelung solcher

Anlagen hegt, mögen nicht übertrieben seyn. Die Umgegend ist ein Paradies an Fruchtbarkeit und mahlerischen Schönheiten, das Clima gehört zu den mildesten, gesundesten der Welt. — Dasselbe was von Tucuman gesagt ist gilt im Allgemeinen auch von Salta, dessen Bewohner zwar weniger Lebendigkeit des Geistes aber noch mehr Festigkeit und Energie haben als die Tucumaneser. Die Lage ist gebirgiger, das Clima rauher. Salta war während funfzehn Jahren fast beständig ein Schlachtfeld für die Republicaner und Royalisten, und keine Stadt hat der Sache der Freyheit größere Opfer gebracht. Der Weg von Salta nach Potosi führt unsern Reisenden durch die großartigen, gleichförmigen Gebirgslandschaften der Anden und durch einige ausschließlich indianische Dörfer, wo er Gelegenheit hat, die unerschütterliche Anhänglichkeit dieser Menschen an die königliche Sache zu bewundern, die freylich nach den Aufschlüssen der noticias secretas schwer zu begreifen ist. Diese Indier sind übrigens zum Theil sehr reich; eine Wittwe, deren Gast der Verf. war, hatte kurz zuvor eine Mine für 50000 Piaster verkauft. Sie sind ein ruhiges, sanftes Volk und scheinen sich unter ihren Caciquen wohl zu befinden, welche die Stelle der Alcaden versehen und eine ziemlich unumschränkte Gewalt ausüben. Sie sind sehr fleißig; die Männer besorgen Feld, Garten und Heerden, die Weiber weben und spinnen. Sie sind ausdauernd, obgleich nicht von kräftigem Aussehen. Potosi sieht der Verf. im höchsten Glanze durch die Anwesenheit der ausgezeichnetsten Helden der südamericanischen Freyheit, Bolivar, Sucre, Alvear, Urdaneta, Santa Cruz, Miller u. a. deren persönliche Bekanntschaft er macht. Die berühmten Mi[illegible]

zunehmen. Er führte warnend das Beyspiel von Ostindien an, wohin die Engländer als Kaufleute gekommen seyen um allmählich das ganze Land zu unterjochen. — Die Art der Discussion erinnerte mich an unser Haus der Gemeinen, durch die Unabhängigkeit und Freymüthigkeit der Aeußerungen. Die Redner richteten sich an den Präsidenten oder Sprecher, indem sie einige Schritte vortraten. Der Hauptgegner der Regierung sprach mit einer Kühnheit und Heftigkeit, die mich lebhaft an Fox erinnerte, allein seine Bewegungen, sein Anstand und der Ton seiner Stimme übertraf den des großen Redners bey weitem. Ich werde nie die Gestalt dieses zähen alten Mannes vergessen, dessen rauhe weiße Haare sich wie Borsten emporsträubten, während er gegen die ausübende Gewalt losdonnerte. Einen auffallenden Gegensatz bildete die gefällige, fließende Sprache, der feine Anstand des Doctor Morales, der seinem Gegner mit ruhigen Gründen und einer Selbstbeherrschung antwortete, wie sie in keiner Europäischen Versammlung übertroffen werden kann. Mehrere Bürger wurden vorgeladen um ihre Meinung über den Gegenstand zu hören, und die Debatten wurden erst nach drey Wochen zu Gunsten der Neuerungen geschlossen. — Eine solche Entwickelung geistiger Kräfte ist um so auffallender, da es hier ganz an höheren Bildungsmitteln fehlt — in der einzigen Druckerey von Tucuman, waren kaum genug Lettern, um den Contract über die Minen zu drucken. Die Tucumanesen haben sich während des Kampfes gegen die spanische Herrschaft durch den unerschütterlichsten Muth bey den größten Gefahren und Opfern ausgezeichnet, und die Hoffnungen, die unser Reisender für die künftige Entwickelung solcher

woher dieß Licht kam, überzeugte uns bald, daß es nicht der Mond seyn könne, obgleich es ganz der Gestalt desselben im ersten Viertel entsprach. Es verschwand bald, erschien aber nach einiger Zeit wieder, aber in etwas veränderter Gestalt (einem Kreuze ähnlich) und Stellung. Der Capataz erklärte eben so bestimmt als ruhig: es sey ein Gespenst, y nada mas (und weiter nichts); allein der Postbote von Buenos Ayres, der eben ankam, gab uns eine genügendere Erklärung, indem er sagte: es sey nichts als eine Art weißer Eule (paca blanca), die er öfters in den Wäldern gesehen. Sie habe auf dem Kopf einen glänzenden Kamm, dessen Licht von dem weißen Gefieder des Vogels wiederstrahle, und so einen Schein verbreite, der je nach den Bewegungen des Thieres, dem Ausbreiten der Flügel u. s. w., verschiedene Gestalten annehme.'

B. A. H.

Neustadt an der Orla.

Bey Wagner: Dr. Heinrich Döring, die deutschen Kanzelredner des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts nach ihrem Leben und Wirken dargestellt. 1830. VIII u. 590 S. in 8.

Ebendaselbst.

Die gelehrten Theologen Deutschlands im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert nach ihrem Leben und Wirken dargestellt von demselben. Erster Band. A—H. 1831. XII u. 792 Seiten. Zweyter Band. I—M. 1832. XII u. 660 S. in 8.

Beide Werke sind Ausführung des zuerst enger aufgefaßten, und nachher erweiterten Plans.

von Potosi sind bis auf wenige verlassen. Sie befinden sich in einem kegelförmigen kahlen Berge, der sich an der Südseite der Stadt zu einer Höhe von 14000 Fuß über das Meer erhebt und dessen Spitze der Krater eines ehemaligen Vulcans ist. Die verschiedenen Färbungen der metallreichen Schichten geben ihm ein ganz eigenthümliches Ansehen, sie bestehen hauptsächlich aus festem gelblichem Thonschiefer. Er ist nach allen Seiten durchlöchert, und die Zahl der Minen (d. h. der einzelnen Gruben) wird auf 5000 angegeben, wovon jetzt nur etwa hundert bearbeitet werden. Auch die Bevölkerung von Potosi war 1826 von 130000 Seelen auf 9000 herabgesunken, die jedoch unter General Millers Administration in wenig Monaten wieder bis zu 11000 stieg.

Von Potosi setzte der Verf. seine Reise weiter durch die Anden, über Tacua nach Arica, fort, wo er sich nach Valparaiso und von da nach Coquimbo einschiffte, um die Aufsicht über die cornischen Bergleute zu übernehmen, die hier mit übermäßig hohem Tagelohn schon seit Monaten vergebens auf Beschäftigung in den Minen der Gesellschaft warteten. Die Rückreise über Montevideo, Maldonado und Rio Janeiro und eine Uebersicht der südamericanischen Revolution, machen den Schluß dieses interessanten Werkes, von dem wir bedauern keine weitern Auszüge mittheilen zu können. Einer sonderbaren, und unsers Wissens noch nirgends erwähnten naturhistorischen Erscheinung, sey uns noch zu gedenken erlaubt. 'Wir hatten (in den Pampas von Sant Yago) so einen Theil der Nacht zugebracht, als ein plötzliches sanftes helles Licht einen der Gesellschaft zu der Bemerkung führte, daß der Mond sehr früh aufgehe; allein die Richtung,

darüber geben seine früheren biographischen Leistungen, seine Lebensbeschreibung Schillers, Herders, Klopstocks, Göthes, Bürgers die beste Gewähr. Freylich aber konnte, was dort die Hauptsache war, das Erfassen der zu schildernden Männer in ihren innersten Lebensmomenten, hier nicht geliefert werden; hier konnte der Verf. nur die äußern Umrisse des Characters ziehen, die Lebensumstände andeuten, die innere und äußere Entwickelung nur den Resultaten nach geben, — die erste Schrift allein umfaßt 92 Namen. Der Zeitraum, den der Verf. für seine Darstellung bestimmte, beginnt mit dem Anfang des 18. Jahrhunderts; jedoch ist der terminus a quo nicht so ängstlich gewählt, daß nicht auch Männer, die ihrem Geburtsjahr nach in das 17te, ihrem Wirken nach aber in das 18te Jahrhundert fallen, aufgenommen wären. Ueberhaupt ist ja der Anfang des vorigen Jahrhunderts in der Entwicklung protestantischer Theologie eine durch mehrfach zusammentreffende Umstände sehr scharf bezeichnete Epoche. Als Endpunct des darzustellenden Zeitraums wird mit Recht der Grundsatz festgehalten, nur Verstorbene aufzunehmen. Die versprochenen Nachträge werden deshalb unter Andern gewiß auch die Namen Borowsky, Hoppenstedt, Westermeyer enthalten; Dinters Biographie ist ebenfalls schon zugesagt. — Das zweyte Werk, den Biographien der gelehrten Theologen bestimmt, kann, obgleich auf 3 Bände berechnet, dennoch die obigen Grenzen der Biographie ebenfalls nicht überschreiten. Außer Nachrichten über Herkunft, Schul- und Universitätsbildung, den verschiedenen Wirkungskreis und die Familienverhältnisse der Männer, kann auch hier der Gang ihrer Bildung nur in einzelnen Zügen gefaßt werden, denen dann wie auch in dem ersten

Die Biographien der berühmtesten Kanzelredner Deutschlands zu liefern, war der ursprüngliche Plan; allein ganz natürlich erklärt sich die während der Bearbeitung selbst sich ergebende Ausdehnung desselben auf das ganze gelehrte Deutschland; theils ist es ja schon an und für sich schwierig, die Kanzelredner durch eine scharfe Linie so von den übrigen Theologen zu trennen, daß nicht der Einzelne oft mit größerm Rechte dort aufgenommen oder weggelassen werden könnte, theils mußte der Verf. für den engern Plan nothwendig dasselbe literarische Material durcharbeiten, sich dieselben Quellen eröffnen, wie für den erweiterten. Nach des Verfs. Absicht sollen nun beide Werke einander ergänzen, und in das Register des zweyten Bandes der gelehrten Theologen sind auch schon die Namen mit aufgenommen, die man unter den Kanzelrednern zu suchen hat, obgleich sie ihren Leistungen nach auch unter der andern Rubrik hätten aufgeführt werden können. Ein Uebelstand ist so in dem combinierten Werke nicht zu verkennen, daß nämlich die ganze Theologie einem ihrer Zweige, der Kanzelberedsamkeit gegenüber gestellt wird; allein einmal ist dieser doch als der eigentliche Hauptzweig der practischen Theologie zu betrachten, und so den mehr theoretischen Leistungen nicht unpassend opponiert; dann aber betrifft dieser Uebelstand doch nur die äußere Anordnung, indem auf die Bearbeitung selbst der Umstand keinen Einfluß ausübte, ob die Namen der Einzelnen auf der Kanzel oder dem Catheder geglänzt haben. Ein vollständiges Register am Ende des ganzen Werks hinzugefügt wird den Uebelstand ganz heben.

Mit welchem Rechte nun der Verf. sich einer allerdings so umfassenden Arbeit unterzogen habe,

Reihe der Theologen nicht fortzuschaffen. Dem dritten Theile, die Namen R—Z enthaltend, dürfen wir bald entgegen sehen. Doch geben wir dem Verf. anheim, bey einer vielleicht nöthig werdenden Umarbeitung des Ganzen jene stets auffallende Trennung des Werks aufzugeben und beide Hälften in Eins zu verschmelzen.

Dr. R.

Essen.

Bey Bädeker: Dr. Ernst Zimmermann, Jahrbuch der theologischen Literatur. Erster Theil, Kritische Uebersicht der theologischen Literatur des Jahres 1826. 1832. XVIII u. 292 S. in 8.

Dieses literarische Jahrbuch kündigt sich als Fortsetzung des Jahrbüchleins des jetzt verewigten Deegen an, und hilft damit einem wesentlichen Mangel ab. In unsern Tagen, wo der Strom der Literatur von Jahr zu Jahr breiter wird, bedarf es in der That eines solchen Hülfsmittels, um nicht hin und wieder manches Verdienstliche zu übersehen. Freylich wäre es dabey wünschenswerth, wenn die Uebersicht über die Literatur eines Jahres etwas schneller dem Jahre selbst nachfolgte; auch dazu hat der Verf. für die Zukunft das Versprechen gegeben, so daß das Jahrbuch für 1830 etwa 1833 erfolgt; wir wünschen Kraft und Ausdauer für ein eben so mühsames als verdienstliches Werk. Ganz nach der Einrichtung des Deegenschen Jahrbüchleins ist die Literatur nach einer wissenschaftlich sehr scharf gegliederten Realordnung vorgeführt: wir können uns mit der Anordnung nur einverstanden erklären, da außer dem gewöhnlichen Fachwerk der Disciplinen sehr genau der Fortschritt vom Allgemeinen zum Speciellen beobachtet, die Un-

Werk die literärischen Producte der Einzelnen sehr vollständig beygefügt sind. Doch sind in diesem Werke auch einzelne Catholiken (v. Hontheim) aufgenommen, da ja der Titel beider Werke keine ausdrückliche Beschränkung auf die evangelische Kirche ausspricht. Der Standpunct, von dem der Verf., zwar nicht ausdrücklich, aber doch oft gelegentlich und unvermeidlich, sein eigenes Urtheil über die religiösen Ansichten der Männer ausspricht, ist jedenfalls ein sehr würdiger. Frey von dem Verweilen auf den Extremen unserer theologischen Parteyen, erkennt er eben so gern die christliche Gesinnung als die wissenschaftliche Leistung an. Bey der Bezeichnung des theologischen Bildungsganges berücksichtigt er hauptsächlich die philosophische Richtung, der sich die Einzelnen hingaben; da begreift es sich leicht aus dem Zeitraum, der hier abgehandelt wird, wie die meisten der vorgeführten Männer unter dem Einfluß der Kantischen Philosophie ihre Bildung erhielten; die diesseits der Kantischen Periode liegende Generation ist größtentheils die lebende, und dem Biographen noch nicht verfallen. Die gewaltige Bewegung, die durch die kritische Philosophie für das speculativ theologische Deutschland erwachte, läßt sich nicht besser, als an einer solchen Uebersicht wahrnehmen. — Unter den Kanzelrednern hatte der Verf. absichtlich den berüchtigten Extheologen K. F. Bahrdt ausgeschlossen, um ihn nicht der alphabetischen Ordnung gemäß an die Spitze jener Männer stellen zu müssen. Der Zartsinn ist hierbey zu ehren; doch hat der Verf. selbst eingesehen, ein solches Repertorium sey nur berichtend, nicht richtend, und müsse deßhalb das theologische Moment selbst in seiner Negation aufnehmen; der Mann ist doch nun einmahl aus der

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

65. Stück.

Den 23. April 1832.

Göttingen.

Herr Director Dr. Grotefend in Hannover hat der Kön. Societät d. W. durch Hn. Hofr. Heeren einen handschriftlichen Aufsatz überreicht: Nova pericula cuneiformes inscriptiones enodandi, emendatius et auctius facta. Fasciculus primus. 'Der frühe Tod Champollions (schreibt Hr. Gr.) hat mich bewogen meine Bemerkungen über die Keilschrift zu sammeln, ehe auch mein Tod sie für die Welt verloren macht. Ich bin dabey auf die Idee gerathen, meine ehemaligen Untersuchungen auf einem neuen Wege von vorn wieder anzufangen, und sie zugleich auf alle Arten von Keilschrift auszudehnen. Beyliegende Probe wird zeigen, daß ich auf der Spur bin in den dreyerley Inschriften die Zend-, Pehlwi- und Parsi-Sprache wiederzufinden, und so die Erklärung einer Inschrift durch die andern zu unterstützen.' — Da aber Hr. Gr. keinen Anspruch darauf macht, gelehrter Orientalist zu seyn, so äußert er zugleich

terabtheilung, wo es nöthig, weiter fortgeführt, und namentlich der Confessionsunterschied der Verfasser, wo es wünschenswerth ist, wie z. B. bey Andachtsbüchern, Predigten, genau verzeichnet ist. Eine Aufführung der über jede Schrift erschienenen Recensionen, nebst summarischer Angabe des jedesmaligen Resultats (die characteristischen Stellen der Recension werden sogar abgedruckt), erhebt das Werk zu einem critischen Repertorium, und dieß ist gewiß um so verdienstlicher, als bey der Masse deutscher Journalistik und ihrem steten Zuwachs nicht jedem ein solcher Ueberblick über die critischen Blätter frey steht, als dem Verf. bey seiner bedeutenden Stellung unter den protestantischen Theologen. Auch dadurch hat er sich den Dank des theologischen Publicums erworben, daß er nicht allein selbstständig erschienene Werke aufnimmt, sondern auch die in den periodischen Blättern zerstreuten Aufsätze nachweiset. Mit Recht müssen wir auch den vom Verf. aufgestellten Grundsatz loben, daß ein solches Werk nur durch die möglichste Vollständigkeit bleibenden Werth erhält, und demnach nicht allein das Mittelmäßige, sondern sogar das entschieden Schlechte mit aufnehmen müsse, weil es ja doch einmahl Eigenthum der Literatur geworden ist: gerade durch diese Vollständigkeit sucht der Verf. mehr zu leisten, als der verstorbene Deegen, der bey seinen beschränktern literarischen Hülfsmitteln sich mit einer Auswahl des Wichtigsten begnügen mußte. Wir sehen der Bearbeitung der nächstfolgenden Jahrgänge recht gespannt entgegen.

Dr. R.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

65. Stück.
Den 23. April 1832.

Göttingen.

Herr Director Dr. Grotefend in Hannover hat der Kön. Societät d. W. durch Hn. Hofr. Heeren einen handschriftlichen Aufsatz überreicht: Nova pericula cuneiformes inscriptiones enodandi, emendatius et auctius facta. Fasciculus primus. 'Der frühe Tod Champollions (schreibt Hr. Gr.) hat mich bewogen meine Bemerkungen über die Keilschrift zu sammeln, ehe auch mein Tod sie für die Welt verloren macht. Ich bin dabey auf die Idee gerathen, meine ehemaligen Untersuchungen auf einem neuen Wege von vorn wieder anzufangen, und sie zugleich auf alle Arten von Keilschrift auszudehnen. Beyliegende Probe wird zeigen, daß ich auf der Spur bin in den dreyerley Inschriften die Zend-, Pehlwi- und Parsi-Sprache wiederzufinden, und so die Erklärung einer Inschrift durch die andern zu unterstützen.' — Da aber Hr. Gr. keinen Anspruch darauf macht, gelehrter Orientalist zu seyn, so äußert er zugleich

den Wunsch, daß seine Schrift einem solchen, der nicht etwa bloß Kenner der Semitischen Sprachen ist (die hier nicht in Betrachtung kommen), sondern zugleich der Persischen und Indischen, und zwar unserm Hn. Professor Ewald, zu einer scharfen Censur möchte übergeben werden, welches auch geschehen ist. 'Im Allgemeinen, antwortet Herr E., erkenne ich vollkommen die Richtigkeit der Entzifferungsmethode Grotefends an, und bewundere daß er mit so wenigen Hülfsmitteln so viel leistete. Eben so zweifele ich nicht, daß St. Martins Behauptungen unwichtig sind, und Hr. Gr. sich gegen diese, und gegen andere neuere, an sich noch unwichtigere Einfälle, mit Recht vertheidigt. Die Prüfung einiger einzelnen Puncte, worüber ich mich mit Hn. Gr. verständigen werde, muß ich einer größern Musse vorbehalten, als ich jetzt habe.' — Die Resultate davon können also erst später gegeben werden. Jetzt sey es uns erlaubt, ehe wir auf den eingesandten Aufsatz zurückkommen, das Historische des ganzen Unternehmens den Lesern kurz ins Gedächtniß zurück zu rufen.

Es sind nunmehr gerade dreyßig Jahre, als Hr. Gr. seine ersten Versuche zur Entzifferung der Keilschrift der Kön. Societät vorlegte; auch wurde davon in unsern Blättern in den Jahren 1802 und 1803 Nachricht gegeben. Indeß konnte diese nur vorläufig seyn; und da der Mangel der Keilschriftzeichen in den Druckereyen den Druck nicht gestattete, so konnten keine weitern Untersuchungen von andern darauf gebaut werden. Als daher der Ref. im J. 1805 die zweyte Ausgabe der Ideen, deren erster Theil den Persern gewidmet ist, herausgab, wandte er sich an Hn. Gr. und ersuchte denselben um einen Aufsatz, in welchem er sein ganzes Verfahren und die Re-

sultate desselben darlegte, welches auch geschah, und welcher als Beylage zu dem ersten Theile jenes Werks dem Publicum mitgetheilt wurde. Zugleich aber sorgte Ref. dafür, daß derselbe von zwey Kupfertafeln begleitet ward, von welchen auf Tab. I. das entzifferte Zendalphabet der ersten, als der ältesten und einfachsten Schriftart (bekanntlich ist jede Inschrift in dreyerley Keilschrift eingehauen), und außerdem eine Leseprobe einer Inschrift — also der nöthige Apparat zum Lesen — gegeben ward; auf Tab. II. aber die vergleichende Darstellung der drey Schriftarten mit der Uebersetzung von drey Inschriften, welche zusammen auch sowohl in den nachfolgenden deutschen Ausgaben (in der letzten: Historische Werke B. XI. 1824), als auch in der Französischen und Holländischen Uebersetzung wiederholt sind, und in der unter der Presse befindlichen Englischen wiederholt werden. Auf diese Weise ward die Entzieferung des Hn. Gr. nicht bloß in, sondern auch außerhalb Deutschland bekannt; und allenthalben, besonders auch in England, als in allem Wesentlichen richtig anerkannt. Dieß mußte auch Hr. St. Martin in Paris eingestehen, der einige einzelne von Herrn Gr. nachmals widerlegte Veränderungen machen wollte. Ueber die Methode des Herrn Gr. bemerken wir nur kurz folgendes. Ihr Urheber war dabey, so wie Champollion, von der Entzifferung einzelner Königsnamen, des Xerxes und Darius, ausgegangen; diese führten zu der Lesung, und — so weit unsere dürftigen Hülfsmittel für die Zendsprache es gestatten — der Uebersetzung der Königstitel. Mehr als diese enthalten auch die bisher bekannt gemachten Alt-Persischen Inschriften nicht. Die Babylonischen bilden eine eigene Classe. Die glänzendste Be-

stätigung erhielt die Entzifferung des Hn. Gr. durch die Entdeckungen des Herrn Champollion, da die bereits durch Caylus bekannt gemachte doppelte Inschrift in Keil- und in Hieroglyphenschrift auf dem berühmten Marmorgefäß in Paris, in welcher Herr Gr. schon vor dreyßig Jahren den Namen des Xerxes gelesen hatte, bey der Anwendung des Alphabets des Hn. Ch. auf die Hieroglypheninschrift denselbigen Namen ergab.

Der eingelieferte Aufsatz beschäftigt sich nun hauptsächlich mit der zweyten und dritten Schriftart, denn die erste kann als hinreichend erklärt angesehen werden. 'Mit der Entzifferung der zweyten Schriftart, schreibt Herr Gr. bin ich schon eben so weit gediehen, wie ich anfangs in der ersten war, und kann ich es in der dritten eben so weit bringen, wo ich freylich noch erst vorn an der Schwelle stehe, so ist mir dadurch der Schlüssel zu aller babylonischen Keilschrift, auch zu der meiner Urkunden, die noch kein anderer kennt, gegeben.' Herr Gr. hat daher als Proben zwey kurze Inschriften in allen drey Schriftarten gegeben, verglichen und erläutert. Die Eine ist die des schon angeführten Marmorgefäßes: Xerxes rex egregius; die andere von einem Pfeiler in Pasargada: Dominus Cyrus rex orbem terrarum regens. — Die Critik des Einzelnen müssen wir den Orientalisten überlassen.

Wohl aber mag es uns erlaubt seyn, zum Schluß dieser Anzeige etwas über die beiden Fragen zu bemerken, die eine: was ist bisher durch diese Entzifferung bereits gewonnen? Die andere: was dürfen wir hoffen noch weiter dadurch zu gewinnen? Bey der ersten müssen wir freylich Lefer

ausſetzen, die ein Intereſſe für die Aufhel=
g des höhern Alterthums — vor allen durch
e Monumente — faſſen; daß es aber daran
t fehlt, zeigt wohl die lebhafte Theilnahme
den Entdeckungen des verſtorbenen Champol=
l, neben welchen denen des Herrn Grotefend
e Widerrede der nächſte Platz gebührt. Der
aus hervorgehende Gewinn iſt aber doppelter
; einmal für die Geſchichte der wichtigſten
iſchlichen Erfindung nach der der Sprache (wo=
i dieſe eine Erfindung genannt werden kann),
nlich der der Schrift; zweytens der der Kun=
des Mediſch=Perſiſchen Alterthums.
In der Geſchichte der Schrift ſind wir um
en großen Schritt weiter gekommen. Die er=
der drey Schriftarten iſt offenbar eine Ur=
ift. Sie iſt reine Buchſtabenſchrift. Sie be=
t aus zwey Zeichen; ſie iſt keineswegs wie
Aegyptiſche aus Bilderſchrift hervorgegangen,
kommt aber mit dieſer darin überein, daß ſie
prünglich auch nicht ſowohl zum Schreiben,
zum Einhauen auf Monumente beſtimmt
r. Entſchieden alſo iſt es, daß die Buchſta=
ſchrift auf doppeltem Wege von den Völkern
inden iſt; indem ſie bey dem einen aus der
lderſchrift, wenigſtens größtentheils, ſich bildete,
dem andern als Lautſchrift gleich urſprüng=
aus dem Munde gleichſam aufgefangen ward,
von die Entzieferung eben durch die Anhäu=
g der Zeichen für jeden einzelnen Laut ſo
tliche Spuren trägt.
Noch größer iſt der Gewinn für die Kunde
Mediſch=Perſiſchen Alterthums. Seitdem
: auf den Mauern von Perſepolis die Namen
es Darius und Xerxes leſen, haben wir ein
eres Monument aus der glänzendſten Periode

dem Nachlasse Herrn Keller's, des Verf. des [illegible] für alle Stände ꝛc. [illegible] Wagner).

Der [illegible] Titel, durch welchen sich die vorliegende Sammlung als die Fortsetzung eines allgemein [illegible] und allgemein geachteten Werks ankündigt: läßt auch schon auf den Character derselben zurückschließen. Der verewigte Keller [illegible] die Herausgabe der hier gesammelten Aufsätze, 45 an der Zahl, einem jüngern Amtsbruder, der dieselbe gewissenhaft besorgt hat. Wir können versichern, daß sie dem Character des Werks, als dessen Fortsetzung sie angekündigt werden, treu geblieben sind. Sie heißen mit Recht: Blätter der Erbauung und des Nachdenkens, denn sie haben das letzte nicht weniger als das erste zum Zweck. Sie sind durchgehends moralischen Inhalts, ohne alle Beziehung auf Dogmen, und daher für die Anhänger aller christlichen Confessionen, Catholiken und Protestanten, gleich passend. Freylich sind, wie in der Vorrede gesagt wird, die hier behandelten Gegenstände schon öfter behandelt worden; es gibt aber Gegenstände, die man nicht zu oft wiederholen kann, und allerdings lassen ja auch bey wiederholter Behandlung sich verschiedene Ansichten auffassen. Eine Aufzählung des Einzelnen wird man nicht erwarten; aber mit voller Ueberzeugung können wir diese Sammlung jedem Stande, und vorzüglich den Familien, zur häuslichen Erbauung empfehlen.

Hn.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

66. 67. Stück.
Den 26. April 1832.

Paris.

Chez Bachelier père et fils: Nouvelle théorie de l'action capillaire par S. D. Poisson, membre de l'institut etc. 300 S. in 4. 1831.

Die merkwürdigen hydrostatischen Erscheinungen, die man bey den Haarröhrchen bemerkt, sind bekanntlich zuerst durch Laplace einer begründeten Theorie unterworfen worden; sie beruht auf der Voraussetzung daß die Theilchen (molécules) der Röhre und der Flüssigkeit wechselseitig auf einander wie anziehende Kräfte wirken, die nach einem unbekannten Gesetze sehr schnell abnehmen und schon in einem insensiblen (es ist hier absichtlich statt dieses unbestimmten Ausdrucks kein deutsches Wort gewählt worden) Abstande von ihren Berührungspuncten gänzlich aufhören. Die meisten Einwürfe, die gegen den physicalischen Theil dieser Theorie gemacht wurden, sind unbedeutend; selbst die des tiefsinnigen Th. Young, bis auf wenige, nicht ausgenommen. Eine wichtige Einwendung Youngs war die: daß Laplace

bey Berechnung der Molecularkräfte auf die Wirkung der Wärme nicht Rücksicht genommen hatte; indessen wird durch die allerdings nothwendige Berücksichtigung der Abstoßungskraft, die die Wärme ausübt, im Wesen der Theorie nichts geändert, man hat, wie Laplace selbst schon geantwortet hat (Bull. de la Soc. phil. 1819. p. 121), nur nöthig den Unterschied zwischen der Anziehungskraft des wägbaren Stoffes und der Abstoßungskraft des darin enthaltenen Wärmestoffes als die wahre Molecularkraft in Rechnung zu bringen. Dagegen hatte der mathematische Theil dieser Theorie eine wesentliche Unvollkommenheit, indem Laplace ohne hinreichenden Beweis annahm, daß der Winkel den die Flüssigkeit mit der inneren Oberfläche des Röhrchens macht, immer constant sey, und diese Unvollkommenheit ist erst in neuester Zeit durch eine der Königl. Societät überreichte Abhandlung des Herrn Hofr. Gauß gehoben worden. Die Einwendungen die Poisson in diesem Buche gegen die Laplacische Theorie aufstellt, und zum Theil schon in früheren Memoiren entwickelt hat, beziehen sich wieder auf den physicalischen Theil. Zuerst hebt er den Umstand hervor, daß Laplace nicht die schnelle Aenderung berücksichtigt, die die Dichtigkeit der Flüssigkeit nothwendig nahe bey ihrer Oberfläche erleidet, und zwar geht er hierbey von folgender Ansicht aus. Wenn die Flüssigkeit im Zustande des Gleichgewichts ist, so wird jede unendlich dünne Schicht der Flüssigkeit auf ihren beiden Flächen durch eine Kraft zusammengedrückt, die der abstoßenden Kraft der benachbarten Theilchen weniger deren Anziehungskraft gleich ist; oder, was dasselbe sagt, man kann annehmen daß eine solche dünne Schicht durch die Flüssigkeit, die auf der einen Seite liegt, unterstützt, durch die

[redacted]

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

66. 67. Stück.
Den 26. April 1832.

Paris.

Chez Bachelier père et fils: Nouvelle théorie de l'action capillaire par S. D. Poisson, membre de l'institut etc. 300 S. in 4. 1831.

Die merkwürdigen hydrostatischen Erscheinungen, die man bey den Haarröhrchen bemerkt, sind bekanntlich zuerst durch Laplace einer begründeten Theorie unterworfen worden; sie beruht auf der Voraussetzung daß die Theilchen (molécules) der Röhre und der Flüssigkeit wechselseitig auf einander wie anziehende Kräfte wirken, die nach einem unbekannten Gesetze sehr schnell abnehmen und schon in einem insensiblen (es ist hier absichtlich statt dieses unbestimmten Ausdrucks kein deutsches Wort gewählt worden) Abstande von ihren Berührungspuncten gänzlich aufhören. Die meisten Einwürfe, die gegen den physicalischen Theil dieser Theorie gemacht wurden, sind unbedeutend; selbst die des tiefsinnigen Th. Young, bis auf wenige, nicht ausgenommen. Eine wichtige Einwendung Youngs war die: daß Laplace

bey Berechnung der Molecularkräfte auf die Wirkung der Wärme nicht Rücksicht genommen hatte; indessen wird durch die allerdings nothwendige Berücksichtigung der Abstoßungskraft, die die Wärme ausübt, im Wesen der Theorie nichts geändert, man hat, wie Laplace selbst schon geantwortet hat (Bull. de la Soc. phil. 1819. p. 121), nur nöthig den Unterschied zwischen der Anziehungskraft des wägbaren Stoffes und der Abstoßungskraft des darin enthaltenen Wärmestoffes als die wahre Molecularkraft in Rechnung zu bringen. Dagegen hatte der mathematische Theil dieser Theorie eine wesentliche Unvollkommenheit, indem Laplace ohne hinreichenden Beweis annahm, daß der Winkel den die Flüssigkeit mit der inneren Oberfläche des Röhrchens macht, immer constant sey, und diese Unvollkommenheit ist erst in neuester Zeit durch eine der Königl. Societät überreichte Abhandlung des Herrn Hofr. Gauß gehoben worden. Die Einwendungen die Poisson in diesem Buche gegen die Laplacische Theorie aufstellt, und zum Theil schon in früheren Memoiren entwickelt hat, beziehen sich wieder auf den physicalischen Theil. Zuerst hebt er den Umstand hervor, daß Laplace nicht die schnelle Aenderung berücksichtigt, die die Dichtigkeit der Flüssigkeit nothwendig nahe bey ihrer Oberfläche erleidet, und zwar geht er hierbey von folgender Ansicht aus. Wenn die Flüssigkeit im Zustande des Gleichgewichts ist, so wird jede unendlich dünne Schicht der Flüssigkeit auf ihren beiden Flächen durch eine Kraft zusammengedrückt, die der abstoßenden Kraft der benachbarten Theilchen weniger deren Anziehungskraft gleich ist; oder, was dasselbe sagt, man kann annehmen daß eine solche dünne Schicht durch die Flüssigkeit, die auf der einen Seite liegt, unterstützt, durch die

(Figur) der Trennungsfläche der zwey Flüssigkeiten, d. h. die Gleichung der Figur die durch diejenigen Puncte der Flüssigkeiten gebildet wird die in insensiblen Abständen von der inneren Fläche der Röhre sich befinden ist

$$K = G \cos. \varphi$$

wo G dasselbe wie in der früheren Formel, K eine andere Constante bedeutet, die von der Materie beider Flüssigkeiten und der des Röhrchens abhängt und φ der Winkel ist der zwischen dem Theile der Normale eines Punctes der Trennungsfläche, der in der oberen Flüssigkeit liegt und der aus demselben Puncte auf die innere Wand des Röhrchens gezogenen senkrechten Linie enthalten ist. Hieraus folgt zugleich daß dieser Winkel constant ist, vorausgesetzt daß das Röhrchen homogen ist. Es muß indessen bemerkt werden daß, wiewohl Poisson's Gleichungen aus ganz anderen Principien abgeleitet sind als die Laplace'schen und auch ganz andere Constanten enthalten, im practischen Gebrauche hieraus kein Unterschied entspringt. Könnte man die Werthe dieser Constanten a priori berechnen, so würden allerdings die Poissonschen Formeln zu anderen Folgerungen führen als die Laplaceschen: da aber die Gesetze, nach welchen die Molecularkräfte wirken, unbekannt sind, so müssen die Constanten durch Versuche bestimmt werden, und daher werden die verschiedenen Formeln in ihren Resultaten zusammenstimmen. In einer folgenden Discussion über das Gleichgewicht einer oder mehrerer Flüssigkeiten in einem Haarröhrchen kommen außerordentlich viele wichtige Bemerkungen vor, wovon hier nur einige Platz finden können. Laplace behauptet (Suppl. à la th. de l'act. p. 25) daß der Winkel, unter welchem die Wände des Röhrchens von der Oberfläche der

drückbar sie auch sey, vermöge ihres Gewichtes und des äußeren Druckes erleidet, und selbst die Aenderungen der Wärme, die diese Verdichtungen begleiten, dürfen nicht vernachlässigt werden (S. 26). Es werden hierauf, mit Rücksicht auf die erwähnten Umstände, die Hauptgleichungen der Theorie der Capillarität entwickelt. Für die Gleichung der Trennungsfläche zweyer Flüssigkeiten, die in einem Haarröhrchen im Gleichgewichte stehen, findet Poisson den Ausdruck

$$\varpi - c' - (\rho - \rho') g z + \tfrac{1}{2} G \left(\frac{1}{\lambda} + \frac{1}{\lambda'}\right) = 0$$

wo die positive Axe der Coordinaten z der Schwere entgegen gerichtet gedacht wird, und die Ebene der Coordinaten x, y, mit der horizontalen Oberfläche der unteren Flüssigkeit außerhalb des Röhrchens zusammenfällt, ϖ ist der Druck der atmosphärischen Luft auf die Einheit der Oberfläche bezogen, c' eine Constante, ρ die Dichtigkeit der unteren, ρ' die der oberen Flüssigkeit, g die Schwere, G eine Größe die von der Materie und Temperatur beider Flüssigkeiten abhängt, λ, λ' sind die Hauptkrümmungshalbmesser an dem Puncte dessen Coordinaten x, y, z sind, durch welche Letztere man nach bekannten Regeln den Werth von $\frac{1}{\lambda} + \frac{1}{1'}$ finden kann. Ist nur eine Flüssigkeit in der Röhre so wird die Gleichung ihrer Oberfläche

$$(\rho - \delta) g z = \tfrac{1}{2} H \left(\frac{1}{\lambda} + \frac{1}{\lambda'}\right)$$

wo δ die Dichtigkeit der Luft, H eine dem G der vorhergehenden Formel entsprechende Constante ist. Die Gleichung des Umrings (con-

tour) der Trennungsfläche der zwey Flüssigkeiten, d. h. die Gleichung der Figur die durch diejenigen Puncte der Flüssigkeiten gebildet wird die in insensiblen Abständen von der inneren Fläche der Röhre sich befinden ist

$$K = G \cos. \varphi$$

wo G dasselbe wie in der früheren Formel, K eine andere Constante bedeutet, die von der Materie beider Flüssigkeiten und der des Röhrchens abhängt und φ der Winkel ist der zwischen dem Theile der Normale eines Punctes der Trennungsfläche, der in der oberen Flüssigkeit liegt und der aus demselben Puncte auf die innere Wand des Röhrchens gezogenen senkrechten Linie enthalten ist. Hieraus folgt zugleich daß dieser Winkel constant ist, vorausgesetzt daß das Röhrchen homogen ist. Es muß indessen bemerkt werden daß, wiewohl Poisson's Gleichungen aus ganz anderen Principien abgeleitet sind als die Laplace'schen und auch ganz andere Constanten enthalten, im practischen Gebrauche hieraus kein Unterschied entspringt. Könnte man die Werthe dieser Constanten a priori berechnen, so würden allerdings die Poissonschen Formeln zu anderen Folgerungen führen als die Laplaceschen: da aber die Gesetze, nach welchen die Molecularkräfte wirken, unbekannt sind, so müssen die Constanten durch Versuche bestimmt werden, und daher werden die verschiedenen Formeln in ihren Resultaten zusammenstimmen. In einer folgenden Discussion über das Gleichgewicht einer oder mehrerer Flüssigkeiten in einem Haarröhrchen kommen außerordentlich viele wichtige Bemerkungen vor, wovon hier nur einige Platz finden können. Laplace behauptet (Suppl. à la th. de l'act. p. 25) daß der Winkel, unter welchem die Wände des Röhrchens von der Oberfläche der

einzusehen, daß das Quecksilber, so bald die Feuchtigkeit nicht völlig insensibel ist, von dem Glase gar nicht angezogen werden kann. Ich theile hier die handschriftlichen Bemerkungen Dulong's im Auszuge mit. 'Wenn man selbst Barometer verfertigt und die gewöhnlichen Vorsichtsmaßregeln anwendet, um sie von Feuchtigkeit und Luft zu reinigen, so kann man sich kaum davon überzeugen daß in diesen Instrumenten noch eine Quantität Wasser zurückbleiben könne, die durch fortgesetztes Auskochen vertrieben würde. Ich habe aber bey Verfertigung von Quecksilberthermometern die wahre Ursache der erwähnten Erscheinung gefunden. Ich bemerkte daß die innere Seite der Röhre, wenn man das Auskochen fortsetzte, so getrübt wurde, daß man die freye Oberfläche des Quecksilbers nicht erkennen konnte. Mit Hülfe einer Lupe bemerkte man kleine unregelmäßige Quecksilbermassen, die an den inneren Wänden hingen, und an einigen Stellen zeigten sich Lagen die ein crystallisches und röthliches Ansehen hatten. Da das Quecksilber vorsichtig gereinigt worden war, so konnte man diese Erscheinung nur daraus erklären, daß sich während des Auskochens eine gewisse Quantität Quecksilberoxyd gebildet hatte. Auch leidet es keinen Zweifel daß, wenn man Quecksilber mit seinem Oxyde (deutoxide) zusammenreibt, dieses sich in kleiner Quantität in der Flüssigkeit auflöst und ihr das Ansehen eines Amalgams gibt. In diesem Zustande hängt das Quecksilber fest an dem Glase, ohne es zu benetzen, und kann alsdann nicht zur Verfertigung von Barometern und Thermometern gebraucht werden. Man k[illegible], das Quecksilber wieder vom Oxyd[illegible] wenn man es mit concentrirter S[illegible] einer Auflösung von Schwe-

felwasserstoffsäure zusammenschüttelt. Selbst das destillierte Quecksilber ist nicht frey von Oxyd, und es ist daher rathsam dasselbe erst auf die angegebene Weise zu reinigen, ehe man es zur Verfertigung von Barometern und Thermometern anwendet. Es scheint auch daß das Quecksilber, wenn es einige Zeit in freyer Luft ausgekocht wird, sehr bald so viel Oxyd enthält, daß seine physischen Eigenschaften dadurch merklich abgeändert werden, und es kann kein Zweifel überbleiben daß die veränderte Gestalt des Quecksilbers in engen Röhren wirklich von einer Oxydation herrührt, wenn man bemerkt daß man das Auskochen beliebig fortsetzen kann, ohne die geringste Aenderung in der Gestalt der Oberfläche zu bemerken, so bald man nur völlig von Oxyd freyes Quecksilber anwendet und den Apparat so stellt, daß die freye Oberfläche des Quecksilbers sich in einer Atmosphäre von Wasserstoffgas befindet, wie ich seit langer Zeit thue. In Barometerröhren mit weiten Durchmessern wird das Quecksilber nicht so leicht seine convexe Oberfläche verlieren, weil alsdann die Masse von Quecksilber zu beträchtlich ist und daher dieselbe Masse von Oxyd einen viel geringeren Einfluß ausübt; in diesem Falle ist es daher unnöthig das Quecksilber in einem Glase das keinen Sauerstoff enthält auszukochen, wenn aber die Röhren nur einen Durchmesser von 5...6 Millimeter und darunter haben, so muß man das angegebene Mittel anwenden, weil sonst die Correction wegen der Capillarität eine sehr große Ungewißheit übrig lassen würde.' —. In einem späteren Abschnitte beschäftigt sich Poisson mit der Frage: wie der Druck, den die Flüssigkeit im Zustande des Gleichgewichts ausübt, durch die Capillarität abgeändert wird. Aus den vielen interessan-

einzusehen, daß das Quecksilber, so bald diese Feuchtigkeit nicht völlig insensibel ist, von dem Glase gar nicht angezogen werden kann. Ich theile hier die handschriftlichen Bemerkungen Dulong's im Auszuge mit. 'Wenn man selbst Barometer verfertigt und die gewöhnlichen Vorsichtsmaßregeln anwendet, um sie von Feuchtigkeit und Luft zu reinigen, so kann man sich kaum davon überzeugen daß in diesen Instrumenten noch eine Quantität Wasser zurückbleiben könne, die durch fortgesetztes Auskochen vertrieben würde. Ich habe aber bey Verfertigung von Quecksilberthermometern die wahre Ursache der erwähnten Erscheinung gefunden. Ich bemerkte daß die innere Seite der Röhre, wenn man das Auskochen fortsetzte, so getrübt wurde, daß man die freye Oberfläche des Quecksilbers nicht erkennen konnte. Mit Hülfe einer Lupe bemerkte man kleine unregelmäßige Quecksilbermassen, die an den inneren Wänden hingen, und an einigen Stellen zeigten sich Lagen die ein crystallisches und röthliches Ansehen hatten. Da das Quecksilber vorsichtig gereinigt worden war, so konnte man diese Erscheinung nur daraus erklären, daß sich während des Auskochens eine gewisse Quantität Quecksilberoxyd gebildet hatte. Auch leidet es keinen Zweifel daß, wenn man Quecksilber mit seinem Oxyde (deutoxide) zusammenreibt, dieses sich in kleiner Quantität in der Flüssigkeit auflöst und ihr das Ansehen eines Amalgams gibt. In diesem Zustande hängt das Quecksilber fest an dem Glase, ohne es zu benetzen, und kann alsdann nicht zur Verfertigung von Barometern und Thermometern gebraucht werden. Man kann aber das Quecksilber wieder vom Oxyde befreyen wenn man es mit concentrierter Schwefelsäure oder einer Auflösung von Schwe-

wasserstoffsäure zusammenschüttelt. Selbst das
tillierte Quecksilber ist nicht frey von Oxyd,
d es ist daher rathsam dasselbe erst auf die an-
ebene Weise zu reinigen, ehe man es zur
rfertigung von Barometern und Thermome-
n anwendet. Es scheint auch daß das Queck-
er, wenn es einige Zeit in freyer Luft aus-
ocht wird, sehr bald so viel Oxyd enthält,
seine physischen Eigenschaften dadurch merk-
abgeändert werden, und es kann kein Zwei-
überbleiben daß die veränderte Gestalt des
ecksilbers in engen Röhren wirklich von einer
ydation herrührt, wenn man bemerkt daß man
Auskochen beliebig fortsetzen kann, ohne die
ngste Aenderung in der Gestalt der Ober-
he zu bemerken, so bald man nur völlig von
yd freyes Quecksilber anwendet und den Ap-
at so stellt, daß die freye Oberfläche des Queck-
ers sich in einer Atmosphäre von Wasserstoff-
befindet, wie ich seit langer Zeit thue. In
rometerröhren mit weiten Durchmessern wird
Quecksilber nicht so leicht seine convexe Ober-
he verlieren, weil alsdann die Masse von
ecksilber zu beträchtlich ist und daher dieselbe
sse von Oxyd einen viel geringeren Einfluß
übt; in diesem Falle ist es daher unnöthig
Quecksilber in einem Glase das keinen Sauer-
enthält auszukochen, wenn aber die Röhren
einen Durchmesser von 5 ... 6 Millimeter
darunter ha[illegible] muß man das angege-
Mittel an[illegible] weil son[illegible]
en der Ca[illegible]
[illegible]

ten Resultaten können wieder nur einige hervorgehoben werden. Der verticale Druck den ein theilweise in eine Flüssigkeit getauchter Körper mit Rücksicht auf Capillarität erleidet, ist hier direct berechnet, während man ihn sonst aus einer indirecten Betrachtung ableitet. Was den horizontalen Druck betrifft, so stimmt Poisson nicht mit Laplace überein. Nach letzterem ist nämlich der horizontale Druck, den eine Flüssigkeit auf die zwey parallelen Flächen einer sehr breiten verticalen Platte ausübt, nicht derselbe so bald diese Flächen in Eigenschaften, die auf die Capillarität Einfluß haben können, verschieden sind. Aus dieser Verschiedenheit des Druckes würde folgen daß unter den angegebenen Umständen ein freyer Körper, der auf einer unbegränzten Fläche einer Flüssigkeit schwimmt, eine beständige horizontale Bewegung annehmen könnte. Dieß ist an sich unwahrscheinlich, und wirklich hat Young hieraus in einem Briefe an Poisson einen Einwurf gegen die Laplacesche Theorie hergenommen. Nach Poisson's Formel ist der horizontale Druck auf beide Flächen gleich, wie auch die Flächen sonst beschaffen sind, so daß die Platte auf keine Weise eine horizontale Bewegung annehmen kann, wohl aber kann sie sich um eine horizontale Axe drehen, die durch ihren Schwerpunct geht und der Breite der Platte parallel ist. Auch in dem Falle, wenn man zwey verticale und parallele Platten nahe neben einander in eine Flüssigkeit taucht, hängt die Kraft, die sie einander nähert oder von einander entfernt, d. h. der Unterschied des horizontalen Druckes, den die außerhalb und zwischen denselben enthaltene Flüssigkeit auf sie ausübt, niemals von der Beschaffenheit der äußeren Flächen ab, sondern nur von der der inneren, so daß

sie sich anziehen wenn die inneren Flächen in Rücksicht auf Capillarität gleichartig sind, sind sie dagegen ungleichartig, d. h. erhebt sich die Flüssigkeit längs der einen und senkt sie sich längs der anderen, so kann die Oberfläche der zwischen denselben enthaltenen Flüssigkeit entweder einen Wendepunct haben und in diesem Falle werden sich die Platten, wenn sie auch noch so nahe an einander gebracht werden, immer wieder abstoßen, oder es ist kein solcher Wendepunct vorhanden und alsdann werden sich die Platten abstoßen, wenn ihre Entfernung nicht unter eine gewisse Gränze hinabsinkt, so wie man sie aber noch mehr nähert ziehen sie sich an. Es scheint daß sich immer ein Wendepunct bildet wenn man die zwey Platten zuerst weit von einander ins Wasser taucht und alsdann allmählich zusammenrückt, bis der horizontale Theil der dazwischen befindlichen Flüssigkeit völlig verschwunden ist, daß dagegen kein solcher Punct entsteht wenn man zuerst eine Platte eintaucht, so daß die Flüssigkeit in ihrer Nähe eine gekrümmte Gestalt annimmt und dann die zweyte Platte in diese krumme Oberfläche hinein bringt; hieraus ließe sich eine von Hauy bemerkte Erscheinung erklären, die Laplace anführt (Suppl. à la th. de l'act. cap. p. 47). Hauy tauchte nämlich eine Platte aus Elfenbein ins Wasser, welches von dieser Substanz angezogen wird, und außerdem ein Blättchen aus blättrigem Talk, welcher das Wasser nicht anzieht, und bemerkte daß diese zwey Platten sich wechselseitig abstießen, so lange sie nicht bis zu einer gewissen Gränze hin genähert wurden, so bald sie aber näher aneinander kamen sich alsdann anzogen, was sich also aus dem eben Gesagten durch die Annahme erklären ließe, daß sich kein Wendepunct gebildet hatte.

Bey der sehr wünschenswerthen Wiederholung dieses Versuches müßte man auch zugleich darauf sehen, ob sich diese Plättchen nicht abstoßen, wenn man sie zuerst weit von einander eintaucht und dann allmählich vorsichtig einander näher bringt. Die Untersuchungen über die Frage: welches Gewicht erforderlich ist eine horizontale Scheibe von einer Flüssigkeit, auf welcher sie ruht, zu trennen, ist aus einem ganz neuen Gesichtspuncte aufgefaßt (S. 226), und der viel schwierigere Fall wenn statt der Scheibe ein cylinderförmiges Haarröhrchen genommen wird, ist hier zum ersten Male behandelt. Auch die Frage: welche Gestalt die Oberflächen zweyer Flüssigkeiten, deren specifisches Gewicht verschieden ist, annehmen, wenn man die leichtere über die schwerere gießt (S. 241), ist früher noch nicht aufgelöst worden. Den Beschluß dieses Abschnitts macht die Untersuchung über das Gleichgewicht eines Tropfens, den man zwischen zwey Platten bringt die einen sehr spitzen Winkel mit einander machen und deren Durchschnittslinie horizontal ist. Diese Untersuchung hat bekanntlich schon Laplace angestellt und die Resultate seiner Formel mit Versuchen von Hawksbee verglichen, mit welchen sie so ziemlich übereinstimmen. Diese Uebereinstimmung ist aber, wie Poisson zeigt, nur scheinbar, indem ein wesentlicher Umstand unbeachtet geblieben ist. Hawksbee sagt nämlich ausdrücklich, daß er die inneren Flächen der Glasplatten vor dem Versuche mit Pomeranzenöl, welche Flüssigkeit zu den Versuchen angewandt wurde, bestrich, daher muß man um die in der entsprechenden Formel vorkommenden Constanten zu bestimmen die Höhe in Rechnung bringen, welche Pomeranzenöl in einem mit dieser Flüssigkeit inwendig benetzten Röhrchen erreicht.

Statt dessen aber hat Laplace Hauy's Bestimmungen angewandt, die sich auf trockene Röhrchen beziehen, in welchen die Flüssigkeit nicht halb so hoch steigt als in angefeuchteten. Bringt man aber die Höhe, die die Flüssigkeit in angefeuchteten Röhre erreicht, wie sie z. B. Gay-Lussac gefunden hat, in Rechnung, so findet man daß die Resultate der Formel mehr als doppelt so groß als die der Beobachtung sind. Poisson vermuthet, daß die von Hawksbee angewandten Tropfen zu groß waren, und daß man bey richtig angestellten Versuchen die Formel mit der Erfahrung im Einklang finden wird. Am Ende des Werkes findet man auch Erörterungen über die Endosmose. Unter diesem Namen versteht man bekanntlich die zuerst von Dutrochet bemerkte Erscheinung, daß wenn zwey Flüssigkeiten verschiedener Art durch ein dünnes Häutchen getrennt sind, alsdann eine dieser Flüssigkeiten das Häutchen durchdringt und sich mit der anderen vereinigt, so daß das Niveau der letzteren beträchtlich erhöht wird; statt der Häutchen kann man auch manche unorganische Substanz nehmen. Früher glaubte man diese Erscheinung aus electrischen oder galvanischen Strömungen ableiten zu müssen, was aber durch genaue Versuche hinlänglich widerlegt ist. Poisson hat zuerst gezeigt daß sie genügend durch die Capillaranziehung erklärt werden kann. Sind nämlich A und A, die beiden Flüssigkeiten und OO′ ein enger Kanal der durch die ganze Dicke einer zwischen A und A, befindlichen Substanz geht, so daß das Ende O der Flüssigkeit A, das Ende O′ der Flüssigkeit A, entspricht, so wird man die Endosmose nicht bemerken wenn die Flüssigkeiten der Art sind daß sie sich in einer dem Canal ähnlichen Röhre nicht vermöge der Capillaranziehung erheben würden.

Werden dagegen die Flüssigkeiten von dem da zwischen befindlichen Körper angezogen, so werden sie durch den Canal OO' dringen und anfangs beide eine concave Oberfläche haben; so bald sie sich aber vereinigt haben, so haben sie eine gemeinschaftliche Oberfläche oder vielmehr Trennungsfläche, die eine derselben bleibt mehr oder weniger concav, die andere nimmt eine convexe Gestalt an, die Bewegung dauert aber von A nach A, oder von A, nach A fort, je nachdem A oder A, concav bleibt und so wird zuletzt die eine der Flüssigkeiten gänzlich zu der anderen übergehen. Poisson gibt hier auch Mittel an wie man bestimmen kann ob A nach A, oder A, sich nach A bewegt, was aber hier nicht weiter erörtert werden kann. Daß die Flüssigkeiten verschiedener Art seyn müssen versteht sich von selbst, weil sonst keine Bewegung Statt haben könnte; es scheint aber aus den Versuchen hervorzugehen, daß zuweilen jede der Flüssigkeiten sich nach der anderen hinbewegt, so daß z. B. der größte Theil von A nach A, aber auch ein Theil von A, sich nach A bewegt. Diese Erscheinung läßt sich, selbst wenn der dazwischen gebrachte Körper homogen ist, durch die Annahme erklären daß die Theilchen dieses Körpers nicht bey allen Canälen die durch denselben gehen auf dieselbe Weise geordnet sind, wodurch bey manchen die eine, bey anderen die andere Flüssigkeit stärker angezogen wird. Dutrochet hat nach dem Erscheinen des Poissonschen Werkes noch Versuche über die Endosmose bekannt gemacht, seine Ansichten stimmen mit der Poissonschen im Wesentlichen überein.

Sehr bemerkenswerth sind mancherley sonst noch nicht bekannte Versuche Gay-Lussac's, die sich in diesem Werke zerstreut finden. So z. B.

(S. 219) Bestimmung der Höhe und des Gewichtes von Quecksilbertropfen, Bestimmung der Adhäsion des Wassers an der Grundfläche eines verticalen Cylinders (S. 241), Bestimmung der Höhe welche Mischungen verschiedener Flüssigkeiten in einem Haarröhrchen erreichen (S. 294).

Dr. Stern.

Halle.

Bey Grunert: Ludovici Pernicis, J. U. itemque Phil. Doctoris, Antecessoris Halensis, Quaestionum de jure publico Germanico particula secunda. 1831. 48 S. gr. 4.

Das verdienstvolle Bestreben des Hn. Verfs., einzelne Gegenstände des deutschen Bundesstaatsrechts zu erläutern und aufzuhellen, ist auch in unsern Blättern bey Gelegenheit der Anzeige seiner Observationes de principum comitumque imperii Germanici inde ab A. 1806 subjectorum juris privati mutata ratione, und der Particula prima Quaestionum de jure publico Germanico, Jahrgang 1829. S. 1077; in gebührender Maße anerkannt; und so kann es nur sehr angenehm seyn, die Fortsetzung der Quaestionum gleichfalls anzeigen zu können. Die vorliegende Particula secunda enthält einen Commentar zu den beiden Bundesbeschlüssen vom 18ten August 1825 und 13ten Februar 1829, zufolge deren die souveränen Fürsten und freyen Städte Deutschlands sich dahin vereinigt haben, daß den mittelbar gewordenen vormaligen reichsständischen Familien ein ihrer Ebenbürtigkeit mit den regierenden Häusern angemessener Rang und Titel gegeben werde, und in Folge dieses Beschlusses den Häuptern dieser Fürstlichen Familien das Prädicat Durch-

laucht, den Häuptern der vormals reichsständischen Gräflichen Familie aber, das Prädicat Erlaucht gewährt worden ist. Der Hr. Verfasser erläutert nun in dem ersten Kapitel dasjenige, was vor Auflösung des deutschen Reichs, in Bezug auf die den Reichsfürsten und Reichsgrafen, sey es durch den Kaiser verliehenen, sey es einander selbst eingeräumten Titulaturen, Rechtens war; geht hierauf im zweyten Kapitel auf die Auseinandersetzung der jenen Bundesbeschlüssen unterliegenden Grundsätze über, zählt im dritten Kapitel die einzelnen Fürsten- und Grafen-Familien auf, denen jene bundesbeschlußmäßigen Titulaturen zukommen und von den einzelnen Souveränen zugestanden sind, und sucht endlich im vierten Kapitel einige Zweifel zu lösen, die sich in Bezug auf die Abstimmung des Königl. Sächsischen Gesandten, in dieser Hinsicht erheben lassen. Ein tieferes Eingehen in das sehr reiche Detail dieser Abhandlung gestatten die Gränzen unserer Blätter nicht; indessen wird schon die bloße Angabe des Inhalts hinreichen, um die Aufmerksamkeit der Publicisten auf dieselbe hinzulenken; und so möge es an dieser Inhaltsanzeige genügen. Wie beyfällig die Particula prima aufgenommen worden, beweiset auch der Umstand, daß nach kaum drey Jahren schon eine neue Ausgabe nöthig geworden ist, welche dem Ref. gleichfalls vorliegt, und einige Zusätze und Verbesserungen erhalten hat. (Halis, in libr. Grunerti. 1831. 42 S. gr. Quart.)

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

68. Stück.
Den 28. April 1832.

Berlin und Stettin

In der Nicolaischen Buchhandlung: Ueber den gemeinschaftlichen Ursprung der Bauschulen des Mittelalters, von C. F. von Rumohr. Zweyte Abtheilung des dritten Bandes der italiänischen Forschungen. 1831. 74 S. in 8.

In einer Art Einleitung von S. 1—11 sucht der Verfasser den Ursprung der mittelalterlichen Baukunst aus der römischen Bauart, wie schon allgemein jetzt angenommen ist, herzuleiten. Daß die mittelalterliche Bauart der Kirchen bey nördlichen Völkern ursprünglich im Norden selbst nicht entstand, erklärt sich daraus, daß das Material zu den Wohnungen in ältester Zeit, climatischer Anforderungen halber, ein wärmendes, also Holz war, welches der Construction aus dichtern Stoffen wie Stein, die erst in spätern Zeiten vorkömmt, nicht als Vorbild gedient hat. Die Erfindung mit Stein zu bauen reicht aber im Orient und den Gegenden des Mittelmeeres weit über die Geschichte hinaus.

Der Verf. meint nun, auch wohl mit Recht, daß man bey der Ableitung der Baukunst des Mittelalters bloß bis zu der Baukunst der Griechen und Römer aufwärts zu steigen habe, da unzweifelhaft den Indern und Aegyptern die Vertheilung des Druckes durch Gewölbe und Bogen lange Zeit verborgen blieb, und wenn auch in dem Assyrischen Reiche der Backstein zu künstlicheren Constructionen leitete, so sind solche doch nicht hinlänglich bekannt; aber von den Griechen und Römern wissen wir, daß hier die Kunst zuerst den Stoff beherrschte.

Der Verf. deutet nun kurz die unterscheidenden Merkmale Griechischer und Römischer Bauart an.

Bey den Griechen höchste Ausbildung der Säule als Stütze, welche ursprünglich nur den Hauptzweck hat, ein vorspringendes Dach zu unterstützen, und somit abgeschlossene Räume (die cella) mit luftigen Hallen zu umgeben. Hier schritt die Tempelbaukunst der bürgerlich nützlichen Baukunst voraus, und deren Elemente wurden auf andere Bauten angewandt. Des Climas wegen kommen in Griechenland sonst wenige bedeckte bedeutende Gebäude vor.

Nicht so im Römischen Reiche, welches, sich immer mehr nach Norden ausbreitend, deshalb mehr gegen äußere Luft schützende, bedeckte Räume nothwendig hatte, wovon die häufigere Anwendung und vielseitigere Ausbildung des Gewölbes die Folge war. Die überfüllte Bevölkerung ließ hier auch die Stockwerke bey Wohnungen entstehen.

Bey den Griechen war der Zweck der Baukunst mehr auf die Schönheit, bey den Römern mehr auf den Nutzen gerichtet. Die Bauart der Römer bildet noch jetzt den Uebergang

zu unsern Bedürfnissen, und deshalb sollte, wie der Verf. sehr richtig bemerkt, bey neuern Architecten Studium Römischer Bauwerke nicht so vernachlässiget werden, da Schönheit in der Architectur, getrennt von Zweckmäßigkeit, nicht existieren kann.

Bey den Villen, Pallästen, Thürmen ꝛc. der Römer mußte die Säulenstellung sich den Umständen anfügen, und hatte höchstens nur noch bey Tempeln, Höfen ꝛc. ihre ursprüngliche Bestimmung. Neue Zwecke verlangten aber auch hier Erweiterung der inneren Räume; es entstanden Basiliken, Säle und überwölbte Hallen; diese nun wurden die Vorbilder der Kirchen.

Von der größten Wichtigkeit für die Ausbildung der mittelalterlichen Bauten aber ist die Stellung der Bogen auf Säulen, in ihrer größten Ausdehnung am Pallast Diocletians zu Spalatro; so wie schon Stieglitz u. a. angenommen haben.

Die Anlage und Erfindung des Ganzen der christlichen Bauten zeigt schon zu Anfange Großartigkeit und richtige Beurtheilung der Aufgaben, wie aus Abbildungen der Basiliken bey Guttensohn und Knapp ꝛc. zu ersehen ist; und diese großartige Erscheinung des Ganzen scheint dem Ref. die nächste Veranlassung zu dem Streben nach dem Erhabenen, Imposanten in dem später ausgebildeten christlichen Kirchenbaustyle zu seyn.

Diese ältesten Basiliken sind auch, des Ref. Meinung nach, lange Zeit die Vorbilder der Baukunst des Mittelalters.

Indem aber die altitalischen christlichen Bauten aus der Römischen Architectur entstanden, und Römisch-Griechische Kunstvortheile und Zierden lange beybehalten wurden, so zeigt die Ge-

schichte der Baukunst des früheren Mittelalters einen steten Kampf der christlich=römischen Bau=schule gegen äußere, sie hemmende Umstände, gegen die Anforderungen neuer Zwecke.

Da die Architectur der barbarischen Jahrhun=derte durch zeitliche und locale Ursachen modifi=ciert ist, so fragt es sich, ob man sie zweckmäßi=ger nach dem Zeitalter oder nach der Localität classificiere. — Der Verf. hält das Zeitliche für das Vorwaltende, und unterscheidet die Modifi=cationen der christlich=römischen Bauart nach den Hauptepochen der Geschichte. Nachdem die all=gemeineren Unterscheidungen festgestellt sind, sol=len die localen Verschiedenheiten angegeben wer=den; weil dieses versäumt ist, meint der Verf., sey das Schwankende und Irrige in den Be=griffen über gothische, longobardische, byzantini=sche und arabische Architectur entstanden, es ist nun die Aufgabe des Verfs. diese Begriffe fest=zustellen, und somit alles Schwankende und Ir=rige hierüber zu verbannen.

Zu diesem Zwecke folgen in vier Abschnitten Erläuterungen über die vier eben genannten Bauarten. Der erste hat zur Ueberschrift: *Bau=art der in Italien angesiedelten Ost=gothen.* Um die Begriffe über die sogenannte *gothische* Bauart zu berichtigen, spricht der Verf. folgende Ideen aus: die Gothen, wie alle nördlichen germanischen Völker, sind in der Kunst aus dauerhaften Stoffen zu bauen nicht Erfin=der gewesen; sie benutzten nur, was sie an rö=mischen Kunstfertigkeiten in Italien vorfanden. Die Benennung gothische Architectur für eine Bauart die erst im 12ten, also mehrere Jahr=[illegible]erte nach Auflösung beider gothischer Reiche, [illegible], und welche zum Hauptmerkmal den [illegible]gen hat, schreibt sich von Vasari her.

Im offenbaren Widerspruch nennt dieser diese Bauart einmal richtiger die deutsche (maniera Tedesca), dann wieder falsch die gothische (questa maniera fu trovato da' Gotthi); so wie alle spätern italiänischen Schriftsteller, alles was ihnen fremdartig war gothisch nennen, so wie die Alten es barbarisch nannten. — Dieses ist nichts Neues, und schon allgemein wissen die Gebildeteren, daß die sogenannte gothische Architectur nicht von den Gothen herstammt, und die Italiäner diese Sprachverwirrung herbeygeführt haben, man nannte diese Bauart schon bey allen Kennern die altdeutsche; der Verfasser schlägt nun vor, statt dieser localeren Benennung deutsch, lieber das Wort germanisch zu gebrauchen, und die sogenannte gothische Architectur von nun an germanische Architectur zu nennen, da auch die Franzosen und Engländer in dieser Bauart eigenthümliche Formen entwickelt haben. — Bauart der Longobarden. Hier sucht der Verf. zu beweisen, daß diejenige Bauart, die man bisher die Longobardische nannte, und als deren Merkmale man die an den Außenseiten der Kirchen bis zum Kranze hinauflaufenden Halbsäulen, welche halbe Kreisbögen tragen, mit den pilasterähnlichen Leisten ansah, fälschlich in die Zeit der Longobarden versetzt würde, und erst um das 12. Jahrh. aufgekommen sey. Mit solchen Bautheilen seyen die alten echten Longobardischen Kirchen später (so bey St. Michele zu Pavia) versehen, welches sich an der verschiedenen Maurerarbeit zeigt, damit die erst gegen das Jahr 1100 aufkommenden Wölbungen der Kirchen leichter getragen würden, da die stützenden Mauern früher nur zu hölzernen Dachstühlen berechnet wären.

Der Character der Bauart zu der Zeit der Longobarden nun, soll in der Mächtigkeit der Construction und der gänzlichen Schmucklosigkeit beruhen, also sich ganz der gothischen Architectur anschmiegen. Wahre, echt erhaltene Longobardische Bauten glaubt der Verf. bey Spoleto in der Wasserleitung, in den Benedictiner-Abteyen im Gebirge, in der Unterkirche des Domes von Assisi, S. Rufino, und in der dem heil. Johannes Bapt. von Theodolinda gewidmeten Kirche zu Florenz zu finden. — Bauart der Italiäner unter den Carolingern. Hierüber erfahren wir sehr weniges und unbezeichnendes; die Meinung des Verfs. scheint die zu seyn, daß zu dieser Zeit noch altchristliche Bauten, als Vorbilder betrachtet wären, und nur stets größere Ungeschicklichkeit in Verzierungen sich zeige. — Architectur im oströmischen Reiche, oder byzantinische Baukunst. Zuerst untersucht der Verf. hier, ob byzantinische Architectur ein bestimmter, sicher begränzter Begriff sey. Wohl sehr wahr meint der Verf. hier, daß unsere geringe Kenntniß von den verschiedenen Bauarten des östlichen Reiches uns veranlaßt habe, alles von hier mit dem Worte byzantinische Bauart sehr unbestimmt zu bezeichnen. Als römische Colonie wurde in Constantinopel, von Theodosius bis auf den ersten Justinian, ähnlich wie in Italien gebaut. Zuerst weicht die Bauart der Kirchen in Constantinopel bey der Sophienkirche daselbst, im Grundrisse von dem allgemeinen Herkommen bey dem Kirchenbau der übrigen Christenheit ab. Nach alten Vorbildern der Rotunden, wie des Pantheons zu Rom, wurde die Rotunde, als das durch Herkommen das Heiligthum bedeckende Gewölbe, bey den Byzantinern überwiegend groß

der Sophienkirche gebildet; so daß die Sei-
theile nur als beygeordnet erscheinen. Die
ppel unterscheidet sich von der römischen da-
h, daß sie gedrückter ist, und auf vier Pfei-
ruht, die durch weitgespannte Bogen ver-
den sind. Die Seitentheile oder Schiffe wur-
auch überwölbt, da wegen Mangel an Holz
gewölbt als sonst überdacht wurde. Nach
m Vorbilde der Sophienkirche wurde bis
12ten Jahrh. in Griechenland gebaut. Der
f. untersucht nun, mit welchem Rechte man
Vasari's und Ghibertis Angabe sagen kön-
der byzantinische Styl sey in Italien nach-
mt, und er ist hier der Meinung daß nicht,
bisher angenommen, der Dom von Pisa
griechischem Vorbilde, die Kuppel vielleicht
genommen, sondern nach dem länglichen Kreuze
er Grundform, nach dem Vorbilde der Ba-
n im Wesentlichen erbauet sey; so wie dem
ndrisse nach auch die St. Marcuskirche zu
edig eine Basilika ist; nur daß die Kuppeln
hier nach neugriechischem Muster erbaut
. Ganz treu konnte griechische neuere Kir-
baukunst in Italien nie eingeführt werden,
er kirchliche Ritus in Griechenland von den
räuchen der lateinischen Kirche durchaus ver-
den war, und zugleich darnach die Kirchen
erichtet werden mußten. Der Einfluß by-
inischer Architectur auf die italiänische ist seit
11ten Jahrh. sehr bedingt beschränkt gewe-
denn sonst hätten die Byzantiner wohl auch
er Malerey auf die Italiäner gewirkt, und
s thaten sie doch erst mit dem 13ten Jahrh.
bische Bauart. Auch dieser Baustyl ist
der christlich-römischen Architectur entsprun-
Verschiedene Sitten und Gebräuche ließen
den Abweichungen von dem byzantinischen

Style die Bautheile entstehen, welche, als die Bögen in Hufeisenform, deren Träger, doppelte Säulchen, die flach gehaltenen Pflanzenverzierungen (Arabesken) das Characteristische der Arabischen oder Maurischen Bauart geworden sind. Der Verf. meint nun, daß der Theil des Bogens, welcher über den halben Kreisbogen hinausgeht und die Hufeisenform bildet, eine bloß verzierende Ausladung sey, der ein Säulchen zur Stütze dient und nicht eigentlich zur Construction gehört. Nach des Verfs. Meinung soll nun, wie sonst angenommen ist, die arabische Bauart auf die germanische gar keinen Einfluß ausgeübt haben, denn, sagt er, wenn auch arabische Bautheile und Verzierungen in spanischen Gebäuden denen der germanischen ähnlich sind, so sind die in Deutschland errichteten echt germanischen allmählich und organisch entwickelten Gebäude ein Jahrhundert früher als die spanischen erbaut, und hiernach würde wohl eher ein umgekehrtes Verhältniß Statt finden. — Vorgermanische und germanische Bauart. 1100 bis 1450. Daß außer Griechenland ein byzantinischer Baustyl existiert habe hat der Vf. schon widerlegt, deshalb kann die germanische Architectur nicht davon abstammen, wohl aber von der sogenannten vorgothischen Architectur (dem altitalischen Basilikenstyl), der Verf. schlägt vor, diese Bauart statt vorgothisch, vorgermanisch zu nennen. Auch diese Bauart hat ihren Ursprung aus der alten christlich-römischen Bauschule, und climatische Forderungen nebst veränderten Lebensgewohnheiten, ließen hieraus die germanische Bauart entstehen. So verdrängte das Gewölbe den hölzernen Dachstuhl; diese Gewölbe, anfangs niedrig, wurden immer höher. Die Verzierungen wurden hier aus den Moti-

von der Construction des ganzen Gebäudes und dessen Verhältnissen entnommen, und nicht wie in Italien von antiken Mustern. Wenig erhobene Pilaster liefen an den Säulen hinauf bis zum Gewölbe hindurch, und setzten so das Gewölbe mit dem Sockel des Gebäudes in unmittelbaren Zusammenhang. Mit dem 13ten Jahrh. beginnt die ausschließliche Anwendung, nicht Erfindung, des Spitzbogens, das Hauptmerkmal des germanischen Baustyls. Der Spitzbogen schloß sich der im Norden herrschenden Pyramidalform, der spitzen Giebel, gefällig an; es trat nun das Spitze, Kantige, Scharfe in Hauptheilen wie in Verzierungen der germanischen Bauten immer mehr hervor.

Nach dem Verfalle der classischen alten Bildung ist die germanische die erste ganz systematisch durchgebildete eigenthümliche Bauart.

Das Resultat aller dieser Untersuchungen ist nun, daß alle Bauschulen des Mittelalters durch allmähliche Uebergänge sich an das classische Alterthum anschließen, und so sämmtlich in ihrer Wurzel zusammenstoßen. Jeder im Bereiche der Kunstgeschichte wahrhaft Gebildete ist wohl hierin der Meinung des Verfassers.

C. De.

Paris.

1) Chez Plassan: Observations sur la Dissertation de M. Biener, relative à l'usage que Cujas a fait des Basiliques. Par M. Berriat-Saint-Prix; suivies d'un examen critique d'un manuscrit des Basiliques, par M. Longueville. 1829. 49 S. Octav.

2) Chez Selligue: Recherches sur la législation et la tenue des actes de l'état ci-

vil, depuis les Romains jusqu'à nos jours. Par M. Berriat-Saint-Prix. 1831. 53 Seiten, Octav.

Schon öfters ist in unsern Blättern von den genauen und schätzbaren Untersuchungen über einzelne Gegenstände der Geschichte Frankreichs, seiner Alterthümer und seines Rechts, so wie endlich der französischen Literatur, des auch durch seine Geschichte des römischen Rechts, die histoire de Cujas und mehrere größere Werke über das neuere französische Recht rühmlichst bekannt gewordenen Verfassers die Rede gewesen, und so dürfen auch seine beiden neuesten Abhandlungen um so weniger unerwähnt bleiben, als ihnen dieselben Vorzüge eigen sind, welche an den früheren mit so vielem Rechte gerühmt wurden.

Die erstere enthält Bemerkungen zu einer Abhandlung, welche der Hr. Geheime Justizrath Biener über den Gebrauch, den Cujas von den Basiliken gemacht hat, in der Thémis Bd. VII. S. 165 flg. Bd. IX. S. 321 flg. hat abdrucken lassen. Daß Cujas das dritte Buch seiner Observationen wirklich am 29. Merz 1557 erscheinen ließ (nicht 1558), wird aus mehreren Gründen dargethan; und die Vermuthung widerlegt, er habe sich die von Viglius geliehene Basilikenhandschrift unrechtmäßigerweise zugeeignet; gezeigt, daß diese Handschrift 1594 von Cujas Erben durch du Faur angekauft sey, bemerkt, daß Cujas, selbst zu der Zeit, wo sich das Gerücht verbreitet hatte, er besäße die Basiliken vollständig, nicht alle Bücher derselben hatte, sondern die ihm noch fehlenden zu erhalten hoffte, [illegible]nung jedoch fehlgeschlagen sey u. s. w., [illegible]den noch einige bestätigende Zusätze [illegible]erschen Abhandlung mitgetheilt. Am

erheblichsten sind unstreitig die Ausführungen des Verfs. über jene Basilikenhandschrift des Viglius, jetzt in der königlichen Bibliothek zu Paris unter der Bibliotheksnummer 1345 aufbewahrt, weil sie zugleich auf das evidenteste den Ungrund einer Verläumdung nachweisen, welche Feinde jenes großen Rechtslehrers verbreitet haben, als habe er sich mehrere Bemerkungen der griechischen Scholiasten angeeignet, und, damit ihm Niemand auf die Spur kommen könne, die Handschrift verstümmelt. Verstümmelt ist die Handschrift allerdings an einzelnen Stellen, so daß der Anfang oder das Ende einzelner Scholien, Buchstabenverluste erlitten haben; aus der genauen Untersuchung jener Stellen, die Herr Longueville angestellt hat, ergibt sich jedoch, daß jene Verstümmelung keineswegs planmäßig vorgenommen, und noch weniger von Cujas herrührt, indem vielmehr es auf das ersichtlichste ist, daß die Kinder des ursprünglichen Besitzers Georg Kantakuzenus, ihr verderbliches Spiel mit derselben getrieben haben, da sie zugleich von ihnen zur Uebung im Schreiben benutzt worden ist.

Auch die zweyte Abhandlung über die Entstehung der Actes de l'état civil (Geburts-, Heiraths-, Todten-Bücher) in Frankreich und die Geschichte der Gesetzgebung über deren Einrichtung und Förmlichkeiten, gewährt ein mannigfaches Interesse, und zeigt, mit welchen Schwierigkeiten die Gesetzgeber kämpfen mußten, um die Geistlichen zur Beobachtung der genauen Eintragung jener bürgerlichen Zustände, und der Einrichtung und Aufbewahrung der Register, in welche diese Eintragungen geschehen mußten bis dahin zu nöthigen, daß denselben endlich durch das Gesetz vom 20 Sept. 1792 die Führung

derselben abgenommen und den Maires übertragen wurde. Wir erfahren beyläufig, daß die jetzt gestürzte königliche Regierung, durch den Clerus angefeuert, der zugleich seine verlorene geistliche Strafgerichtsbarkeit hierdurch wieder zu erlangen hoffte, den Plan gefaßt hatte, dieses Geschäft den Maires wieder abzunehmen und der Geistlichkeit von neuem zuzuweisen, daß das damalige Ministerium es jedoch nicht gewagt hat, einen Gesetzentwurf über diesen Gegenstand vor die Deputiertenkammer zu bringen. — Die ältesten Register dieser Art beginnen in Frankreich mit dem Jahre 1515, sie bestanden jedoch nur aus Privataufzeichnungen der Geistlichen, untermischt mit sonstigen Aufzeichnungen ihrer Einkünfte und Accidenzien; erst die Ordonnanz von 1539 wies dieselben, auf Veranlassung des Mißbrauchs, daß die Angehörigen verstorbener Beneficiaten, zum Nachtheil der Collatoren geistlicher Pfründen Todesfälle verheimlichten, an, officielle Todtenregister zu führen, auch Geburten und Taufen zu registrieren. Erst die Ordonnanz von 1579 führte auch die Heirathsregister ein, und die von 1667 schrieb die Einrichtung der Aufzeichnungen, die Form der Register selbst, und die Aufbewahrung derselben bey den Gerichten vor; aber erst durch die Declaration vom 9. April 1736 gelang es, jene Vorschriften und auch dann nur theilweise, durch die Geistlichkeit beobachten zu lassen; weshalb derselben durch das oben genannte Gesetz von 1792 jede Mitwirkung zu jenem Geschäft entzogen wurde.

Alles dieses weiset der Verf. aus dergleichen Registern auf das Genaueste nach; er theilt überdieß manche Notiz aus ihnen mit. Vorzüglich merkwürdig ist folgende aus dem Registre de

Saint-André-des-Arts, über den Tod des Herzogs von Guise und Heinrichs III. 'En ce même jour (heißt es in demselben) du sabmedi 24. décembre 1588, est venu un courrier de la ville de Blois qui a apporté nouvelles comme M. le duc de Guise avoit ésté tué et massacré le vendredi précédent au cabinet du roi, lui estant présent, le quel sieur estait allé à son service à l'assemblée des Estats, faict trop exécrable et qui ne demeurera point impuny, *anima ejus requiescat in pace.* Et encor non content comme estant possédé du diable, comme il est vraisemblable a depuys fait massacrer M. le cardinal de Guise et non pour autre cause si non qu'ilz s'oposoyent aux entreprises du Biarnoys qui se dict roy de Navarre, hérectique, excommunié, que le dit roy jadis rôy de France, nommé Henry de Valoys, vouloit instaler après luy à la couronne de France contre la volonté de notre saint père le Pape Sixte cinquiesme qui l'en avoit jugé indigne pour sa maudite hérésie et pour avoir esté relaps. — Le prémier jour d'août 1589 Henry de Valoys, jadis roy de France s'éstant armé avec ses hérétiques et le roy de Navarre et ses consorts estant à Saint-Cloud pour assiéger Paris, ayant donné le pillage à toutes sortes des larrons, des quels il était accompagné, ayant praticqué beaucoup de traîtres dans la dite ville et ayant juré la mort de toutes sortes des gens de bien, permectant seulement de sauver les hérétiques et leurs adhérens pour puys après ruiner l'eglise de Notre Seigneur et planter l'hérésie au beau milieu de la France. Par un juste jugement de Dieu, qui ne permet règner *longuement* un si pervers tyrans et hipocrite

a été tué par un religieux à l'ordre des Jacobins, nommé frère Jacques Clement, lequel religieux a été tué à l'heure même par les satellites dudit Henry, Anima illius requiescat in pace.

Halle und Leipzig.

Bey Reinicke u. Comp.: Der Zweifel am Glauben. Kritik der Schriften: de tribus Impostoribus. Von Dr. Karl Rosenkranz. 1830. VIII u. 88 Seiten in Octav.

Nicht eine Beurtheilung dieser critisierenden Abhandlung beabsichtigt Ref. hier zu geben, sondern einige Beyträge zur Kunde der beiden critisierten Werke selbst, da der Vf. es leider unterlassen hat, auf die Entstehung und Verbreitung derselben hineinzugehen, und gerade dadurch, wenigstens für manche Puncte seiner Critik eine feste Basis verloren hat. Als Grund jener Unterlassung gibt er zwar an, daß einer seiner Freunde eine weitläufige literarische Abhandlung über die Entstehung und Kunde des Buches (es sind aber zwey gänzlich verschiedene) zu schreiben unternommen habe, welche derselbe dem Publicum mit nächsten vorzulegen gedenke; aus der Abhandlung selbst S. 24 f. vgl. mit der Vorr. S. VII scheint aber auch dieser bis jetzt wenigstens nicht zu sichern Resultaten gelangt zu seyn, so daß vielleicht dasjenige, was Ref. in dieser Hinsicht bemerken will, nicht gänzlich überflüssig seyn dürfte; besonders da ihm ein glücklicher Zufall eine vollständige Abschrift beider hier critisierten Werke, nebst anderer darauf bezüglichen Schriften in die Hände geführt hat.

Beide critisierte Werke sind längst gedruckt; das erstere lateinische, welches den Titel de tribus Impostoribus führt, zweymal, nämlich einmal mit der Jahrszahl 1598, das zweyte Mal ohne Orts- und Jahresangabe 1792; das letztere französische

unter dem Titel Des trois imposteurs, traduit en français mehrere Male, zwischen 1706 bis 1716, dann Francfort s. l. Mein. 1721. Yverdon 1768, ohne Ortsangabe 1775 u. 1778. Beide sind aber, wie auch der Vf. gezeigt hat, wesentlich von einaneinder verschieden. Ueber den Verfasser des lateinischen sind eine Menge Vermuthungen aufgestellt, die aber so unhaltbar und so sehr aus der Luft gegriffen sind, daß man zuletzt die Behauptug aufzustellen geneigt war, die Schrift existiere gar nicht; so z. B. Monnoye in den Menagiana. Bd. IV. S. 374 ff. Nach Ebert bibliog. Lexicon №. 10503 gibt Florim. Raemundus de orig. haeres., der sie bey seinem Lehrer P. Ramus gesehen zu haben versichert, das erste bestimmte Zeugniß von ihr ab, und da Ramus 1572 gestorben ist, so möchte ihre Abfassung in das 16. Jahrh. fallen. Allein in der Schrift selbst, wird Ignatius Loyola als sanctus homo genannt, und da dieser erst im J. 1609 selig und 1622 heilig gesprochen wurde, so würde, falls nicht etwa aus der angeblich 1598 gedruckten Ausgabe ersichtlich seyn sollte, daß Ignatius erst in den spätern Abschriften vorkäme, die Abfassung des Buchs in das 17te (nicht 16te, wie S. 24 gesagt ist) zu setzen seyn. Bemerkenswerth ist es, daß die Handschrift des Ref., als Verfasser einen Hochingus, Dominicanermönch in einem Kloster zu Paris, angibt, und, wenn gleich diese Handschrift schwerlich älter, als der Anfang des 18. Jahrh. ist, so ist doch dabey nicht zu übersehen, daß einige z. B. der Verf. der Religio medici, die Schrift dem bekannten Bernhard Ochinus (auf den jedoch die Bezeichnung eines Pariser Dominicaners nicht paßt) zugeschrieben haben.

Unstreitig späteren Ursprungs ist die französische Schrift, deren Verf. sich nicht entblödet hat, derselben eine erdichtete Vorrede des Frederic Em-

péreur au très illustre Otton vorzusetzen. Der Herausgeber derselben erzählt die Entdeckung des Buchs folgendermaßen: Als er sich 1706 auf der Messe zu Frankfurt am Main befunden, habe er mit seinem Freunde, dem Theologen Frecht, zufällig einen Buchladen betreten, wo er einen deutschen Officier Tausendorff getroffen, der dem Buchhändler unter andern Büchern eine lateinische Handschrift ohne Titel, jedoch mit der Aufschrift: Ottoni illustrissimo amico meo charissimo F. I. S., für 500 Rthlr. zum Kauf angeboten habe. Sie wären auf den Inhalt der Handschrift aufmerksam geworden, hätten den Officier zu sich ins Wirthshaus geladen, und ihn bewogen, dieselbe ihnen zur Durchsicht auf einige Stunden zu vergönnen. Da letzterer unter Abnahme eines Eides, daß sie solche nicht abschreiben wollten, dieses zugestanden, so hätten sie jenes eidlich von ihnen gegebene Versprechen dadurch umgangen, daß sie die Handschrift in das Französische übersetzt hätten rc. Daß diese Erzählung aber nur eine reine Erdichtung ist, wird aus einer auch nur oberflächlichen Ansicht des Inhalts des Werks selbst klar; denn dieser ergibt, daß das ganze Werk nichts weiter ist, als der bekannte Esprit de Mr. Benoit de Spinoza, nur mit einigen Aenderungen im Ausdruck. — Zuerst muß diese französische Schrift vor 1716 erschienen seyn, denn der Abschrift, welche Ref. besitzt, ist ein gedruckter Bogen angefügt, betitelt: Reponse à la Dissertation de Mr. de la Monnoie sur le Traité de Tribus Impostoribus. Par le B. Iwan Nestelnranoi. A la Haye chez Henri Scheuerleer 1716; in welcher dieser dem Monnoye auf dessen Behauptung, ein Buch de tribus Imposteribus existiere gar nicht, die Existenz des ebengedachten Werks, als einer französischen Uebersetzung aus dem Lateinischen des Kaisers Friedrich, entgegensetzt.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

69. Stück.

Den 30. April 1832.

Rom.

Typis Vaticanis, 1831: Scriptorum veterum nova collectio e Vaticanis codicibus edita ab Angelo Majo, bibliothecae Vaticanae praefecto. Tomus IV. — Tomus V. in Quart.

Der erste dieser zwey Bände, deren Inhalt dem größten Theile nach sehr wenig ihrem Titel entspricht, enthält:

1) auf 96 S. das bis jetzt unbekannte Original und die lateinische Uebersetzung einer Schrift über die im J. 1166 zu Constantinopel unter dem Kaiser Manuel Komnenus und dem Patriarchen Lukas gehaltene Synode zur Festsetzung des Sinnes des Ausspruchs Christi: *ὁ πατήρ μου μείζων μου ἐστίν*, über dessen Auslegung viele auch in das Staatsleben greifende Streitigkeiten entstanden waren. Die Synode entschied im Sinne der alten Kirchenväter, faßte aber mit weit bestimmtern Worten eine Glaubensformel ab, deren Wahrheit doch nicht allen

einleuchtete und woraus neue Streitigkeiten entstanden. Da die Handschrift die eigenhändigen Unterschriften aller Theilnehmer der Synode, so wie die Bilder des Kaisers und der bald nachher durch den Thronräuber Andronikus getödteten Kaiserin Maria enthält, so muß man sie, wie der Herausg. weiter in der Vorrede zeigt, für das wahre Original halten. Die Unterschriften und Bilder sind in Steindruck beygegeben.

2) auf 718 Seiten ein Verzeichniß von 787 arabischen 65 persischen und 64 türkischen Handschriften der vaticanischen Bibliothek. Dieses bey allen Mängeln doch bis jetzt als das einzige Verzeichniß verborgener Schätze sehr nützliche Werk ist angelegt von dem zweyten des gelehrten Stammes der Assemani, Stephanus Evodius, von dessen Werke schon vor vielen Jahren die ersten Bogen erschienen, vollendet und ergänzt von einem armseligen spätern Nachkommen jenes Gelehrtenstammes, Anton, wie überhaupt das Geschlecht der Assemani, je länger es in Europa sich erhielt, desto tiefer sank. Schon daraus erhellt, wie verschieden der innere Gehalt dieses Verzeichnisses seyn mag. Die Angaben über manche Bücher sind höchst undeutlich und unbestimmt, so daß jeder der einen Cod. nicht selbst gelesen hat, sich gar keine richtige Vorstellung darüber machen wird, z. B. №. 24. p. 75: Cod. fol. 305, arabice — quo continentur libri biblici descripti manu Soadiae Ben-Levi cognomento Aznachot: was ists also? eine arabische Uebersetzung aller biblischen Bücher? und welcher Art ist diese? Hundert Fragen, darunter die wichtige ob dieß eine selbstständige Uebersetzung aus dem Hebräischen sey, wie man glauben möchte, drängen sich hier umsonst dem Leser auf. Nur von wenigen Hand-

schriften sind ausführliche Beschreibungen und Auszüge gegeben, vorzüglich aus christlichen, welche auch einen Haupttheil dieser von asiatischen Christen zuerst angelegten Sammlung ausmachen. Nirgends wird man wohl so viele und so wohl unterrichtende Handschriften über das syrische und ägyptische Christenthum und die dort entstandenen Secten vereinigt finden. Von muhammedanischen Handschriften findet man auch manches seltene, jedoch weniger im historischen Fache als in andern. Manche hier aufgezählte Handschriften sind indeß in den letzten Jahrhunderten in Rom selbst entstanden, aus Uebersetzungen europäischer Bücher. Die wenigen Zusätze des Herrn Ang. Mai sind sehr unbedeutend, denn was kann es wohl nützen, wenn er S. 257. 302 Bücher asiatischer Christen, in denen die Mißbräuche und falschen Ansichten der römischen Kirche beleuchtet werden, und wovon Assemani, wie billig, den bloßen Inhalt kurz erwähnt hatte, für calumniosa opera verschreyet, ohne sie nur gelesen zu haben, da er die asiatischen Sprachen nicht versteht! oder wenn er in der Vorrede, als sey er der Dinge und Sprachen kundig, die ergetzliche Meinung ausspricht, daß aus den Schriften asiatischer Christen die Wahrheit der römischen Kirche bewiesen werden könne! Das Gegentheil zu beweisen würde schon leichter seyn. Vergeblich sucht er sich auch in der Vorrede gegen den Vorwurf zu schützen, daß er die orientalischen Stellen aus Assemani's Verzeichniß weggelassen habe: sie würden nutzlicher seyn als manche lateinische Uebersetzung. Die Angabe, wie weit die beschriebenen Handschriften schon im Druck erschienen, geht nur bis auf Assemani's Zeit, ist also äußerst dürftig. Ueber den von Assemani gebrauchten Ausdruck 'home-

ritische Buchstaben' in einigen wenigen Handschriften erklärt sich Herr M. (S. 449 ff. 608) dahin, daß es erdichtete, phantastische Buchstaben eines Schreibers seyen. Dieß wäre schlimm, so wenig auch Ref. an ein homeritisches Alphabet leicht glauben kann: die Sache wird nur durch Bekanntmachung von Proben entschieden werden können.

Der zweyte Band enthält

1) auf 472 Seiten Inscriptionum christianarum Pars I. Der Vorgänger des Herausgebers an der Vaticana, Cajetan Marinius, hat durch die angestrengtesten Arbeiten vieler Jahre eine sehr vollständige Sammlung christlicher Inschriften gesammelt, größtentheils aus zerstreuten gedruckten Werken, nur wenige neue, mit mehrern eigenen Bemerkungen. Dieses Werk, zu welchem Marinius, weil er auf den treuesten Abdruck der Originalien mit sehr mannigfachen Siglen, Emblemen und Bildern bestand, keinen Verleger finden konnte, fängt Herr M. hier an nach den Papieren des Verstorbenen, mit Weglassung der meisten Embleme und Bilder, in gewöhnlichen Buchstaben gedruckt, bekannt zu machen, auch mit einigen eigenen Zusätzen und Bemerkungen. In der Vorrede spricht er über frühere Sammlungen dieser Art und über die Bedeutung einiger christlichen Embleme, z. B. daß ein Palmzweig, eine Taube, nicht nothwendige Zeichen von Märtyrern seyen. Die Grenzen der Sammlung sind die ersten zehn Jahrhunderte und die Abfassung in lateinischer oder griechischer Sprache. Die Anmerkungen zu dieser ungemein reichen Sammlung bestehen meist nur in Verweisungen auf frühere Werke; historische Erläuterungen sind selten hinzugefügt. Cap. I. enthält Vota, precationes, divorum

elogia, nomina in lipsanothecis, fastus, cycli, wo Herr M. ausnahmsweise das von ihm schon zu Mailand 1819 herausgegebene Kalendarii gothici fragmentum in gothischer Schrift hinzufügt; Cap. II. Arae, templa, aedes — cetera monumenta sacra. Cap. III. Bona in commoda ecclesiarum donata legata. Cap. IV. Augusti. Reges, sehr wenige von Königen germanischen Ursprungs. Cap. V. clarissimi viri et feminae. Cap. VI. Leges, wo der Stein von Stratonicea wiederholt wird, Aedificia, loca publica, privata. Cap. VII. Epitaphia Martyrum.

2) auf 254 Seiten folgt eine Art Vollendung des angefangenen Verzeichnisses orientalischer Handschriften. Zuerst 200 syrische Handschriften, von Jos. Sim. und Steph. Ev. Assemani beschrieben, welche zu dem von diesen im Jahre 1758 herausgegebenen Verzeichniß von 257 syrischen Handschriften hinzukommen. Sodann eine sehr kurze, ungenügende Beschreibung von 77 hebräischen, und eine noch kürzere von 71 äthiopischen, von Vansleben vor langer Zeit niedergeschrieben. Eine sehr lehrreiche Beschreibung einiger alten slavischen Handschriften, im Jahre 1820 von Bobrowski geschrieben. 22 indische und 10 sinesische Bücher, sehr unzureichend beschrieben. Ausführlichere Beschreibung von 80 koptischen Handschriften, von einem Assemani, wahrscheinlich dem ältern Jos. Simon, von dessen Hand auch eine italiänische Abhandlung über die Kopten, ihre Kirche und deren innere Einrichtung und Verwaltung beygefügt ist. Zuletzt 13 armenische und 2 iberische Handschriften, von den Armeniern zu Venedig beschrieben.

Dieses Verzeichniß orientalischer Handschriften

erinnert uns bey dieser Gelegenheit ein ähnliches Werk nachzutragen:

Catalogus librorum tam manuscriptorum quam impressorum qui jussu divi Augusti Ducis Saxo-Gothani a beato Seetzenio in Oriente emti in bibliotheca Gothana asservantur. — Auctore J. H. Moellero. Particula secunda Tomi primi. Gothae 1826, in Quart. S. 143—270.

Der erste Theil des Verzeichnisses einer in Deutschland einzigen Sammlung ist in den G. g. A. 1825. St. 187 angezeigt. Der zweyte Theil zeigt die Schätze der Sammlung in philologischen, poetischen und belletristischen Büchern arabischer Sprache. Als eine spät durch Ankauf im Orient entstandene Sammlung umfaßt sie zwar manche spätern Werke, entweder dichterischen Inhalts, oder erdichtete Erzählungen und halbhistorische Romane, an denen die ausartende spätere arabische Literatur so reich ist: aber dagegen hat sie auch viele ältere Schriften des höchsten Werths und manche äußerst seltene; so daß der Verfasser durch Bekanntmachung dieser Sammlung den orientalischen Studien den besten Dienst erwiesen hat. Von einigen wichtigern Büchern, wie vom Lobab № 455, vom Kitab-elagani № 532 gibt der Verf. Proben oder eine ausführliche Angabe des Inhalts; und die mit den Handschriften in Verbindung stehende Literatur findet man mit großem Fleiße sehr vollständig gesammelt.

H. E.

Hannover.

Bey Hahn: Die Militär-Rechtspflege im Königreiche Hannover. Dargestellt

von F. W. Ostermeyer, Amtsassessor und Garnison-Auditeur. 1832. VI u. 208 S. Octav.

Ein vollständiges Gesetzbuch über das Militär-Recht und den Militär-Proceß fehlt bis jetzt im hiesigen Königreiche. Für das Militär-Strafrecht sind die Kriegsartikel vom 4. May 1790, für den Militär-Proceß das Militär-Justizreglement vom 1. Dec. 1736 und die Kapitel 27 bis 29 des älteren, seinem übrigen Inhalte nach, durch die Generalordres vom 28. Nov. 1825 und 24. Oct. 1826 jetzt ganz aufgehobenem, Dienstreglements vom 25. Aug. 1786 die eigentlichen Grundgesetze. Da indessen seit dem Jahre 1813 die Militärverfassung durch die Einführung der allgemeinen Militärpflichtigkeit, durch die Aufhebung der Militär-Civil-Justiz, und die Unterwerfung des Militärs in civilrechtlicher Hinsicht unter die gewöhnlichen Civilgerichte, eine totale Umwälzung erlitten hat, so ist dadurch auch eine gänzliche Veränderung in der Militär-Rechtspflege herbeygeführt. Seit jener Zeit sind die ältern Grundgesetze durch landesherrliche Verordnungen, durch Generalordres und Ausschreiben in vielen einzelnen Puncten aufgehoben, ergänzt und dermaßen modificiert, daß es äußerst schwierig ist, sich eine Uebersicht über das jetzt geltende Militär-Recht und die Militär-Rechtspflege zu verschaffen; ja in einzelnen Puncten einige Kenntniß von denselben zu erhalten, bis jetzt rein unmöglich war, da jene Generalordres nie zur Kunde der Nichtmilitärpersonen gelangten.

Unter diesen Verhältnissen muß es als ein sehr verdienstliches Unternehmen angesehen werden, wenn ein in diesem Theile der Rechtswissenschaft vermöge seiner Dienstverhältnisse völlig eingeweihter Geschäftsmann den Plan faßte, die